Die Deutschen Befreiungskriege
1806 – 1815

F. Stassen

·AJAX·

·AJAX·

Die deutschen Befreiungskriege
1806 - 1815
Zwei Bände

Die deutschen Befreiungskriege

Deutschlands Geschichte von 1806-1815

von Hermann Müller-Bohn
veranlaßt und herausgegeben von
Paul Kittel

Bilderschmuck v. Professor Carl Röchling, Professor Richard Knötel / Professor Woldemar Friedrich und Kunstmaler Franz Stassen.

Erster Band.

Verlag von Paul Kittel / Historischer Verlag in Berlin
Hofbuchhändler Seiner Majestät des Kaisers und Königs

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Seiner Kaiserlichen u. Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen des Deutschen Reiches

und von Preußen

in tiefster Ehrerbietung gewidmet.

Zur Einführung.

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.

So ruft Max von Schenkendorf, einer der feurigsten Sänger der Befreiungskriege, als er der flammenden Begeisterung gedenkt, mit welcher das deutsche Volk vor hundert Jahren das schwere Joch Napoleons I. abschüttelte. Ja, es war eine große, eine gewaltige, eine erhebende Zeit, die Zeit der deutschen Befreiungskriege, und es gibt in unserer deutschen Geschichte kaum eine zweite Epoche, in welcher die deutsche Volksseele so in ihrer innersten Tiefe aufgewühlt wurde, welche so viel Begeisterung, so viel Zukunftsfreudigkeit hervorgebracht hat. Selbst die vaterländische Erregung, welche dem Kriege 1870/71 voranging, verblaßt vor der tiefgehenden Bewegung des unvergeßlichen Frühlings von 1813, da „der König rief, und alle, alle kamen", da es wie ein gewaltiger Sturm durch die deutschen Lande und die deutschen Herzen ging, und Theodor Körner, der Tyrtäus der Befreiungskriege, mit seinem flammenden Weckruf die deutschen Brüder in West und Ost, in Nord und Süd zu den Waffen rief.

Was war der Grund dieser tiefgehenden Erregung, dieses aufflammenden Zorns? Sie waren begründet in der erschütternden Vorgeschichte der Befreiungskriege, der Unglückszeit Deutschlands, da der korsische Titane halb Europa erobert und geknechtet und auch das altersschwache Deutschland und den Staat Friedrichs des Großen zu Boden geworfen hatte. Je größer die Not, je tiefer die Schmach und die Demütigung gefühlt worden waren, desto nachhaltiger die Begeisterung, als man die Ketten abschüttelte.

Und diese hehre Zeit des Vaterlandes, da dem deutschen Volke ein neuer Völkerfrühling erblühte, tritt in der gegenwärtigen Zeit, wo die Jahrhundertfeiern all der großen Ereignisse ihren Anfang nehmen, wieder mit frischen Farben vor unser geistiges Auge. Sie wahrheitsgetreu zu schildern in Wort und Bild, so anschaulich, so farbenfrisch, daß wir, die nachgebornen Geschlechter, ein lebensvolles, tief einwirkendes Bild davon gewinnen, ist der Zweck der Herausgabe dieses monumentalen nationalen Gedenkwerkes.

Der Verfasser, durch seine prächtige Kaiser Friedrich-Biographie und zahlreiche historische Quellenschriften in weiten Kreisen vorteilhaft bekannt, hat hier mit klarblickender Sicherheit das

Wesentliche der gewaltigen geschichtlichen Vorgänge erfaßt und in schwungvoller und begeisternder Darstellung von jener schweren und doch so erhebenden Zeit ein förmlich plastisches Gemälde geschaffen.

In jahrelangen, vorbereitenden Studien hat Müller-Bohn das gewaltige Quellenmaterial, das die zeitgenössische Geschichte jener Tage und die moderne Geschichtsforschung, insbesondere die einwandfreien historischen und kriegsgeschichtlichen Forschungen des Generalstabes und die Memoiren-Literatur, zutage gefördert haben, mit wahrem Bienenfleiße und kritischer Sichtung durchgearbeitet.

Geradezu dramatisch und packend, ja hinreißend sind seine Schlachtenschilderungen. Ein vorzügliches Kartenmaterial erläutert diese Schlachtengemälde. Nachbildungen von Originalbriefen handelnder Personen geben ein getreues Bild von den Stimmungen, Meinungen und Strömungen jener für ganz Europa so bedeutungsvollen Zeit.

Und mit dieser hervorragenden Darstellung hält die Illustrierung gleichen Schritt! Da sprechen Hunderte mit besonderer Sorgfalt hergestellte Originalbilder — künstlerisch empfundene Vignetten, lebenswahre Porträts, bewegte szenische Darstellungen, gewaltige Schlachtenbilder — von Professor Carl Röchling, Professor Richard Knötel, Professor Woldemar Friedrich und Kunstmaler Franz Staffen zu uns, die durch fortwährende Veranschaulichung der geschilderten Ereignisse den Eindruck heben und den Text beleben; da wirken zahlreiche ein- und mehrfarbige, ganzseitige Kunstbeilagen als künstlerische Erläuterung; da bieten sich interessante Autographen und zahlreiche, von des kundigen Kartographen Hand gezeichnete Schlachtenpläne. — All dies reiche künstlerische und wissenschaftliche Veranschaulichungsmaterial soll dazu beitragen, daß „Die deutschen Befreiungskriege" bei alt und jung begeisterte Aufnahme finden — „so weit die deutsche Zunge klingt."

Allen, die an diesem Werke mit rastlosem Fleiße und opferbereiter Hingabe in jahrelanger, unermüdlicher Arbeit mitgewirkt haben, sage ich auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank.

Berlin SW, Yorckstraße 13.

Paul Kittel.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch
Unter französischem Joche.

I. Machtentfaltung Kaiser Napoleons I.

Als Napoleon Bonaparte am 2. Dezember 1804 in der Notre-Dame-Kirche zu Paris sich und seiner Gemahlin Josephine Beauharnais die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, da kniete er — eine wunderliche Laune der Geschichte — vor dem nämlichen Altare der „Kirche unserer lieben Frauen", vor welchem zehn Jahre vorher die Göttin der Vernunft die Büste des Blutmenschen Marat bekränzt hatte. Damals hatte das Trauerspiel der französischen Revolution seinen Höhepunkt erreicht. Mit einem seltenen Scharfblick für die Schwächen und Fehler der Menschen begabt, hatte es Bonaparte — zuerst als General, dann als Konsul der Republik — seitdem verstanden, den Feuerströmen der Revolution nach und nach ein festes Bett anzuweisen, sie allmählich abzukühlen. Mit einer Klugheit ohnegleichen war es dem alten Republikaner gelungen, das Volk wieder an monarchische Formen zu gewöhnen. Er kannte die Eitelkeit der Franzosen zu gut; indem er ihnen wie eine herrliche Fata morgana das glänzende Zukunftsbild der „großen Nation" vor Augen hielt, wußte er, auf welchem Wege sie ihm folgen würden, blindlings, wie der Wanderer dem schimmernden Irrlicht. „Ich habe", sagte er selbst von sich, „die sich bekämpfenden, in Haß und Blutrache einander vernichtenden Franzosen zwischen zwei Granitmauern eingeschlossen und ihnen in der Ferne das Ziel gezeigt, welchem ich sie zuführte: la gloire (den Ruhm), und sie folgten mir!"

Wie bei den griechischen Volksfesten auf das Trauerspiel das Lustspiel folgte, das den schrecklichen Eindruck der Furien und Eumeniden vergessen machen sollte, so verlangte das leicht-

lebige französische Volk nach dem blutigen Drama der französischen Revolution ein unterhaltendes Schauspiel, und Napoleon gab es ihm in seiner pomphaften Kaiserkrönung. Von dem stolzen Bewußtsein durchdrungen, daß ihm selbst die erste Rolle dabei zufiel, wollte der ehemalige Advokatensohn sie auch mit der ganzen Grandezza eines geborenen Fürsten spielen, und der berühmte Schauspieler Talma mußte ihm Unterricht erteilen, welche Haltung er bei der Zeremonie einzunehmen, wie er Zepter, Krone, Mantel, eines Königs würdig, zu tragen habe. Und wie der große Menschenkenner den Eindruck kannte, den ein so glänzendes Schaustück auf die verblendeten Franzosen auszuüben imstande war, so äußerte er mit fast dämonischer Freude zu Talma: „Diesmal bin ich es nicht allein; wir beide machen heute Weltgeschichte". Auf Befehl des Kaisers mußte auch seine Gemahlin, die Kaiserin Josephine, sich mehreren Proben unterziehen. Sie berichtete später selbst davon, wie sie und ihr Gefolge das lange Schleppkleid anziehen mußten und bei den ersten Versuchen in der ungewohnten Tracht sich darin verwickelt hätten, daß sie sich vor Lachen kaum zu halten wußten.

Nichts Geringeres hatte Napoleon sich für diesen glänzenden Festakt vorgenommen, als das heilige römische Reich Karls des Großen, des gewaltigen Frankenkönigs, an der Seine wieder neu erstehen zu lassen. Nichts sollte deswegen an der äußeren Feier fehlen, auch nicht der Segen und die Salbung durch den heiligen Vater, wie wenig sonst auch Bonaparte auf den römischen Klerus gegeben hatte. Lange vergebliche Unterhandlungen hatte er deswegen mit Papst Pius VII. gepflogen; selber sollte der heilige Vater nach Paris zur Krönung kommen, um sein Haupt mit dem geweihten Gottesgnadenöle zu salben und seiner Krone den Segen der allein selig machenden Kirche zu erteilen. Lange hatte sich der stolze Kirchenfürst dagegen gesträubt; die anspruchsvollsten Bedingungen hatte er dem korsischen Emporkömmling gestellt; er hatte darauf bestehen wollen, daß er den Kaiser nicht bloß salbe, sondern auch kröne.

Monatelang hatten sich die Verhandlungen zwischen Rom und Napoleon hingezogen. Aber dem verschlagenen, in allen Ränken der Verstellungskunst gewandten Bonaparte war selbst die römische Schlauheit nicht gewachsen gewesen. Mit den schmeichelhaftesten Worten hatte Napoleon dem Papste eigenhändig geschrieben: „Heiligster Vater, die durch die Wiederherstellung der christlichen Religion auf die Sittlichkeit und den Charakter meines Volkes hervorgebrachten Wirkungen veranlassen mich, Ew. Heiligkeit zu bitten, bei einer der wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten der Welt mir und einer großen Nation einen neuen Beweis Ihrer Teilnahme zu geben. Heiligen Sie die Krönung des ersten Kaisers der Franzosen. Ein neuer Glanz wird sich über diese Zeremonie verbreiten, wenn Ew. Heiligkeit sie selbst leiten. Der Segen Gottes, von welchem das Schicksal der Staaten wie der Familien abhängt, wird sich über mich und mein Volk ergießen. Ew. Heiligkeit weiß, wie freundschaftliche Gesinnungen ich seit langer Zeit für Sie hege."

Endlich hatte der Papst nachgegeben. Napoleon war unter dem Vorwande einer Jagdpartie ihm bis Nemours entgegengereist. Am 23. November trafen der weltliche und der geistliche Herrscher hier zusammen. Die Repräsentanten der alten und neuen Zeit umarmten sich, ein treffendes Bild der Napoleonischen Politik. Der Kaiser nahm in dem bereitstehenden Wagen zur Rechten des Kirchenfürsten Platz. Unter dem Donner der Geschütze langten sie in Fontainebleau an. Der Papst reiste dann voraus und ward in die für ihn bestimmten Gemächer der Tuilerien geleitet. Glänzende Audienzen wechselten mit großen Zeremonien.

Die Zurüstungen zu den Krönungsfeierlichkeiten waren inzwischen mit großer Emsigkeit betrieben worden. Alle Künste hatten gewetteifert, der Nation ein Fest zu geben, das alles übertreffen sollte, was man je Großes gesehen habe. Das In- und Ausland sandte seine Vertreter nach Paris.

Napoleon verstand es trefflich, in der Beantwortung auf eine pomphafte Beglückwünschungsrede,

die François de Neufchateau am 30. November 1804 vor dem Senat in den Tuilerien hielt, der Eitelkeit des französischen Volkes zu schmeicheln und es vergessen zu machen, daß vor ihm der Mann stand, der im Begriff war, der republikanischen Freiheit, welche man vor kurzem noch mit hochtönenden Worten als das höchste Gut Frankreichs bezeichnet hatte, Zügel anzulegen. Mit gut affektierter Schlichtheit und Einfachheit erwiderte er: „Ich besteige den Thron durch den einstimmigen Wunsch des Senates, des Volkes und der Armee und bin von dem Gedanken an die hohe Bestimmung einer Nation durchdrungen, die ich zuerst mit dem Beinamen der „großen“ begrüßte. Seit meiner Jugend ist mein Geist nur mit ihr beschäftigt; bloß in ihrem Glück oder Unglück bestehen meine Freuden und Leiden. Lange werden meine Nachkommen diesen Thron inne haben. Sie werden im Felde die ersten Soldaten der Armee sein und der Verteidigung des Vaterlandes freudig ihr Leben zum Opfer bringen. Meine Herren, Sie werden sich stets erinnern, daß nur schwache und ohnmächtige Fürsten die Gesetze verachten und die gesellschaftliche Ordnung stören. Senatoren, deren Hilfe mir unter den schwierigsten Umständen zu teil wurde, möge sich Ihr Geist auf Ihre Nachfolger verpflanzen! Seien Sie stets die Stützen und ersten Ratgeber dieses Thrones, welcher für das Heil dieses großen Reiches so notwendig ist.“

Am 2. Dezember 1804 sollte das glänzende Schauspiel vor sich gehen, bei welchem der große Theatermeister die Haupt- und Nebenrollen äußerst geschickt verteilt hatte. Der Hauptakteur war der Kaiser selbst, die Statisten waren die großen Würdenträger und Paladine, welche den neugebackenen Thron umgaben: der Großwahlherr, ein Reichserzkanzler, ein Erz-Schatzmeister, ein Großmarschall, 16 Marschälle der Armee. Den alten Adel des französischen Königstums hatte er sich dadurch verpflichtet, daß er den Monseigneurs und alten Exzellenzen die Rückkehr an den französischen Hof und den Zutritt zu den alten Ämtern verstattet hatte. Zwei von seinen Brüdern: Joseph und Ludwig, erhob der ehemalige Advokatensohn zu französischen Prinzen mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit“. Das bengalische Feuerwerk aber, das bei diesem prunkenden Schaustück nicht fehlen durfte, das waren die Orden der Ehrenlegion, die er in Tausenden von Sternen und Kreuzen an diejenigen verschleuderte, die er zu gefügigen Werkzeugen seiner Politik machen wollte.

In der Frühe des 2. Dezember verkündeten Kanonensalven das große Ereignis der Krönung eines Kaisers, der, wie er selbst behauptete, „durch den Willen eines souveränen Volkes“ den Thron bestiegen hatte. Alle Großen des Reichs setzten sich in der vorgeschriebenen prächtigen Kleidung und mit den Zeichen ihrer Würde in Bewegung nach der Kirche Notre-Dame, während die Straßen von dem unaufhörlichen Geschrei: „Es lebe der Kaiser!“ widerhallten. Um 9 Uhr langte der Papst an und ward von der zahlreich anwesenden hohen Geistlichkeit durch eine Hymne begrüßt. Erst um 10 Uhr verkündeten Kanonendonner die Ankunft des Kaisers.

Den ganzen Morgen hatte ein kaltes Regenwetter geherrscht; als aber Napoleon in prächtigem Zuge der Kathedrale nahte, klärte der Himmel sich auf, und das freudetrunkene Volk jubelte immer von neuem: „Es lebe der Kaiser! Es lebe die Kaiserin!“ Fünf Marschälle und ein General-Obrist trugen vor ihm her die Krone, das Zepter, den Reichsapfel, die Halskette nebst dem Ringe des Kaisers und das Schwert Karls des Großen. Am Eingange in die Kirche reichten die Kardinäle und Erzbischhöfe dem kaiserlichen Paare das Weihwasser und begleiteten es bis zu seinem Sitze im Allerheiligsten.

In diesem Augenblicke verließ der Papst seinen Thron und sang am Altar eine Hymne. Auch der Kaiser und die Kaiserin schritten langsam, feierlich an den Altar und ließen sich auf die Knie nieder. Der Papst salbte sie mit dem heiligen Öl und segnete die Reichskleinodien ein. Jetzt ergriff der Kaiser selbst die Krone und setzte sie sich auf; gleich darauf krönte er auch die

Kaiserin. Der Papst küßte nun den Kaiser auf die Wange und sagte mit lauter Stimme zu den Umstehenden: „Vivat imperator in aeternum!“ („Es lebe der Kaiser in Ewigkeit!“) Die ganze Versammlung antwortete wie aus einem Munde: „Es lebe der Kaiser und die Kaiserin!“ Hierauf kehrten der Papst und das kaiserliche Paar auf ihre Throne zurück. Die Präsidenten des Senates, des Tribunals und des gesetzgebenden Körpers überreichten dem Kaiser ohne Verzug die Formel des Verfassungseides. Auf dem Throne sitzend, die Krone auf dem Haupte, die Hand auf dem Evangelium, sprach sie der Kaiser aus. Kanonensalven und ein Tedeum beschlossen die feierliche Handlung.

Trefflich verstand es der Kaiser, nicht nur der neugeschaffenen Würde den äußeren Glanz zu verleihen, durch den sie in den Augen des französischen Volkes erst den rechten Wert erhielt, sondern auch die anfänglich noch immer nicht geringe Zahl der Unzufriedenen verstummen zu machen. Alle Stände wußte er durch Gewährung von Vorrechten zu gewinnen. Die Armee war durch seine glücklichen Feldzüge ohnehin fest an ihn gekettet; die Geistlichkeit gewann er durch die Begünstigung des Aberglaubens, den Hofadel durch Majoratschenkungen und freigiebige Verteilung

Kaiser Franz von Österreich.

von Hofämtern. Dem Handelsstande schien er durch seine Weltpolitik neue, ungeahnte Bahnen zu öffnen, und den kleinen Mann machte er zufrieden, indem er ihm Brot gewährte. Tausende wurden beim Ackerbau und bei der Wehrhaftmachung des Landes, beim Wegebau und in Fabriken beschäftigt. Den Arbeiterstand gewann er für sich, indem er durch Niederreißung ganzer Stadtteile in Paris reiche Arbeitsgelegenheit schuf und so den Volkswohlstand hob.

Auch nach außen hin wußte die machtvolle Persönlichkeit des neuen Kaisers sich Geltung und Ansehen zu verschaffen. Seitdem Napoleon den Purpurmantel trug, wagte keines der gekrönten Häupter mehr an der Ebenbürtigkeit des Gefürchteten zu zweifeln. Allen voran der deutsche Kaiser Franz, beeilten sie sich, dem Kaiser der Franzosen ihre Huldigung zu Füßen zu legen. Die Blutflecken, die seit der Erschießung des unschuldigen Herzogs d'Enghien noch an den Fingern Bonapartes klebten, und die alle Welt noch vor kurzem mit Abscheu erfüllten, schien niemand mehr zu bemerken.

Niemals hat das alte, morsche deutsche Reich seine Ohnmacht mehr gezeigt, als in jenen Tagen. Anstatt für Deutschlands Ehre und Ansehen an der Spitze der deutschen Fürsten das Schwert zu ziehen, wie es einst Barbarossa, Heinrich und Otto getan, hielt es der „gute Kaiser Franz“ für

bequemer und ratsamer, die alte, wackelige Krone des heiligen römischen Reichs vom Haupt zu nehmen und sich dafür eine funkelnagelneue: die österreichische Kaiserkrone aufzusetzen. Schon seit dem 10. August 1804 nannte er sich Franz I., Kaiser von Österreich. Nur eine Sorge drückte ihn: „Wie wird's mit der Etikettenfrage werden?" Die große, gewichtige Frage, ob er bei feierlichen Anlässen den Vorrang vor dem Kaiser der Franzosen habe oder umgekehrt, raubte ihm den Schlaf seiner Nächte mehr als der traurige Zustand des deutschen Reiches und rief einen langen Notenwechsel mit Napoleon hervor, den der Kaiser der Franzosen natürlich zu seinen eigenen Gunsten entschied, womit sich der „gute Kaiser Franz" denn auch zufrieden gab. Mit sarkastischer Selbstironie, aber sehr treffend, äußerte damals der Vertreter der ohnmächtigen österreichischen Diplomatie, Graf Cobenzl: „Der Bonaparte ist ein Kollege, welchen mit gleichem Range zu sich erhoben zu sehen, sich alle Kaiser der Welt geehrt fühlen müssen."

Das Verhältnis Napoleons I. zu dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., war zu der Zeit, da sich der ehemalige Artillerieleutnant die Krone aufs Haupt setzte, ein gutes, ja vortreffliches. Hatte der König doch bereits ein halbes Jahr vor der Kaiserkrönung, nachdem er die offizielle Nachricht von der am 20. Mai 1804 zu Paris erfolgten Ausrufung des ersten Konsuls zum Kaiser der Franzosen erhalten hatte, dem neuernannten Imperator seine Zustimmung zu der angemaßten Würde in einem verbindlich gehaltenen Glückwunschschreiben zu erkennen gegeben.

Friedrich Wilhelm III., der an der Seite seiner edlen Gemahlin, der von ihrem Volke so geliebten Königin Luise, ein glückliches, vorbildliches Familienleben führte, war kein Mann des Krieges, kein Freund schneller, weittragender und folgenschwerer Entschließungen. Eine friedliebende, nüchterne, verständige, in der Sorge für sein Volk aufgehende Natur, hatte er nach seinem im Jahre 1797 erfolgten Regierungsantritt keinen anderen Ehrgeiz gehabt, als seinem Volke, sowie den gesamten norddeutschen Ländern die Wohltaten einer langen und vorteilhaften Neutralität angedeihen zu lassen. Zwei Jahre vorher hatte sein Vater nach dem verunglückten ersten Koalitionskriege gegen Frankreich den für Preußen wenig ehrenvollen Frieden von Basel abschließen müssen, der Preußen das ganze linke Rheinufer kostete, ihm allerdings aber auch infolge der zweiten und dritten Teilung Polens im Osten seines Reiches einen ansehnlichen Länderzuwachs gebracht hatte.

Auch während des zweiten Koalitionskrieges (1798—1802), dessen treibende Kraft in erster Reihe England, Frankreichs unversöhnlichster Feind war, hatte der König Neutralität bewahrt. Die verbündeten Österreicher und Russen hatten anfänglich mit Glück gegen die Franzosenheere gekämpft; nachdem aber Bonaparte wieder den Oberbefehl erhalten hatte, war der kühne Mann nach einem Gewaltmarsch von unglaublichen Beschwerden in fünf Tagen über den großen St. Bernhard gegangen und hatte die Österreicher nach hartem Widerstande bei Marengo (1800) geschlagen. Nach einem abermaligen Siege der Franzosen in Süddeutschland bei Hohenlinden sah sich Österreich 1801 zum Frieden von Luneville genötigt. Unter Zustimmung Friedrich Wilhelms III. wurde der Rhein als künftige Grenze zwischen Frankreich und Deutschland festgesetzt; die hierdurch benachteiligten deutschen Fürsten sollten durch Kirchengüter schadlos gehalten werden, und in dem Separatfrieden vom 23. Mai 1802 erhielt Preußen als Entschädigung für seine linksrheinischen Besitzungen die ehemaligen geistlichen Landesteile Paderborn, Hildesheim, einen Teil von Münster, Eichfeld, Erfurt und die Abtei Elten, Hessen und Werden, im ganzen 283 Quadratmeilen mit 684000 Einwohnern.

Preußen hatte sich also anscheinend bei seiner Neutralität recht gut gestanden. Allein diese erhebliche Gebietserweiterung bedeutete für den Staat Friedrichs des Großen keinen Zuwachs an politischem Ansehen. Nicht eigener Kraft verdankte der König von Preußen die Vergrößerung

seines Staates; sie war ihm gewissermaßen als Geschenk des korsischen Eroberers mühelos in den Schoß gefallen.

Nicht ohne Grund hatte Bonaparte im Frieden von Luneville Preußen so reich bedacht; er glaubte dasselbe dadurch auf längere Zeit zu dienstbeflissener Bundesgenossenschaft sich verpflichtet zu haben. Er behandelte den König von Preußen mit der höflichsten Rücksicht; schlummerte doch immer im Hintergrunde seiner Pläne und Erwägungen der Gedanke, die deutschen Länder des von ihm so gehaßten England, vor allem Hannover, durch preußische Waffen besetzen zu lassen.

Und so sollte denn in der Tat im Verlauf der weiteren Geschichte das zu Englands Krone gehörige Kurfürstentum Hannover der Zankapfel werden, den Napoleon mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers zwischen England und Preußen warf, um beide Länder zu entzweien und — je nachdem es in seine Pläne paßte — bald die eine, bald die andere Macht seinen Zwecken dienstbar

König Friedrich Wilhelm III.

zu machen. Aber noch mehr! Dieser schöne, von einem kerndeutschen, intelligenten Menschenschlage bewohnte norddeutsche Staat hatte unbewußt in jenen Tagen eine hohe deutsch-nationale Mission zu erfüllen; durch das eigenartige Zusammentreffen wichtiger historischer Geschehnisse sollte er in der Folge für den Staat Friedrich Wilhelms III. zu einem Prüfstein werden, an dem sich zeigen konnte, ob Preußen imstande war, sich auf der Höhe seines weltgeschichtlichen Berufes zu halten, auf den ihn Friedrichs des Großen machtvolle Persönlichkeit gehoben hatte.

England hatte im Jahre 1802 mit Frankreich den Frieden von Amiens geschlossen; aber bei der unersättlichen Gier Napoleons, seine Machtsphäre zu erweitern und bei dem unversöhnlichen Haß des englischen Ministers Pitt war dieser Friede nur von kurzer Dauer gewesen. Nach einem erbitterten Notenwechsel erklärte England bereits im Mai des folgenden Jahres von neuem den Krieg. Napoleon faßte den kühnsten aller seiner Pläne: eine Landung an der englischen Küste zu unternehmen und sammelte zu diesem Zwecke eine gewaltige Flotte im Kanal, während an der Nordküste Frankreichs zwischen Calais und Boulogne sich ein mächtiges Heer zusammenzog.

Von beiden kriegführenden Mächten war um die Freundschaft und Bundesgenossenschaft Preußens heiß geworben worden. Aber die Unschlüssigkeit Friedrich Wilhelms III., der es weder mit England noch mit Frankreich verderben wollte, bestimmte diesen, in der ihm so bequemen Rolle der Neutralität weiter zu verharren. Der König verkannte hier leider seinen deutschen Beruf. Gerade in diesem Augenblicke war die Frage, was in dem soeben ausgebrochenen Kriege zwischen England und Frankreich mit Hannover werden sollte, eine brennende geworden. Dem Könige bot sich hier, wie ein vorurteilsloser Zeitgenosse*) bemerkt, „eine vortreffliche Gelegenheit, einen kühnen Griff zu tun, nämlich bei dem ersten Kanonenschuß auf dem Meere ohne Umstände Truppen nach Hannover zu werfen, und es während des Krieges besetzt zu halten, wie er es zwei Jahre vorher auf das Verlangen Rußlands getan hatte. Bei dieser Gelegenheit, welche eine der entscheidendsten für sein ganzes Leben war, gebrach es ihm nicht an gutem Rat. Graf Haugwitz drang darauf, Preußen solle Frankreich in dem Kurfürstentume zuvorkommen; der erste Konsul würde darüber sehr in Harnisch geraten sein, er würde laut gedroht haben; allein dabei würde sein Zorn es haben bewenden lassen. Er kannte die verwundbaren Seiten seiner Stellung sehr wohl und wußte, wie wichtig es für ihn sei, Preußen zu schonen, um es nicht durch unbedachte Gewalttätigkeiten in die Arme seiner Feinde zu drängen. Durch eine solche energische Tat würde Friedrich Wilhelm in der Meinung der Welt gestiegen sein und sämtlichen Höfen gezeigt haben, daß er zugleich friedlich und stark zu sein verstehe, und daß er keinem anderen, wie mächtig er auch sei, gestatten werde, über Staaten zu verfügen, welche er einmal unter seinen Schutz genommen. Er würde Herr seiner Zukunft geblieben sein und sich zwölf Jahre der Trübsal und des Unglücks erspart haben. Allein dieser Fürst schreckte vor einer Maßregel zurück, deren Zweckmäßigkeit sein Geist wohl erkannte, die aber für seinen Charakter zu kühn war. Er gedachte, das Ziel, auf das er nicht mit dreister Stirn und erhobener Faust loszugehen wagte, auf dem langsamen und gewundenen Wege der Unterhandlungen zu erreichen." Er wendete sich zunächst an England und erbot sich, Hannover in Verwahrung (en dépot) zu nehmen, unter der Bedingung, daß von jenem der freien Schiffahrt auf Elbe und Weser unter preußischer Flagge kein Hindernis gemacht und das Durchsuchungsrecht preußischer Schiffe aufgegeben werde. England antwortete auf diesen unschuldigen Vorschlag in beleidigender Weise. Von London zurückgewiesen, wandte sich Friedrich Wilhelm an Frankreich und beschwor den ersten Konsul, die Unabhängigkeit Hannovers zu respektieren unter der Zusicherung, dasselbe für ihn in Verwahrung zu nehmen. Bonapartes Entschluß war unwiderruflich; er wollte England die großen Flüsse Deutschlands verschließen; dem Handel, der Englands Lebensfrage ist, wollte er hier eine Wunde schlagen, und während Friedrich Wilhelm die Zeit mit vergeblichen Unterhandlungen verlor, rückten 20000 Franzosen unter Mortier

Minister Graf von Haugwitz.

*) Armand Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, Paris 1845.

in Hannover ein und fanden nicht den mindesten Widerstand. Preußens Stellung war dadurch eine noch schwierigere geworden als zuvor; Ostfriesland, die westfälischen und rheinischen Besitzungen waren von dem übrigen Teil der Monarchie durch Streitkräfte einer fremden Macht abgetrennt.

Es gab damals eine Reihe ernsthafter Politiker, welche angesichts dieser gefahrvollen Lage es für die Machtstellung Preußens für das Beste hielten, dem heißen Werben Napoleons um die Bundesgenossenschaft entgegenzukommen. Ja, man erwartete von einem solchen Zusammengehen für die Zukunft Preußens nichts Geringeres als eine Vormachtstellung in Deutschland mit Zurückdrängung von Österreich, besser gezogene militärische Grenzen, ein zusammenhängendes Land und einen Zuwachs an Bevölkerung und Einkünften. Im Hintergrunde schlummerte sogar in manchem phantasievollen Kopfe der Gedanke an die Kaiserkrone. Man erinnerte sich des Wortes, welches Bonaparte in jener Zeit einmal drohend gegen den österreichischen Gesandten, Graf Cobenzl, geäußert hatte: „Preußen ist zu schwach; ich werde es unterstützen, ich werde es großmachen."*)

Aber dem schlichten, verständigen Sinne Friedrich Wilhelms III., der nur einen Ehrgeiz kannte, die Erbschaft Friedrich des Großen unangetastet zu erhalten und nur ein System, seinem Staate die Vorteile des Friedens und der Neutralität zu wahren, widerstrebten solche phantastischen Träumereien. Und wenn ihn sein unüberwindlicher Abscheu vor dem Kriege auch die Freundschaft mit Napoleon aufrecht zu erhalten drängte, so entfernte ihn sein angebornes Rechtsgefühl innerlich doch immer mehr von dem anmaßlichen Franzosenherrscher, der, ohne ihn zu fragen, seine Truppen in Hannover hatte einziehen lassen.

Zudem hatte der Berliner Hof damals eine starke Zuneigung zu Rußland. Man stand noch stark unter dem Eindruck der Zusammenkunft des preußischen Königspaares mit dem Zar Alexander im Juni 1802, und die Königin Luise unterhielt, wie Lefebvre bemerkt, „in Berlin noch unter der Verzauberung jener Zusammenkunft mit einer Art frommer Verehrung die Beziehungen lebhafter Sympathie, welche damals zwischen ihrem Gemahl und dem Kaiser Alexander bestanden. Diese Fürstin übte auf den König jene zarte Gewalt aus, welche ein Charakter voll Sanftmut und Grazie, vereint mit den Reizen einer rührenden Schönheit auf einen Mann mit reinen Sitten auszuüben vermag. In häuslicher Vertraulichkeit war sie bemüht, dem Gemahl Vorsicht anzuempfehlen und ihm zu raten, bei den Anerbietungen des ersten Konsuls auf der Hut zu sein."

Am Berliner Hofe waren damals hinsichtlich der äußeren Politik Preußens drei verschiedene Ansichten vertreten: Der König neigte fortgesetzt einer unbedingten Neutralität zu. In seinem Kabinett standen sich zwei grundverschiedene Meinungen schroff gegenüber. Graf Haugwitz hatte eine entschiedene Vorliebe für Frankreich, von dessen Freundschaft man nach seiner Meinung viel zu hoffen, von dessen Feindschaft man alles zu fürchten hätte. Selbst alte erprobte Generale aus der Umgebung des Königs, wie Zastrow, Kalkreuth und der Feldmarschall Möllendorf schlossen sich dieser Ansicht an, und das Wort Friedrichs des Großen: „Preußen muß im guten Einvernehmen mit Rußland, kalt gegen Österreich und innigst befreundet mit Frankreich sein", wurde dieser Partei des preußischen Hofes zu einer Parole, welche auch der völlig franzosenfreundliche Geheime Legationsrat Lombard zu der seinigen machte. Völlig entgegengesetzt war die Ansicht des Barons von Hardenberg, der als geborener Hannoveraner mehr England zuneigte. Die täglich wachsende Macht Frankreichs erfüllte ihn mit Beunruhigung. Im Ministerrat vertrat er im geheimen auch die Meinung der Königin.

*) Bignon, histoire de Napoleon, IV, 23.

In dem Hin- und Herschwanken der preußischen Politik zwischen Frankreich, England und Rußland war die Eingangs dieses Kapitels geschilderte Kaiserkrönung Napoleons herangekommen, ohne daß man es vermocht hätte, Napoleon zur Räumung Hannovers zu bewegen. Dieser hatte, angesichts der immer drohender werdenden Haltung Englands mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Doppelzüngigkeit im diplomatischen Verkehr, es immer und immer wieder versucht, den König von Preußen von der Nützlichkeit und Notwendigkeit eines Bündnisses mit ihm zu überzeugen. Ja, der korsische Abenteurer auf dem französischen Throne, der sich als ehemaliger Republikaner die ehrwürdige Krone des Frankenkaisers angemaßt hatte, scheute sich nicht, dem Könige die Lockspeise der „Kaiserkrone von Preußen" hinzuwerfen, indem er ihm durch den französischen Gesandten Laforest in Berlin erklären ließ, daß, falls er sich nach seinem Beispiele mit der kaiserlichen Würde zu bekleiden wünsche, Frankreich hierzu ihm seine Dienste anbiete.

Aber der schlichten, ruhigen Natur Friedrich Wilhelms erschienen solche kühnen Gedankenflüge vermessen; er antwortete dem französischen Unterhändler, er sei mit seinem Schicksal zufrieden und begehre nichts weiter, als den Rang, zu welchem ihn die Vorsehung erhoben habe, zu behaupten. Wie Armand Lefebvre*) berichtet, verstand Napoleon diese Bescheidenheit des Königs so wenig zu würdigen, daß er vielmehr dahinter nur Furcht, oder heimliches Einverständnis mit dem Kaiser von Rußland vermutete.

Friedrich Wilhelms zurückhaltendes Benehmen war Napoleon umso ungelegener, als Frankreichs unversöhnlichster Feind, William Pitt, gerade jetzt alles daran setzte, England und Rußland für eine neue Koalition zu gewinnen. Am 11. April 1805 kam zwischen beiden Mächten der sogenannte Konzert-Traktat zu stande, und Österreich, dem man als Siegespreis die Wiedergewinnung der Lombardei und Venetiens in Aussicht gestellt hatte, trat unterm 9. August 1805 diesem Bunde bei.

So geheim alle diese Verhandlungen gepflogen waren, Napoleon war durch seine gut bezahlten Agenten, die er an allen Höfen unterhielt, genau unterrichtet, noch bevor die bevollmächtigten Unterhändler ihre Unterschriften unter die Koalitionsverhandlungen gesetzt hatten. Aber er war der Mann schnellen und kühnen Handelns. Zornig rief er aus: „Sie wollen mir den Lorbeerkranz, den mir Italien gewunden, von der Stirn reißen; ich werde ihn mit einem eisernen Reifen befestigen!" Schon am 15. März 1805 nahm er in den Tuilerien aus den Händen einer Deputation der italienischen Republik die Königskrone Italiens in Empfang. Zwei Monate später hielt er bereits seinen Einzug in Mailand, und am 26. Mai empfing er kniend aus den Händen des Kardinals Caprara die eiserne Krone der Longobarden. Mit theatralischer Pose, ganz in die Formen angestammter Feudalkönige verfallend, setzte sich der ehemalige Republikaner, der seine stolze Größe allerdings seiner eigenen Kraft, seinem eigenen Genie verdankte, die Krone, welche angeblich einst das Haupt Karls des Großen geschmückt hatte, mit den Worten auf das Haupt: „Dio me la diede; guai a chi la tocca!" „Gott gab sie mir; weh dem, der daran rührt!" Dann eilte er nach Boulogne, entschlossen, England zu züchtigen. Aber Pitt war inzwischen nicht müßig gewesen. Schon waren zwei russische Heere auf dem Wege zur Donau, und nachdem auch Österreich alle Vermittlungsvorschläge des Franzosenkaisers abgelehnt hatte, gab er am 27. August im Lager von Boulogne den Tagesbefehl zum Aufbruch der großen Armee.

Als Napoleon den kühnen Entschluß faßte, den Fehdehandschuh aufzuheben, den ihm die drei größten Mächte Europas hingeworfen, hatte er im Stillen die Hoffnung gehabt, Friedrich

---

*) Armand Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, Paris.

Wilhelm würde bei seiner Abneigung gegen den Krieg auch diesmal die von ihm bisher bewahrte Neutralität beibehalten und der Koalition der drei Mächte fernbleiben. Von Seiten Österreichs und Rußlands dagegen wurden alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, ihn auf ihre Seite hinüber zu ziehen.

So war Friedrich Wilhelm zu jener Zeit in der Tat einer der umworbensten Souveräne, und zieht man lediglich die Machtverhältnisse in Betracht, so hatte der König von Preußen, der mit einem Heer von 150000 Mann im stande war, die Operationen der Koalition zu unterstützen, während des Jahres 1805 längere Zeit die Geschicke Europas in der Hand. Er war gewissermaßen das Zünglein der Wage. Um es in Bewegung zu setzen, dazu hätte es eines selbstbewußten und entschlossenen Handelns bedurft: der Entscheidung durch das Schwert, und vor dieser Entscheidung schreckte die Friedensliebe des Königs wieder und wieder zurück, so sehr sich auch Kaiser Alexander

Kaiser Alexander I. von Rußland.

bemühte, ihn auf die Seite der Koalition zu ziehen. Den fortgesetzten Bemühungen des russischen Unterhändlers, General von Winzingerode, setzte er unausgesetzt die stereotype Erklärung entgegen, daß er eine strenge Neutralität zu halten entschlossen sei. Der Drohung des Generals gegenüber, daß bei der fortgesetzten Weigerung der Kaiser von Rußland im Falle eines Krieges die preußische Grenze nicht respektieren, sondern ungehindert seine Truppen durch Preußens Gebiet marschieren lassen würde, wurde Friedrich Wilhelm allerdings energischer; er schickte den General von Zastrow nach Petersburg, um gegen diese angedrohte Neutralitätsverletzung Protest einzulegen.

Unterdessen hatte auch Napoleon, dem alles daran liegen mußte, den König von der Koalition zurückzuhalten, sein heißes Liebeswerben um Preußen nicht aufgegeben. Um des unberechenbaren Königs auf alle Fälle sicher zu sein, griff Napoleon zu dem letzten und wirksamsten Mittel seiner diplomatischen Kunst: er bot im August 1805 dem Könige von Preußen das vielbegehrte Hannover an „unter der Bedingung der gegenseitigen Garantie des augenblicklichen Besitzes“, und zwar nicht nur zur Besetzung bis zum Frieden, sondern zur dauernden Einverleibung in die preußische Monarchie.

Ein schlauer Schachzug des verschlagenen Korsen. Gelang es, den König zur Annahme des Geschenkes zu bewegen, so war Preußen unwiderruflich an Frankreich gebunden; es wurde der unversöhnliche Feind Englands, und die Sache Napoleons war in Europa gewonnen.

Es war eine schwierige Entscheidung, vor welche Friedrich Wilhelm gestellt war, um so mehr, als Graf Haugwitz ihn beschwor, die bisherige Neutralität aufrecht zu erhalten. Dagegen suchten der Herzog von Braunschweig und Hardenberg den König für die Annahme Hannovers zu gewinnen. Letzterer erklärte dem französischen Gesandten, Herrn de Laforest, „er für seine Person würde seinen Ruhm daran setzen, seine Verwaltung durch eine Operation zu bezeugen, welche der mißgestalteten Figur des geographischen Systems der Monarchie abhelfe. Die Gewissenhaftigkeit des Königs sei das einzige Bedenken; indessen halte er diese nicht für unüberwindbar." In einer von Laforest verfaßten Denkschrift spielte dieser in geschickter Weise auf die wichtige Rolle an, welche Friedrich Wilhelm als Vermittler und Erhalter des europäischen Friedens im Bunde mit Frankreich spielen würde. Das wirkte. Friedrich Wilhelm erklärte sich zur Annahme Hannovers bereit, wenn der Kaiser der Franzosen die Krone Frankreichs und Italiens sofort wieder trennen und die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands anerkennen würde. Ohne auf die letztgenannten Bedingungen einzugehen, schickte Napoleon sofort seinen Großmarschall Duroc zum Abschluß des Bündnisses nach Berlin.

Aber man hatte sich doch in dem Könige getäuscht. Diesmal war es gerade seine gründliche, alles peinlich und gewissenhaft überlegende Natur, welche ihn vor einem übereilten Entschluß bewahrte. Der russischen Partei am Berliner Hofe, deren Seele die Königin war, war es überdies gelungen, die Verbindnng des preußischen Hofes mit dem hinterlistigen Franzosenkaiser wieder in so ungünstigen Farben auszumalen, daß der König schwankend geworden war. Alle Vorstellungen Durocs, „es geschähe des Friedens wegen", fruchteten nichts. Der König hatte seine Zuflucht wieder zu Vermittlungsnoten genommen, die er nach Petersburg und Wien schickte, und Hardenberg konnte dem französischen Unterhändler nur erwidern: „Die Persönlichkeit des Monarchen entscheidet in solchen Angelegenheiten ganz allein. Friedrich II. würde keinen Augenblick gezögert haben, von der Gelegenheit, die Monarchie zu vergrößern, zu profitieren; allein das Gewissen Friedrich Wilhelms III. ist so delikat, daß der allergrößte Vorteil ihn nicht dazu bringen wird, der angreifende Teil zu sein."

Doch gelang es Duroc wenigstens, das Versprechen des Königs von Preußen zu erhalten, daß er keinem russischen Heere den Durchzug durch Preußen, Polen und Schlesien gestatten würde. Aber diese Zusage brachte den König wieder in einen scharfen Gegensatz zu Rußland. Als der russische Gesandte in Berlin dem Könige amtlich mitteilte, daß die russischen Truppen im Begriff seien, die preußische Grenze zu überschreiten, um an die Donau zu marschieren, wurde der König im Gefühl seines beleidigten Stolzes plötzlich sehr energisch, verweigerte den Durchmarsch, ließ einen Teil der Armee am 7. September, den Rest am 19. mobil machen und schickte mit einer sonst an ihm ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit 80000 Mann an die bedrohte Grenze im Osten, des festen Willens, unter allen Umständen die Neutralität aufrecht zu erhalten.

Während man in Preußen die kostbare Zeit mit unfruchtbaren Verhandlungen verzettelte, und seine Aufmerksamkeit auf die Ostgrenze des Landes richtete, hatte Napoleon, an kühnes und schnelles Handeln gewöhnt, den denkwürdigen Feldzug von 1805 begonnen. Nie hat Napoleons Feldherrngenie in hellerem Lichte gestrahlt, als beim Entwerfen dieses Kriegsplanes; nie hat er einen Feldzug schneller und entscheidender durchgeführt als diesen. Am 25. September hatte er die Tuilerien verlassen, am 1. Oktober war er bereits über den Rhein gegangen. Die Kurfürsten von

Bayern, Württemberg und Baden, ihre Pflicht gegen Kaiser und Reich schnöde vergessend, verstärkten mit ihren Truppen die Heere des übermächtigen Gegners, von dessen Gunst sie eben so viel zu hoffen, als von seinem Zorn zu fürchten hatten. In der Zeit vom 6. bis 8. Oktober überschritten 180000 Mann französischer Truppen an vier verschiedenen Punkten die Donau. Die österreichische Hauptmacht unter dem Oberbefehl des Generals Mack wurde in Ulm eingeschlossen. Von dem Hauptheer abgeschnitten und an aller Rettung verzweifelnd, wußte sich der unfähige Feldherr nicht anders zu helfen, als mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen, die schließlich zu der schmachvollen Kapitulation von Ulm führten. (20. Oktober.) Des Schlachtenkaisers Freude über den unerwartet

Neutralitätsverletzung der Franzosen durch Überschreitung des Ansbachischen Grenzgebietes bei Sickershausen. Oktober 1805.

schnellen Erfolg erlitt eine empfindliche Trübung durch die Nachricht über den gleich am Tage nach dem Erfolg von Ulm erfochtenen Seesieg der Engländer bei Trafalgar, welcher für Napoleon den Verlust der gesamten französischen Schlachtflotte bedeutete, während er den Engländern den Verlust ihres größten Seehelden, Nelson, kostete. In der vordersten Reihe kämpfend, um das französische Zentrum zu durchbrechen, erlag der kühne Seemann, der schon in früheren Schlachten ein Auge und einen Arm verloren hatte, der Kugel eines französischen Scharfschützen vom Mastkorbe des „Redoutable“ aus.

Während des schnellen Siegeslaufes der französischen Armee hatte sich Napoleon einer unerhörten Verletzung des Völkerrechts schuldig gemacht, eines Neutralitätsbruches, der den Zorn der Kriegspartei am preußischen Hofe mächtig emporflammen ließ. Auf Befehl des Kaisers war die

Armee Bernadottes, von Hannover auf die Isar vordringend, durch das damals preußische Gebiet von Ansbach marschiert. Es war am 6. Oktober 1805, als bei Sickershausen der Vortrab des französischen Heeres erschien und Miene machte, die Grenze zu überschreiten. Von den an der Grenze postierten preußischen Husaren daran gehindert, gab der kommandierende feindliche Offizier den Befehl, den schwarzweißen Schlagbaum mit Äxten niederzuhauen. Die geringe preußische Grenzbesatzung vermochte sich dem Gewaltstreiche nicht zu widersetzen. Krachend fielen die Schläge der Äxte nieder und erweckten in dem Teile des preußischen Volkes, der sich noch nationales Ehrgefühl bewahrt hatte, einen mächtigen Widerhall. Selbst der allezeit zur friedlichen Vermittlung geneigte König war so empört, daß er in der ersten Regung gewillt war, dem französischen Gesandten die Pässe zustellen zu lassen. Vorläufig unterblieb diese letzte Maßregel noch, und am 9. Oktober einigte man sich zu folgender Entschließung: „Frankreich gegenüber sagte man sich von jeder übernommenen Verbindlichkeit los, den russischen Truppen wurde der Durchmarsch durch Schlesien und ebenso durch Mecklenburg und Schwedisch-Pommern nach Hannover gestattet, Hannover — welches von den französischen Truppen bis auf Hameln geräumt war — sollte preußischerseits besetzt werden; dem russischen Kaiser wurde erklärt, daß man zu bewaffneten Verhandlungen (Négociation armée) bereit sei."

Am 14. Oktober wurde diese drohende Note von Hardenberg dem noch immer in Berlin weilenden Großmarschall Duroc überreicht; sie enthielt zugleich eine Antwort an den französischen Gesandten Laforest, in welcher es heißt: „Seine Majestät wisse nicht, ob Sie sich mehr über die Gewalttätigkeiten, welche sich die französischen Armeen in Ihren Provinzen erlaubt haben, oder über die unbegreiflichen Gründe, mit denen man sie jetzt rechtfertigen wolle, wundern soll."

Das war Wasser auf die Mühle der preußischen Kriegspartei. Entzückt war man namentlich von Hardenbergs energischer Erklärung Laforest gegenüber: „Der König von Preußen", hatte er geäußert, „ist kein König von Neapel, und wenn er sich dergleichen gefallen ließe, dann würde ein jeder Mann von Ehrgefühl in Preußen ihn an die Würde seines Ranges erinnern." Solche Sprache hatte man lange nicht am Berliner Hofe gehört.

Niemand war über die günstige Umstimmung Friedrich Wilhelms mehr entzückt, als Kaiser Alexander. Er suchte jetzt alles daran zu setzen, ihn für die Koalition zu gewinnen. Bereits am 25. Oktober traf er in Berlin ein, von allen Seiten mit der größten Begeisterung begrüßt. Aber die Sache der Kriegspartei erlitt einen empfindlichen Stoß durch die gerade in diesen Tagen eingetroffene Nachricht von dem Siege Napoleons über den österreichischen General Mack und dem schnellen Vordringen der Franzosen auf Wien.

Friedrich Wilhelm war sofort wieder schwankend geworden, und es bedurfte des ganzen Einflusses Kaiser Alexanders, um den König am 3. November in Potsdam zur Unterzeichnung eines Vertrages zu veranlassen, der im wesentlichen folgende Bestimmungen enthielt: Der König von Preußen übernimmt die bewaffnete Vermittlung und schickt sofort (incessamment) einen Bevollmächtigten in das französische Hauptquartier, um im allgemeinen auf Grundlage des Luneviller Traktates den Frieden zu verhandeln. (Napoleon sollte danach den König von Sardinien entschädigen, seine Truppen aus Deutschland, Holland, der Schweiz und Neapel zurückziehen, die Trennung der französischen und lombardischen Krone dauernd anerkennen — kurz Bedingungen, deren Annahme besonders nach den bereits errungenen militärischen Vorteilen doch keinesfalls zu erwarten war.) Vier Wochen nach Abreise des Unterhändlers sollen die Unterhandlungen beendigt sein, und verpflichtet sich Preußen im Falle der Nichtannahme, mit 180000 Mann und mehr nebst seinen Verbündeten (Sachsen und Hessen) ins Feld zu rücken. In einem geheimen Artikel verspricht Alexander, dahin zu wirken,

daß England in die Abtretung oder in den Tausch von Hannover willige. Die Räumung Deutschlands durch Napoleon sollte spätestens bis 15. Dezember beendet sein.

Bei der einer schnellen Entschließung nicht zugeneigten Natur des Königs hielt es der von romantischer Schwärmerei nicht ganz freie Kaiser Alexander für angemessen, sich des neuen Bundesgenossen noch durch einen mystisch-religiösen Akt von besonderer Feierlichkeit zu versichern. Er vollzog sich in der Nacht vom 4. bis 5. November 1805.

Mitternacht war nahe. Die Reisewagen Alexanders waren bereits am Schloßhofe zu Potsdam vorgefahren, als der Kaiser dem Könige und der Königin von Preußen den Wunsch aussprach, ihn

Friedrich Wilhelm III., Königin Luise und Kaiser Alexander I. am Sarge Friedrichs des Großen in der Nacht zum 5. November 1805.

vor seinem Abschiede zu dem Grabgewölbe zu begleiten, in welchem die Gebeine des Großen Friedrich ruhen. Nur ungern gab Friedrich Wilhelm dem Wunsche nach. Seiner nüchternen Natur widerstrebte alles Abenteuerliche und Romantische. Man stieg hinunter zur Gruft in der Garnisonkirche. Ein Küster und ein Fackelträger erwarteten die mitternächtigen Gäste. Der Riegel knarrte, und der Schein der Fackel fiel auf die Gruft des großen Königs. In weihevoller Stimmung standen alle drei, tief bewegt von der Macht des Augenblickes. Dann neigt Alexander seine Lippen auf den Sarg des Heldenkönigs, reicht Friedrich Wilhelm in tiefer Ergriffenheit die Hand und gelobt ihm unwandelbare Freundschaft. Grell beleuchten die Kerzen die düstere, feierliche Szene. Da hallen in schauerlichen Tönen die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde von dem Turm der Garnisonkirche, und wie zur Bekräftigung des Gelöbnisses ertönt in diesem Augenblicke von dem Glockenspiel

der Turmuhr das alte Lied des Gewissens: „Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab." Alle drei knieen noch einmal nieder und verharren eine Weile schweigend im Gebet; dann verlassen sie in tiefer Ergriffenheit die Stätte des Todes.

Alexander verabschiedete sich von dem befreundeten Fürstenpaar, um zu seinem Heere zu eilen, das, nachdem ihm die preußische Grenze geöffnet worden war, in starken Märschen auf Mähren vordrang. Noch an demselben Tage, an welchem der Zar zu seiner Armee abgereist war, legte Herzog Karl von Braunschweig eine Denkschrift vor, worin er es als sehr erwünscht hinstellte, den Ausbruch der kriegerischen Ereignisse bis auf den 15. Dezember hinauszuschieben, „an dem hoffentlich alles auf dem Offensiv- und Defensivpunkte stehen würde." Hierdurch wurde die Abreise des zum Bevollmächtigten ausersehenen Grafen Haugwitz stark verzögert, was sich, wie wir weiter unten sehen werden, bitter rächen sollte.

Erst am 14. November verließ Haugwitz Berlin, versehen mit den Instruktionen, die sich aus dem vorn mitgeteilten Potsdamer Vertrage vom 3. November ergaben. Aber der immer vorsichtig erwägenden Natur des Königs waren diese Bestimmungen, obgleich er ihnen selbst zugestimmt hatte, nachträglich doch zu scharf vorgekommen; er gab deswegen dem Grafen Haugwitz noch eine geheime, selbst dem Staatskanzler von Hardenberg nicht bekannte Weisung mit, den Frieden zwischen Preußen und Frankreich auf alle Fälle zu sichern."*)

So war es ganz im Sinne Friedrich Wilhelms, daß Haugwitz, als er am Vorabend der Schlacht von Austerlitz im Hauptquartier zu Brünn von Napoleon empfangen wurde, nur erst allgemein von der Vermittlerrolle Preußens sprach und die drohende Note Preußens, die sich aus dem Vertrage vom 3. November ergab, ruhig in der Tasche ließ.

„Sie sprechen mir vom Frieden", sagte der Kaiser bei dieser Gelegenheit; „es wäre mir lieber, Sie brächten ihn mir. Sie sprechen von Vermittlung, worauf ich bemerke, daß ich vielleicht stark genug bin, derselben nicht zu bedürfen. Indessen seien Sie versichert", fügte er mit aalglatter Höflichkeit hinzu, „daß ich die guten Dienste Preußens, durch den Grafen Haugwitz mir angeboten, mit Vergnügen entgegennehmen werde. Nur sehen Sie selbst ein, heute bin ich nicht mehr Herr meiner Entschlüsse; man verlangt eine Schlacht, man soll sie haben." Und so erhielt Haugwitz noch an demselben Abend die Aufforderung, sich in Anbetracht der Möglichkeit einer nahe bevorstehenden Schlacht zur Empfangnahme weiterer Nachrichten nach Wien zu begeben.

Und die Schlacht wurde geschlagen, ehe der nächste Tag sich seinem Ende zuneigte. Es war die berühmte Dreikaiserschlacht bei Austerlitz, in welcher der große Schlachtenmeister die Heere zweier Kaiser, des russischen und des österreichischen, an einem Tage — am 2. Dezember 1805 — zertrümmerte. Bis zum letzten Augenblicke hatte Alexander auf die Hilfe des „Bundesgenossen" gewartet, mit dem er vier Wochen vorher den Potsdamer Vertrag abgeschlossen. Ein Eilbote nach dem anderen war nach Berlin abgegangen mit der Aufforderung, ihm ein Hilfskorps — und sollten es nur 10000 Mann sein — nach Mähren zu senden. Aber der König lehnte zur großen Enttäuschung der Kriegspartei, insbesondere der Königin Luise, immer und immer wieder ab mit dem Hinweis darauf, „daß Haugwitz sich bereits mit der kategorischen Erklärung in dem Hauptquartier bei Napoleon befände; sein energisches Auftreten würde gewiß den erwünschten Zweck nicht verfehlen." **)

Aber der preußische Bevollmächtigte stand dem Schlachtenkaiser jetzt anders gegenüber als vor der Schlacht bei Austerlitz. Die Situation war eine gänzlich veränderte, und als Haugwitz

---

*) Dans tous les cas assurer la paix entre la Prusse et la France. (Bailleu II. Urk. 329. Bericht des französischen Gesandten Talleyrand).

**) Friedrich Förster, Preußen und Deutschland im Zeitalter der französischen Revolution. 1789—1806.

am 7. Dezember in dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn, wo Napoleon sein Hoflager aufgeschlagen hatte, wieder vor den Kaiser trat, ließ er die drohende Note von Potsdam abermals ruhig in der Tasche. Doch der Kaiser war von dem Inhalt des Vertrages vom 3. November bereits völlig unterrichtet. Nach den Bestimmungen desselben sollte er bis zum 15. Dezember nicht nur auf die Krone Italiens Verzicht geleistet, sondern auch Deutschland und Italien geräumt haben. Welche lächerliche Rolle Haugwitz gespielt haben würde, wenn er dem Sieger von Austerlitz gegenüber jetzt auf der Befolgung dieser Bestimmungen bestanden hätte, liegt auf der Hand.

Der gewandte Hofmann war allerdings nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Er wünschte „dem unüberwindlichen Sieger Glück zu den frischen Lorbeern, die er sich selbst in rauher Winterszeit um die Heldenstirne geflochten." „Ihr Kompliment war für andere bestimmt", erwiderte Napoleon mit schneidendem Hohne; „das Schicksal hat die Adresse verändert." Dann trat er rasch auf Haugwitz zu und rief ihm in zorniger Erregung die Worte entgegen: „Und Sie, Herr Graf, haben den Vertrag von Potsdam unterzeichnet.... Sie haben".... „Ja, Sire, ich habe ihn unterzeichnet und würde ihn, wenn er mir heut vorgelegt würde, ebenfalls unterzeichnen." „Sie können es wagen...." „Ja, Sire, ich wage es, zu versichern und freue mich dessen. Ein Blick in das Herz Napoleons war hinreichend, mich zu überzeugen, daß er, an die Spitze menschlicher Hoheit gestellt, seine schöne Seele von keinem anderen Ruhme belebt fühlte, als von dem: der Menschheit den Frieden zu geben und so das Werk zu vollenden, welches die Vorsehung ihm anvertraut hat."

Napoleon verstand es, sich im rechten Augenblicke zu mäßigen. Zwar war mit Österreich schon ein Waffenstillstand beschlossen, zwar hatten die Russen schon ihren Rückmarsch angetreten; immerhin aber konnte ein bewaffnetes Dazwischentreten Preußens ihm die Früchte seines Sieges bedeutend schmälern. Er zog es deswegen vor, die Entscheidung über das Schicksal Preußens noch hinauszuschieben. Während Haugwitz auf Verhaltungsbefehle aus Berlin wartete, war er fast täglich einige Stunden mit Napoleon zusammen, und der eitle Minister sonnte sich in den Strahlen der kaiserlichen Gunst.

Immer enger zog der schlaue Korse dabei um ihn sein Netz, gewoben aus Heuchelei, Hinterlist, geistiger Überlegenheit und politischem Scharfsinn. Bei einer dieser Gelegenheiten sagte er zu ihm: „Die Vollmachten, welche Sie zu mir geführt haben, sind durch die Tatsachen vernichtet worden, darüber sind wir einverstanden; indessen, Sie sind Minister des Kabinetts. So viel ich weiß, hat der König Ihnen allein das Wohl der Monarchie anvertraut; es wird sich zeigen, ob Sie es verstehen, eine seltene, vielleicht einzige Gelegenheit zu ergreifen, das Werk zu krönen, welches Friedrich der Große mitten in seinen Siegen unvollendet ließ". Vor ihm lag eine ausgebreitete Karte. Mit der Hand auf Schlesien zeigend, fuhr er fort: „Diese schöne Provinz, welche außerdem Ihr spezielles Vaterland ist, teilt Ihr König noch mit Österreich, sie muß ihm vollständig gehören. Wir wollen sehen, was Ihnen davon genehm sein könnte", und indem er mit dem Zeigefinger von Teschen bis zur sächsischen Grenze fuhr, schien er die Bergkette vom Jablunka bis dahin, wo das Riesengebirge sich in der Lausitz verläuft, als die Grenze für die neue Erwerbung zu bezeichnen.

Haugwitz stand dem Versucher, der ihm von der Schneekoppe herab das österreichische Schlesien zeigte, einige Minuten schweigend gegenüber; die Büsten Friedrichs des Großen und Maria Theresiens, welche auf dem Schreibtische standen, schienen mit erwartungsvollen Blicken der Entscheidung zu harren. „Bedenken Sie es wohl, können Sie für den Ruhm, der Sie erwartet, unempfindlich sein?" „So viel ich Se. Majestät den König kenne...." „Das ist's nicht, was ich zu wissen verlange; Sie sind Minister, Ihnen liegt es ob, diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche Ihre Stellung Ihnen auferlegt und den Moment zu ergreifen, der nie wiederkehrt." Dann fügte er wohlmeinend

hinzu: „Man muß mächtig sein, glauben Sie mir, man kann es nie genug sein, denken Sie darüber nach.“*)

Haugwitz wußte genau, daß der König von Preußen zu stolz sein würde, eine österreichische Provinz von Napoleon als Geschenk anzunehmen: viel wichtiger war ihm die Frage, wie Napoleon über Hannover denke, und welche Bedingungen er dem preußischen Könige als Gegenforderung stelle. Auch darüber sollte er nur zu bald Gewißheit erhalten. Bereits am 13. Dezember fand die entscheidende Unterredung mit Napoleon statt, die ihm klaren Wein einschenken sollte. Der Kaiser hatte allgemach jede Rücksicht fallen lassen: „Es würde“, sagte er zu Haugwitz, „für Ihren Herrn ehrenvoller gewesen sein, mir den Krieg offen zu erklären; er würde seinen neuen Verbündeten einen Dienst erwiesen haben, denn ich hätte mir die Sache zweimal überlegt, bevor ich die Schlacht geliefert hätte. Allein Ihr wollt aller Welt Bundesgenossen sein; das ist unmöglich, man muß sich für mich oder für die anderen entscheiden. Ich verlange Aufrichtigkeit, oder ich sage mich von Euch los; mir sind offene Feinde lieber, als falsche Freunde. Ihr König duldet in Hannover ein Korps von 30000 Mann, welches durch seine Staaten hindurch die Verbindung mit der großen russischen Armee unterhält; dies ist ein Akt offener Feindseligkeit. Ich aber, ich gehe meinen Feinden zu Leibe, wo ich sie finde. Wenn ich wollte, ich könnte für jene Unredlichkeit eine furchtbare Rache nehmen; ich könnte in Schlesien einbrechen, Polen zum Aufstand rufen und Preußen Schläge beibringen, von denen es sich nie wieder erholen würde. Indessen, ich ziehe es vor, das Vergangene zu vergessen und mich großmütig zu zeigen. Ich will eine vorübergehende Übereilung vergeben, jedoch nur unter einer einzigen Bedingung, und diese ist, daß sich Preußen mit Frankreich durch unauflösliche Bande vereinigt, und als Pfand dieses Bundes verlange ich, daß es Hannover in Besitz nehme.“

Graf Haugwitz war dieser Sprache gegenüber machtlos; seine diplomatische Kunst war zu Ende. Der Großmarschall Napoleons legte ihm das „Angriffs- und Verteidigungsbündnis zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem König von Preußen“ vor, und — war es ein höhnischer Zufall der Geschichte oder war es eine von Napoleon beabsichtigte Kränkung — zwei Tage später, am 15. Dezember, an dem nämlichen Tage, da nach dem famosen Potsdamer Vertrage Napoleon Deutschland räumen sollte, unterzeichnete Haugwitz den demütigenden Vertrag, der den König von Preußen zum Vasallen Napoleons machte und ihn gleichzeitig England gegenüber in eine schwierige Lage brachte.

Preußen mußte nach diesem „Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich“ Ansbach an Bayern abtreten, wofür es „zur Abrundung Bayreuths“ einen Landstrich mit 20000 Einwohnern erhielt. Ferner überließ es Neuchatel und Kleve an Frankreich und tauschte dafür Hannover ein.

Napoleon aber verstand es meisterhaft, bei seinen Friedensverhandlungen mit dem niedergeworfenen Österreich den Vertrag von Schönbrunn, den Haugwitz vor der Hand noch geheim gehalten hatte, als Druckmittel zu benutzen; am 26. Dezember schloß Franz II. den für Österreich so schmachvollen Frieden zu Preßburg ab. Österreich verlor das venetianische Gebiet, welches mit dem Königreich Italien verbunden wurde; außerdem das herrliche Tyrol, das an Bayern fiel, und Vorderösterreich, wovon der Breisgau und die Länder im Schwarzwald an Baden kamen. Es zahlte ferner 40 Millionen Kriegsentschädigung und mußte im übrigen alle in Deutschland und Italien von Napoleon getroffenen Veränderungen in feierlicher Weise anerkennen.

Es war ein düsterer Tag in der Geschichte Österreichs, als Franz am 1. Januar 1806 in Schönbrunn diesen Vertrag unterzeichnete. Aber das Haus Habsburg-Lothringen büßte

*) Fragment des Memoires inédits du Comte de Haugwitz. Siehe auch Friedrich Förster. Preußen und Deutschland im Zeitalter der Revolution.

an diesem Tage einen Teil der schweren Sünde, die es im Laufe der Jahrhunderte, zumeist im Einverständnis mit Frankreich, an dem Deutschen Reiche sowohl wie an dem aufstrebenden Preußen begangen. Als Preis ihrer Untreue gegen das Reich erhielten Bayern und Württemberg „von Napoleons Gnaden“ den Rang von Königreichen, Baden den eines Großherzogtums, und alle drei traten zu dem Napoleonischen Kaiserhause in nähere Verwandtschaft. Die Tochter des neuernannten Königs Max Joseph von Bayern wurde mit dem Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais, verheiratet. Die edle Fürstentochter Friederike Katharine von Württemberg wurde gezwungen, die Ehe mit Napoleons leichtfertigem Bruder Hieronymus einzugehen, der sich zu diesem Zwecke auf Befehl des Kaisers von seiner bisherigen Gemahlin Elisabeth Patterson aus Baltimore hatte scheiden lassen müssen. In Baden vermählte sich Karl, der Enkel des Großherzogs Karl Friedrich, mit der Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Beauharnais. Die ehemalige preußische Besitzung am Niederrhein wurde zu einem Großherzogtum Kleve-Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf umgestaltet und Napoleons Schwager, Joachim Murat, gegeben. Des Kaisers Bruder Ludwig erhielt die Krone von Holland.

Österreich war zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, hatte 21,2 Millionen Einwohner und 1180 Quadratmeilen Landgebiet verloren, alle jene Besitzungen, die es zur Entschädigung für die in den Friedensschlüssen von Campo formio und Luneville abgetretenen Niederlande, die Lombardei und Toscana erhalten hatte. Es war aus seiner Vormachtstellung in Deutschland herausgedrückt und mußte voll Ingrimm sehen, wie die neugebackenen Souveräne sich in der Gunst des Imperators sonnten.

II. Vor der Katastrophe.

Es war erklärlich, daß nach Annahme so furchtbarer Bedingungen, wie sie der Friede von Preßburg enthielt, der Haß des ganzen österreichischen Hofes sich gegen Preußen richtete, dessen Politik man „bundbrüchig, verräterisch" nannte und dessen Unterhändler, Graf Haugwitz, man mit nicht wiederzugebenden Schmeichelworten belegte.

Als ob man nicht auch in Preußen entrüstet gewesen wäre über die Abmachungen des Schönbrunner Vertrages! Ja, der unglückselige Graf Haugwitz war von dem verunglückten Ausfall seiner Mission selbst so überzeugt, daß er nicht den Mut hatte, den bereits am 15. Dezember abgeschlossenen Vertrag durch einen Kurier dem Könige vorauszuschicken; er überbrachte ihn dem Könige am 25. Dezember selbst als eine höchst unwillkommene Weihnachtsüberraschung, und obwohl der König sich selbst einen Teil der Schuld beimessen mußte, da er in jener geheimen Klausel seinem Bevollmächtigten die Friedenserhaltung auf jeden Fall zur Pflicht gemacht hatte, empfing er den Grafen doch höchst ungnädig.*) Noch härtere Worte bekam er von der Königin Luise zu

*) Zur Steuer der Gerechtigkeit muß übrigens hinzugefügt werden, daß der König später seinen Minister in Schutz genommen hat. Dem Kaiser Alexander gegenüber suchte Friedrich Wilhelm am 23. Juni 1806 die nachteilige Meinung gegen Haugwitz umzustimmen, indem er schreibt: „Croyez-moi, Sire, vous lui (Haugwitz) faites tort; il envisage les affaires sans préventions, il n'a aucune prédilection pour Napoleon, et il le juge comme on doit le juger. Il n'a cru agir d'après son devoir et en bon patriote, mais il n'a pu changer les circonstances et il a cru devoir choisir le sont parti qui lui paraissait le moins funeste. Croyez-moi, je ne vous parlerais pas ainsi, si je n'étais intimement convaincu de la vérité de ce que je viens de vous exposer." In Übersetzung: . . . . „Glauben Sie mir, Sire, Sie tun ihm (Haugwitz) Unrecht; er betrachtet die Dinge ohne Vorurteil, er hat nicht irgendwelche Vorliebe für Napoleon, und er urteilt, wie man urteilen muß. Er hat nur nach seiner Pflicht und als guter Patriot handeln zu müssen geglaubt; aber er hat die Umstände nicht ändern können, und er hat denjenigen Ausweg wählen zu müssen geglaubt, welcher ihm als der am wenigsten unheilvolle erschien. Glauben Sie mir, ich würde nicht so sprechen, wenn ich nicht von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen hier mitteile, genau überzeugt wäre

hören, und in den patriotischen und kriegerischen Kreisen warf man ihm offen vor, die Ehre Preußens verraten zu haben. Man isolierte ihn in der Gesellschaft; selbst die Damen wiesen ihm, nach dem Beispiel der entrüsteten Königin, den Rücken.

Was war zu tun? Der König war in der Tat in einer sehr üblen Lage. Unterzeichnete er den Vertrag, so war der Konflikt mit England und Rußland unvermeidlich; unterzeichnete er nicht, so war die unausbleibliche Folge — der Krieg mit dem gefürchteten Schlachtenkaiser. In diesem peinvollen Wanken und Schwanken nahm der König seine Zuflucht wieder zu den von ihm so beliebten Mittelwegen, die ihm während seines Lebens schon so oft verhängnisvoll geworden waren. Auf den Vorschlag seiner ihm nur allzu willfährigen militärischen Berater beschloß er, den Schönbrunner Vertrag anzunehmen, ihn aber durch Einfügung gewisser, von Preußen daran zu knüpfender Bedingungen annehmbarer zu machen. Das für diesen Entschluß des Königs maßgebende Gutachten des Herzogs von Braunschweig lautete: „Die unerhörten Unfälle, hervorgerufen durch den Mangel jeglicher Klugheit bei Führung der verbündeten Armeen, haben einen so bedauerlichen Zustand herbeigeführt, daß eine schnelle Entscheidung notwendig ist, um Beschimpfungen (avanies) seitens Napoleons zu verhindern. Wenn sich auch erwarten läßt, daß die Armeen des Königs dieselben mit Erfolg zurückweisen werden, so würde dies doch zu keinem wirklichen Vorteil für Preußen führen. Es folgt daraus, daß man die Annahme des Vertrages vom 15. Dezember nicht ablehnen darf . . ."*) Die in dem Vertrage vorzunehmenden Veränderungen besagten, daß man Hannover zunächst nur in Verwahrung und Administration nehmen wolle, bis dieses Land im Frieden mit England Eigentum Napoleons geworden sei; die eigene Abtretung sollte bis zur Entscheidung dieser Frage hinausgeschoben werden.

Obwohl der König, nicht zum wenigsten durch Haugwitz' zögernde und leichtfertige Politik, in eine so schlimme Lage gebracht worden war, hielt er wunderbarerweise den unheilvollen Mann, dessen Leben nach dem Urteil des Freiherrn von Stein „eine ununterbrochene Kette von Verschrobenheiten oder von Äußerungen der Verderbtheit war", immer noch für die geeignetste Mittelperson, die von ihm gewünschten Veränderungen des Schönbrunner Vertrages durchzusetzen. Um den Kaiser für die zu erwarteten Verhandlungen günstiger zu stimmen, hatte ihm Friedrich Wilhelm auf den Wunsch des Grafen Haugwitz einen Empfehlungsbrief mitgegeben, in welchem Napoleon gebeten wurde, ihn mit Vertrauen zu empfangen, da er des Königs Ansichten „von allen Gegenständen, die unsere Verabredungen noch unerledigt gelassen, genau kenne."

In seiner gewohnten Selbstüberschätzung hatte Haugwitz bei seinem Abschiede vom Könige diesem noch die Versicherung gegeben, daß er über das Schicksal des Vertrages ganz beruhigt sein könne; „wer Napoleon zu behandeln verstehe, könne ihn um den Finger wickeln. Habe doch der Kaiser selbst in seiner Gegenwart zu Talleyrand geäußert: „Der Graf Haugwitz kann alles von mir verlangen." So war denn noch einmal in die Hände dieses von eitlem Selbstgefühl bis zum Übermaß erfüllten Staatsmannes, „des Mannes ohne Treu und Glauben" (l'homme sans foi et sans loi), wie ihn Hardenberg genannt hatte, das Schicksal Preußens gelegt worden. Begleitet von den zuversichtlichsten Hoffnungen der französischen Partei am Berliner Hofe, trat er seine Reise nach Paris an.

Obgleich Napoleon den Empfang des preußischen Bevollmächtigten von Woche zu Woche verschob, atmeten die nach der Heimat gesandten Depeschen des Grafen Haugwitz doch sämtlich die größte Zuversicht auf die friedliche Gesinnung Napoleons. Und als nun am 23. Januar von

---

*) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, herausgegeben von Leopold v. Ranke. V, 259.

Talleyrand aus München ein in äußerst verbindlichen Formen gehaltenes Schreiben an den französischen Gesandten Laforest einlief, „daß der Kaiser sehr geneigt sei, sich mit Preußen zu verständigen“, da geschah das Unerhörte, das Unglaubliche. Gestützt auf das Urteil seiner stets allzu bereitwilligen Ratgeber, gab der König — in einer Zeit, wo alles um ihn herum in Waffen starrte — den Befehl, das Heer auf Friedensfuß zu setzen. Der Armee wurde unterm 24. Januar 1806 in einem Parolebefehl kund gegeben, „daß der König, da es Sr. Majestät gelungen sei, den Frieden auf eine genugtuende Art zu erhalten und der größte Teil der Armee in die Friedensgarnisonen zurückkehren werde, die Veranlassung wahrnehme, ihr für die erwiesene Treue, Anhänglichkeit und Ausdauer zu danken.“ An die beiden russischen Generale war die Aufforderung ergangen, den Rückmarsch in die Heimat anzutreten, und auch die englisch-hannoverschen Truppen hatten sich auf der Weser eingeschifft; ja so groß war durch Haugwitz' eitles Selbstvertrauen das Sicherheitsgefühl in Preußen geworden, daß Hardenberg am 26. Januar den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft bekannt machte, „daß mit Frankreich das Friedens- und Freundschaftsverhältnis völlig hergestellt sei, so daß sie ohne Besorgnis vor allgemeinen Störungen ihre Handelsgeschäfte nach anderen Ländern fernerhin in gewöhnlicher völkerrechtsmäßiger Art treiben könnten.“

Die unselige Verblendung, in welcher sich die preußische Regierung in dem Augenblicke befand, als sie sich durch die Demobilisierung ihrer Armee und die Entfernung der verbündeten Streitkräfte dem listigen und rücksichtslosen Feinde in die Hände lieferte, sollte bald an den Tag kommen. Man hatte den Charakter Napoleons völlig verkannt, als man sich seiner Willkür ausgeliefert hatte. Der erste, der dies an seiner eigenen Person erfahren sollte, war Haugwitz selber. Als dieser am 2. Februar dem gefürchteten Imperator, mit dessen Freundschaft er sich so oft gebrüstet hatte, gegenüberstand, ließ der Kaiser ohne jede Scheu seine Maske fallen. Im barschesten Tone fuhr er den preußischen Unterhändler an, bezeichnete das Benehmen des Königs als „jeder Redlichkeit entbehrend“, obwohl er „ihm doch großmütig alles verziehen und ihm selbst Hannover angeboten habe.“ Dann fuhr er fort: „Hat man jemals dergleichen gehört: einen Vertrag zu ratifizieren und ihn dann auf den Kopf zu stellen? Sie sind ein ehrlicher Mann, Graf Haugwitz, allein Sie gelten nichts mehr in Berlin. Dieser Hardenberg, der sich, wie viele andere, an die Engländer verkauft hat, fragt den Teufel nach Ihnen. Ihr König weiß nicht, was er will; einige Verrückte treiben ihn zum Kriege; er wünscht den Frieden; es wird ihm von allen Seiten zugesetzt. Ich sage es Ihnen vorher, die Sache nimmt ein schlechtes Ende.“

Was es mit dieser Drohung auf sich hatte, sollte Haugwitz nur zu schnell erfahren. Schon nach wenigen Tagen eröffnete Talleyrand dem Grafen im Auftrage des Kaisers, daß er den Vertrag vom 15. Dezember für null und nichtig ansehe und er ihm einen neuen zur unverzüglichen Unterzeichnung vorlegen lassen werde. Der neue Vertrag, den ihm der Großmarschall Duroc schon am Tage darauf zur Unterschrift unterbreitete, war schlimmer, als selbst Haugwitz erwartet hatte. Er verschärfte die Bestimmungen des Schönbrunner Vertrages in der rücksichtslosesten Weise. Der Austausch der Gebiete sollte sofort geschehen. Außer Neufchatel sollte Preußen noch die schöne Grafschaft Valengin verlieren. Ansbach sollte ohne Entschädigung an Bayern abgetreten werden. Kleve sollte, mit dem Herzogtum Berg vereinigt, dem Schwager des Kaisers, Joachim Murat, unter dem Titel eines Großherzogtums zufallen. Das Herzogtum Hannover sollte der König mit voller Souveränität in Besitz nehmen, aber dafür die Verpflichtung eingehen, den englischen Schiffen die Mündung der Elbe und Weser, sowie alle Häfen des Königreiches zu verschließen. Die Unterzeichnung dieses Vertrages bedeutete also für Preußen nicht nur eine entehrende Beraubung an Land und Leuten, sondern die unvermeidliche Gegnerschaft Englands und Rußlands und dadurch

die vollkommene Isolierung Preußens. Und diese Isolierung bedeutete für den Staat Friedrichs des Großen die völlige Abhängigkeit von Napoleon.

In dem niederschmetternden Bewußtsein, daß man, getäuscht durch seine in die Heimat geschickten rosigen Berichte, die Demobilisierung der preußischen Armee beschlossen hatte, daß man also Napoleon auf Gnade und Ungnade ergeben war, unterzeichnete Graf Haugwitz am 15. Februar den Vertragsentwurf, der unter dem Namen „Pariser Vertrag" eines der traurigsten Dokumente der preußisch-deutschen Geschichte geworden ist.

Wie nach der Unterzeichnung des Schönbrunner Vertrages, so hatte Haugwitz auch diesmal nicht den Mut, dies neue Zeugnis seiner diplomatischen Weisheit dem König selbst zu überbringen. Er überließ dies dem preußischen Gesandten am französischen Hofe, Grafen Lucchesini. Und so vernichtend war der Eindruck, den das verhängnisvolle Dokument am preußischen Hofe auf alle ausübte, daß sich bei der Konferenz über die nunmehr zu ergreifenden Schritte in Hardenbergs Palais auch nicht eine Stimme zugunsten eines energischen Widerstandes erhob. Es war höchst überflüssig, daß der bisherige entschiedenste Wortführer der franzosenfeindlichen Partei, General Rüchel, in die Klage ausbrach, daß der Moment, zur geeigneten Zeit Widerstand zu leisten, vor der Schlacht von Austerlitz, für immer versäumt worden sei, und Hardenberg fand aus dem Dilemma auch keinen anderen Ausweg, als daß er dem Könige die alleinige Entscheidung zuschob: „Er müsse wissen, ob er sich an den Triumphwagen Napoleons spannen wolle, oder ob er Vertrauen genug zu seiner Armee und seiner eigenen Festigkeit habe, um einen Krieg zu unternehmen." Bei der bekannten Abneigung des Königs gegen die Entscheidung durch das Schwert, sprachen sich auch des Königs Adjutanten, von Köckeritz und von Kleist, sowie der Kabinettsrat Beyme für die Vollziehung des Vertrages aus, und der König setzte am 9. März seinen Namen darunter. Der Staat Friedrichs des Großen war auf die tiefste Stufe der Demütigung angelangt; er war zu einem Vasallenstaat Frankreichs geworden.

Was einsichtsvolle Vaterlandsfreunde längst gefürchtet hatten, war geschehen. Preußen waren durch den Pariser Vertrag die Hände gebunden; es hatte sich bei den wenigen ihm befreundeten Mächten den letzten Rest der Sympathien verscherzt. Während man am französischen Hofe seiner Freude über den tödlichen Schlag, den man dem verhaßten Preußen zugefügt, offenen Ausdruck gab, war auch die Erregung in den patriotischen Kreisen Preußens eine tiefgehende. Der unglückliche König, in seinem Herrscherstolz aufs tiefste getroffen, fühlte die ihm widerfahrene Demütigung um so tiefer, als Napoleon jetzt jede Rücksicht fallen und noch vor Unterzeichnung des Pariser Vertrages durch den König die von diesem abgetretenen Länder besetzen ließ. Bereits am 21. Februar war Barnadotte in Ansbach, ungefähr um dieselbe Zeit auch Oudinot in Neufschatel und Murat in Wesel eingerückt, um mit der Besitzergreifung dieser Länder die preußischen Wappen entfernen zu lassen.

Die von Hardenberg und den Anhängern der patriotischen Partei als Folgen des Vertrages vorausgesehenen internationalen Verwicklungen traten nur zu bald ein. Die Nachricht von der am 28. März durch den in Hannover kommandierenden preußischen General Graf Schulenburg erfolgten Sperrung der Nordseehäfen gegen die Flagge Englands erregte jenseits des Kanals einen Sturm der Entrüstung. Der englische Minister Fox befahl sogleich die Abberufung des Gesandten am Berliner Hofe; die Mündungen der Elbe, Trave, Ems und Weser wurden in Blockadezustand erklärt; sämtliche zur Zeit in britischen Häfen befindliche Schiffe wurden mit Beschlag belegt, und in unbeschränkter Anzahl wurden Kaperbriefe erteilt, die jeden, den es gelüste, unter englischer oder irgend einer anderen Flagge Seeraub zu treiben, in den Stand setzte, auf preußische Schiffe nach

Herzenslust Jagd zu machen. Wie solche Freibriefe auf die unternehmenden Seefahrer Englands wirkten, ist leicht zu ermessen. Es begann ein frisch-frei-fröhliches Jagen auf preußische Schiffe. In kaum einer Woche waren schon gegen hundert verloren, und die Kaperschiffe in den Gewässern der Ost- und Nordsee nutzten die ihnen gewährte Freiheit in so ergiebiger Weise aus, daß Preußens Handel einen Schlag erlitt, von dem er sich jahrelang nicht erholen konnte.

Der Beschluß des englischen Parlamentes zur Bewilligung der zu dem Kriege gegen Preußen notwendigen Mittel war das Vorspiel zur Kriegserklärung. Am 11. Juni 1806 kam diese in Form eines Absagebriefes zustande, den König Georg III. an Friedrich Wilhelm III. richtete, und der ganz in mittelalterlicher Weise durch Waffenherolde auf den öffentlichen Straßen und Plätzen Londons verkündet wurde.

Dem Beispiel Englands folgte Schweden. Am 27. April erklärte Gustav IV. gleichfalls die Ostseehäfen in Blockadezustand und belegte alle preußischen Schiffe mit Beschlag. Hand in Hand mit dieser Maßregel ging die Erteilung von Kaperbriefen. Die schwedischen Flibustier wollten sich von ihren englischen Kameraden nicht beschämen lassen. Schon nach wenigen Wochen waren mehr als zwölfhundert preußische unbewaffnete, reichbeladene Schiffe, deren Führer keine Ahnung hatten von den schlimmen Händeln, in welche ihr König verwickelt war, von den schwedischen und englischen Seeräubern als willkommene Beute erklärt. Wie empfindlich sich schon damals in Preußen der Mangel einer Flotte bemerkbar machte, sagt ein Zeitgenosse:*) „Nicht eine bewaffnete Nußschale konnte Preußen zum Schutze seines Handels auslaufen lassen, viel weniger Kanonenböte, Fregatten und Kriegsfahrzeuge. Preußen, dies mächtige Königreich, von der Natur durch den Lauf seiner Ströme hinaus auf das Meer gewiesen, durch seine wohlgelegenen Häfen an der Ost- und Nordsee zur Teilnahme an dem Welthandel berufen, durch die tausendjährigen Eichenforsten, Föhren- und Tannenwälder in Polen und Preußen, durch seine Eisen- und Kupferwerke in Schlesien, Mannsfeld und Westfalen mit einem Material zum Schiffbau, wie kein anderes Volk der Welt versehen, mit einer Küstenbevölkerung in Ostpreußen, Pommern und Ostfriesland, welches die kühnsten, kundigsten und ausdauerndsten Steuermänner, Lotsen und Matrosen lieferte — diese europäische Großmacht fühlte sich in allen Gliedern gelähmt, sobald das winzige Dänemark, oder das heruntergekommene Schweden nur ein Paar zusammengeflickte Dreimaster in See stechen ließ und den Blockadezustand über die preußischen Küsten verhängte.“

Rücksichtsloser als jemals ließ nunmehr Napoleon das Übergewicht seiner gewaltigen Machtfülle dem König von Preußen fühlen. Sein ganzer Haß richtete sich gegen Hardenberg, den er es schwer entgelten lassen wollte, daß er den außerordentlichen Botschafter des Kaisers, den Großmarschall Duroc, zu empfangen abgelehnt habe. Dem französischen Gesandten in Berlin, Laforest, wurde jeder Umgang mit Hardenberg untersagt. Im „Moniteur“ von Paris, dem unter der unmittelbaren geistigen Einwirkung Napoleons stehenden amtlichen Blatte, von welchem noch oft die Rede sein wird, wurden die ehrenrührigsten und gehässigsten Anklagen gegen Hardenberg erhoben. Auch von der preußischen Regierung nur schwach gestützt und an der Zukunft Preußens verzagend, forderte er seinen Abschied. In einem Rundschreiben vom 14. April zeigte Hardenberg den auswärtigen Höfen an, daß ihm der König „einen Urlaub auf unbestimmte Zeit“ erteilt habe. Daß Graf Haugwitz, der „Mann ohne Treu und Glauben“, unter dessen Leitung die preußische Politik ein so klägliches Fiasko gemacht hatte, sein Nachfolger wurde, war eine Tatsache, über die alle diejenigen, welche es ehrlich mit dem Vaterlande meinten, verständnislos die Köpfe schüttelten.

---

*) Friedrich Förster, Preußen und Deutschland im Zeitalter der Revolution.

Während Preußen mit Riesenschritten der Katastrophe zueilte, verfolgte Napoleon mit rastloser Zähigkeit und jener brutalen Rücksichtslosigkeit, für die es kein Hindernis gibt, das Ziel seines unersättlichen Ehrgeizes, das in nichts Geringerem gipfelte, als in der „Wiederherstellung des Reiches Karls des Großen.“ Wie ein Bohrwurm in der Rinde eines alten morschen Stammes, so arbeitete Napoleon schon seit langer Zeit an der Zersetzung des alten morschen deutschen Reiches und — leider muß es gesagt werden — er fand bei diesem Bestreben eine nur zu bereitwillige Unterstützung bei den deutschen Fürsten. Furcht vor dem gewaltigen Imperator, auf dessen Seite immer das Schlachtenglück war, Aussicht auf Ländergewinn und Erweiterung ihrer Macht — das waren die Triebfedern, die sie schnöde vergessen ließen, daß sie Deutsche waren.

Schon im Laufe des Monats Mai 1806 hatte die Idee der Errichtung eines Bundes unter Teilnahme der deutschen Fürsten greifbare Gestalt gewonnen. Damit zusammenhängend, schlummerte im Hintergrunde bei ihm die Absicht, Hannover wieder an England zurückzugeben. Am 31. Mai bemerkt der korsische Gewalthaber im hochmütigen Tone zu einem ihm von Talleyrand vorgelegten Plane bezüglich der Neugestaltung Deutschlands: „Einen Reichstag zu

Ernst Moritz Arndt.

Regensburg wird es nicht mehr geben, denn das Gebiet von Regensburg erhält Bayern. Das Deutsche Reich als solches hört auf zu existieren.“ Vor der Hand waren alle diese Pläne Napoleons noch in tiefes Dunkel gehüllt; selbst vor seinen intimsten Vertrauten hatte er sie geheim zu halten gewußt. Erst kurz vor Abschluß der Rheinbundakte ließ er die Maske vor Berthier, seinem Kriegsminister und Generalstabschef, aber auch nur vor diesem, fallen. Alle Vorbereitungen gegen einen Widerstand des deutschen Kaisers waren getroffen. „Die Armee wird auf Kriegsfuß gesetzt“, schreibt er an Berthier unterm 11. Juli, und fünf Tage später: „Sollte der deutsche Kaiser die geringsten Schwierigkeiten machen, so rückt die Armee zwischen Inn und Linz.“

So konnte angesichts der Ohnmacht der deutschen Fürsten der fremde Gewalthaber mit dem Reiche Karls des Großen, Friedrich Barbarossas, Ottos und Heinrichs von Sachsen verfahren! Ohne daß die beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, ihre Einwilligung dazu gegeben, war am 12. Juli 1806 der schmachvolle „Rheinbund“ zustande gekommen, durch welchen sechszehn deutsche Fürsten unter dem Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich sich vom deutschen Reiche lossagten. „Protektor“ des Bundes war Napoleon, dem die Rheinbundfürsten im Kriegsfalle ein Heer von 63000 Mann zu stellen hatten. Der zum „Fürst-Primas“ erhobene Kurfürst-Erzkanzler Dalberg, der Frankfurt nebst Hanau und Fulda als Fürstentum erhielt, war zum Stellvertreter

Napoleons beim Rheinbund ausersehen. Dem Protektor des Bundes lag die Aufnahme neuer Bundesmitglieder, die Verfügung über die Heeresmacht des Bundes, die politische Stellvertretung nach außen und die Ernennung eines Nachfolgers des Fürsten-Primas ob.

Daß eine solche Neugestaltung staatlicher Verhältnisse auch auf die Ländergebiete der Fürsten nicht ohne Einfluß bleiben konnte, liegt auf der Hand. Eine Anzahl kleinerer, vordem unmittelbarer Reichsstände mußte unter dem Vorwande der besseren Abrundung „sowie der Mediatisierung, d. h. der Unterordnung unter die Oberhoheit der größeren Fürstenmacht seine Selbständigkeit aufgeben. Die kleinen mußten die Fürstenmacht der größern Staatswesen verstärken helfen; das war der Judaslohn für ihren Eintritt in den „Rheinbund", dessen Errichtung die Auflösung des deutschen Reiches ganz von selbst im Gefolge haben mußte. Es war ein starkes Stück politischer Heuchelei, daß die Rheinbundfürsten die Schuld an der Zugrunderichtung Deutschlands einzig und allein Preußen zuschoben, das durch den Baseler Frieden „das feste Gepräge des Reiches erschüttert habe." „Sie, die jetzigen Rheinbundfürsten, seien damals als Opfer preußischer Selbstsucht jeder Gewalttat von außen preisgegeben und fast in ihrer Existenz vernichtet. Die Selbsterhaltung gebiete ihnen den eben getanen Schritt, die Not rechtfertige ihn."

In Deutschland aber sang man das Spottlied:

So wird das heil'ge röm'sche Reich
In Regensburg verbachert
Und von den Fürsten groß und klein
Verkreuzert und verschachert.

Am 1. August macht Napoleon dem deutschen Kaiser Mitteilung von der Stiftung des „Rheinbundes" unter der Androhung, daß im Falle des Widerspruches die französischen Armeen den Inn überschreiten würden. Fünf Tage später, am 6. August 1806, erklärte Franz II., daß „er angesichts der neuen Verhältnisse, über die er keine Macht habe, die deutsche Kaiserkrone niederlege." Es mochte ihm in letzter Zeit ein starkes Bewußtsein gekommen sein, daß der Narr in Shakespeares „König Lear" so unrecht nicht hatte, als er die machtlose Krone mit einer ausgeleerten Eierschale verglich. Das Gelbe und Weiße hatten Napoleon und die Rheinbundfürsten daraus gelöffelt; an der Schale war dem guten Kaiser Franz auch nichts mehr gelegen.

Ruhm- und kraftlos war das alte ehrwürdige Reich Karls des Großen zusammengebrochen, ein erschütterndes Schauspiel, das jedem deutschen Mann, der noch ein Gefühl für des Vaterlandes Ehre und Größe im Busen trug, die Schamröte ins Gesicht trieb. Durch die innere Zwietracht, die Machtlosigkeit und die Vielherrschaft seiner Fürsten war es längst zum Schatten herabgesunken. Ein fremder Eroberer war's, der ihm den Todesstoß versetzt hatte, und die mächtigsten Glieder des ehemals so stolzen Reiches waren nun die Vasallen des fremden Zwingherrn geworden.

Aber aus der Tiefe der deutschen Volksseele heraus klang es wie dumpf verhaltenes Murren ob dieser Schmach, zwar vereinzelt nur, denn der kleinliche, bevormundende Geist der deutschen Regierungen hielt jede selbständige Meinungsäußerung, zumal solche, die ihm unbequem war, mit finsterer Strenge nieder. Aber es gab doch Männer, die sich das Recht nicht verkümmern ließen, da zu sprechen, wo Schweigen ein Verbrechen, eine Sünde am Vaterlande war. Damals war es, als Ernst Moritz Arndt, der bald der getreue Eckart seines Volkes werden sollte, die zürnende Stimme erhob gegen die Tyranei des Korsen, aber auch gegen die Ohnmacht und Schwäche der deutschen Fürsten. Den französischen Kaiser nannte er „den Emporkömmling, der aus den Trümmern der Republik ein Kunstwerk des Despotismus ohne Gleichen sich erbaut habe und fürchterlich geworden sei durch die Kraft der großen Monarchie und den Kriegsgeist des Volkes, den einzigen, den die Republik erschaffen und die Regierung mit Sorgfalt erhalten habe, während sie alle anderen guten

Geister verbannte." Er machte Bonaparte den Vorwurf: „daß er alles, was des Guten hier und da unter den Greueln der Revolution entstanden, mit dem Schlechten zugleich vernichtet, alle geistige und leibliche Freiheit getötet habe; er wolle nur über Knechte, nicht über freie Bürger herrschen."

Den deutschen Fürsten, die sich aus Eigensucht unter das Joch des Korsen gebeugt, ruft er zu: „Ihr steht wie die Krämer, nicht wie die Fürsten; wie die Juden mit ihrem Seckel, nicht wie die Richter mit ihrer Wage, noch wie die Feldherren mit dem Schwerte, und habt ihr ungerecht gekauft und ungerecht gewonnen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr es träumt. Als Sklaven und Knechte seid ihr neben dem fremden Fürsten gestanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet."

Die Erschießung Palms in Braunau. 26. August 1806.

Und in Preußen rüttelte er, voll edlen Grimmes über die mattherzige, schwankende Politik, die Gemüter und Herzen auf zu tatkräftigem Handeln und mutvollem Widerstreben. „Der preußische Staat dankt dem Geiste der Kühnheit sein Leben; in einer Zeit, die das Älteste und Stärkste niederreißt, ist er nicht stark genug, durch Mittelmäßigkeit, geschweige denn durch feiges Schwanken sich zu behaupten...." Und dem preußischen Volke ruft er die flammenden Worte zu: „Preußen, es gibt einen schönern Grabgesang für Euch, wenn je das Vaterland durch ein Verhängnis fallen müßte, als mit den Verwünschungen von Deutschland zu sterben."

Ungleich schärfer noch im Ton, von den heftigsten Angriffen auf Napoleon wimmelnd, war eine Anzahl damals erscheinender Flugschriften, deren Verfasser und Verleger es bei der Heftigkeit ihrer Sprache vorgezogen hatten, ihre Namen zu verschweigen.

Der korsische Eroberer besaß nicht die geistige Vornehmheit und sittliche Größe eines Friedrichs

des Großen, der für solche Angriffe nur die Bemerkung hatte: „Niedriger hängen.“ Durch einen ungeheuren Preßapparat, durch zahlreiche geheime Polizeiorgane bewachte er die ganze öffentliche Meinung, war er über die von ihm stets mit einem gewissen Grauen gefürchteten Stimmungen in Deutschland unterrichtet. So war ihm auch eine Schrift nicht entgangen, welche unter dem Titel „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ den Fürsten und Völkern Deutschlands den Spiegel ihrer Schmach vorhielt, aber auch über Napoleon und das brutale Betragen der französischen Truppen in Bayern bittere Wahrheiten enthielt. Diese Schrift war im Frühjahr des Jahres 1806 erschienen. Der Buchhändler Johann Philipp Palm, damals Inhaber der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg, hatte sie auf dem üblichen Buchhändlerwege mit mehreren anderen Bücherpaketen nach Augsburg an eine andere Buchhandlung verschickt, jedoch — wie Palm bis zum letzten Augenblicke seines Lebens behauptete — lediglich als einen ihm selbst unbekannt gebliebenen Speditionsartikel. Der Empfänger, Buchhändler Jenisch in Augsburg, hatte die Schrift seinen Kunden, unter andern einem Dorfgeistlichen mitgeteilt, der Bücherneuheiten verlangt hatte. Zufällig lagen französische Offiziere, welche Deutsch verstanden, bei diesem im Quartier. Durch sie wurde die Schrift „als ein Aufruhr verbreitendes Pamphlet“ den französischen Behörden denunziert, und zuerst Jenisch, dann — nachdem dieser den Nürnberger Buchhändler als Urheber der Sendung bezeichnet hatte — am 15. August auch Palm in seiner eigenen Wohnung verhaftet und am nächsten Tage nach herzzerreißendem Abschied von seiner Gattin über Ansbach nach Braunau abgeführt.

Ein an den damaligen französischen Minister Otto gerichtetes Bittgesuch der Gattin Palms, welches noch einmal durch Vorführung des ganzen Tatbestandes die völlige Unschuld Palms an der Versendung der Schrift in klarer Weise darstellte, blieb unbeantwortet. „Mitleid“ war ein Wort, welches man in dem Wörterbuch der gewissenlosen Schergen Napoleons vergebens suchte. Am 22. August war Palm in Braunau angekommen. Sein Prozeß wurde mit solcher Eile betrieben, daß bereits am 26. August sein Todesurteil gefällt und vollzogen wurde. Über den Verlauf des Prozesses selbst hat man nicht viel mehr erfahren können, als dasjenige, was in dem Urteil enthalten ist. Dasselbe wurde in französischer und deutscher Sprache bekannt gemacht und auf Napoleons Befehl in den meisten Rheinbundstaaten öffentlich an die Rathäuser, ja selbst in Dörfern an die Kirchentüren angeschlagen.

Es erhellt aus dem Wortlaut dieses Urteils unwidersprechlich, daß Palms Verhaftung und Verurteilung auf Napoleons unmittelbaren ausdrücklichen Befehl erfolgte. Die ganze Verhandlung vor einem aus französischen Offizieren zusammengesetzten militärischen Gerichtshofe war nichts weiter als ein brutales militärisches Possenspiel, bestimmt, den Geist des Aufruhrs in Deutschland zu unterdrücken und zur Befestigung der Gewaltherrschaft Napoleons Schrecken zu verbreiten. Selbst die Offiziere des Kriegsgerichts bezeigten über die schon von vornherein befohlene Verurteilung den tiefsten Unwillen.

Und so eilig hatten es die französischen Schergen mit der Sühne dieses vermeintlichen todeswürdigen Verbrechens, daß das Blutgericht selbst hinsichtlich der Form seinem Urteile nicht treu blieb. Nicht nach 24 Stunden, wie das Urteil ausdrücklich vorschrieb, sondern schon in der dritten Stunde nach Verlesung desselben, wurde das ausersehene Schlachtopfer zum Tode geführt.

Erschütternd in seiner schlichten Form, in seinem milden, vergebenden Tone ist der Inhalt des Briefes, den Palm eine halbe Stunde vor seinem Tode an seine Gattin und Kinder richtete:

„Herzens-Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urteilte mein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte, und gefragt wurde: ob ich politische Schriften

verbreitet hätte; ich sagte, was ich wußte, daß höchstens nur pr. Spedition zufälliger Weise dergleichen könnte versandt worden seyn, aber nicht mit meinem Willen und Wissen.

Auf dies richtete man mich vom Leben zum Tod, ohne Verteidiger. Ich bat mir dazu .... aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

Dir, Herzens-Frau, sage tausend Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott, und vergesse mich nicht. —

Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich und sie.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

Nochmals lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!

Dein

herzlicher Gatte,

und meiner Kinder Vater,

Joh. Phil. Palm.

Braunau, im Gefängnisse am 26. August 1806.

Eine halbe Stunde vor meinem Ende."

Zwei katholische Geistliche — Palm war Protestant, ein protestantischer Geistlicher war jedoch nicht zur Stelle — übernahmen den religiösen Beistand des Unglücklichen, bevor er zur Richtstätte geführt wurde. Die Namen dieser würdigen Männer, die sich ihrer schwierigen Aufgabe mit ebensoviel Zartgefühl wie Herzensgüte unterzogen, waren: Thomas Pöschl, Weltpriester zu Salzburg und Johann Michael Gropp, dermalen Spitalseelsorger zu Braunau. Dem erstgenannten dieser beiden Geistlichen verdankt die Nachwelt die einzigen Angaben über Palms letzte Lebensstunden und Hinrichtung. Sie sind enthalten in einem Schreiben, welches er erst mehrere Jahre später, als die Macht des korsischen Tyrannen schon gebrochen war, am 27. Mai 1814 von Salzburg aus an die Gattin des unglücklichen Palm richtete. Wir geben dieses ausführliche Schreiben nach der von der Familie Palms herausgegebenen authentischen Darstellung*) im Auszuge wieder:

„Eigentlich", so heißt es in dem Schreiben, „war der Tod Ihres Herrn Gemahls schon bestimmt und laut ausgesprochen, bevor er von Ihrem Hause abgeholt wurde; denn der französische Kapitän, welcher damals im Pfarrhause zu Braunau einquartiert war, vertraute uns die Neuigkeit; daß ein gewisser Buchhändler von Nürnberg nebst zweyen Andern, hier werden erschossen werden, acht oder zehn Tage schon vor der Ankunft derselben ... Beim Eintritt in den Kerker fanden wir ihn im tiefen Nachdenken begriffen. Wir bewillkommten uns freundlich, und er erzählte uns kürzlich sein höchsttrauriges und unverschuldetes Unglück ... Er sang dann herzlich und feierlich seine Lieblingslieder, die ich schon in meinem damaligen Schreiben anführte ... Indessen rückte der Augenblick heran, wo er zum Tode gehen sollte, welches ungefähr um halb 2 Uhr nachmittags geschah. Es kam nämlich ein französischer Kriegsknecht und band ihm mit einem Strick die Hände rückwärts zusammen; er bat zwar mit uns vereinigt: daß man ihm die Hände freilassen möchte, um sie zum Himmel emporheben zu können; allein es wurde uns bedeutet, daß alles schon so vorgeschrieben wäre, wovon sie nicht abgehen könnten. Ich tröstete ihn mit der Vorstellung: daß auch der Herr uns zu Liebe sich binden ließ, und so wurde es ihm leichter." Wir giengen nun

*) „Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg, auf Napoleonischen Befehl hingerichtet in Braunau am 26. August 1806. Ein Beitrag zur Geschichte des letzteren Jahrzehnts. Der teilnehmenden Menschheit und insbesondere den edlen Wohltätern gewidmet von der Palmschen Familie. Nürnberg, in der Steinischen Buchhandlung 1814".

aus dem Gefängniß heraus auf die Gasse. Da stand vor der Thüre des Gebäudes ein Leiterwagen mit zween Ochsen bespannt, welcher uns erwartete. Oben war ein Brett in die Quere auf den Leitern befestiget zum Sitzen. Ich begab mich zuerst hinauf, um ihm Muth zu machen, nahm ihn auf meine rechte Seite, und schlang meinen rechten Arm unter seinen gebundenen linken; mein Kollege saß rechts, beede im schwarzen Talar, und so fuhren wir, unter einer sehr großen Menge Zuschauer von allen Gattungen Menschen, jung und alt, groß und klein, rings umgeben, in einer Seitengasse langsam zur Stadt hinaus. Vor und nach dem Wagen war eine große Anzahl französischer Reiter mit gezückten Säbeln und Fußgeher mit aufgepflanzten Gewehren. So kamen wir auf dem Platze an, wo der gute Mann als ein Opfer fallen sollte, welcher gleich vor der Stadt, auf der sogenannten Glacis außer dem Salzburger Thore, war. Hier erwartete uns das ganze garnisonierende französische Militär in Quarreé, außer der 4ten Seite gegen der Stadt zu, wo die Schüsse sollten hingerichtet werden; diese war offen. Auf den Wällen der Festung waren die Kanonen zum Abfeuern gerichtet, wenn etwa eine Unruhe im Volke entstehen würde; weil jedermann schon im voraus höchst unzufrieden war, welches den Franzosen wohl bekannt war“ .....

„Als sogleich darauf befohlen ward, daß ihm die Augen verbunden würden, und er sein weißes Schnupftuch, das ich seinen Lieben zum treuen Angedenken einhändigen sollte, nicht gerne dazu gebrauchen wollte, bot ich das meinige dar und verband ihm selbst die Augen, worauf er sich auf Befehl mit vollem Bewußtsein und ganzer Gegenwart des Geistes niederkniete und schweigend seinen Tod erwartete; worauf von 6 Soldaten mit zitternden Händen auf ihn gefeuert wurde in einer Entfernung von 10 bis 12 Schritten. Da sank er auf das Angesicht zu Boden, und ächzete laut. Auf dies wurden die nächsten unter den ersten stehenden 6 Soldaten zu feuern befehliget, die sich aber eben so zaghaft bezeugten. Darauf wurde er still. Ich wollte mich aber seines gewissen Todes versichern, und sprang ganz nahe zu ihm hinzu; da bemerkte ich, daß er noch atme, welches ich sogleich mit lauter Stimme anzeigte; worauf wieder andere Soldaten herbeieilten, das Gewehr auf den Kopf hielten und so abfeuerten daß die Hirnschale in Stücke zersprang, unterdessen aber der kommandierende Hauptmann, voll des größten Unwillens, die Soldaten auf französisch heftig ausscholt.“

„Darauf wurde das ganze Militär nach Haus befehliget, welches ganz betroffen in die Stadt zurückzog. Überhaupt herrschte auch bei den Soldaten eine dumpfe Stille, und die meisten erklärten sich darnach in ihren Quartieren zu Hause laut wider diese Exekution. Der Oberkommandant davon sprach zu mir im Heimziehen auf Deutsch: „Dieser Mann war wohl recht standhaft. —“ Der Hauptmann aber, als er in sein Quartier zurückkam, schimpfte entsetzlich und sagte, er würde lieber quittieren, als noch einmal eine solche Exekution auf sich nehmen.... Sein Leichnam wurde vom Totengräber in den katholischen Gottesacker bestattet, obwohl der Befehl war, daß er gleich auf dem Richtplatz in ungeweihtes Erdreich geleget werden sollte, gleich Missetätern. Allein während das Militär in die Stadt zurückzog, wurde er eilends von seiner Stelle genommen und in den Gottesacker gebracht.*)“

So war der unglückliche Palm gefallen als ein Opfer der unerhörtesten Gewaltpolitik Napoleons, der den Tod eines deutschen Bürgers nach dem Muster der Schreckensmänner Marat, Danton und Robespierre als Schreckmittel benutzte, um den deutschen Volksgeist, vor dem ihm stets im Geheimen graute, und der ihm auch dereinst den Purpur vom Leibe reißen sollte, mit Blut und Gewalt niederzuhalten. Nicht gerichtet, sondern gemordet war Palm. Der unerhörte Gewaltakt Napoleons, der ihn im fremden Lande einen deutschen Bürger ohne Hinzuziehung

*) König Ludwig I. von Bayern ließ dem unglücklichen Palm 1866 in Braunau ein lebensgroßes Bronzestandbild von Miller nach Knolls Entwurf errichten.

eines deutschen Gerichtshofes hatte erschießen lassen, schrie hinaus in die deutschen Lande und weckte ein tausendfaches Echo. Alles schien der Gewaltige den Kugeln seiner Gewehre untertänig zu machen, aber daß die Gedanken im Innern des Volksherzens kugelfest waren, daran dachte der Übermütige nicht. „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", so hieß die Schrift, die die Ursache zu dem blutigem Drama in Braunau gewesen. Ein Gutes hatte sie gehabt: Deutschland war durch den blutigen Mord an Palm, für den kein Fürst, kein Volk von dem Gewalthaber Sühne forderte, sich seiner tiefsten Erniedrigung bewußt geworden.

Auch auf Preußen sollte der Gewaltakt von Braunau nicht ohne tiefe Einwirkung bleiben, wie wir weiter unten sehen werden. Vorerst allerdings sollte das leichtfertige „laissez aller" der preußischen Diplomatie, das „Gehen lassen, wie es wolle", weiterhin Trumpf bleiben.

Dem Könige von Preußen war die Ankündigung von der Gründung des Rheinbundes von Seiten Napoleons in immerhin noch milden Formen zuteil geworden. Die bittere Pille war

Karl Freiherr vom Stein.

gewissermaßen versüßt durch die Aufforderung, Preußen möge im Norden Deutschlands einen ähnlichen Bund errichten, an dessen Spitze der König mit einem ihm genehmen Range treten solle.*) Selbst die Annahme der Kaiserkrone durch den König von Preußen war in Betracht gezogen worden.**) Bei der erstaunlichen Leichtgläubigkeit des Berliner Kabinetts, das bei dem Schönbrunner Vertrage sowohl wie bei dem Pariser von der französischen Diplomatie völlig überlistet worden war, war es nicht verwunderlich, daß man hinter diesen neuerlichen Angeboten Napoleons, Preußens Pläne in bezug auf die Gründung eines norddeutschen Bundes zu unterstützen, nicht merkte, daß das Ganze nur ein Gebäude der Heuchelei und Täuschung war, erfunden zu dem Zwecke, Preußen in Sicherheit zu wiegen. Noch unterm 29. Juli schreibt Haugwitz auf eine Meldung des Generals Blücher von bedrohlichen Truppenbewegungen an der westfälischen Grenze an den Generaladjutanten von Kleist: „Ich kann mir nicht denken, daß in dem Augenblick, in welchem Napoleon in dem Tone der

*) Bailleu, Paul, Diplom. Korrespondenzen. Publikationen aus den königl. preuß. Staatsarchiven. II, 368.

**) Ebendaselbst II. Urkunde 388/89

Freundschaft uns seinen Plan mit Süddeutschland anzeigt und uns einladet, einen ähnlichen in Norddeutschland zu befolgen, daß in diesem Augenblicke, sage ich, er die Absicht haben sollte, uns den Krieg zu machen."

Leichtfertige Verblendung! Es war das Verhängnis Preußens, mit offenen Augen nicht zu sehen, das Unglück des Königs, von Räten umgeben zu sein, die völlig unfähig waren, die Zeit zu begreifen, und in eitler Selbstüberhebung immer noch des Glaubens lebten, dem gewaltigen Manne, der der ganzen Zeit sein Gepräge gegeben, der Staaten durcheinanderwarf wie Nußschalen, die Spitze bieten zu können. Noch schlimmer das Verhängnis, daß der König den wenigen, mit wirklich klarem Blick begabten und die Not des Vaterlandes warm empfindenden Menschen sein Ohr verschloß.

Schon im April 1806 hatte Freiherr vom Stein, seit dem 24. Oktober 1804 als Minister der Finanzen nach Berlin berufen, die zahlreichen Mißstände der unseligen Kabinettsregierung — des „Geheimen Kabinetts", wie es offen genannt wurde — mit freimütigen Worten in einer Denkschrift gekennzeichnet. Die Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit der Ratgeber des Königs, die verhängnisvolle Abgeschiedenheit des Königs von seinen Ministern, der verderbliche Einfluß untergeordneter Kreaturen und zahlreiche andere Übelstände waren darin einer schonungslosen Kritik unterzogen. Damit die Denkschrift, welche Stein vorher dem General von Rüchel und dem Minister von Schrötter zur Kenntnisnahme mitgeteilt hatte, sicher in die Hände des Königs gelang, übergab er sie selbst der Königin Luise. In diesem Memoire hält Stein den Mangel einer Staatsverfassung für äußerst bedenklich ... Alle Einheit selbst unter den Ministern sei aufgelöst; diese selbst befänden sich in einem unwürdigen Zustande der Abhängigkeit von den Beschlüssen des Kabinetts.

Bei der Kabinettsbehörde vermißt Stein jede gesetzliche Verfassung und Verantwortlichkeit. Die Mitglieder des Kabinetts selbst unterzieht er einer geradezu vernichtenden Kritik. „Der Geheime Kabinettsrat Beyme", so heißt es weiter, „besaß als Kammergerichtsrat Achtung wegen seines graden, offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurteilung, seiner Arbeitsamkeit. Er besitzt Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit; mit den zur Leitung der innern Staatswirtschaft nötigen Kenntnissen ist er nicht im mindesten vertraut. Das neue Verhältnis, in welches er als Kabinettsrat trat, machte ihn übermütig und absprechend; die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachteilig, seine genaue Verbindung mit der Lombardschen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und verminderte seine Arbeitsamkeit. Der Geh. Kabinettsrat Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft; seine Kenntnisse beschränken sich auf französische Schöngeisterei; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Gelehrten in Anspruch nehmen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Teilnahme an den üppigen Gelagen der Rietzischen Familie haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang mit leeren Menschen bei Spiel und Polissonnerien (Gemeinheiten) vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet.

„Das Leben des, mit dem Kabinett affiliierten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten, oder von Äußerungen der Verderbtheit. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Toren, die vor dreißig Jahren das Kraft-Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, welche Lavater umgab, wurde Theosoph, Geisterseher und

endete mit der Teilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die dem Staate gehörige Zeit am Lhombretische und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräters seiner täglichen Gesellschaft (der Gräfin Lichtenau), eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings."

Zur Besserung all dieser Verhältnisse hielt Stein eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Könige und den obersten Staatsbeamten unter jeglichem Ausschlusse der Kabinettsregierung für unumgänglich notwendig.... „Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen, da diese in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Teil mit Verachtung gebrandmarkt sind."

Mit kühnem Freimut schließt Stein seine Denkschrift, dabei prophetischen Blickes ein geradezu betrübendes Bild von der Zukunft Preußens zeigend, falls man von dem beschrittenen Wege nicht ablenken würde: „Sollten Se. Königliche Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Änderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einflusse des Kabinetts zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat sich entweder auflöst, oder seine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe der Untertanen ganz verschwindet ... Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falles der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen.

April 1806. Stein."

Laut und vernehmlich war hier an das Kabinett des Königs gepocht worden; ein Stein hatte mit voller Wucht dagegen geschlagen. Daß es gerade der nämliche Stein war, der später zum Eckstein des neuerrichteten Staatsgebäudes werden sollte, das ahnte niemand. Unerhört waren solche Worte bisher im Palaste des Monarchen gewesen. Überzeugungsstarke Charaktere hatte ja der König bisher so wenig in seinem Leben kennen gelernt. Von Jugend auf an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, „hat er", wie selbst sein größter Lobredner, Heinrich von Treitschke, sagt, „den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten überwunden. Ihn erschreckte jener laute, rücksichtslose Freimut, der den großen Germanen eignet." Er war eben noch nicht reif, die Wahrheit zu hören. Er erblickte in dieser wahrhaft patriotischen Tat Steins, die wahre Lage des Staates zu enthüllen, nur eine „strafbare Anmaßung". Dem Unterzeichner wurde seine „allerhöchste Ungnade" zuteil. Und obwohl Friedrich Wilhelm sich der zwingenden Wahrheit dieser Worte nicht verschließen konnte, obwohl er aus dem Erscheinen zahlreicher patriotischer Denkschriften, aus öffentlich gegen Haugwitz und seine Kabinettsräte gerichteten Demonstrationen und Beleidigungen die wahre Meinung des Volkes erkennen konnte, so blieb vor der Hand dennoch alles beim Alten. Noch gewaltiger, noch vernehmlicher mußte erst der Sturm der Zeit an dem Thron Preußens rütteln, ehe der König der furchtbaren Gefahr inneward, in welcher der Staat Friedrichs des Großen schwebte.

Seit Napoleon ihm nach der Begründung des Rheinbundes den Gedanken an den unter seiner Führung zu begründenden Norddeutschen Bund als Köder hingeworfen, arbeitete der König mit Ernst und Eifer an dem Zustandekommen einer solchen Organisation. In der Tat, der Gedanke war nicht übel, und je mehr der König darüber nachsann, desto verlockender erschien er ihm; schien doch durch seine Verwirklichung die Möglichkeit geschaffen, das alte, so jämmerlich zugrunde gegangene Deutsche Reich in neuerem, schönerem Gewande wieder auferstehen zu sehen. Alles war bereits vorbereitet; in langen, endlosen Ministerkonferenzen war bereits eine bundesstaatliche Ordnung entworfen worden. Nur eins fehlte, und zwar das Wichtigste bei der ganzen Sache: die Zustimmung der übrigen Bundesstaaten. Preußen hatte seit dem Tode Friedrichs des Großen

so vielfache Zeichen seiner innern und äußern Schwäche gegeben, die unschlüssige und schwankende Politik gegen den französischen Kaiser hatte den Oberhäuptern der zu erwartenden Bundesstaaten so wenig zu imponieren vermocht, daß man von diesem neuen Bundesverhältnisse weder Schutz noch Gedeihen erwarten konnte. Ausweichende Antworten, halbe Zusagen, leere Phrasen, zum Teil offene Absage, das waren die greifbaren Resultate der preußischen Unionsbestrebungen im Sommer 1806.

Während man im preußischen Kabinett sich noch eifrig mit diesen unfruchtbaren Verhandlungen abmühte, trat plötzlich ein Ereignis ein, welches wie ein greller Blitz die dunkle, verworrene Lage Preußens enthüllte und dem Könige, seiner Umgebung, wie dem ganzen Volke den furchtbaren Abgrund zeigte, in dessen Nähe man wandelte. Zwar die Truppenbewegungen, die fortwährend von dem französischen Heere gemeldet wurden, hatten die Einsichtigen am preußischen Hofe längst schon mit Bedenken und Mißtrauen erfüllt. Nach der Demobilmachung des preußischen Heeres befand man sich einem plötzlichen Angriff Napoleons gegenüber in einer geradezu bedenklichen Lage. Hatte sich nun bei dem einsichtsvollen Teil der preußischen Regierung mehr und mehr die Überzeugung herausgebildet, daß Napoleon trotz seiner wiederholten Friedensversicherungen die Absicht habe, Preußen mit einem plötzlichen Angriff zu überraschen, so waren diese Bedenken immer und immer wieder durch Haugwitz zerstreut worden, der stets in einem Meer von Wonne schwamm, sobald ihm der gefürchtete Imperator wieder ein freundliches Wort gab.

Da traf in der Nacht vom 5. zum 6. August eine Depesche des preußischen Gesandten Lucchesini mit der Meldung ein, der englische Gesandte Lord Yarmouth habe ihm mitgeteilt, England sei von Napoleon die Rückgabe Hannovers zugesichert. Wie eine berstende Granate war diese Depesche*) in die vertrauensselige Stimmung des preußischen Hofes hineingeplatzt, eine unbeschreibliche Aufregung hervorrufend. Diese Demütigung war zu unerhört, als daß auch der friedliebende Hof sie hinnehmen konnte. Wie man einem kleinen Kinde ein Spielzeug schenkt und es ihm wieder nimmt, wenn es nichts damit anzufangen weiß, so war hier von Napoleon mit Hannover und dem König von Preußen verfahren. Der König war in seinem Herrscherbewußtsein aufs tiefste gekränkt. Dem friedliebenden, vertrauensseligen Manne, dessen gutes, treues Herz auch bei den Handlungen anderer keine schlechten Beweggründe voraussetzte, waren hier plötzlich die Augen geöffnet worden.

Daß er die Absichten Napoleons jetzt auf einmal mit überraschendem Scharfblick erkennt, geht aus einem Briefe Friedrich Wilhelms an Kaiser Alexander hervor, dem er unterm 8. August schreibt:**) „Wenn die Nachrichten richtig sind, so ist er (Napoleon) einer so schwarzen Treulosigkeit (perfidie) fähig; davon mögen Ew. Majestät überzeugt sein, daß es sich zwischen ihm und mir nicht um Hannover handelt, sondern daß er entschlossen ist, mich um jeden Preis mit Krieg zu überziehen. Er will keine Macht neben der seinigen ... Kein Zweifel, daß er mich verderben will, wenn er in London über Hannover verhandelt."

Unter dem furchtbaren Eindruck dieser Depesche, welche auch der franzosenfreundlichen Partei am Berliner Hofe zu denken gab, erließ der König am 9. August den Befehl zur Mobilmachung der Armee. Dieser energische Schritt war dem französischen Gesandten gegenüber mit folgenden Worten begründet worden: „Preußen müsse verschiedene neuerliche Maßnahmen des Kaisers als gegen sich gerichtet ansehen; sollte man darin irren, und sollten jene Maßnahmen nur Demon-

*) Es ist bedauerlich, daß diese Depesche, die den endgültigen Anstoß zu dem Kriege von 1806 gegeben, nicht mehr vorhanden ist. Graf Haugwitz hat sie mit anderen zur Vorgeschichte von 1806 gehörigen im November desselben Jahres in Graudenz verbrannt. Denkwürdigkeiten Hardenbergs III, 86; III, 229.

**) Paul Bailleu, Diplomatische Korrespondenzen. Preußen und Frankreich. Publikationen aus den königl. preußischen Staatsarchiven. II, Urkunde 395. Urschrift des Briefes französisch.

strationen sein, so bestände gleichwohl die Notwendigkeit, Gegenanstalten zu treffen, da Preußen nicht noch einmal — wie im Februar — in die Lage kommen dürfe, unter solchen Demonstrationen Nachteile zu erleiden."

Die Aufregung am preußischen Hofe wuchs, als man zu der nämlichen Zeit, da die Lucchesinische Depesche eintraf, erfuhr, daß zwischen Frankreich und Rußland seit längerer Zeit Verhandlungen wegen Auslieferung eines Stückes preußisch-polnischen Gebietes an das Zarenreich schwebten. Diese Verhandlungen mit Rußland waren auch der Grund, daß Napoleon die Nachricht von der Mobilmachung Preußens mit anscheinender Ruhe aufnahm. Er wollte jeden Schein der Feindseligkeit vermeiden, da er vor allen Dingen erst seinen am 20. Juli in Paris mit dem russischen Unterhändler Oubril geschlossenen Frieden unter Dach bringen wollte. Daraus erklärt sich auch die Geheimhaltung seiner Verhandlungen mit England, daher die immer und immer wieder ausgestreuten Lügenmärchen von der Rückkehr der französischen Truppen nach Frankreich. War der Vertrag erst von dem Zaren ratifiziert — und das sollte 25 Tage nach der von Oubril erfolgten Unterzeichnung geschehen — so war Preußen isoliert, und es war leicht, seinen Widerstand zu brechen.

Es ist daher begreiflich, daß Napoleon den Petersburger Nachrichten mit Spannung entgegensah, bis dahin aber alles daran setzte, die Welt von der Friedfertigkeit seiner Absichten immer und immer wieder zu überzeugen, seine eigenen Schritte jedoch geheim zu halten. Der Kriegserklärung Preußens gegenüber äußerte er sich zu Talleyrand: „Der Bericht von Laforest scheint mir eine Torheit. Es ist ein Übermaß von Furcht, welches Mitleid einflößt. Man muß ruhig bleiben, bis man bestimmt weiß, woran man sich zu halten hat.... Laforest muß ruhig bleiben, alles beobachten und melden."

Das stärkste Stück von Täuschung und Heuchelei aber leistet er sich in einem Briefe vom 26. August an seinen Kriegsminister Berthier: „Meine Truppen sind möglichst von der preußischen Grenze zurückzuziehen, sie sind durch Bayern zu ersetzen. Das Gerücht ist auszustreuen, daß alles zurückkehrt, in Wirklichkeit aber sind nur einige Artilleriewagen und die große Bagage gegen den Rhein zu bewegen. Das Berliner Kabinett hat ein panischer Schrecken erfaßt. Es bildet sich ein, in dem Vertrage mit Rußland will ich ihm mehrere Provinzen nehmen. Daher diese lächerlichen Rüstungen, denen man keine Beachtung schenken soll. Ich habe wirklich die Absicht, die Truppen nach Frankreich heimkehren zu lassen.... Ich habe nicht weniger Ungeduld als Sie und die Armee, Euch alle in Frankreich zu sehen."

Napoleons künstliche Zurückhaltung den preußischen Rüstungen gegenüber macht aber bald anderen Gefühlen Platz. Das Ausbleiben der Nachrichten aus St. Petersburg macht ihn mißtrauisch; er fürchtet, daß die Annäherung Preußens an Rußland die Ratifizierung des Oubrilschen Vertrages zum Scheitern bringen könne. Er hatte eine feine Witterung. Als endlich die erwarteten Nachrichten aus Petersburg eintrafen, brachten sie die Verwerfung des Vertrages durch den russischen Kaiser. Aber noch zögert er damit, die Maske abzuwerfen. „Man muß einige Tage warten", schreibt er an Berthier, „um zu sehen, was daraus wird und welchen Entschluß ich fassen werde, inzwischen tun Sie nichts." Aber bald ist er über seine demnächstigen Entschlüsse im Klaren, und bereits zwei Tage später ergehen an die Armeen die Befehle in solchem Umfange, daß man sie nur auf einen großen Krieg deuten konnte.

Wer der Gegner sein sollte, den er jetzt niederzuwerfen gedachte, konnte nach den militärischen Befehlen nicht mehr zweifelhaft sein. Berthier erhielt die Weisung, die Straßen von Bamberg auf Berlin erkunden zu lassen; zwei intelligente Offiziere sollten zur Beobachtung der preußischen Rüstungen nach Berlin und Dresden gehen. In München und Dresden sollte nach den

besten Karten geforscht werden. Der Kaiser interessiert sich über die Natur folgender Flüsse: der Saale, der Elster, der Mulde von Düben bis zur Mündung, der Elbe mit ihren Übergängen, besonders mit dem bei Wittenberg. Über die Befestigung von Torgau, Dresden und Magdeburg zieht er nähere Erkundigungen ein. Alle diese Vorbereitungen wurden aber noch geheim gehalten.

Inzwischen war General von Knobelsdorff, nachdem Lucchesini wegen Bekanntgabe der verhängnisvollen Depesche vom 6. August abberufen worden war, in Paris eingetroffen, um im Auftrage des Königs von Preußen die Zurückziehung der französischen Truppen und die Genehmigung Napoleons zur Bildung des Nordbundes zu fordern, gleichzeitig aber auch Napoleon der durchaus friedlichen Absichten des Königs zu versichern. Knobelsdorff, als ein Freund Frankreichs dem Kaiser nicht unsympathisch, versuchte alles aufzubieten, um Napoleon von den friedlichen Absichten seines Königs zu überzeugen. Der Kaiser erklärte ihm trocken, daß er die Bewegungen seines Heeres nur nach denjenigen des preußischen richten werde. Vor allem sei es notwendig, daß der König seine Truppen entwaffne und auf den Friedensfuß setzen lasse. Knobelsdorff war aufs höchste bestürzt über diese unzweideutige Erklärung. Aber Napoleon verstand ihn wieder zu beruhigen, und als er am nächsten Tage von dem Kaiser einen prächtigen Wagen mit vier Pferden zum Geschenk erhielt,*) glaubte er sich der kaiserlichen Zuneigung wieder so sicher, daß er seiner Frau nach Berlin schrieb, sie möge nur ganz beruhigt sein, an Krieg sei nicht zu denken.

In der Tat schienen auch die militärischen Befehle Napoleons aus dieser Zeit noch nicht auf den Ernst der Situation hinzudeuten. Die in Deutschland kommandierenden Generäle erhielten noch unterm 9. September die strikteste Weisung, einen jeden Zusammenstoß (collision) mit den preußischen Truppen zu vermeiden; man solle die friedlichsten Gesinnungen aussprechen. Allerdings solle alles vorbereitet sein, um im Falle eines Krieges mit Preußen seine Operationslinie durch feste Plätze gesichert zu sehen. Aber schon am nächsten Tage lauteten die Nachrichten ernster. Am 10. September schreibt er an Berthier: „Die Bewegungen der Preußen bleiben fortwährend ganz ungewöhnlich. Sie wollen einen Denkzettel haben. Am 11. werde ich meine Pferde, am 12. die Garde abgehen lassen.“ In demselben Briefe bezeichnet Napoleon den Krieg Preußens mit ihm als eine Torheit, die er kaum für möglich halte. Das Bekanntwerden der Tatsache, daß die ersten Hohenloheschen Truppen bereits in Dresden eingetroffen seien, veranlaßt den französischen Gesandten, dem Befehle seines Kaisers nachkommend, seine Pässe zu verlangen.

Die Würfel waren ins Rollen gekommen; an einen baldigen Zusammenstoß beider Mächte war kaum noch zu zweifeln. Aber während Napoleon, in seinen Plänen stets klar und weitschauend, in seinen Entschlüssen niemals schwankend, genau wußte, was er tun wollte und der Entwicklung der Dinge mit Seelenruhe entgegen sah, herrschte am preußischen Hofe die denkbar größte Verwirrung und Ratlosigkeit. Die diplomatischen und militärischen Ratgeber des Königs waren völlig uneins. Während man sich in den militärischen Maßnahmen übereilt hatte, verzögerte man die diplomatischen Verhandlungen in verhängnisvoller Weise. Ungewöhnlich spät hatte man sich nach Bundesgenossen umgesehen. An den einzigen Bundesgenossen, auf den man mit einiger Sicherheit rechnen konnte, den Kaiser von Rußland, war erst am 18. September der General von Krusemark zum Zwecke von Verhandlungen abgesandt worden. Der Zar antwortete dem König in einem eigenhändigen Schreiben, „daß er mit einem Heer von 70000 Mann unter seiner persönlichen Anführung als treuer Freund und Nachbar ihm zu Hilfe ziehen und rechtzeitig auf dem Schlachtfelde, sei es am Rheine oder auch jenseits desselben, eintreffen werde.“ „Russische Versprechen

*) Vertrauliche Mitteilungen Lucchesinis an Gentz in Erfurt, wo beide am 5. Oktober zusammentrafen. Abgedruckt in Gentz' Schriften, herausgegeben von Schlesinger. II. 230.

marschieren schneller als russische Heere", hatte Friedrich Wilhelm auf diese Nachricht zu seiner Umgebung geäußert, und hatte in diesem Falle sicher das Richtige getroffen.

König Friedrich Wilhelm war in der Tat in einer wenig beneidenswerten Lage. Er war zu einsichtsvoll und verständig, um nicht die Gefahren eines Krieges mit Frankreich klar zu erkennen. Aber die Kriegspartei an seinem Hofe drängte fortwährend in ihn, „den Fehdehandschuh, den ihm Napoleon nun schon zum dritten Male hingeworfen, diesmal aufzunehmen." Angesteckt von ihrem fortwährenden Bestürmen des Königs, erging sich die übermütige Jugend, namentlich unter den Offizieren der Berliner Garnison, in den unbesonnensten Ausschreitungen und Herausforderungen. Wie ein Zeitgenosse berichtet,*) ergriffen die jungen Offiziere, welche auf den Bällen, in den Weinstuben und besonders im Parterre des Theaters sich anmaßten, den Ton anzugeben, jede Gelegenheit, um ihre kriegerische Stimmung vernehmbar zu machen. Bei einer, in jenen Tagen der Aufregung stattfindenden Vorstellung der Jungfrau von Orleans hatten sie sich besonders zahlreich eingefunden, und bei den Worten:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles setzt an ihre Ehre".

erhoben sie anhaltenden Beifallsruf, und diese Worte mußten wiederholt werden. In „Wallensteins Lager" sangen sie das Reiterlied mit und akkompagnierten mit Säbelgeklirr und Sarrasgerassel. Hatten sie dann bei Dallach oder Jagor, bei der Bernhard, Lutter und Wegener die Strophe: „Frisch auf, eh' der Geist noch verduftet" unter Begleitung des Donners der Champagnerpfropfen wiederholt, dann zog die Heldenjugend mit Geschrei durch die Straßen, zog die Plempen auf Ehre! unter den Fenstern des französischen Gesandten, wetzte herausfordernd die Klingen, und schlug Funken aus dem geduldigen Gestein. Dem Könige wurde dann berichtet, die Nation habe in dem Theater ihre kriegerische Gesinnung, die Armee den alten preußischen Mut gezeigt, man könne der „öffentlichen Meinung" nicht länger widerstehen."

Das Bewußtsein der überaus ernsten Lage, in welcher der preußische Staat schwebte, und die Notwendigkeit eines einheitlichen, von klaren und kühlen Erwägungen geleiteten Handelns hatte eine Anzahl der besten Männer aus der Umgebung des Königs veranlaßt, nochmals in einer Denkschrift dem König ans Herz zu legen, mit der unseligen Kabinettsregierung an seinem Hofe aufzuräumen. Der Plan zu diesem Schritte war von dem Prinzen Louis Ferdinand ausgegangen, die Denkschrift von dem Historiker Johannes von Müller verfaßt und außer von dem Prinzen Louis Ferdinand noch von den Brüdern des Königs, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, dem Prinzen von Oranien, den Generälen Rüchel und Phull und dem Minister Freiherrn vom und zum Stein unterzeichnet. Die Denkschrift zeichnete in ehrerbietigen, aber doch auch rücksichtslos offenen Worten die augenblickliche gefährliche Lage Preußens, in welche es nur durch die falschen Maßnahmen der unseligen Kabinettsregierung geraten sei.

„Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinett Ew. Majestät, wie es gegenwärtig organisiert ist Dies Kabinett, welches nach und nach zwischen Ew. Majestät und das Ministerium sich so eingedrängt hat, daß jedermann weiß, es geschehe alles durch die drei oder vier Männer, hat besonders in Staatssachen jedes Zutrauen längst eingebüßt. All der freche Mißbrauch, welchen Bonaparte von der Friedensliebe Ew. Majestät gemacht hat, wird ihnen zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung.

---

*) Friedrich Förster, Preußen und Deutschland im Zeitalter der französischen Revolution.

„Dies wollen wir ununtersucht lassen; denn auch Vorurteile und andere persönliche Neigungen und Verhältnisse können zu eben so schlechten Handlungen verleiten wie das Geld! Genug, die allgemeine, auf notorischen Tatsachen begründete Überzeugung ist, daß es mit Bonaparte auf alle Weise kolludiert und entweder den Frieden durch die schändlichste Nachgiebigkeit erkaufen oder im Kriege äußerst schwache Maßregeln ergreifen oder auch, wenn Ew. Majestät kräftige vorschreiben und ehrenvolle Generäle sie auch herzhaft ausführen wollen, dieselben lähmen, wo nicht verraten und hierdurch über Ew. Majestät, über Dero ganzes Haus und getreue Untertanen das äußerste Unglück bringen wird! — Die Hauptsache ist demnach, daß nur durch die Entfernung des Kabinettsministers Grafen Haugwitz und der beiden Kabinettsräte Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit und Ruhe in die Gemüter und eine gegründete Hoffnung des guten Ausganges der Sache zu erzielen möglich ist.“

König Friedrich Wilhelm III. war äußerst ungehalten über die Denkschrift. Wenn er sich auch der Überzeugung nicht verschließen konnte, daß viel Wahres darin enthalten war, so war er doch zu wenig daran gewöhnt, seine Umgebung selbständig denken und handeln zu sehen. Außer Stein gab es zu wenig überzeugungsstarke Charaktere am preußischen Hofe; selbst Hardenberg war damals noch viel zu sehr geschmeidiger Hofmann, als daß er dem König gegenüber mit seiner eigenen Meinung stand gehalten hätte. Erst durch das Feuer der Trübsal und des Unglückes wurde er zu dem starken und festen Patrioten geschmiedet, als den wir ihn später kennen lernen werden. Die Unterzeichner der Denkschrift, Stein und die Prinzen nicht ausgeschlossen, erfuhren insgesamt die allerhöchste Ungnade, und obwohl man in demonstrierender Weise vor das Haus des Grafen Haugwitz zog und ihn öffentlich mehrfach beleidigte, blieb doch vorläufig alles beim Alten.

Inzwischen saß Herr von Knobelsdorff in Paris und wartete vergebens auf eine entschiedene Äußerung Napoleons. Das Schweigen des Imperators hatte etwas Unheimliches; es gehörte zu seiner innersten Natur, deren Verstecktheit und Hinterhältigkeit seine Gegner oft genug gerade dann erfahren mußten, wenn sie glaubten, daß er am offensten und aufrichtigsten gehandelt habe. Der große Menschenkenner hat seine eigentlichen Absichten stets bis zum letzten Augenblicke, selbst seinen intimsten Freunden und Verwandten gegenüber, verheimlicht. Den Feldzugsplan von 1806 hat er selbst vor seinem Kriegsminister Berthier bis zuletzt geheim gehalten.

Das Schweigen Napoleons wurde auch in Berlin in fast beängstigender Weise empfunden. Vergebens dringt Haugwitz in den französischen Gesandten Laforest: „Dies Schweigen in Paris verdirbt alles“, sagt er zu diesem. „Wir wissen durchaus nicht, wie wir dran sind. Preußen möchte gern seine Jungfrauschaft bewahren und vom Schlachtfelde zurückbleiben. Es kostet den Kaiser nur ein Wort, und die Rüstungen sollen sogleich eingestellt werden.“ Aber auch der Gesandte schwieg und vertröstete auf baldige Depeschen.

Endlich raffte sich der noch immer auf Erhaltung des Friedens hoffende König zu dem Entschluß auf, in Paris durch Herrn von Knobelsdorff ein Ultimatum stellen zu lassen, worin dem Kaiser aufgegeben wurde, daß die Franzosen ungesäumt, spätestens bis zum 8. Oktober, Deutschland räumen, auch sich verpflichten sollten, der Bildung eines Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung kein Hindernis entgegenzusetzen. Zur Schlichtung aller noch schwebenden Streitigkeiten sollten unverzüglich Verhandlungen eingeleitet werden.

Schweren Herzens hatte Friedrich Wilhelm sich zu diesem entscheidenden Schritte entschlossen. Er wußte selbst zu gut, daß das preußische Heer keineswegs in der Verfassung war, mit Erfolg einen Krieg zu führen. Aber die Ehre seiner Nation, ja seine eigene Ehre war zu empfindlich angegriffen. Es gab nun kein Zurück mehr. Wenn Napoleon nicht auf die in dem

Ultimatum gestellten Bedingungen einging, dann mußte das Schicksal Preußens seinen Lauf gehen; wohin — das stand bei Gott und dem preußischen Schwerte.

Am 18. September 1806 empfing die Königin Luise vor den Toren Berlins ihr Regiment Königin Grenadiere, welches eben zur Armee nach Thüringen abging. Selbst in die Farben des Regiments gekleidet, nahm die Königin, in ihrem Wagen sitzend, die Huldigung des Kommandeurs entgegen. Ihre heißen Segenswünsche begleiteten den Abschied des Regiments. Am 21. September verließ sie selbst mit ihrem Gemahl Berlin, um über Magdeburg und Halle nach Naumburg an der Saale zur Armee zu gehen.

Abergläubische Gemüter hielten zwei Ereignisse, die sich an diesen Tagen zutrugen, für eine böse Vorbedeutung. Der greise 81jährige Feldmarschall von Möllendorf war vor dem Brandenburger Tore, angesichts der in der Höhe thronenden Viktoria, nachdem ihn die Reitknechte mit Mühe auf die linke Seite des Rosses hinaufgehoben, von der rechten Seite wieder herabgeglitten. Und die Statue der Bellona, der waffenbewährten Kriegsgöttin, war an dem nämlichen Tage bei völliger Windstille von dem Giebel des Zeughauses auf das Straßenpflaster gestürzt und hatte den rechten Arm gebrochen.

In der Tat, der Zufall war wunderbar. Der 81jährige greise Feldmarschall — bot er nicht ein treffendes Bild des alt gewordenen morschen Heergebäudes? Und die aus der Höhe herabgestürzte Bellona, des waffenführenden Armes beraubt, war sie nicht eine unheimliche Verkörperung des ehemals so stolzen Preußens welches bald von seiner stolzen Höhe herabgestürzt werden sollte?

III. Das Drama von Saalfeld.

Die politischen Ereignisse hatten einen Verlauf genommen, der die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches der Dinge beinahe völlig ausschloß. Preußens Schicksal lag auf der Schneide seines Schwertes. Die innere und äußere Beschaffenheit seines Heeres sollte den Ausschlag geben. Betrachten wir in Kürze den Zustand der Armee beim Ausbruch des Feldzuges von 1806.

Seit dem Tode Friedrichs des Großen war für die Verbesserung des Heerwesens wenig oder gar nichts geschehen. Das Vorurteil, Preußen sei ein Militärstaat, dessen Heereseinrichtungen für alle Staaten vorbildlich seien, hielt in verhängnisvoller Weise den Versuch jeder Neuerung fern. Man übersah, daß nur der Geist eines Friedrichs des Großen es war, der die Heere zu so unerhörten Erfolgen geführt hatte, und man vergaß, daß die Einrichtungen dieses Heeres, dem Geiste der modernen Zeit entsprechend, unzulängliche geworden waren. Schon Friedrich der Große hatte, besonders in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, mit dem Ersatz des Heeres stets große Schwierigkeiten gehabt. Die Ergänzung beruhte auch bei ihm wesentlich auf dem alten Kantonreglement von 1733. Kam dieses auch dem Gedanken einer allgemeinen Wehrpflicht, wenigstens den Grundsätzen nach, schon ziemlich nahe, so wurde diese Verpflichtung zum Heeresdienst doch durch zahlreiche Befreiungen unterbrochen, die größtenteils den bessersituierten Ständen zugute kamen.

Die ganze Last der Aushebung fiel also tatsächlich den ärmeren, meist erblich untertänigen Teilen der Bevölkerung zu. Da diese jedoch den ganzen Heeresbestand nicht aufzubringen vermochten, blieb nichts anderes übrig, als die Werbung im Auslande. In welcher Weise der große

König dieselbe betreiben mußte, ist bekannt. Bei dem starken Menschenverbrauch mußten sogar Kriegsgefangene eingestellt und Rekruten im Auslande ausgehoben werden. Es waren deswegen sehr fragwürdige Elemente in das Heer gekommen, nicht selten sogar der Abschaum der Menschheit, dessen Überwachung die äußerste Strenge erforderte. Da diese schlechten Heeresbestandteile beim Friedensschluß in den Reihen der Armee blieben und der König den besseren Teil seiner Landeskinder zur Kolonisierung des entvölkerten Landes brauchte und deshalb von neuem zu zahlreichen Befreiungen vom Heeresdienst seine Zustimmung geben mußte, so war er genötigt, den durch Werbung aus dem Auslande bezogenen Teil seiner Armee noch wesentlich zu erhöhen. Aber sein alles umfassender Geist, sein Adlerauge, sein Scharfblick bei den Truppenrevuen hatte dennoch darüber gewacht, daß auch unter den schwierigsten Umständen die Armee auf der Höhe blieb.

Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. hatte mit gutem Willen eine Anzahl an sich recht guter Neueinrichtungen geschaffen; aber es waren im großen und ganzen nur Flickereien am alten Kleide. Für die Hebung des Selbstvertrauens, für die Weckung des Nationalgefühls und der Kriegerehre geschah nichts, wie Feldmarschall von Boyen, einer der scharfsinnigsten Offiziere damaliger Zeit, in seinen Erinnerungen sagt. Die mechanisch gehorchenden Heerführer Friedrichs des Großen traten, alt und abgelebt, in eine neue Kriegsperiode. In den Garnisonen entwickelte sich eine Behaglichkeit, „welche wie Stockflecke an einer Mauer hätten getilgt werden müssen.“*)

Auch unter Friedrich Wilhelms II. Sohn und Nachfolger geschahen keine wesentlichen Neuerungen, die den Kern der Sache, die innere Umgestaltung des Heerwesens, getroffen hätten. Friedrich Wilhelm III. hatte eine unleugbare Neigung für militärische Dinge; aber sie erstreckte sich mehr auf Äußerlichkeiten; sie ging über den Exerzierplatz und das Paradefeld nicht hinaus. Seine Liebhaberei für Uniformen rief einen immerwährenden Wechsel in der Bekleidung und Montierung der Mannschaft hervor, auf deren genaue Ausführung bis auf den Gamaschenknopf man mit pedantischer Genauigkeit hielt, was niemand anders als der hellsehende und feurige Schill mit dem Namen „Gamaschendienst“ bezeichnet hatte. Die von Friedrich Wilhelm II. bereits genehmigten Heeresverstärkungen waren nicht fortgesetzt worden. Es bestand eine Militär-Organisations-Kommission; aber irgend eine der um Rat angegangenen militärischen Autoritäten war oft schon hinreichend, ihre Vorschläge für Verminderung der Ausländer, Aufhebung der Befreiung vom Militärdienst u. s. w. wirkungslos zu machen.

Die Disziplin war roh bis zur Barbarei. Selbst ein so maßvoller Beurteiler wie Boyen sagt: „Die 1806 in der Armee gebräuchlichen Strafen, Spießruten, Stockschläge, Hiebe mit kleinen mit Draht bezogenen Röhrchen, stammten aus einem früheren Zeitalter her und standen mit den später entwickelten Sitten und Meinungen in einem schneidenden Widerspruch. Die körperliche Züchtigung war größtenteils der Willkür, der Laune und dem jeweiligen Ermessen des jedesmaligen Befehlshabers anheimgestellt; es konnte einmal ein Diebstahl mit 40 Schlägen und eine Anzugsunordnung u. s. w. mit 50 bestraft werden. Rücksichtslos züchtigte man den Soldaten auf öffentlichen Plätzen. Desertionen waren deswegen an der Tagesordnung; dagegen Lust und Liebe zur Fahne oder gar Ehrgefühl waren Dinge, die nur wenige Soldaten kannten.“

Die Bekleidung und Ausrüstung der Soldaten war in einem erbärmlichen Zustande. Die knappen Uniformen reichten weder vorn noch hinten zu; Mäntel waren gar nicht vorhanden, und es ist bezeichnend, daß der König noch am 2. Oktober, acht Tage vor dem Gefecht bei Saalfeld, eine Verordnung an das Generaldirektorium erlassen mußte, in welcher er sagt, „daß es ihm lieb sein würde, wenn das Land aus seinen Mitteln die Armee mit Mänteln und Überziehhosen von

*) Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, herausgegeben von Fr. Nippold.

Tuch zu dem bevorstehenden Winterfeldzuge versehen wollte, da es dem Staate unmöglich sei, dies jetzt in der Geschwindigkeit zu bewerkstelligen." Gerade diese mangelhafte Bekleidung, die bei den Biwaks des Herbstes 1806 den Soldaten der Unbill der Witterung in der elendsten Weise preisgab, hatte wesentlich zur Entmutigung des Heeres und schließlich zur Zerstörung der Armee beigetragen.*)

Am verhängnisvollsten aber wurde die Sorglosigkeit und Nachsicht, mit der man die alten, unbrauchbar gewordenen Befehlshaber im Heere belassen hatte, anstatt sie rücksichtslos zu entfernen. Auch der milde Urteiler Boyen hält sie „für eine der Hauptursachen der im Jahre 1806 den preußischen Staat treffenden Unfälle." Nach der Rangliste des Jahres 1806 hatten unter

Kaiser Napoleon I.

66 Obersten 28 bereits das 60. Lebensjahr überschritten, unter den 281 Majors waren 86 über 55 Jahre, die große Mehrzahl zählte über 50. Der Herzog von Braunschweig war über das 71. Lebensjahr längst hinaus; von dem 81jährigen Feldmarschall von Möllendorf war schon oben die Rede; die Generale der Infanterie standen zwischen 60 und 80, ebenso die Generalleutnants. Die Kavallerieobersten vermochten vor Dickbäuchigkeit kaum zu Pferde zu sitzen. Fast allen aber — ein Teil jüngerer, intelligenter und charaktervoller Offiziere ausgenommen — war ein merkwürdiger Mangel an Geist und Frische eigentümlich; die alten Herren wiesen fast ohne Ausnahme jede Neuerung zurück; sie bildeten sich ein, die Maschine ohne den Geist des Meisters handhaben zu können, klebten mit Ängstlichkeit an veralteten Ansichten fest und fanden den Gipfel aller militärischen Ausbildung in der sklavischen Anbetung des Paradedrills.

*) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07. Bd. I.

Und welches waren die Männer, die ihnen gegenüberstanden? An der Spitze des französischen Heeres stand der geniale Schlachtenkaiser, der die alten abgelebten Regeln der Schlachtenkunst über den Haufen geworfen und, fernab von jedem Schema, durch die bloße Überlegenheit seines Geistes, sein tatenkühnes Wagen und seine ungebändigte, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende, den Augenblick kühn ergreifende Willenskraft die Welt mit seinem Feldherrnruhme erfüllte. Und an seiner Seite die noch im besten Mannesalter stehenden Feldherren der Tat, die durch die ernste Schule zahlreicher Kriege gegangen, die nicht Gunst und Geburt, wie im preußischen Heere, sondern eigene Befähigung und wirkliches Können an ihre Stelle gebracht, getreu dem Worte ihres Meisters, „daß jeder Soldat seinen Marschallstab im Tornister trage." Sie alle waren im Geiste der neuen Kriegsführung ausgebildet, deren Richtungslinien niemand anders als ihr genialer Führer aufgestellt hatte, und deren ganze Weisheit, ohne Künstelei und gelehrte Doktrinen, nur in dem Hauptziel gipfelte: Vernichtung des Gegners auf die schnellste und entschiedenste Weise.

Und diesen Gegnern gegenüber strömte der Mund jüngerer wie älterer Offiziere über von Selbstgefälligkeit und Überhebung. Ein Vergleich, den man mit „jenen Schustern und Schneidern" zog, „die erst durch die Revolution etwas geworden", fiel natürlich stets zu Ungunsten der letzteren aus. Dagegen waren namentlich die höheren Offiziere aus der Umgebung des Königs den mehr und mehr drängenden Ereignissen gegenüber von einer verhängnisvollen Unentschlossenheit. Dies zeigte sich namentlich schon in der Person des Oberstkommandierenden, des Generalfeldmarschalls Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Als Kommandeur der braunschweigischen Truppen in der Schlacht bei Hastenbeck tapfer und umsichtig, hatte später sein militärischer Ruf als Oberbefehlshaber über die österreichisch-preußische Armee durch die unglückliche Schlacht bei Valmy, wo er einen unter den günstigsten strategischen wie taktischen Bedingungen bereits angesetzten Angriff aus allzu großer Vorsicht wieder aufgegeben hatte, schwer gelitten. Nur mit großer Mühe hatte ihn jetzt der König zu bewegen vermocht, das Oberkommando zu übernehmen.

Wie geringes Zutrauen man selbst in militärischen Kreisen zu der Befähigung des hochbetagten Herzogs hatte, erzählt Gentz,*) der anfangs Oktober auf Wunsch des Königs ins Hauptquartier gekommen war, um die Proklamation an die Truppen aufzusetzen. Auf dem Wege von Naumburg nach Weimar erklärte ihm der alte General Graf Kalkreuth am 4. Oktober in Auerstedt, der Herzog von Braunschweig sei ein des Kommandos durchaus unfähiger Mann, habe weder hinlängliche Voraussicht, noch sei sein Charakter kräftig genug und einer solchen Aufgabe gewachsen; seine Mittelmäßigkeit, Unentschlossenheit, Scheinheiligkeit, Eitelkeit und übertriebene Eifersucht würden selbst das bestmöglichste Unternehmen vereiteln." Demselben Mißtrauen gegenüber der Befähigung des Herzogs zum Oberfeldherrn begegnete Gentz auch bei dem größten Teil der übrigen höheren Offiziere. General Graf Götzen, ein dem König treu ergebener Offizier, äußerte Gentz gegenüber die Ansicht: „Meine Meinung war stets, daß dieser Mann zum Unglück für die preußische Monarchie geboren ist."

Gentz hatte noch an demselben Tage mit dem Herzog eine längere Unterredung, welche ihm leider die Bestätigung der eben gehörten Meinung gab. „In seiner Haltung, seinen Blicken, Bewegungen und seiner Sprache lag etwas durchaus Unbefriedigendes, Machtloses, Unheilverkündendes. Die Kraft, welche er bekundete, deutete auf wenig mehr, als auf eine Selbsttäuschung hinsichtlich

*) Friedrich von Gentz, hervorragender Publizist, geb. 2. Mai 1764, anfangs im preußischen, später im österreichischen Staatsdienst, entfaltete eine unermüdliche Tätigkeit in der Bekämpfung Napoleons durch Denkschriften, Korrespondenzen und literarische Publikationen. Unablässig feuerte er die Mächte zum Kriege an; allen Feinden des Eroberers lieh er seine Feder. Später wurde er leider mehr und mehr der Vertreter einseitiger österreichischer Interessen und nach dem Wiener Kongreß das Werkzeug Metternichs.

seiner Fähigkeiten; er wiederholte immer und immer wieder, und zwar in einer Weise, die mich ganz außer Fassung brachte: ‚Es kann noch alles gut gehen, vorausgesetzt, daß kein großer Fehler begangen wird.'" Auf Gentzens Einwurf, daß man zu seiner Heeresleitung das unbegrenzte Vertrauen habe, antwortete er im Tone der größten Trostlosigkeit: „Ach, ich kann kaum für mich stehen; wie können Sie verlangen, daß ich für andere stehen soll!"

Überall, wohin Gentz hörte, dieselbe Ratlosigkeit und Verwirrung. Eine rühmliche Ausnahme macht ihm allein die Königin Luise, die ihn am 9. Oktober zu einer längeren Unterredung empfing. Ganz entzückt von der Erscheinung der Königin, welche die französischen Blätter als Amazone und kampfeslustige Armide in verunglimpfender Weise geschildert, schreibt er in sein Tagebuch:

„Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie beratschlagte mit Sicherheit,

Feldmarschall Herzog Karl von Braunschweig.

Selbständigkeit und Energie, zugleich eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewundernswürdig gefunden hätte, und doch zeigte sie sich bei allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüt, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, daß nicht zum Zwecke gehörte, keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenster Harmonie gestanden hätte mit dem allgemeinen Gegenstande der Diskussion, so daß eine Vereinigung von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Ähnlichem nie zuvor entsinne, das Resultat war . . ." Zum Schlusse gab sie dem Gedanken Ausdruck, daß man sich weniger auf Verbündete, auch nicht auf Rußland allein, verlassen dürfe, sondern „daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten."*)

Wie weit war das deutsche Volk noch von dieser Vereinigung entfernt, die die groß angelegte Frau hier als einziges Rettungsmittel pries! Vor der Hand bot Deutschland noch das Bild der tiefsten Zerklüftung, der schnödesten Selbstsucht. Sachsen, welches dem Rheinbund bis jetzt noch nicht beigetreten war, ja, dem Könige von Preußen seine Hilfe bereits zugesagt hatte, begann eben erst zu rüsten, aber so langsam und vorsichtig, und so voll Angst vor dem mächtigen

*) Fr. von Gentz' Schriften, herausgegeben von Schlesier.

Imperator, daß es durch den Gesandten in Paris erklären ließ, seine Rüstungen seien keineswegs gegen Frankreich gemünzt. Und das russische Hilfsheer von 70000 Mann, welches, wie wir wissen, Kaiser Alexander zugesagt hatte, konnte vor November kaum auf dem Kriegsschauplatze eintreffen. Das waren die Bundesgenossen Friedrich Wilhelms III.

Und immer furchtbarer hatte sich inzwischen das Unheil über seinem Haupte zusammengezogen. Immer größer war die Konfusion im preußischen Hauptquartier geworden. Die preußischen Rüstungen, welche wahrhaft früh genug begonnen waren, hatten unter der Leitung so vieler einander widersprechender Befehlshaber allgemach einen schleppenden Verlauf genommen. Die Ausrüstung und Verpflegung, die Armierung der wichtigsten Festungen, die Fouragierung der wichtigsten Waffenplätze, die Verschanzung an wichtigen Flußübergängen — alles das war im bedenklichsten Rückstande. Die traurige Ursache all dieser Erscheinungen war der Mangel einer einheitlichen, zielbewußten Leitung des Ganzen. Bei den zahlreichen und in endloser Länge sich hinziehenden Kriegsratssitzungen glaubte jeder, ob Militär oder Nichtmilitär, das Recht zu haben, mitzusprechen, Rat zu erteilen, zu warnen und zu mahnen. Der König, der in militärischen Dingen weit klarer blickte als die Mehrzahl seiner Ratgeber, pflegte gleichwohl in Fragen der Heeresleitung sich dem Urteile der berufsmäßigen Militärs unterzuordnen. In seiner übergroßen Bescheidenheit traute er sich — oft ganz ohne Grund — zu wenig zu, und seiner redlichen, ordnungsliebenden Natur wiederstrebte es, da hineinzureden, wo andere, „die es eigentlich besser wissen mußten", die Verantwortung hatten. In seiner unendlichen Güte und Langmut hörte er jeden an, traute jedem mehr als sich selbst und äußerte nur in Momenten, wo ihm das Beängstigende der Lage ganz besonders klar vor Augen trat: „Das kann nicht gut gehen, es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Die Herren wollen es aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich wünsche, daß ich unrecht behalte!"

So war unter den widersprechendsten Ansichten, unter einem Wirrsal einander durchkreuzender Meinungen und Maßregeln schließlich ein Operationsplan zustande gekommen. Er erstreckte sich auf die eingezogenen Nachrichten, daß die französische Armee in zwei Linien vorrücke, deren erste ihren linken Flügel an der Sieg und ihren rechten in der Oberpfalz bei Amberg anlehne, während die zweite Linie den linken Flügel am Neckar, den rechten bei Passau an der Donau habe. „Diese Stellung", heißt es in dem Plan, „soll in dem Zentrum durchbrochen werden, welches so viel als möglich mit einer entscheidenden Übermacht gegen dasjenige, was die Franzosen versammeln könnten, geschehen muß. Es kommt also darauf an, den Franzosen möglichst konzentriert eine entscheidende Schlacht zu liefern, bevor die Kräfte der Armee durch Fatiguen erschöpft sind, die schlechte Witterung eintritt und der den Truppen einwohnende gute Wille erkaltet. Zu dem Ende werden zwei Observationskorps, eins auf dem rechten Flügel in Hessen, und eins auf dem linken Flügel im Baireuthschen, durch gewisse Demonstrationen und ausgesprengte falsche Gerüchte die Aufmerksamkeit des Feindes zu täuschen und eine unrichtige Verteilung seiner Kräfte zu bewirken suchen, während die Hauptarmee in Vereinigung mit dem preußisch-sächsischen Korps des Fürsten Hohenlohe den Thüringer Wald und die Werra passieren wird, um von da aus gegen den Main vorzudringen und den Feind anzugreifen." Die zu diesem Zwecke auszuführenden Märsche sollten spätestens bis zum 12. Oktober beendet sein. An diesem Tage sollte die Hauptarmee den Thüringer Wald bereits hinter sich haben und ihr Lager bei Meiningen an der Werra beziehen.

Dieser Plan wäre, rein theoretisch betrachtet, an und für sich nicht übel gewesen, wenn Napoleon — an dem Flecke stehen geblieben wäre, wo man ihn vermutete, und wenn man das, was man geplant, auch mit Energie und Schnelligkeit zur Ausführung gebracht hätte. Allein,

noch am 5. Oktober, neun Tage vor dem Unglückstage bei Jena, herrschte in dem zu Erfurt zusammenberufenen Kriegsrat, an welchem außer dem Könige der Herzog von Braunschweig, der Fürst Hohenlohe, der alte Feldmarschall von Möllendorf, die Generäle Köckeritz, Rüchel und Phull, sowie die Obersten Scharnhorst, Kleist und Massenbach, der Major Rauch und die Diplomaten Haugwitz und Lucchesini teilnahmen, die grenzenloseste Verwirrung und Meinungsverschiedenheit.

Da man bei dem stark vernachlässigten Kundschafterdienst über die Bewegung des französischen Heeres völlig im Dunkeln tappte, empfahl der Herzog von Braunschweig zunächst eine Rekognoszierung im großen Maßstabe. Während die Mehrzahl der Anwesenden sich für diesen Plan erklärte, schlug der Oberst von Massenbach vor, so schnell wie möglich gegen Nürnberg zu marschieren und den Feind aus seiner starken Stellung an der fränkischen Saale herauszulocken. Oberst von Scharnhorst, einer der verständigsten und scharfblickendsten Offiziere, von dem man damals noch nicht ahnte, was er der Zukunft des preußischen, des deutschen Heerwesens werden sollte, machte zu all diesen Vorschlägen die einzig vernünftige Bemerkung, „es komme im Kriege weniger darauf an, was man tue, als daß man es mit gehöriger Einheit und Kraft tue. Er trage darauf an, den vom Obersten Massenbach vorgeschlagenen linken Abmarsch auszuführen, aber dann auch augenblicklich und mit der größten Anstrengung dazu zu schreiten."

Leider genoß Scharnhorst zurzeit noch nicht das notwendige Ansehen, seine Ansicht durchzusetzen. In einer zweiten Sitzung an demselben Tage, welcher der König nicht beiwohnte, einigte man sich schließlich, dem Plane des Herzogs von Braunschweig folgend, zu einer Rekognoszierung im großartigen Maßstabe, „da es nicht ratsam sei, über den Thüringer Wald zu gehen, bevor man nicht eine genaue Kenntnis von der Stellung des Feindes hinter der Fränkischen Saale bei Königshofen habe." Vorsicht und immer wieder Vorsicht, Halbheit der geplanten Maßregeln und Lauheit in der Ausführung. Selbst der König, dem das Protokoll dieser Beratung überbracht wurde, fand es unzweckmäßig, auf eine so weite Entfernung zu rekognoszieren. Das Resultat dieser Beratung war natürlich wieder — Verwerfung des Planes.

Wie optimistisch trotz alledem ein großer Teil des Offizierskorps die Sachlage auffaßte, geht aus folgendem Begebnis hervor: Auf einem glänzenden Diner, das der Herzog von Weimar, der Kommandeur der Avantgarde der Hauptarmee, seinen Offizieren am 6. Oktober gab, erklärte der Kapitän Liebhaber vom Generalstabe mehreren Husarenoffizieren die Strategie des gegenwärtigen Feldzuges. „Bis jetzt", sagte er, „hat der Feind keinen Schritt getan, den wir ihm nicht vorgeschrieben; unsere Operationen sind so kombiniert, unsere Korps so gestellt, daß der Feind überall abgeschnitten und in das strategische Netz getrieben ist. Napoleon ist so gewiß unser, als wenn wir ihn schon in diesem Hute hätten." Die jungen Offiziere machten lange Hälse und schauten in den Hut, in welchen der Kapitän mit den Finger zeigte, ob der Kaiser nicht schon drin sitze."*)

Während man im preußischen Hauptquartier die Zeit mit Beratschlagungen und Kriegsratversammlungen verzettelte, hatte Napoleon, Oberfeldherr und Generalstabschef in einer Person, keine Stunde, keine Minute ungenützt verstreichen lassen. Am 6. Oktober in Bamberg angekommen, hatte er sofort die Oberleitung der französischen und rheinbündlerischen Truppen — im ganzen etwa 200000 Mann — übernommen. Mit der Klarheit, Bestimmtheit und Verstandesschärfe, die einen Teil seines Wesens ausmachten, hatte er den einzelnen Korpsführern ihre Aufgaben zuerteilt. Sein Plan gipfelte in einer Umgehung der feindlichen Armee, wie er sie so oft schon mit Erfolg ausgeführt hatte. Die Führer seines linken Flügels, Lannes und Augerau, sollten nach Überschreitung des Mains auf Koburg marschieren, Bernadotte auf der Straße nach Saalburg

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen von Yorck. Bd. I, S. 140.

und Lobenstein vordringen, Davout und Murat sich mit den Garden auf Kronach konzentrieren. Soult und die Reserve unter Ney sollten auf Hof ziehen. Die Hauptmasse des französischen Heeres schob sich also zwischen Thüringer Wald und Erzgebirge auf das Königreich Sachsen vor und — bei der Langsamkeit der preußischen Operationen — hoffte Napoleon mit ziemlicher Sicherheit, ehe die Preußen sich dessen versahen, in ihrem Rücken zu stehen und sie von ihrer Rückzugslinie, vor allem von Magdeburg, abzuschneiden.

So war der 7. Oktober herangekommen, der Tag, an welchem der preußische Gesandte von Knobelsdorff das am nächsten Tage ablaufende Ultimatum mit einem Briefe des Königs von Preußen dem französischen Kaiser in Bamberg überreichte. Es war der letzte schwache Versuch Preußens, den Frieden zu erhalten. Napoleons Antwort wurde bald darauf der ganzen Welt bekannt durch sein erstes Armee-Bulletin, das er von Bamberg aus erließ, und in welchem er die Entstehung des Krieges von seinem Standpunkte aus beleuchtete. Voll schneidenden Hohnes heißt

General der Infanterie Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen.

es darin: „Man gibt uns die Ehre eines Rendezvous für den 8.; niemals hat ein Franzose ein solches verfehlt, aber, da eine schöne Königin Zeuge des Kampfes sein will, seien wir höflich und marschieren wir ohne Aufenthalt nach Sachsen."

Dieses Bulletin Napoleons zerstörte im preußischen Hauptquartier die letzten Friedenshoffnungen. Jetzt hieß es handeln, jetzt hieß es kämpfen auf Leben und Tod, um die Ehre, um die Existenz des preußischen Staates. Aber die kostbare Zeit, die man, anstatt zu handeln, mit nichtigen Beratungen vergeudet hatte, war nicht mehr einzuholen. Die nun folgenden Befehle trugen den Stempel der Hast, der Überstürzung, der Kopflosigkeit. Bei der unheimlichen Nähe, in welcher sich der Feind bereits befand, erblickte Fürst Hohenlohe die einzige Rettung des preußischen Staates in dem flinken Abmarsch über die Saale nach der Elbe, um so der Umklammerung durch die französischen Heere zu entgehen. Aber der alte Herzog von Braunschweig, der bei Erfurt stand, war nicht von der Stelle zu bringen. Er ersucht Hohenlohe wiederholt „inständigst, sich diesseits der Saale zu konzentrieren, die Vereinigung mit der Hauptarmee abzuwarten und alles anzuordnen, um zuverlässige Nachrichten vom Feinde einzuziehen."

Die „zuverlässigen Nachrichten" sollten bald genug eintreffen; sie waren mit den Säbelhieben der Feinde auf die blutigen Gesichter der preußischen Reiter gezeichnet, welche am 9. Oktober

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin

Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld.
(10. Oktober 1806.)

Original von Professor R. Knötel.

als Versprengte in Weimar und Jena anlangten und von dem unglücklichen Vorpostengefecht bei Schleitz Kunde gaben, bei welchem Tauentziens Korps mit einem Verlust von 554 Mann und zwölf Offizieren an Toten, Verwundeten und Gefangenen geschlagen worden war.

Das war ein trauriges Vorspiel; aber der nächste Tag sollte noch Schlimmeres bringen. Prinz Louis Ferdinand, der feurige und geistvolle bisherige Führer der Kriegspartei, hatte den Oberbefehl über die 8300 Mann starke Avantgarde des Hohenloheschen Korps erhalten und brannte nun vor Ungeduld, die Schlappe Tauentziens bei Schleitz wieder auszuwetzen. Voll kühnen Geistes und voll ehrgeizigen Strebens, als Neffe Friedrichs des Großen sich seines Vorfahren würdig zu machen, hatte er dem Beginn des Krieges am meisten zugejubelt. Wohl war er sich der schwierigen Lage Preußens, der Schwere seiner eigenen Aufgabe, bewußt. Beim Abschiede von seiner Schwester, der Prinzessin Luise, Fürstin von Radziwill, hatte er bewegten Herzens gesagt: „Es geht gut, oder Du siehst mich niemals wieder."

Am 7. Oktober war er in das freundliche Rudolstadt eingeritten. Die fürstliche Familie gab ihm zu Ehren am Abend ein Festmahl, an das sich ein Ball im „Weißen Saale" schloß. Nach Beendigung desselben zog man sich in die Gemächer der Fürstin zurück. Prinz Louis Ferdinand, ein hervorragender Virtuos auf dem Klavier, setzte sich an den Flügel und entzückte die Hörer über eine Stunde lang im freien Lauf der Gedanken mit den leidenschaftlichen und feurigen Rhythmen seiner Musik. Es war sein Schwanengesang.

Zwei Tage später, am 9. Oktober, traf er abermals im Schlosse zu Rudolstadt ein. Nach der Abendtafel, die im engsten Familienkreise stattfand, bat man ihn wieder, sich ans Klavier zu setzen; aber in eigentümlich elegischer Stimmung schlug er es ab, da er jetzt „an andere Dinge zu denken habe." Es wurde stiller an der Tafel. Der Ernst der Gegenwart lag über dem kleinen Familienzirkel und — wie die Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt in ihrem Tagebuch schreibt — „die Gesichter der älteren Offiziere erblaßten und verlängerten sich; der Prinz wurde ernst und ernster. Er sagte uns gute Nacht; er nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinen, indem er mich schweigend ansah. Noch war Norddeutschland zu retten von dem Joch der Franzosen; ich hielt die Hand dessen, der uns erretten sollte, in der meinigen. Mit welchem tiefen Gefühl drückte ich diese Hand: recht ernst wurde es in meiner Seele. ‚Nein', sprach er, ‚wenn ich zurückgeschlagen würde, das könnte ich nimmermehr ertragen.' — Versprechen Sie mir, sich nicht in einem Avantgardengefecht so zu exponieren, daß Sie in wichtigeren Momenten nicht helfen könnten, antwortete ich ihm. Das war der 9. Oktober, der Abend vor dem unglücklichen Tage vor Saalfeld."

Des Prinzen kampfeslustige Natur verlangte nach schnellen Taten. Er hatte beschlossen, mit seiner Avantgarde auf Saalfeld vorzugehen, um die dortigen Pässe zu besetzen und im Falle eines weiteren Vordringens der Franzosen hartnäckig zu verteidigen. Schon während der Nacht vom 9. zum 10. war an alle Kommandos der Befehl ergangen, mit Tagesanbruch zwischen Rudolstadt und Schwarza zu stehen. Seine genaueren Maßregeln wollte der Prinz jedoch erst nach den Befehlen treffen, die er vom Fürsten von Hohenlohe erwarten mußte.*) Da aber weder eine Nachricht vom Fürsten noch eine solche vom Könige einlief, entschloß er sich, nach Saalfeld vorzugehen. Die in Rudolstadt gelegenen Truppen, sechs Bataillone mit Batterien, standen am Morgen des 10. zur festgesetzten Zeit auf der Straße nach Saalfeld bereit.

Der Prinz war eben im Begriff, sich vom Lager zu erheben, als ein Husar die Meldung brachte, die Vorposten bei Saalfeld könnten sich nicht mehr länger gegen die Übermacht des Feindes

*) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07.

halten und bedürften dringend der Unterstützung. Der Prinz warf sich sofort aufs Pferd und traf 8½ Uhr bei der Kolonne ein, sofort mit großer Umsicht seine Befehle erteilend. Den Hauptmann von Valentini hatte er schon früher nach Saalfeld abgesandt, um ihm über die jeweiligen Verhältnisse Bericht zu erstatten. Dieser fand den Obersten Rabenau bereits westlich der Stadt ausgerückt. Von einem französischen Gefangenen erfuhr man, daß der Marschall Lannes mit überlegenen Kräften im Anrücken sei. Der Prinz überzeugte sich bald davon, daß der Gegner westlich von Saalfeld schon bedeutende Fortschritte gemacht. Das dicht bei der Stadt belegene Dorf Beulwitz hatte er bereits besetzt. Der Prinz entschloß sich daher zum Abzuge nach Schwarza, und da er zur Deckung seiner Flanken nach verschiedenen Seiten hin starke Detachements entsenden mußte, entblößte er die ihm zum Angriff verbleibenden Kräfte in überreichlicher Weise, so daß ihm zu dem von ihm geplanten Offensivstoß nur noch ein Gros von 3¼ Bataillonen verblieb.

Prinz Louis Ferdinand.

Mit diesen unzureichenden Kräften unternahm er mit großer Bravour einen Angriff gegen die Stellung des Feindes am Waldrande. Mit klingendem Spiel im Paradeschritt und geschlossenen Kolonnen rückten die sächsischen Regimenter Xavier und Churfürst vor. Aber in der Nähe von Beulwitz fielen ihnen zwei Bataillone des 34. französischen Regimentes in die Flanke; die französischen Tirailleure brachten sie in Verwirrung. Es zeigte sich die Überlegenheit der zerstreuten Schützen im gedeckten Gelände gegenüber den geschlossen vordringenden Massen. Das Regiment Xavier kam in Unordnung und ging über das Dorf Cröften zurück. Aber der Prinz scheint überall zu gleicher Zeit zu sein. Mit großer Bravour sprengt er vor; seinen Reitern gibt er den Befehl zum Einhauen, die Artillerie muß abprotzen, und den sächsischen Infanteristen donnert er den Befehl zu: „Folgt mir, Kinder! Freiwillige vor!“ Sein persönliches Beispiel tat Wunder. „Alle Sachsen sind Freiwillige!“ tönt es ihm entgegen, und es gelingt ihm, die auseinander geratenen Bataillone von Xavier wieder zu formieren. Bald ist Cröften wieder in ihrem Besitz. Das Gefecht kommt vorübergehend zum Schweigen, der Prinz befiehlt den Abzug der zwischen Saalfeld und Cröften befindlichen Infanterie und Artillerie. Alle zehn Schwadronen sollen ver-

einigt werden, um den Abzug zu decken. Der Prinz selbst ist im Begriff, zu dem augenblicklich am meisten gefährdeten Punkte jenseits der Stadt zu reiten; aber kaum dort angelangt, kommen ihm schon von allen Seiten die zurückweichenden Füsiliere und Jäger entgegen. Des Prinzen Heldenherz krampft sich im wilden Schmerz zusammen. Aber er beherrscht sich. Nein, es kann nicht sein! Ein Zurück darf es nicht geben! Die preußische Ehre ist auf dem Spiel. Er wirft sich den Fliehenden entgegen. An verschiedenen Stellen gelingt es ihm durch ruhiges Eingreifen, die Ordnung wieder herzustellen.

Inzwischen hatte der Feind auf dem westlich von Saalfeld gelegenen Kampfplatz das Gefecht von neuem aufgenommen. Er hatte starke Verstärkungen herangezogen. Immer massenhafter dringen seine Kolonnen auf den Talstraßen vorwärts; von allen Höhen scheinen sie herabzusteigen, die lang auseinandergezogene Linie des schwachen Gegners durchbrechend und sie zum Weichen bringend. Bald ist Cröſten wieder in ihren Händen und ein Teil der sächsischen Bataillone nach allen Richtungen zersprengt. In dem Hohlwege bei Woelsdorf hat sich die abziehende Artillerie festgefahren. Es entsteht eine augenblickliche Verwirrung, und um diese noch größer zu machen, erscheint in diesem Augenblick französische Kavallerie, die bis jetzt versteckt im Walde gehalten hatte. Es ist das 9. und 10. Husarenregiment, das sich sofort zu zwei Treffen formiert und gegen die Artillerie wendet. Das vorderste Regiment erhielt sofort Feuer von den beiden zur Bedeckung der Artillerie bereitstehenden Kompagnien des Majors Steindel; es macht kehrt.

Diesen Augenblick benutzten die bei Woelsdorf aufgestellten fünf Schwadronen sächsischer Husaren. Sie brechen mit Ungestüm vor und werfen sich, aber ohne Einheit und Ordnung, auf den Feind, allen voran der Prinz, dessen hohe Gestalt überall zu sein scheint. Allein das zweite Treffen des Gegners faßt die Sachsen in beiden Flanken; sie weichen zurück. Vergebens die Hilfe der als Reserve weiter zurückhaltenden Schimmelpfeng-Husaren; sie kommen zu spät und werden von den Fliehenden mit fortgerissen. Unaufhaltsam ist die Flucht. Der Prinz, in halber Verzweiflung, bemüht sich, die Fliehenden aufzuhalten. Umsonst. Der wilde Andrang der Fliehenden, dicht gefolgt von den Siegern, reißt alles mit sich fort. Es entsteht ein wilder Knäuel. Ein Teil der Artillerie jagt mit den Geschützen davon, ein anderer Teil läßt sie stehen. Das unebene, von Hügeln und Waldseen durchschnittene Terrain erschwert den Fliehenden den Ausweg. Wild jagen sie durcheinander, preußische, sächsische und ihnen nachsetzende französische Husaren. Die davonfahrende Artillerie versperrt ihnen wieder und wieder den Weg und vermehrt die blutige Verwirrung.

Der Prinz ist eben im Begriff, eine steckengebliebene Kolonne wieder flott zu machen, da bemerkt er, daß er sich schon mitten im Knäuel der Fliehenden befindet. Er muß auf seine eigene Rettung bedacht sein. Der glänzende Stern des Schwarzen Adlerordens, den der Neffe des großen Friedrich heute in ahnungsvoller Seele wie zu einem Feste angelegt hatte, verrät dem Feinde seinen hohen Rang. Ein Adjutant macht ihn darauf aufmerksam, daß der glänzende Stern auf seiner Brust die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehen könnte. Der Prinz entblößt sein Haupt, und, den Hut im Arm, bedeckt er mit dem Federbusch den Stern. Hinter ihm rast eine Schar französischer Husaren. Der wild dahinstürmende Reiter ist mit seinem Renner schon nahe bei dem Ausgange eines Hohlweges angekommen. Ein französischer Wachtmeister vom 10. Husarenregiment, Guindet mit Namen, fordert den Prinzen auf: „Rendez-vous, général, ou je vous tue." „Ergeben Sie sich, General, oder ich töte Sie!" Ein Säbelhieb des Prinzen, begleitet von den Worten: „Non coquin!" „Nein, Schurke!" ist die Antwort. Als gewandter Fechter die Hiebe des einen abwehrend, sieht er sich bald noch von drei anderen französischen Husaren angegriffen. Be-

reits aus mehreren Wunden blutend, deren eine ihm den Hinterkopf gespalten und in das Gehirn gedrungen war, schwankt der Prinz plötzlich wie betäubt im Sattel. Während er hintenüber sinkt, streckt ihm der Feind die breite, lange Klinge in die unbewehrte Brust. So besiegelte er mit seinem Heldentode die heiße Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande.

An der Stelle, wo der tapfere Prinz als einer der wenigen, die die Ehre Preußens damals hochhielten, fiel, ließ die Stadt Saalfeld bereits 1807 einen einfachen Denkstein setzen. 20 Schritte davon, auf der anderen Seite der Chaussee, hat seine Schwester, Prinzessin Luise Radziwill, ihrem heißgeliebten, unvergeßlichen Bruder im Jahre 1823 ein Denkmal aus Erz errichten lassen. Ein Halbkreis hoher Pappeln weist schon von Ferne die jedem Vaterlandsfreunde heilige Stätte. Die Inschrift lautet: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oktober 1806."

Das war das Ende eines der liebenswürdigsten Menschen und tapfersten Soldaten seiner Zeit, des „preußischen Alcibiades", wie ihn kein Geringerer als General v. Clausewitz nannte, der am 12. Oktober 1806 aus dem Hauptquartier Tennstedt bei Langensalza seiner Braut schrieb, „daß der Tod des jugendlichen Helden fast der ganzen Armee Tränen gekostet habe."

Theodor Körner hat dem tapferen Prinzen in „Leier und Schwert" eines seiner schönsten Lieder gewidmet:

Wilder Geist! Jetzt hast du überwunden!
Deine Nacht [illegible] in Morgenrot;
Ausgekämpf[illegible] Prüfung Stunden,
Leer der K[illegible]ch, den [illegible]ir das Schicksal bot.
Kunst und Leben hat den Kranz gewunden,
Auf die Locken drückte ihn der Tod.

Deinen Grabstein kann die Zeit zermalmen,
Doch die Lorbeern werden dort zu Palmen,
Und dein Sehnen klagte nicht vergebens;
Einmal ward's in deiner Seele Tag,
Als dein Herz am kühnsten Ziel des Strebens
Kalt und blutend auf der Wahlstatt lag.

IV. Jena — Auerstädt.

Im Hauptquartier des Generals Fürsten zu Hohenlohe zu Kahla saß man gerade bei der Abendtafel, als der Büchsenspanner des Prinzen Louis Ferdinand eintraf und auf einer Schreibtafel des Adjutanten die traurige Meldung von dem Tode des Prinzen und dem unglücklichen Verlauf des Gefechtes bei Saalfeld überbrachte. Das Schicksal des hochbegabten und allgemein beliebten Prinzen machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Die Niederlage selbst wirkte auf den Fürsten und seinen Berater, den Obersten von Massenbach, wahrhaft niederschmetternd. Man sah die Lage, die heute morgen noch so rosenrot schien, auf einmal für sehr bedenklich an.

Die in Eile getroffenen Anordnungen trugen zu sehr den Charakter der Überstürzung, als daß sie von guter Einwirkung auf den Gang der Ereignisse hätten sein können. Der General von Grawert sollte sofort gegen Rudolstadt vorgehen, die versprengten Teile der geschlagenen Avantgarde sammeln und sich damit auf Kahla zurückziehen. Die Sachsen bei Roda sollten ihren Rückzug auf Jena beschleunigen.

Die große Niedergeschlagenheit im Hauptquartier des Fürsten war nur allzu sehr begründet. Alle Anzeichen ließen darauf schließen, daß der Feind die linke Flanke der Armee umgehen und dieselbe von der Elbe abschneiden würde. Die Überzeugung von dieser Möglichkeit wurde im Hauptquartier des Fürsten schließlich eine so feste, daß der Fürst sich entschloß, noch um Mitternacht den Obersten Massenbach ins königliche Hauptquartier nach Blankenhayn zu senden, um dort beim Oberkommando wegen eines sofortigen Abmarsches der gesamten Armee in die schon früher in Vorschlag gebrachte Stellung am Ettersberg bei Weimar vorstellig zu werden. Um der

Umklammerung durch den Gegner zu entgehen, sollte man nach dem Plan des Fürsten, „entweder vereint den Angriff des Gegners erwarten oder sogleich links abmarschieren, um noch vor demselben die Elbe zu erreichen.“*)

Der Vorschlag des Fürsten Hohenlohe war unter den obwaltenden Umständen vielleicht der vernünftigste. Aber es war, als ob über dem Schicksal des preußischen Heeres ein Verhängnis waltete, und dies Verhängnis war der Oberstkommandierende, der Herzog von Braunschweig und seine unglückseligen Entschließungen. Der Oberst von Massenbach war kaum aus Kahla hinausgeritten, als der Befehl des Herzogs aus dem königlichen Hauptquartier eintraf, wonach eine Vereinigung beider Armeen bei Weimar nicht beabsichtigt wäre, vielmehr die Hauptarmee unter dem Herzog nach Weimar, die Armee des Fürsten Hohenlohe nach Jena weiterrücken solle. Es war dies vielleicht der verhängnisvollste Entschluß des ganzen Feldzuges. Anstatt die ganze Kraft gegen den gewaltigen Schlachtenkaiser zusammenzuraffen, zersplitterte man die Kräfte.

Sehen wir zu, wie es inzwischen im Hauptquartier des Oberstkommandierenden aussah. Die Kunde von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand war bereits nachmittags gegen 4 Uhr in Blankenhayn eingetroffen. Schrecken, Bestürzung und Ratlosigkeit waren der Eindruck der Nachricht, eine Reihe schnell aufeinander folgender Befehle, von denen keiner ausgeführt werden konnte, war die Folge. Bei der immer mehr zunehmenden Kopflosigkeit des Herzogs ließ man die einfachste Vorsicht außer acht, den trostlosen Zustand der Lage vor den Truppen geheim zu halten. Bei einer Beratung, an welcher außer dem Herzog von Braunschweig und Scharnhorst auch der König teilnahm, hatte man, wie Boyen erzählt, versäumt, die Türen des Konferenzzimmers zu schließen, so daß der Gegenstand der Beratung und die trostlose Lage des Heeres bald allgemein bekannt wurden. Was aus dieser Beratung herauskam, wissen wir. Es war der uns bereits bekannte unselige Entschluß der Zweiteilung des preußisch-sächsischen Heeres. Hohenlohe sollte auf Jena marschieren, während der Herzog sein Hauptquartier nach Weimar verlegen wollte. Auch die Herren Diplomaten traten von Erfurt aus ihren Rückzug nach Weimar an. Wie voll rosiger Hoffnung sie zum größten Teil noch waren, erzählt uns Gentz in seinen Erinnerungen: „Bleiben Sie noch einige Tage bei uns“, sagte Haugwitz ganz jovial zu ihm, „in Weimar werden wir ruhig und imstande sein, also baldige Nachrichten von allen Vorgängen zu erhalten, und Sie werden inne werden, daß wir uns großen Ereignissen nähern.“

Obwohl der scharfblickende Gentz zu den „großen Ereignissen“, soweit sie Preußen betrafen, kein rechtes Zutrauen mehr haben konnte, willigte er dennoch ein, mit nach Weimar zu gehen. Er fand hier die entsetzlichste Verwirrung. „Die Straßen waren“, so berichtet er, „förmlich mit Bagagewagen und Pferden vollgestopft, und mitten darunter Offiziere jeden Ranges, Generale und Leute aus des Königs unmittelbarem Gefolge, die hier zu finden ich nicht erwartet hatte. Ich sah den Geheimrat Lombard, der blaß und bewegt auf mich zukam und mir sagte: „Wissen Sie es schon? Wir haben eine Schlacht verloren, und Prinz Louis ist gefallen.“ Darauf war ich nicht gefaßt, es überstieg alle meine Berechnungen. Solches Unglück an sich wäre schon groß genug gewesen, allein in diesem Augenblicke sah ich es, von den düstersten Vorbedeutungen überwältigt, als den Vorläufer noch anderen Mißgeschickes an. Ich wußte — und es war aller anderen Ansicht — daß der Herzog von Braunschweig gleich bei der ersten unglücklichen Nachricht, von einem panischen Schrecken ergriffen, bei dieser seiner rückgängigen Bewegung und bei dem unglücklichen Einfalle, hier ein Lager aufzuschlagen, keinen anderen Zweck hatte, als für sich selbst eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, sich von seiner ersten Bangigkeit zu erholen und Rat zu suchen, nicht bei seinen

*) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07.

Generalen, sondern bei seiner eigenen Ungewißheit und Furcht. Auf allen Gesichtern malte sich Unzufriedenheit und Mißtrauen, und ruhelose Aufgeregtheit herrschte überall. — General Phull, der mir begegnete, rief mir zu: „Alles muß unvermeidlich so schlecht als möglich gehen, denn sie haben alle den Kopf verloren."

Das Trostloseste von allen war die tiefe Unkenntnis in bezug auf die Bewegung des Feindes; nur in betreff eines Punktes schienen alle übereinzustimmen: man glaubte Napoleon im vollen Marsche auf Dresden. Nach einem Diner, an welchem Gentz bei dem Grafen Haugwitz teilnahm, und das trotz all der Aufregung und Bestürzung bis spät zum Abend währte, begab sich Gentz zu dem General Kalkreuth; er hatte hier Gelegenheit, einem Auftritt beizuwohnen, der ihn tief erschütterte.

Während die beiden Männer über die traurigen Ereignisse des letzten Tages sprachen, ließ sich eine Deputation von Offizieren melden, „Männer", wie Gentz berichtet, „ausgezeichnet durch Verdienst, Rang und Talent, welche in eindringlichen Worten dem General die Lage des Heeres, ja des ganzen Staates als im höchsten Grade gefährdet bezeichneten, wenn der Herzog von Braunschweig das Kommando noch länger behielte. Die Unzufriedenheit sei auf das Höchste gestiegen. Wir können für nichts stehen", sagten sie, „wenn nicht Mittel aufgefunden werden, den König von dieser Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen. Auf Ew. Exzellenz nun haben wir voll Vertrauen unsere Blicke gerichtet und hoffen, daß Sie diesen Auftrag übernehmen und die Sache leiten werden." Einzelne der Offiziere suchten die Motive zu erläutern, welche sie zu diesem Schritte bewogen hätten. Sie tadelten die Idee, bei Weimar ein Lager aufzuschlagen, sprachen sich über die Gründe, welche den Herzog dazu veranlaßt haben möchten, mit Verachtung aus und fügten hinzu: „Der Oberbefehlshaber wisse weder, was er tue, noch was er tun wolle, noch wo er sei, noch wo er hingehen werde; von einem Ende der Armee zum anderen seien die außerordentlichsten Gerüchte im Umlauf."

General Kalkreuth antwortete, „daß, wenn der König ihm das Kommando anvertraute, er es annehmen würde, wie beklagenswert auch immer die Lage der Dinge sei. Aber kein vernünftiger Mann könne ihm zumuten, selbst darum zu bitten, denn ein solcher Schritt stehe in direktem Widerspruch mit der tiefen Ehrerbietung, die er dem Könige zolle." Nach Verabschiedung der Herren durch Kalkreuth erfuhr Gentz in einem längeren Gespräch mit dem General noch, daß der Herzog von Braunschweig nicht nur gar keinen festgestellten Plan in Hinsicht der allgemeinen Direktion der Operationen habe, sondern daß er auch von der Leitung der Details nichts verstehe. Er ermüde die Truppen mit seinen verwirrten, widersprechenden Befehlen durch nutzlose Märsche und Gegenmärsche, durch schlechte Arrangements hinsichtlich der Kantonnierungen, der Verpflegung u. s. w. Schließlich äußerte Kalkreuth, „daß er des Herzogs von Braunschweig Entschluß, die Armee bei Weimar zu konzentrieren, für eine noch größere militärische Unwissenheit halte, als die des Generals Mack bei Ulm; denn alle preußischen Magazine lägen jenseits der Saale in Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle u. s. w., und er verdamme sich so freiwillig zum Hungertode, binnen wenigen Tagen."*) — — —

Während die Kolonnen der Hauptarmee schwerfällig und wenig geordnet auf Weimar marschierten, hatte auch die Armee des Fürsten Hohenlohe, gemäß dem Befehle des Oberkommandos, ihre Rückzugsbewegung auf Jena angetreten. Auf dem Marsche dahin und bald darauf in den um Jena belegenen Kantonnements ereigneten sich unter dem Einfluß der körperlichen und seelischen Leiden der Truppen Szenen von kaum glaublicher Unordnung und Auflösung. Durch den Befehl des

*) Fr. von Gentz' Schriften, herausgegeben von Schlesier.

Herzogs von Braunschweig zum Rückzug auf Jena aufs tiefste niedergeschlagen, in ihrer jämmerlichen Bekleidung unter der Unbill der rauhen Herbstwitterung zitternd und bebend und bei dem Mangel jeglicher Verpflegung aufs kläglichste hungernd und darbend, boten sie schon jetzt das Bild einer geschlagenen Armee. Nur unter diesen traurigen Voraussetzungen ist ein Vorfall zu erklären, der sich auf diesem Marsche auf Jena bei dem sächsischen Korps am 11. Oktober zutrug und seinesgleichen kaum in der ganzen Kriegsgeschichte haben dürfte.

Es war nachmittags 3 Uhr. Die sächsische Artillerie hatte bereits Jena passiert und befand sich in dem engen Mühltal jenseits der Stadt. General Tauentzien hatte soeben dem Fürsten Hohenlohe seinen Anmarsch melden lassen. Dieser saß gerade bei der Mittagstafel, als die Meldung eintraf, ließ aber sofort die Pferde vorführen, um die aus dem Gefecht von Schleitz kommenden Truppen mit einer Ansprache zu begrüßen. In diesem Augenblicke ertönte von allen Seiten der Ruf: „Die Franzosen kommen! Die Franzosen kommen!" Die Nachricht verbreitete eine ungeheure Panik in der Stadt. Der Lärm war auf der Straße nach Weimar entstanden. Dem Bericht der sächsischen Artillerie zufolge, die eben die „Schnecke", einen hügeligen Wald, passierte, war plötzlich ein Husarenoffizier mit einem blutigen Verband um den Kopf ihnen mit dem Ruf entgegengekommen: „Zurück, zurück! Die Franzosen kommen!" Die Wirkung dieser Nachricht auf die Mannschaften war so groß, daß sie sofort in vollem Jagen auf Jena zurückliefen. Am Eingang der Stadt entstand infolgedessen ein wüstes Durcheinander. Festgefahrene Gespanne, Geschütze und Fouragewagen versperrten den Weg; Fuhrknechte, die die Stränge durchschnitten und sich auf die Pferde warfen, Infanteristen und Kavalleristen, alles wälzte sich wild durcheinander. Die beiden sächsischen Kavallerieregimenter jagten in wilder Flucht durch das südliche Tor der Stadt auf Burgau zu. „Aus jedem Tore, und zu jeder Pforte hinaus", erzählt ein Augenzeuge, „stürzten Erschrockene, und so sehr nahm die Unordnung zu, daß der Fürst, um sie zu stillen, das ganze Heer mußte ausrücken lassen. Dennoch konnte auch so die Reiterei nicht vermocht werden, in die nahen Gebüsche und Weinberge vorzugehen, weil sie überall feindliche Schützen versteckt glaubte. Erst nach einer Stunde endete der beschämende Auftritt. Aus allen Gebüschen und Schluchten hervor krochen entlaufene und verlaufene Füsiliere, Grenadiere, Husaren und Dragoner. Das Feld und die Straßen bedeckten weggeworfene Gewehre, Kürasse, Futtersäcke; in den Gräben lagen drei oder vier Stück schweres Geschütz und mehrere Wagen. Sächsisches Gepäck war von den Preußen, preußisches von den Sachsen geplündert worden; ein großer Teil fiel am folgenden Tage in die Hände des Feindes, weil einige diesen törichterweise von Weimar her erwarteten und sich nach der entgegengesetzten Seite hin gerettet hatten. Bei Lobeda, eine Stunde von Jena auf dem rechten Saalufer, übermannte der Troß, der die Brot- und Löhnungswagen führte, die schwache Bedeckung und jagte davon. Auf dem bestimmten Lagerplatz bei Weimar anzukommen, gelang wenigen. Das Heer gab, ohne geschlagen zu sein, das Bild eines vollständig geschlagenen und aufgelösten.*)

Inzwischen hatte Fürst Hohenlohe die Stadt umritten und sich überzeugt, daß nirgends auch nur die Spur von einem Feinde zu entdecken war. Nur falscher Alarm war die Ursache dieser wüsten Szene gewesen. Wie tief mußte die Entmutigung unter den frierenden und hungernden und durch die fortgesetzten Mißerfolge niedergedrückten Soldaten Platz gegriffen haben, daß eine einzige falsche Nachricht eine solche Verwirrung unter ihnen anrichten konnte! Und immer schlimmer wurde die Kopflosigkeit, immer grenzenloser die Verwirrung. Jeder Ordnung bar, biwakierten die Regimenter rings in den Straßen um Jena herum im bunten Durcheinander; nur wenige hatten ihre Lagerplätze gefunden. Aber was konnten ihnen diese groß nutzen; sie

*) Der Feldzug 1806 von einem Augenzeugen. I, 114.

konnten ihnen wohl eine karge Rast gewähren, aber nicht ihren wütenden Hunger stillen. Der Proviantrain, welcher sich von Klengel bis Jena schon bis auf eine Meile genähert hatte, war infolge des Alarms ausgebogen und entfernte sich nun in der Richtung auf Dornburg immer weiter. Er marschierte die ganze Nacht, gelangte erst am 12. abends nach dem Dorfe Schöten hinter der Aufstellung des Korps, so daß das mitgeführte Mahl erst am 13. benutzt werden konnte. Das preußische Magazin in Jena reichte kaum für die eigenen Truppen, da die Versammlung in dieser Gegend in keiner Weise vorgesehen war. Was aber allem die Krone aufsetzte, war der bereits zwei Tage vorher erfolgte Abgang der Feldbäckerei von Lobeda nach Weimar bei der Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld. In der Übereilung hatte man den Teig von 20000 Broten ins Wasser geworfen, und jetzt stand die Bäckerei untätig in Weimar! Vom dortigen Hauptquartier mußte der Hohenlohesche Stab erst erinnert werden, derselben wieder einen Ort anzuweisen, wo sie ihre Tätigkeit von neuem beginnen könne. Wahrlich, Unfähigkeit und Kopflosigkeit an allen Orten.*)

Unter so traurigen Umständen mußte es als ein Glück betrachtet werden, daß das Hohenlohesche Korps infolge einer falschen Bewegung des Feindes nicht mit dem Feinde zusammenstieß; es wäre schon jetzt der Vernichtung unrettbar anheimgefallen. Napoleon hatte nämlich eine Zeitlang angenommen, der Feind würde sich bei Gera versammeln. Aber sein vorzüglicher Erkundungsdienst, der bei den Preußen gänzlich vernachlässigt war, klärte ihn bald über den Irrtum auf. Noch um Mitternacht des 11. Oktober ist er in Unwissenheit über den Feind, wie seine Dispositionen verraten. Aber schon drei Stunden später werden infolge neu eingegangener Nachrichten alle seine Befehle wieder aufgehoben. Er vermutet den Gegner bei Erfurt und gedenkt, ihm den Rückzug nach Berlin durch Umgehung der linken Flanke abzuschneiden. Treffend ist er über die Stimmung im preußischen Hauptquartier unterrichtet. An Lannes schreibt er in der Frühe des 12. Oktober: „Alle aufgefangenen Briefe zeigen, daß der Feind den Kopf verloren hat. Sie beraten Tag und Nacht und wissen nicht, was sie tun sollen. Sie sehen, meine Armee ist vereinigt, ich sperre den Weg nach Dresden und Berlin. Die Kunst besteht heute darin, alles anzugreifen, was man antrifft, um den Feind einzeln zu schlagen, während er sich sammelt." Und an Murat heißt es in einem zu demselben Zeitpunkt abgegangenen Schreiben: „Greifen Sie entschieden an, was Sie vom Feinde im Marsche antreffen. Seine Kolonnen suchen einen Versammlungspunkt zu gewinnen; die Schnelligkeit seiner Bewegungen verhindert sie aber, rechtzeitig Gegenbefehle zu erhalten. Noch zwei bis drei Vorteile, wie die bisherigen, werden die preußische Armee zerschmettern, und bedarf es dann vielleicht keiner allgemeinen Affaire mehr."

Bald ist der Kaiser ganz klar darüber, daß er bei Gera einen Luftstoß gemacht habe; aber die Welt durfte davon nichts erfahren. Der Meister verstand es, einen kleinen Fehler oft in so trefflicher Weise gut zu machen, daß er zu einem Vorteil wurde. Die bisher vorgedrungenen Kolonnen versteht er, der die Soldaten seiner Armee wie die Figuren auf dem Schachbrette hin und her wirft, in geschickter Weise zur Umgehung zu benutzen. Und um nur garnicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß er sich in irgend einer Sache geirrt habe, schreibt er an Talleyrand: „Die Ereignisse verlaufen hier ganz, wie ich dieselben zwei Monate vorher in Paris bearbeitet habe, Schlag auf Schlag; ich habe mich in nichts getäuscht."

Wie kraß sticht gegen diese zielbewußte Sicherheit die Schwerfälligkeit und Untätigkeit des preußischen Hauptquartiers ab! Die verhältnismäßige Ruhe des 12. Oktober, hervorgerufen durch Napoleons zwecklosen Vorstoß auf Gera, hätte zeitbringend für die Verbündeten sein können, wenn

*) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07. Bd. I, 274.

sie die Zeit zur Beseitigung der Verpflegungsschwierigkeiten benutzt hätten. Man übersah völlig, daß physische und moralische Kraft reichliche Nahrung und Ruhe zur Vorbedingung haben. Aber nach dieser Richtung hin geschah so gut wie garnichts; höchstens, daß Fürst Hohenlohe die Anwesenheit des Königs, der vorübergehend von Weimar herübergekommen war, benutzte, die Verpflegungsfrage zur Sprache zu bringen und um Unterstützung aus den Weimarschen Magazinen zu bitten.

Während man noch darüber unterhandelte, hörte man Schüsse aus der Gegend von Magdala. Anstatt nun sofort zur Erkundung des Feindes eine Schwadron abzusenden, erging man sich in gewohnter Weise in Vermutungen, Befürchtungen und Vorschlägen, und nachdem der Fürst von neuem die Stellung auf dem Ettersberg bei Weimar in Vorschlag gebracht hatte, begab sich der König nach Weimar zurück, ohne daß man zu einer bestimmten Ansicht gekommen war. Was sollte er auch tun in dieser schwierigen Situation? Er befand sich in einer Lage, die etwas Tragisches hatte. Seinem klaren, nüchternen Verstande konnte die bedenkliche Verwirrung und Kopflosigkeit im Hauptquartier nicht verborgen bleiben. Aber seine Zuversichtlichkeit auf die Feldherrntüchtigkeit des Herzogs hatte noch keinen ernstlichen Stoß erlitten; zudem erschwerte seine eigene strenge Auffassung von den Pflichten des Soldaten ein Eingreifen in die Befehle des Oberstkommandierenden.

Der König war noch nicht lange von dem Ritte ins Hohenlohesche Lager nach Weimar zurückgekehrt, als ein Trainoffizier mit der aufregenden Kunde eintraf, er sei aus Naumburg von den Franzosen vertrieben worden. Man beschloß, sofort eine Abteilung von 300 Reitern unter dem Major von Rauch nach Naumburg zu senden, um Gewißheit zu erlangen. Der König hatte — ein Zeichen seiner Gewissenhaftigkeit — dem Major selber die nötigen Informationen erteilt. „Se. Majestät der König", berichtet Rauch, „instruierte mich beim Abgehen nochmals persönlich und fügte noch ausdrücklich hinzu, daß ich mich in kein ernsthaftes oder nachteiliges Gefecht einlassen, sondern nur darauf Bedacht nehmen solle, so schleunig als möglich sichere Nachrichten vom Feinde einzuziehen und zu überbringen." Eben war Major von Rauch im Begriff, abzureiten, als der Befehl des Herzogs eintraf, die Erkundung sofort wieder einzustellen und die Mannschaften zu ihren Regimentern zu entlassen. Und der Grund? Soeben war ein Kaufmann aus Naumburg mit der Nachricht eingetroffen, daß die Stadt wieder völlig frei vom Feinde sei. Die Nachricht einer Privatperson war also bei den militärischen Oberbefehlshabern im königlichen Hauptquartier hinreichend, einen einmal gegebenen Befehl wieder umzustoßen. Als dann gegen 11 Uhr die zuverlässige Nachricht eintraf, daß der Feind wirklich in Naumburg stehe und sich im Besitz sämtlicher preußischer Magazine befinde, da war des Jammerns und Wehklagens kein Ende. „Wir sind umgangen!" „Der Feind steht in unserm Rücken!" „Er ist schon auf dem Wege nach Berlin!" So lauteten abwechselnd die Schreckensrufe.

In aller Eile beschloß man nun, wie der König selbst berichtet, „sogleich mit der Hauptarmee aufzubrechen, die Unstrut zu passieren, womöglich über die Saale bei Weißenfels oder Merseburg zu kommen, den Feind aufzusuchen und ihm Bataille zu liefern. Fürst Hohenlohe sollte fürs erste noch stehen bleiben, Rüchel in die Stelle der Hauptarmee rücken, der Herzog von Weimar mit der Avantgarde aber schleunigst zu diesem stoßen."

War der Entschluß, der Umgehung des Feindes zuvorzukommen, an und für sich auch richtig und sachgemäß, so war die beabsichtigte Trennung in drei weit voneinander getrennte Massen doch in höchstem Maße bedenklich und gefährlich. Wenn man diesen Entschluß aber nur unverzüglich ausgeführt hätte! „Aber die Art, wie der Herzog das Kommando betrieb", schreibt Scharnhorst in einem späteren Bericht,*) „gestattete nicht die schnelle Ausführung, welche hier erforderlich wurde.

*) Scharnhorst in einem Briefe vom 4. Januar 1808. Pertz I, 556.

Er versammelte bei allem, was er vornahm, jedesmal den Generalmajor von Phull, den Obersten von Kleist, Generaladjutanten des Königs, und mich, und ging mit diesen seine Ideen weitläufig durch; dann besprach er mit vielen Generalen seinen Plan, und hierauf proponierte er erst dem Könige diejenigen Maßregeln, welche er für die besten hielt. Hierdurch entstand ein unvermeidlicher Aufenthalt. Dies war auch diesmal unglücklicherweise der Fall."

Da sah es freilich in dem Herzen Napoleons viel lustiger und in seinem Kopfe viel klarer aus. Zwar ahnte er am Morgen des 13. Oktober noch nicht, daß die Verbündeten im Begriff standen, sich durch den Marsch auf die Elbe seiner drohenden Umarmung zu entziehen. Aber er scheint tausend Ohren und tausend Augen zu haben, und seine Spione sind überall. Mag der Feind stehen, wo er wolle, für jeden etwa eintretenden Fall ist er gerüstet. „Meine Absicht ist, gerade auf den Feind loszugehen", schreibt er in seinem dritten Bulletin am Morgen des 13.; „wenn er noch bei Erfurt steht, will ich mit der Armee aus Weimar gehen und ihn am 16. angreifen." Seine Adjutanten fliegen nach allen Richtungen, um seinen Marschällen die stets bereiten Befehle für alle Fälle zu überbringen.

Aber um 9 Uhr desselben Vormittags noch tritt eine große Wendung in seinem Schlachtenplan ein. Die Nachrichten, die er erhalten, haben ihm den Plan des Feindes, gegen die Elbe vorzurücken, verraten: „Der Schleier ist endlich zerrissen", schreibt er an Murat; „der Feind beginnt seinen Rückzug auf Magdeburg . . . Ich glaube, daß der Feind entweder versucht ist, Lannes bei Jena anzugreifen, oder daß er sich aus dem Staube macht." Murat soll mit seiner Kavallerie und dem Korps Bernadotte sofort nach Dornburg, nördlich Jena, aufbrechen. Auch alle die übrigen Divisionen sollen sofort gegen Jena vorrücken oder sich während der Nacht zum Abmarsch bereit halten.

Er selbst macht sich sofort auf den Weg nach Jena. Selber will er sehen und hören. Keinen Augenblick will er unbenutzt verstreichen lassen. Mit der Wildheit eines Tigers stürzt er sich auf die Beute, welche sich seiner eisernen Umklammerung zu entziehen sucht. Blitzartig, wie eine gewaltige Inspiration, war der Gedanke der Linksschwenkung plötzlich in ihm aufgetaucht, und man muß die Sicherheit dieses militärischen Genies bewundern, mit welcher er den neuen Gedanken erfaßt und zur Ausführung bringt.

Unaufhaltsam setzt er seinen Ritt fort. Der Gedanke, den Feind bei Jena festzuhalten und ihn zu vernichten, nimmt ihn ganz gefangen. Den Marschällen Bernadotte und Murat schickt er gegen 1 Uhr erneuten Befehl, auf Dornburg zu marschieren. Auch Augerau hat die Weisung erhalten, so schnell wie möglich bei Jena einzutreffen. Dem Marschall Lannes, der ihm gegen ½3 Uhr meldet, daß er sich einer feindlichen Heeresmacht von 30000 Mann gegenüber befinde, sichert er die Unterstützung der Garde und des Soultschen Korps zu. Auch Ney soll alles aufbieten, um sich Jena so viel wie möglich zu nähern und morgen so früh wie möglich zur Stelle zu sein. Alle Vorbereitungen Napoleons lassen darauf schließen, daß er bei Jena einen großen Schlag plant.

Weiter geht der Ritt des Schlachtenkaisers und seines Stabes auf Jena. Je mehr er sich der Stadt nähert, desto schneller wird das Tempo seines Vordringens. Es ist, als ob er fürchtet, der Gegner könne sich ihm entwinden. Die vierte Stunde nähert sich ihrem Ende, da wird die malerisch gelegene Stadt mit ihren Mauern und Türmen unten im Tale sichtbar. Mit schnellem Blick erkennt der Kaiser die Schwierigkeiten des Geländes. Steil steigen die Talränder zu beiden Seiten empor. Des Kaisers Blick überfliegt sie schätzend mit gefurchter Stirn. Aber sein Auge hellt sich auf. Das enge Tal öffnet sich jenseits der Stadt, und in den zahlreich dort lagernden Truppen erkennt er mit Genugtuung die Angehörigen der eigenen Armee. Näherkommend, kann

er mit einer gewissen hämischen Freude feststellen, daß auch die Höhenrücken im Besitz der Seinigen sind. Weiter geht's über die alte steinerne Bogenbrücke durch die Stadt dem Landgrafenberge zu.

Mit triumphierender Befriedigung vernimmt der Schlachtenkaiser, daß fast alle wichtigen Übergänge auf das rechte Ufer der Saale bei Jena, Dornburg, Kamburg und Naumburg bereits im Besitze seiner Truppen sind. Fast vermag er es nicht zu glauben, daß die preußischen Generale so mit Blindheit geschlagen sein konnten, ihm alle Vorteile des Terrains zu überlassen. Kopfschüttelnd hört er, daß Marschall Lannes am Nachmittag des 13. Oktober ungehindert die Hochebene des Landgrafenberges und des „Steigers" hatte besetzen können. Sein Staunen wächst, als er den Landgrafenberg hinaufreitet und nördlich Hohlstedt die langen Zeltreihen des Hohenloheschen Lagers erblickt, das keinen Versuch gemacht hatte, dem Marschall Lannes die Besitznahme des Landgrafenberges streitig zu machen.

Aber gleichviel; man darf auch den geringsten Feind nicht unterschätzen. Napoleon ist nie der Mann, der sich leichtsinnig in Sicherheit wiegt. Mißtrauen war stets ein Hauptzug in seinem Charakter. Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Es stand für ihn fest, daß die Höhenstellung, in die ihn die Untätigkeit und Unfähigkeit des Gegners so leicht versetzt, unter allen Umständen gehalten werden mußte. Das gesamte 5. Korps sollte sie ersteigen. Was vor seiner Ankunft als unausführbar erklärt wurde, die Artillerie hinaufzuschaffen, er wollte es möglich machen. Seinem kühnen Wagen, seinem durchdringenden Geiste, seiner alles sich beugenden Tatkraft erschien nie etwas unmöglich. Er selbst steigt in der Dunkelheit den schmalen und steilen „Steiger", einen schwierigen, sich oft zu Schluchten verengenden Pfad auf den Landgrafenberg hinab, um die Ausführbarkeit der Hinaufschaffung der Geschütze selbst zu prüfen. Die Arbeiter feuert er selber durch Zuspruch an. Unablässig arbeitet sein Geist, nur garnichts zu unterlassen, nur garnichts zu versäumen.

Noch um 10 Uhr nachts schickt er seinen Befehl an Davout, sein Korps auf dem ihm am nächsten erscheinenden Wege nach Apolda zu dirigieren, um den Feind im Rücken anzugreifen. Aber auch damit läßt er sich nicht genügen. Bei Nacht und Nebel reitet er über Stoppelfeld und Heide, um die Gegend zu erkunden. Zwei Fackelträger reiten ihm voraus. In seinem Gefolge befinden sich die Marschälle Lannes und Soult. An seiner Seite reiten zwei des Weges kundige Männer: Der Postmeister von Jena und General Denzel, vor Jahren, als er noch ein flotter Student war, wegen Raufereien von Jena relegiert. Dann kehrt er in sein Zelt zurück, das er inmitten des 5. Korps auf der Höhe aufgeschlagen. Den Grenadieren des 40. Regiments wird die Ehre zu teil, den Schlachtenkaiser zu bewachen. Aber es kommt wenig Schlaf in seine Augen. Zweimal erhebt er sich wieder, um im Lager zu erscheinen und die Vorpostenketten abzuschreiten.

Unnötige Vorsicht! Während er ruhelos noch spät nach Mitternacht die Wachsamkeit seiner Getreuen kontrolliert, schlief man im preußischen Hauptquartier zu Capellendorf den Schlaf der Gerechten.

Sehen wir zu, wie der 13. Oktober im Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe verlaufen war. Der Morgen hatte für ihn nicht günstig begonnen. Eine Abordnung sächsischer Offiziere war bei ihm erschienen, welche im Auftrage des Generals von Zezschwitz dem Fürsten die Mitteilung machte, daß das sächsische Korps schon seit vier Tagen dem Hungertode preisgegeben sei, und daß der kommandierende General ihm die Eröffnung machen müsse, daß, wenn die Truppen nicht noch heute Brot bekämen, er unverzüglich mit seinem Korps nach Dresden marschieren würde, da er mit seinem Korps nicht für fremdes Interesse kämpfen könne, während man die Staaten seines Dienstherrn auf unverantwortliche Weise dem Feinde preisgegeben habe.

Der Fürst war in begreiflicher Aufregung. Sollte er im letzten Augenblicke auch noch diesen Bundesgenossen verlieren? Er ordnete in aller Eile an, daß die preußischen Truppen einen Teil des vorhandenen Brotes an die Sachsen abgeben sollten. Bei der Fouragierung sollten die Sachsen sodann die ergiebigsten Dörfer erhalten. Kaum war diese heikle Angelegenheit erledigt, als eine Meldung des Grafen Tauentzien eintraf, wonach dieser den Fürsten dringend um Verstärkung bitte. Wie ein Augenzeuge, Oberst Höpfner, mitteilt, wurde Tauentzien zu dieser Bitte namentlich durch die Erwägung geleitet, sich wieder in den Besitz des Landgrafenberges, der wichtigsten Position um Jena, zu setzen, dessen Besetzung man leider dem Marschall Lannes ohne einen nennenswerten Widerstand überlassen hatte. Der Besitz dieser Höhe überließ dem Feinde nach dem Urteile Höpfners alle nach der linken Flanke und in den Rücken des Lagers führenden Wege; er benahm den Preußen jede Einsicht in das Saaletal, gestattete den Franzosen dagegen einen völligen Überblick der Bewegung der verbündeten Armee. „Es unterliegt keinem Zweifel", wie Höpfner näher ausführt, „daß Fürst Hohenlohe nach Vertreibung des Feindes vom Landgrafenberge eine völlige Einsicht in das Tal und auf das versammelte 5. französische Korps gewonnen hätte. Es wäre dann wahrscheinlich Napoleon nicht geglückt, sich noch am 13. auf dem Höhenrande festzusetzen. Fürst Hohenlohe, der sich in völliger Unkenntnis über den Feind befand, hätte von dieser Höhe einen ganz anderen Überblick über den Kampf gehabt, und der 14. Oktober, der schmachvolle Tag von Jena, hätte dann sicherlich einen ganz anderen Verlauf genommen. Leider war aber die Bedeutung des Landgrafenberges und überhaupt des Höhenrandes als Beobachtungsposten garnicht, oder wenigstens zu spät, anerkannt worden. Und nachdem ihn Lannes ohne nennenswerten Widerstand erobert hatte, war es schwierig, ihn wieder zu gewinnen.

Niemand hat diesen großen Fehler militärischer Unterlassungssünde schärfer und richtiger gezeichnet, als jener dichtende Schuster von Jena, J. C. L. Grieser mit Namen, der nach dem Unglückstage von Jena bei dem Lichte seiner Glaskugel mit bepichten Händen in nicht weniger als siebenundsiebzig Strophen*) die Not der Stadt geschildert hat. Es heißt da mit Bezug auf die unterlassene Besetzung der Höhenränder:

Wegen der Saal-Defileen,
Glaubt' man, käm' kein Feind herein,
Freilich mußten ihre Höhen
Auch recht gut besetzet sein;
Doch, da dieses nicht geschehn,
Zeigt sich, daß wir's nicht verstehn.

Wahrlich, man ist hier versucht, mit dem Dichter Schiller zu sagen: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Als die preußischen Truppen den Dornberg erreicht hatten, ließ Fürst Hohenlohe sie sofort aus dem Lager rücken; jubelnd antworteten sie auf seine Ansprache. Dann begab er sich zu der sächsischen Brigade Cerrini, welche ebenfalls in bester Stimmung bereits bei Vierzehnheiligen und Isserstedt eingetroffen waren und ebenfalls jauchzend vorrückten. Vereint mit den Preußen, sollten sie den Feind angreifen, um die Entscheidung des Tages herbeizuführen. Vielleicht der entscheidungsvollste Moment des Feldzuges war eingetreten. Wieder aber trat das Verhängnis in Gestalt eines Befehls des Herzogs von Braunschweig hindernd in den Weg, alle Begeisterung lähmend und den Truppen den letzten Rest ihrer Tatkraft raubend. „Durch die Anrede des Fürsten", be-

---

*) Die originelle Quellenangabe lautet: Schaudervolle Rückerinnerung an die Schreckens-Scene, welche sich vom 13ten bis 15ten Oktober 1806 in Jena zugetragen, und dem dabey entstandenen großen Brande. Authentisch in Versen beschrieben. Von J. C. L. Grieser. Jena, 1807. Zu haben bei mir, in der Oberlauengasse, rothe Nro. 276., für 1 Groschen das Stück.

richtet Oberst Höpfner als Augenzeuge, „durch den Gedanken, daß endlich ein ernsthaftes Gefecht bevorstand, das alle aus der bisherigen Not herausreißen und die Schmach von Saalfeld sühnen konnte, war aller Hoffnung wieder belebt. Doch in diesem Augenblicke kam der Oberst Massenbach wieder von Weimar zurück, nahm den Fürsten beiseite, und man sah diesen während der darauffolgenden Unterredung mit einem kleinen Stock, welchen er beim Reiten trug, mehrere Male sich über die Lende schlagen — er trug wildlederne Beinkleider — was er wohl im heftigsten Zorne zu tun pflegte. Der beabsichtigte Angriff unterblieb.“*)

Außer der schriftlichen Anordnung des Oberstkommandierenden hatte Oberst von Massenbach aber noch den mündlichen Befehl des Herzogs mitgebracht, daß der Fürst den Feind durchaus nicht angreifen und auf das strengste zur Verantwortung gezogen werden sollte, wenn er diesen Befehl überschritte. Der Oberst von Massenbach fügte noch hinzu, der Herzog habe in drohender Weise zu ihm gesagt: „Man hat große Ursache, zu glauben, daß Sie, Oberst Massenbach, die Veranlassung zu dem tollkühnen Unternehmen des Prinzen Louis bei Saalfeld gewesen, da Sie nichts weiter, als die Offensive im Kopf haben; man wird Sie mit eben diesem Kopfe dafür verantwortlich machen, daß der Fürst Hohenlohe bei Jena den Feind weder geradezu angreift, noch auch unter irgend einem Vorwande zu einem Gefechte Veranlassung gibt.“

Das Schicksal Preußens hing an diesem Augenblicke; es lag in der Hand des Fürsten Hohenlohe. Nur erst mit geringer Mannschaft hatte Lannes auf dem Landgrafenberge Posto gefaßt. Ein entscheidender Angriff der überlegenen Korps Hohenlohes hätte den Feind mit Leichtigkeit die steilen Berglehnen hinabwerfen können. Aber Hohenlohe war kein York, der bei Tauroggen sechs Jahre später das Schicksal Preußens durch seinen kühnen Entschluß wendete. Er begnügte sich damit, seine Lederhosen zu schlagen, anstatt den Feind. Er hätte angreifen müssen, selbst wenn es ihm den Kopf gekostet hätte. Der Angriff unterblieb also, und der Fürst war, weil ihm von seinem Beobachtungsposten aus jeder Überblick mangelte, bis zur Frühe des 14. Oktober in völliger Unkenntnis der Stellung und Bewegung des Feindes.

Auch bei der Hauptarmee des Herzogs von Braunschweig herrschte dieselbe Zerfahrenheit und Untätigkeit. Für den am 13. Oktober auszuführenden Rückzug der Hauptarmee hatte der Herzog von Braunschweig eine retrograde Bewegung angeordnet, „teils um sich mit dem Herzog Eugen von Württemberg zu vereinigen, welcher die preußische Reserve bei Halle befehligte, teils um den Rücken wieder frei zu gewinnen.“ Zu diesem Zwecke sollte die Division des Generals von Schmettau sogleich auf Kösen marschieren und den Paß erobern, „falls er nicht zu stark besetzt ist.“ Der Fürst Hohenlohe sollte vor der Hand noch stehen bleiben, „damit der Feind von unserer Bewegung nichts erfährt.“ Der alte General von Schmettau hatte es nicht so eilig mit seinem Aufbruch. Er stieg erst 9 Uhr zu Pferde, und seine Division brach erst 10½ Uhr auf. Er selbst war erst nach wiederholten dringlichen Vorstellungen seines Adjutanten, Leutnants von Phuel, des späteren berühmten Generals und Ministerpräsidenten, zum Aufstehen zu bewegen gewesen, dem er auf seine Mahnung wiederholt geantwortet hatte: „So lassen Sie mich doch nur meinen Nachtschweiß abwarten; ich höre, es soll ein recht kalter Herbstmorgen sein.“ Und das waren die Gegner eines Napoleon!

Infolge des späten Aufbruches Schmettaus langte die Division erst nachmittags gegen 5 Uhr jenseits Auerstedt an. Noch aber war es Zeit. Der Paß von Kösen war noch nicht besetzt. Preußische Husaren hatten ihn bis jetzt tapfer gegen eine dort vorgeschickte französische Patrouille gehalten. Schmettau hatte mit seiner Division bis zu dem Paß nur etwa noch einen Marsch von drei Stunden.

*) v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807.

Aber der General befolgte die unheilvolle Taktik so vieler damaliger Befehlshaber: Aufschieben! „Morgen ist auch noch ein Tag", sagte er. Welcher Art dieser Tag sein würde, ahnte er nicht. Noch in der Nacht aber ließ Davout den Paß von dem 25. Linienregiment besetzen. Die große Mausefalle war also auch nach dieser Seite hin geschlossen, ohne daß man eine Ahnung davon hatte.

Erst am späten Nachmittage scheint man durch ein unerwartetes Vorkommnis denn doch auf den Ernst der Lage aufmerksam geworden zu sein. Leutnant von Böhmer von den Leibkürassieren war zwischen Auerstedt und Kösen mit einer feindlichen Patrouille handgemein geworden und hatte dieser einen Gefangenen abgenommen. Dieser sagte aus, daß General Davout gestern mit 16000 Mann sich Naumburgs bemächtigt habe. Die feindliche Infanterie sei heute über die Saale gefolgt, und man werde ihr bald begegnen.

— —

Daß die Nachricht Schrecken und Bestürzung verbreitete, ersieht man aus dem Verhalten des Oberkommandos gegenüber der Königin Luise. Die Königin berichtet in einer eigenhändigen Aufzeichnung darüber:*) „Ich reiste (am 13. Oktober) um 2 Uhr von Weimar ab und fuhr im Feldwagen des Königs mit der 2. Division; zu meiner Rechten hatte ich das Kürassierregiment von Reitzenstein. Als ich fast Auerstedt erreicht hatte und vor mir das Schloß Eckartsberga sah, kam der Herzog von Braunschweig, der mit dem Könige soeben den Kolonnen gefolgt war, mit sehr trauriger Miene an meinen Wagen (der König ritt vorüber, man sah ihm an, daß er innerlich sehr beschäftigt war, traurig und sorgenvoll) und sagte mir mit sehr bestimmtem Ausdruck (das einzige Mal, daß ich ihn seine Meinung positiv und mit Energie in demselben Augenblick, in dem gehandelt werden mußte, aussprechen gehört habe: „Was machen Sie hier, Madame? Um Gottes willen, was wollen Sie hier tun?" Ich sagte ihm: „Der König glaubt, daß ich nirgends sicherer bin als hier im Rücken der Armee, da der Weg nach Berlin schon nicht mehr sicher ist, weil sich französische Jäger zu Pferde in Arnstadt befinden." „Aber mein Gott", sagte er, „sehen Majestät das Schloß Eckartsberga vor sich? Dort sind die Franzosen, sie sind uns gegenüber und in Naumburg, und wir müssen hier morgen eine entscheidende und blutige Affaire haben. Sie können nicht hier bleiben, das ist völlig unmöglich." „Ich werde es dem Könige sagen, und er wird entscheiden", sagte ich ihm; „aber welchen Weg muß ich einschlagen?" „Sie müssen über den Harz, über Blankenburg, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin gehen. Schließlich wird Ihnen der General Rüchel in Weimar, wo Sie die Nacht über bleiben werden, die Reiseroute machen." Hierauf ließ ich den König bitten, an den Wagen zu kommen; ich erzählte ihm, was der Herzog mir soeben gesagt hatte, und daß er glaube, daß ich in der größten Gefahr sei. Darauf sagte mir der König: „Wenn das so ist, reisen Sie ab." Er gab mir die Hand, ohne etwas vorbringen zu können, und ich stieg aus seinem Wagen auf der Chaussee aus und begab mich in den meinigen, mitten unter Infanterie, Kavallerie, Geschützen, Bagagen und Kriegsmaterial. Begleitet von einem Offizier und acht Kürassieren, nahm ich traurig den Weg nach Weimar, den ich wenige Stunden vorher verlassen hatte, ohne an der Trennung zu zweifeln, die mich erwartete."

Nach einer aufregenden Fahrt langte die von bösen Ahnungen gepeinigte Königin wieder in Weimar an. Am Abend erschien General Rüchel, um mit der Königin die weitere Reiseroute zu besprechen. Er erzählt in seinem Bericht an die Untersuchungskommission darüber: „Ich begab mich persönlich nach Weimar in die Stadt, wo ich hörte, daß die Königin Majestät mit Suite angekommen wäre . . . Bei der wachsenden Gefahr bat ich die Königin Majestät inständigst, nun abzureisen, um sich nicht in eine, bei den größten Vorsichtsmaßregeln dennoch nicht zu berechnende

*) Nach dem französischen Original mitgeteilt in: A. v Janson, Generalleutnant, Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht.

Verlegenheit zu versetzen. Ihro Majestät nahmen meinen Vorschlag gnädigst an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Karte Allerhöchst Dero Reiseroute und Quartiere über Mühlhausen, die Chaussee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin, auf dem Weimarer Schlosse in den Zimmern Ihro Majestät der regierenden Königin. Dieses hat zu der sonderbaren Äußerung des Kaisers Napoleon Veranlassung gegeben, ich hätte mit der Königin von Preußen, dieser so bescheidenen als edeln Fürstin, die, stets mit Würde handelnd, nie aus ihrem Geleise getreten ist, die Pläne zu den Kriegsoperationen reguliert.“ *)

Die Königin verbrachte in Weimar eine schlaflose Nacht. Schon um 5 Uhr morgens saß sie wieder mit ihren Damen im Wagen, „in der tödlichsten Angst und Unruhe um das Geschick des Heeres und der Unsern“, wie die Gräfin Voß in ihrem Tagebuch mitteilt. Unter einer Eskorte von 60 Mann, geführt von den Leutnants Baillez und Jagow, fuhr man über Langensalza und Erfurt nach Braunschweig. Kurz vor Heiligenstadt war die geschlossene Equipage der Königin gebrochen; bei scheußlichstem Wetter mußten sie die weite Reise in einem offenen Wagen fortsetzen. Sie ahnte nicht, daß die e entsetzliche Reise schon der Beginn einer langen, langen Flucht war.

Aber im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig zu Auerstedt hat man sich von der augenblicklichen Bestürzung, welche die Aussage des Gefangenen gemacht, schnell wieder erholt. Da andere Nachrichten den Marschall Davout wieder sehr viel schwächer angeben, erwartet man von Kösen her ebensowenig einen Angriff, wie Hohenlohe vom Landgrafenberge bei Jena, und in dem Kriegsrat, den der König noch am Abend des 13. unter Teilnahme des Herzogs von Braunschweig, des Feldmarschalls von Möllendorf, der Generale von Kalkreuth, Schmettau, Wartensleben und Phull und der Obersten Scharnhorst und Kleist versammelt, dachte jetzt wieder niemand an die Möglichkeit einer Schlacht am folgenden Tage. Da man durch eigene Nachlässigkeit die Gewinnung des Talrandes behufs besserer Übersicht unterlassen hatte, so war eben jeder Einblick in die Bewegungen des Feindes unmöglich, und der Herzog von Braunschweig lebte immer noch in dem süßen Wahne, seinen Rückzug mit der gesamten Armee am 14. ungehindert über die Unstrut bewerkstelligen zu können. Noch während der Kriegsratssitzung ist der alte Feldherr so erschöpft, daß er schon mehrere Male anfing einzunicken. Er begab sich bald zur Ruhe und überließ sich mehrere Stunden ungestörtesten Schlafes. Auch im Hauptquartier Hohenlohes zu Capellendorf störte kein unbequemer Gedanke an eine unerwartete Schlacht den süßen Schlummer der Mitglieder des Stabes, während der große Schlachtenkaiser hoch oben auf dem Plateau des Landgrafenberges bei Jena keine Ruhe finden kann und zweimal seinen kurzen Nachtschlummer unterbricht, um die Vorposten zu revidieren und alles für den furchtbaren Schlag vorzubereiten, mit dem er am Morgen unter seine Gegner fahren wollte.

— —

Der verhängnisvolle 14. Oktober war angebrochen. Schon um 4 Uhr morgens waren die französischen Divisionen Suchet und Gazon unter den Waffen. Der Morgen graute kaum, als auch der Kaiser schon zu Pferde saß. „Da kommt unser kleiner Korporal“, riefen begeistert die Soldaten, und „Vive l'empereur!“ erscholl es jubelnd aus ihren Reihen. Der alte Schlachtenmeister weiß ihre Stimmung zu benutzen. „Soldaten“, redet er seine Getreuen an, „die preußische Armee ist abgeschnitten, wie die des Generals Mack zu Ulm heute vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wieder zu gewinnen. Das Korps, welches sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Kavallerie nicht; setzt ihr geschlossene

*) Eigenhändiger Bericht des Generals v. Rüchel nach den Akten der Untersuchungskommission. Mitgeteilt in: 1806. Das Preußische Offizierskorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe.

Vierecke und das Bajonett entgegen!“ So spricht er, kurz und ausdrucksvoll die Worte hervorstoßend; dann ist er im Dämmer des grauenden Morgens verschwunden, um an einer anderen Stelle wie ein Geisterfürst auf seinem flüchtigen Falben aus dem Nebel aufzutauchen, die übrigen seiner Getreuen durch ähnliche Ansprachen ermunternd.

Dichter Nebel lag über dem Saaletal; die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Napoleon — es war 6 Uhr morgens — das Zeichen zum Angriff gab. Der erste Akt des blutigen Dramas von Jena beginnt. Dumpfes Trommelgerassel leitet ihn ein. Der Marschall Lannes läßt die Kalbfelle zur Attacke schlagen. Er hat die Aufgabe, den preußischen General Tauentzien, der sich

Plan zur Schlacht von Jena am 14. Oktober 1806.

in dem Dorfe Closewitz festgesetzt hatte, zurückzuwerfen, um auf der dahinter liegenden Hochfläche seine Kräfte besser entfalten zu können. Mit überlegener Macht griff Lannes an. Das preußische Oberkommando hatte nichts getan, um die anderwärts verfügbaren Kräfte zu einheitlicher Handlung einzusetzen. So blieb Tauentzien ohne Unterstützung und war drei Stunden lang dem verheerenden Feuer des Feindes ausgesetzt, der während der Nacht seine gesamte Artillerie auf die Hochebene gebracht hatte.

Aber fast mehr noch als durch die Feuerschlünde der Geschütze leiden die Tauentzienschen Truppen unter dem Gewehrfeuer der Infanterie. Die neue französische Fechtweise der ausschwärmenden Schützen feiert über die schwerfällige Feuertaktik der preußischen Infanterie noch größere Triumphe als bei Saalfeld. Die französischen Tirailleure werfen sich rechts in das Gehölz des Rauhtales,

links in den Zieskauer Grund und übersenden aus sicheren Verstecken ihre verderbenbringenden Geschosse auf die Feinde. Wohl standen diese wie die Mauern; wohl gaben sie, mit unerschütterlichem Mute, wie auf dem Exerzierplatze, ihre Salven ab; aber auf den unsichtbaren Gegner bleibt dies ohne Wirkung. Langsam zieht sich Tauentzien nach dem Dornberge zurück, gefolgt von feindlichen Schützenschwärmen, die in überlegenen Massen unaufhaltsam gegen ihn vordrängen. Bald ist sein rechter Flügel zersprengt, sein linker abgedrängt. Um 9 Uhr lag die Hälfte seiner braven Division tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde; der Rest zog sich nordwärts gegen Romstedt zurück.

Inzwischen war auf dem äußersten linken Flügel der preußischen Stellung, bei dem Dorfe Rödigen, der zweite Akt des blutigen Trauerspiels vor sich gegangen. Hier war eine 5000 Mann starke Abteilung des Generals von Holtzendorf mit den Truppen des Marschalls Soult ins Gefecht gekommen. Dieser war mit der 1. Division des 4. französischen Korps bereits ½4 Uhr morgens von Wenigenjena aufgebrochen mit der Bestimmung, sich möglichst dicht an Lannes heranzuziehen. Im Besitze einer guten Karte, erkannte er sofort, daß ihm die Ausführung dieses Befehls durch Ersparung eines Umweges mindestens zwei Stunden früher gelingen würde, wenn er durch das sogenannte Rauhtal auf die Höhe kommen würde. Wer aber konnte in den eng gewundenen, tannenbesetzten Schluchten des Rauhtales besser Bescheid wissen als der Pfarrer Putsche von Wenigenjena, der hier oft auf der Mensur gestanden und jeden Weg und Steg genau kannte. Der Marschall Soult stellte ihn vor die Wahl, den Weg zu zeigen oder eine Kugel vor den Kopf zu erhalten. Aber in den Adern des Pfarrers Putsche floß kein Helden- oder Märtyrerblut. Vor kurzem erst ausgeplündert und in Angst um das Leben der Seinigen, wurde er nach langem Sträuben, als er die Gewehrläufe der Soldaten auf sich gerichtet sah, zum Verräter. Er führte die Truppen des Marschalls Soult auf die Höhe. Dieser war dadurch viel früher in der Lage, sich gegen Holtzendorff zu wenden, der nun bei Rödigen bald hart von dem französischen Marschall bedrängt wurde. Als gegen 9 Uhr die Sonne siegreich durch die Nebel brach, mußte Holtzendorff zu seinem Schrecken bemerken, daß er durch die Truppen Soults bereits von seiner Verbindung mit Hohenlohe abgeschnitten war.

Was tun? Zwei Wege standen ihm offen: entweder konnte er sich über den Nerkewitzer Grund zurückziehen, dann auf großem Umwege den Feind umgehen und nach starken Märschen die Vereinigung mit dem Fürsten wieder gewinnen; oder er mußte mit einem kühnen Stoß das Soultsche Korps zu durchbrechen suchen. Da er diesem an Kavallerie überlegen war und fast das Vierfache an Geschützen besaß, so lag ein solcher Durchbruch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Aber — das war ja das Verhängnis Preußens — die Heerführer damaliger Zeit waren mit wenigen Ausnahmen nun einmal nicht die Männer kühner Entschlüsse. Der Gedanke an einen Durchbruch war ihm entweder zu ungeheuerlich, oder er war ihm überhaupt garnicht erst gekommen; vielmehr war sein ganzes Augenmerk jetzt darauf gerichtet, sich den Rückzug zu sichern. Nach einem lebhaften Feuergefecht, bei welchem die französischen Tirailleure wiederum ihre große Überlegenheit zeigten, zog er sich fechtend auf den Nerkewitzer Grund zurück, in welchen ihn die hinterhersetzende feindliche Kavallerie nicht folgen konnte. Mehrere seiner Führer waren vom Feinde gefangen genommen worden, so der preußische General von Sanitz. Holtzendorff selbst und der General von Senfft waren nur mit Mühe dem gleichen Schicksale entgangen.

Zu den zahlreichen von Holtzendorff an diesem Tage begangenen Fehlern fügte er zum Schlusse nun noch den schlimmsten hinzu. Anstatt jetzt sofort auf Hohenlohes Hauptarmee zurückzugehen, wie Ehre und Pflicht, sowie auch seine eigene Sicherheit ihm geboten, marschierte er nach Apolda, ganz abseits vom Schlachtfelde gelegen. Noch heute weiß niemand, was er dort eigentlich

gewollt hat. Wie anders handelte Soult, dessen Division nun nach Überwindung Holtzendorffs frei geworden war. Er marschierte wie ein echter Soldat dem Kanonendonner nach, den er von Westen her vernahm, und aus dem er schließen konnte, daß seine Hauptarmee sich in voller Arbeit befand. Er kam seinem Kaiser wie gerufen. Die entscheidungsvolle Schlacht bei Vierzehnheiligen — der dritte Akt der Tragödie — hatte soeben begonnen.

Sehen wir zu, wie der Tag inzwischen beim Oberkommando verlaufen war. Von einer planmäßigen Anordnung der Schlacht war im Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe keine Rede gewesen. Man hatte sich noch im süßesten Schlummer befunden, als der Leutnant von Egidy bereits mit einer Botschaft des sächsischen Generals von Zezschwitz eintraf, der dringend um Verhaltungsbefehle bitten ließ. Hohenlohe, der noch keine Ahnung hatte, daß an anderer Stelle die Schlacht bereits begonnen, ließ ihm sagen, „daß sich die Truppen zum Ausrücken bereit halten sollten, daß man sie aber nicht unnütz ‚fatiguieren‘ (ermüden) möchte, weil man aus mehreren Gründen annehmen müsse, daß es an diesem Tage noch zu keinem ernstlichen Gefecht kommen würde.“ Nachdem dann der Fürst in aller Seelenruhe einen Brief an den König und einen an den Herzog von Braunschweig geschrieben, sodann gefrühstückt hatte, setzte er sich — es war bereits 7 Uhr geworden — mit seinem Stabe in Bewegung, um zu sehen, wie es bei Tauentzien stände.

Kaum war er im Lager angekommen, als ihm der General Grawert mit der Meldung entgegengesprengt kam, daß das Gefecht bei Tauentzien doch sehr heftig zu sein scheine. Der Fürst möge doch wenigstens den Befehl geben, die Division so aufzustellen, daß sie die Front gegen den Feind erhielt. Das war eine Forderung, die schon der gesunde Menschenverstand hätte eingeben müssen. Das Hohenlohesche Lager hatte nämlich — eine bittere Ironie des Schicksals — wunderbarer Weise nicht die Front, sondern den Rücken gegen den Feind. Es dauerte längere Zeit, ehe der Fürst mit dem General darüber ins Reine kam. Schließlich war er zu einer ganz entgegengesetzten Auffassung der Lage gekommen als vorher. Er hatte sich jetzt entschlossen, dem Feinde nicht mehr auszuweichen, sondern die Schlacht anzunehmen. Er rechnete dabei stark auf die Hilfe des Generals von Rüchel, der zwischen Jena und Auerstedt mit seinem Korps zur Hilfe bereit stand, je nachdem diese hier oder dort notwendig werden würde. Rüchel sollte dem Feinde in die rechte Flanke fallen, Holtzendorff — von dem der Fürst noch nicht ahnte, daß er bereits ein halb geschlagener Mann war — in die linke. Folgender Befehl ging sofort an Rüchel ab: „Ich werde soeben heftig angegriffen und habe die preußische Division links abmarschieren lassen. Ew. Exzellenz bitte ich, mir von preußischen Truppen zu schicken, was Sie missen können!“ An Holtzendorff ging ein ähnlicher Befehl ab. Die Schlacht war aber, wie wir wissen, hier schon zu weit vorgeschritten; die Adjutanten kamen nicht mehr durch.

Inzwischen hatte sich Hohelohe an die Spitze der Grawertschen Kavallerie gesetzt — es waren 19½ Schwadronen — und sie gegen das Dorf Vierzehnheiligen geführt, das vom Feinde noch frei war. Auch die Infanterie hatte Befehl erhalten, zu avancieren. Mit klingendem Spiel, im Geschwindschritt und in der musterhaften Ordnung des Paradeplatzes rücken die Bataillone vor, sich dabei etwas rechts haltend, um mit der Stellung der Sachsen in Verbindung zu kommen. Den Truppen war dies Vorgehen nach dem ewigen Zaudern und Halten wie eine Erlösung vorgekommen. Aber nun geschah etwas Seltsames. Ungefähr 500 Schritt vor dem Dorfe kommt plötzlich der Befehl des Fürsten, Halt zu machen; Grund: es soll erst das Sinken des Nebels abgewartet werden. Auch die schon weiter vorgedrungene preußische Kavallerie wird zurückgeholt; sie war zum Teil schon über das Dorf hinaus und befand sich bereits in einem lebhaften Artillerie- und Schützenfeuer.

Marschall Jean Lannes.

Marschall Louis Nicolas Davout.

Herzog Joachim Murat.

Marschall Nicolas Jean de Dieu Soult.

Französische Heerführer unter Napoleon.

Neys Avantgarde (6. Korps) war nämlich schon eingetroffen. Bei den Franzosen klappte eben alles; bei den Verbündeten — nichts.

Gegen 10 Uhr beginnt der Nebel zu weichen. Man sieht jetzt, mit welcher Kühnheit die französischen Schützenschwärme sich bis an die preußischen Linien herangezogen haben. Ein Offizier reitet an Hohenlohe heran und macht ihn darauf aufmerksam, daß ein einziger energischer Kavallerie-angriff imstande sei, die Schützenschwärme über den Haufen zu werfen und die nicht gedeckten feindlichen Batterien zu nehmen. Obgleich dem Fürsten eine gewaltige Reitermasse zur Verfügung stand, lehnte er ab. Nun aber geht die französische Kavallerie vor. Das 10. Chasseurregiment reitet gegen die preußische Batterie Steinwehr an, die dem Feinde bisher empfindlichen Schaden zugefügt hatte. Die sich den Chasseuren entgegenwerfenden Holtzendorffschen Kürassiere werden geschlagen. Die Chasseure hauen die Trainknechte und Artilleristen der Batterie Steinwehr nieder und jagen mit den gefüllten Protzkästen davon. Aber die preußischen Prittwitzdragoner jagen ihnen mit großer Bravour nach, machen 73 Gefangene und eine Anzahl Beutepferde. Auch die Henkelkürassiere kehren mit 8 Offizieren und 50 Mann Gefangenen zurück.

Das war ein frisch-fröhlicher Reiterkampf. Den Leuten kochte das Blut. Aber Hohenlohe verstand es nicht, die Kampfesstimmung seiner Leute auszunutzen. Er erteilt der Kavallerie den Befehl, hinter die Linien der Infanterie zurückzugehen. In den frei werdenden Raum rücken die Franzosen nach und besetzen Vierzehnheiligen. Angesichts Hohenlohes, der eine geschlagene Stunde 5 Minuten von dem Dorfe in Untätigkeit verharrt, setzt sich ein Bataillon Neys und ein Regiment vom Lannesschen Korps dort fest. Dabei war die Lage Neys keineswegs sehr günstig. Sein erstes Treffen war weit vorgeschoben, seine Reserven standen noch weit zurück, und der Marschall hat später selbst erklärt, es sei ihm in seiner Lage äußerst unbehaglich gewesen. Aber Hohenlohe ist wie mit Blindheit geschlagen. Das Schicksal bot ihm hier noch einmal die Hand zum Glücke. Wenn er jetzt mit seiner ganzen Macht — es waren 19 Schwadronen Kavallerie, 10 Dragonerbataillone mit ausreichender Artilleriebedeckung — zu einem gewaltigen Sturm ausholte, so hätte er sich zweifellos in den Besitz der Dorfes setzen können, das bald der Schlüsselpunkt der ganzen feindlichen Stellung werden sollte.

Aber Halbheit und Lauheit zeichnen alle Maßregeln des Fürsten aus. Wohl läßt er avancieren, aber nicht mit der ganzen Macht, sondern nur mit der Infanterie. Mit großer Bravour rücken die Truppen vor; sie brennen darauf, an den Feind zu kommen. Mit Jubel und Hochrufen antworten sie auf die Ansprache des Fürsten. In Staffeln von zwei Bataillonen mit fünfzig Schritt Abstand gingen sie vor, wie auf dem Paradefelde, ungeachtet des feindlichen Schützen- und Kartätschenfeuers. Wahrlich, wenn jetzt kein Erfolg da ist, die braven Soldaten haben keine Schuld daran. Ein entschlossener Infanterieangriff, unterstützt von der zur Zeit noch in der Überzahl befindlichen preußisch-sächsischen Reiterei, hätte in diesem Augenblicke, da die französischen Reserven noch nicht heran waren, noch alles gut machen können. Allein der Kavallerie fehlte es an einem Seidlitz und der gesamten Leitung an einem energischen Feldherrn. Der Fürst kann sich zum letzten entscheidenden Stoß nicht entschließen. Auf Gewehrschußweite vor Vierzehnheiligen läßt er abermals Halt machen.

Und daß die Komik in diesem tragischen Bilde nicht fehle: General Grawert reitet an den Fürsten heran und gratuliert ihm zu dem gewonnenen Siege. Der Fürst lehnte bescheiden ab. Es schien ein heroischer Augenblick! Aber es war leider eine Täuschung. Das gleichmäßige energische Vorrücken der preußischen Linien gegen das Dorf, das augenblickliche Zurückweichen der Lannesschen Infanterie hatten sie hervorgerufen. Die Marschälle Ney und Lannes hatten einige Regimenter zurückgezogen, um eine Umgehung des preußischen Heeres auszuführen.

Gerade zu derselben Zeit war der Meldereiter, Leutnant Förster, vom General Rüchel zurückgekehrt. Er hatte den General drei Stunden vom Schlachtfeld entfernt am Webichtgehölz bei Weimar getroffen und brachte folgende Nachricht mit: „Ich komme den Augenblick mit dem größeren Teil zu Ew. Durchlaucht auf die Straße von hier nach Kapellendorf, und Sie schicken mir die Befehle entgegen, cito, wohin Sie not leiden, cito. Ich helfe gern aus Kräften, als Freund. N. S. Schleunige Nachricht in bloßen Befehlen. Rüchel."

Hohenlohe, von dem augenblicklichen Scheinerfolg noch in rosigster Stimmung, schickte sofort folgende, in ihrer sentimentalen Fassung ganz unmilitärische Antwort an Rüchel: „Es freut mich, daß mir Ew. Exzellenz zu Hilfe kommen wollen. Dirigieren Sie alles, was Sie entbehren können, nach Vierzehnheiligen, wo der Hauptangriffspunkt ist. Sie sind ein braver Mann und rechtschaffener Freund. In diesem Augenblicke schlage ich den Feind an allen Orten. Die Kavallerie hat Kanonen genommen."

Während Hohenlohe vor Vierzehnheiligen stehen blieb, verbluteten sich die zehn braven Bataillone der Division Grawert in nutzlosem Schießen gegen einen unsichtbaren Feind, der, gedeckt von den Mauern, Häusern und Scheunen des Dorfes, aus sicherem Verstecke die todbringenden Geschosse auf die Braven sendet, die untätig, dem Feinde zur Zielscheibe dienend, stundenlang hier aushalten müssen. Wahrlich eine Mutprobe, ein Heldentum, das einer besseren Sache, als dieser verlorenen, wert gewesen wäre. Aber die Führer, die Führer! Auch Rüchel versagt; er wollte und wollte nicht kommen, so sehnsüchtig auch die Blicke der Braven nach ihm ausschauten. Dagegen erschien jetzt ein anderer Mann auf dem Plan, um die große, gewaltige Ernte zu halten: der Schlachtenmeister Napoleon.

1 Uhr mittags war's, als die Marschälle Augerau und Soult auf dem Schlachtfelde eintrafen. Dem Plane des genialen Feldherrn gemäß greift alles ordnungsmäßig ineinander, wie die Räder eines Uhrwerkes. Das eiserne Antlitz Napoleons überfliegt einen Augenblick ein Lächeln des Triumphes. Er hat sich seine Marschälle, seine Soldaten bis auf den letzten Mann gut gezogen. Er selber setzt sich an die Spitze der Garde, um sie gegen Vierzehnheiligen zu führen. Der letzte entscheidende Stoß! Der Kaiser befiehlt den großen, den einheitlichen Angriff. Soult auf dem französischen rechten Flügel, Augerau auf dem linken, die Garde und eine Division Neys im Zentrum . . . so avanciert die ganze französische Armee unter Trommelwirbel und schmetternder Musik, die preußisch-sächsische Armee mit einem mörderischen Feuer überschüttend.

Die Wirkung dieses geschlossenen Angriffes war furchtbar. Zuerst geht Isserstedt verloren, dann wird der linke preußische Flügel geworfen, und bald weicht die ganze Front in wildester Unordnung zurück. Vergebens die vereinzelten Beispiele erhebender Tapferkeit. Als das Regiment Sanitz trotz aller Bitten und Drohungen kehrt macht, reißt der Fähnrich Eberhard, fast noch ein Kind, einem Junker die Fahne aus der Hand mit den Worten: „Auf mich seht, hier ist Eure Fahne! Dieser müßt ihr folgen!" Vergebens sucht auch Fürst Hohenlohe durch persönlichen Mut die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Bereits durch eine Katätschenkugel am Arme verwundet, ist er immer in den vordersten Reihen, anfeuernd, mahnend, beschwörend; an seiner Seite der vierzehnjährige Prinz Bernhard von Weimar, der schon den 12. und 13. Oktober den ganzen Tag zu Pferde gesessen hatte, nicht von der Seite des Fürsten gewichen war und im dichtesten Kugelregen keine Miene verzogen hatte.

Umsonst! der Zusammenbruch des Heeres ist nicht mehr aufzuhalten. Bald lösen sich alle Bande der Ordnung. Nach allen Richtungen stoben die Heeresteile auseinander; der bei weitem größte Teil der Flüchtlinge bedeckte die Chaussee nach Weimar. Aber in welchem Zustande! Von

einem Heere konnte nicht mehr die Rede sein; es war eine einzige durcheinanderwirbelnde, zuckende, wie von Furien verfolgte flüchtende Menschenmasse. Rettung, Rettung vor dem Feinde, das war der einzige Gedanke, der alle diese Unglücklichen bewegte. Zu Schweres, zu Bitteres hatten sie durchgemacht. Tagelange Strapazen lagen hinter ihnen; endlose Hin- und Hermärsche, zumeist ganz zwecklose, oft zweckwidrige, waren ihnen zugemutet worden. Hunger und Durst und Frost hatten sie ertragen; dennoch hatten sie im Kugelregen ausgehalten mit einer Todesverachtung ohnegleichen; jetzt, da die künstliche Anspannung nachließ, da das furchtbare Bewußtsein, eine geschlagene, eine vernichtete Armee zu sein, über sie kam, brachen sie zusammen. Traurig, wortlos, zum Sterben müde, schwankten sie dahin.

Sehen wir zu, wie es inzwischen bei General Rüchel aussah, der mit solcher überschwänglichen Bereitwilligkeit Hohenlohe seine Hilfe zugesagt hatte. Was hatte er getan, um sein Wort einzulösen? Gegen 10 Uhr vormittags hatte er sich entschlossen, antreten zu lassen und in der Richtung auf Jena zu marschieren. Aber die Art dieses Marsches spottete jeder Beschreibung. Auch angesichts des Feindes ließ der alte General nicht von den lächerlichen Paradenarrheiten, denen er sein ganzes Leben lang gehuldigt hatte. In Schritt und Tritt, in haarscharfer Richtung und — bei strengster Androhung von Fuchtel und Stock — mit genau abgemessener Distanz mußten die Bataillone marschieren. Auch wenn man all diese pedantische Umständlichkeit in Betracht zieht, ist es unbegreiflich, daß Rüchel nicht rechtzeitig auf dem Schlachtfelde eintraf. Vom Webichtgehölz bei Weimar bis Kapellendorf sind es etwa 1½ Stunden, von Kapellendorf bis Vierzehnheiligen etwa eine Stunde! Er hätte also um ½1 Uhr bequem auf dem Schlachtfelde eintreffen können.

Was ist der Grund dieser unglaublichen Verzögerung? Sein Verhalten wird nur verständlich, wenn man die Geringschätzung in Betracht zieht, mit welcher er auf den Gegner herabsah. Er zehrte noch immer von dem Ruhme Friedrichs des Großen, und von der Leistungsfähigkeit des preußischen Heeres hatte er eine übertriebene Vorstellung. Nach Boyens scharfem Urteil besaß Rüchel „einen ganz ungewöhnlichen Dünkel, sah mit Verachtung und einem komischen Pathos auf Napoleon und seine Kriegseinrichtungen herab.“ Nach des Generals eigener Meinung war das Glück Napoleons bisher nur in dem Umstande zu suchen, daß die Kriegsheere, gegen welche er seine Siege erfochten hatte, „entweder übel geführt oder doch mit der preußischen Armee in keine Vergleichung zu stellen waren.“ Und General Clausewitz schildert den General als einen aus lauter Phrasen und Gedankenbrocken zusammengesetzten Soldaten, von einem Ehrgeiz, „der bis zur Glut gestiegen sein würde, wenn er sich nicht in Eitelkeit verflüchtigt hätte.“ Im Besitz dieser Eigenschaften — wozu noch die völlige Unkenntnis von der Entwickelung des neuen Kriegswesens kam — hatte sich bei ihm die Überzeugung von der Unwiderstehlichkeit der preußischen Armee bis zu einer solchen Gewißheit verdichtet, daß nach seiner Meinung sein bloßes Erscheinen genügte, um den „traurigen Kerl“, diesen Napoleon, mitsamt seinen revolutionären Banditen zum Teufel zu jagen.

Seine Zuversicht mochte wohl den ersten Stoß erlitten haben, als ihm bei seinem gemächlichen Anmarsch dicht bei Kapellendorf der Oberst von Massenbach mit der Meldung entgegengeeilt kam: „Helfen Sie! Helfen Sie! Die Schlacht ist so gut wie verloren!“

„Und wo ist die Hilfe am nötigsten?“ fragte Rüchel, als hätte er für jeden der in Betracht kommenden Heeresteile ein besonderes Rezept in der Tasche.

„Bei Kapellendorf!“ antwortete Massenbach.

Als nun aber fast zu derselben Zeit ein Eilbote vom Könige aus Auerstedt mit der gleichen Schreckenskunde eintraf: „Die Schlacht ist so gut wie verloren! Eilen Sie zur Hilfe!“ da sah der alte gute Rüchel denn doch ein, daß die Sache ernst war. Er entschied sich dafür, dort zu helfen,

wo er am nächsten stand. Aber anstatt nun — was das einzig Richtige gewesen wäre, alles daran zu setzen, dem schon in der Auflösung begriffenen Hohenloheschen Korps den Rückzug zu decken, faßte er den wahnsinnigen Entschluß, die Offensive zu ergreifen. Als ihm gemeldet wurde, daß der Feind ihn bereits von zwei Seiten umgehe, sagte er: „Ich sehe nicht rechts, ich sehe nicht links; ich gehe gerade aus und schlage den Feind." Ein Entschluß, der zwar von seiner Tapferkeit, aber auch von seiner äußerst geringen militärischen Einsicht ein beredtes Zeugnis ablegt.

Er hatte den Befehl gegeben, daß die Regimenter, wie auf dem Paradeplatze, „en eventail" (fächerförmig) deployieren (sich auseinanderziehen) und „en échelon" (in Staffeln) aus der Mitte angreifen, auch die Musik dabei spielen sollte. Er selbst setzte sich an die Spitze und führte mit aller Bravour, die unter anderen Verhältnissen bewunderungswürdig gewesen wäre, seine Truppen durch Kapellendorf und dann nordwärts des Ortes gegen einen steilen, dicht bei Groß-Romstädt aufragenden Berghang, auf dem die französischen Tirailleure schon in Bereitschaft lagen, um den anstürmenden Feind mit einem furchtbaren Feuer zu empfangen. Aber die braven Truppen kannten keine Gefahr. Mit glänzender Tapferkeit stürmen sie den steilen Hang hinauf, werfen die Tirailleure zurück und behaupten sich auch eine Weile siegreich gegen eine Abteilung heransprengender Kavallerie.

Leider aber waren alle diese schweren Opfer vergebens gebracht. Der Feind war wohl zurückgegangen, aber nur, um sich zu verstärken. Während er selbst hinter vorzüglich gedeckten Stellungen von dem Salvenfeuer der Preußen nur wenig litt, haben seine Geschosse bei dem völlig unbedeckten Gegner eine geradezu vernichtende Wirkung. Hageldicht sausen sie in ihre Reihen. Eine Lücke klafft neben der anderen. Schon deckt eine größere Anzahl höherer Offiziere, Regiments- und Kompagniechefs den Boden. Rüchel selbst erhält eine gefährliche Schußwunde in die Brust. Aber er weicht nicht vom Platze. Er reißt sein Taschentuch hervor und sucht das Blut damit zu stillen.

Umsonst auch hier alle persönliche Tapferkeit von Offizieren und Mannschaften. Bald wird es vielen klar, daß man diesem vernichtenden Feuer nicht standhalten kann. Sie weichen zurück. Alle Mühe, sie wieder zu formieren, ist vergeblich. Wie ein Todesschrecken kommt es plötzlich über die Braven, die eben noch unwiderstehlich schienen. Es ist an kein Halten mehr zu denken; in die aufgelösten Scharen stürzt sich noch die französische Kavallerie unter Murat und vollendet den Schrecken. In wilder Flucht wendet sich die ganze Masse rückwärts, den Berg hinab, in tollem Jagen nach allen Seiten auseinanderstiebend. Ganze Haufen werden gefangen.

Kaum eine halbe Stunde war vorbei, und von dem glänzenden Rüchelschen Korps, das so siegesgewiß angerückt war, war nur noch ein Trümmerhaufen zersprengter, aufgelöster, verzweifelnder Mannschaften übrig, die in sinnlosem Schrecken teils nach Weimar, teils nach Buttelstedt jagten, querfeldein, kopflos, nur auf sich und ihre Rettung bedacht. Und in diesen zuckenden, wirbelnden, verzweifelnden Menschenknäuel schlagen die Kugeln des Feindes, feuern die Kanonen hinein und vermehren das Entsetzen.

Der Hauptstrom der Flüchtenden flutete nach Weimar. Von allen Korps strömen hier die aufgelösten Truppenteile zusammen. Protzkästen, Kanonen, Pulver- und Fouragewagen versperren oft den Weg. In wilder Verzweiflung bahnen sich die Fliehenden einen Weg, in selbstsüchtigem Schrecken über die Leiber der am Boden Liegenden hinwegsetzend. Sie werfen ihre Waffen, ihre Tornister von sich, die sich zu Bergen auftürmen. Nur immer vorwärts, vorwärts, aus dem Bereich der französischen Kugeln!

Und mitten in diesem wirren, verzweifelnden, fliehenden, von panischem Schrecken erfaßten Soldatenhaufen reitet, gebrochen an Leib und Seele, Fürst Hohenlohe, ein geschlagener Feldherr. Eine lange, ehrenvolle Kriegerlaufbahn sieht er, mit Schimpf und Schande bedeckt, in Trümmer

vor sich dahin sinken. Nun war alles für ihn aus. Willenlos ließ er sich von dem Strome mit forttreiben. Er sprach kein Wort. Er schien in eine tiefe, sprachlose Schwermut versunken. Und als er hinter Weimar die furchtbare Kunde empfing, daß auch das Hauptheer bei Auerstedt vernichtet sei, da brach der unglückliche Mann völlig zusammen. Apathisch, wie im Traume, läßt er sich fortführen. Nur von einem kleinen Reiterhaufen umgeben, von einem Weimarischen Husaren geführt, schlug er einen Seitenweg nach Schloß Vippach ein, wo er, zum Sterben matt und müde, mit dem Wunsche nicht wieder aufzuwachen, in Schlummer sank.

Plan zur Schlacht von Auerstedt am 14. Oktober 1806.

Fast noch kläglicher als bei Jena war der Zusammenbruch des preußischen Heeres bei Auerstedt. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die preußische Heeresleitung auf dem Rückzuge nach der Elbe bemüht war, den Paß von Kösen vor den Franzosen zu erreichen und dadurch den Weg auf Magdeburg zu gewinnen. Marschall Davout wollte den Preußen den Weg auf Magdeburg verlegen. Sein Vortrab war dabei bei Auerstedt ganz unerwartet auf die preußische Vorhut gestoßen.

Im Hauptquartier des Königs hatte man die zweite Hälfte der Nacht zum 14. Oktober ungestört verbracht. General Blücher war zum Könige beschieden, um Instruktionen in Empfang zu nehmen. Er traf in der Nacht ein, wurde aber nicht vorgelassen, da der König bereits schlief; so wartete er in einer Scheune den Morgen ab. Er hatte den Befehl erhalten, mit seinen leichten

Truppen die Vorhut der vordersten Division Schmettau zu bilden, welche den Übergang über die Saale bei Kösen sperren sollte. Der König sagte ihm am Morgen: „Es sollen einige Regimenter feindlicher Kavallerie das Defilee bei Kösen passiert haben. Diese müssen zurückgeworfen werden. Der Herzog von Braunschweig wird Sie näher instruieren."

Blücher meldete sich sofort beim Herzog, der ihm die Worte des Königs mit dem Zusatze wiederholte, „es solle schon bedeutend mehr Kavallerie das Defilee von Kösen passiert haben." Auf die Meldung Blüchers, daß seine Truppen noch nicht heran seien, überwies ihm der Herzog das Kürassierregiment Heising und vier Schwadronen Königin-Dragoner. Mit ihnen ritt Blücher in den weißen Herbstnebel hinein. Auf die Vorhut Blüchers folgte unmittelbar das ganze Hauptquartier, bestehend aus dem Könige, dem Herzog von Braunschweig, dem Feldmarschall von Möllendorf und einer Menge höherer Offiziere und Adjutanten. Daran schloß sich die Infanterie Schmettaus.

Die ganze Truppenmacht bewegte sich auf der Straße nach Poppel zu. Kurz vor dem Dorfe stieß man auf französische Kavallerieposten. Bei ihrer Verfolgung traf die erste Schwadron der Königin-Dragoner jenseits des Dorfes auf eine zweite französische Reiterschar, die man bis Hassenhausen verfolgte. Dies Dorf sollte bald der Schlüsselpunkt der ganzen feindlichen Stellung werden. Auf einem Hügel hinter dem Dorfe hatte eine feindliche Batterie Posto gefaßt; Oberst von Zieten, welcher der ersten Schwadron der Königin-Dragoner zu Hilfe kommen wollte, wurde durch die feindliche Übermacht und das Kartätschenfeuer durch Hassenhausen zurückgeworfen und konnte nur drei Geschütze retten; die übrigen waren genommen, ehe die preußischen Dragoner einzugreifen vermochten.

Blücher war nördlich um Hassenhausen herumgeritten; er traf hier auf den Obersten von Scharnhorst, den Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig. Er ritt mit 20 Mann voraus, um die feindliche Stellung näher zu übersehen, erhielt aber in diesem Augenblicke ein starkes Artilleriefeuer in die linke Flanke. Bald darauf fiel ihm eine lange blitzende Linie ins Auge, welche er im Nebel für eine Hecke hielt. Bis auf 50 Schritt heranreitend, erkannte er, daß es eine ganze Linie Infanterie war. Er ließ sofort dem Herzog melden, der Feind stände in Schlachtordnung; er möge ihm mehr Kavallerie und überhaupt mehr Truppen schicken; er würde alsdann einen entscheidenden Streich ausführen. „Mein Vorsatz war", berichtet Blücher selbst, „sobald ich Verstärkung erhielt, die feindliche Batterie, die mich inkommodierte, links zu umgehen und zu nehmen. Mit dem Gros der Kavallerie wollte ich alsdann die feindliche Infanterie in Rücken und Flanke angreifen. Ein guter Erfolg konnte der Unternehmung nicht fehlen."

Als Blücher die preußische Infanterie längs der Straße nach Hassenhausen vorrücken und sich zum Angriff entwickeln sah, vermochte er seine Ungeduld nicht länger zu zügeln. Er gab den Eskadrons, die in kurzen Staffeln hintereinander aufgestellt waren, das Signal zur Attacke, um die feindliche Infanterie in der Flanke zu durchbrechen. Es waren 12 Schwadronen, die er zur Stelle hatte; zwei davon wurden zur Artilleriebedeckung bestimmt. Mit den zehn übrigen ritt er — der Nebel war inzwischen etwas gefallen — gegen die starken französischen Karrees, in denen Marschall Davout und seine Generale Schutz gesucht hatten, mit ungeheurer Wucht an.

„Die Attacke ging anfangs sehr gut", berichtet Blücher, „obgleich wir von der linken Höhe ein starkes Kartätschenfeuer erhielten. Bald aber stockte der Angriff, und die Kavallerie wich zurück." Schon damals, zurzeit der Steinschloßgewehre und selbst unter einem Blücher zeigte es sich, wie schwer es ist, gegen unerschütterte Infanterie anzukämpfen; an ihrem mit großer Ruhe im letzten Augenblick abgegebenen Salvenfeuer brach sich der ungestüme Ansturm der Blücherschen Reiter.

Aber so schnell ließ der alte Haudegen nicht von seinem Entschluß ab. Mit hochgeschwungenem Säbel, an der Spitze seiner Reiter, stürzte er in den Feind, stellte die Ordnung wieder her, sprach den Leuten in seiner unvergleichlichen Weise wieder Mut ein und wiederholte den Angriff dreimal. Hierbei hatte er das Unglück, ganz wider Erwarten von der eigenen Batterie von Meerkatz im Rücken mit Kartätschen beschossen zu werden. Nun war es nicht mehr möglich, die Ordnung zu erhalten. Schon lagen mehrere seiner Adjutanten verwundet am Boden. Bei einem letzten Versuch Blüchers, die Kavallerie wieder vorzubringen, wurde auch sein Pferd erschossen. Er stürzte.

Sein Sturz war für viele seiner Leute das Zeichen zum Umkehren. Aber der alte Haudegen erhob sich schnell wieder, und auf dem Pferde eines Trompeters entging er der Gefangenschaft. Er sprengte nach dem hinter ihm liegenden Dorfe Spielberg, um die fliehende Kavallerie aufzuhalten, ergriff eine Standarte und stellte sich mit derselben auf der Fahrstraße des Dorfes den Flüchtenden entgegen . . . aber vergebens. „Alles ging rechts und links an mir vorbei", erzählt er; „alles rief Halt, aber niemand hielt. Ich rief den Offizieren zu, sie sollten sich umsehen; es wäre nichts vom Feinde hinter ihnen. Aber der Strom riß alle mit sich fort, und die Kavallerie blieb im Fliehen bis in einen Wald unweit des Eckartberges."*)

Mit blutendem Herzen meldete Blücher dem auf der Höhe vor Eckartsberga haltenden Könige, „daß seine Kavallerie nicht ihre Schuldigkeit getan habe." Er war noch später der felsenfesten Überzeugung, daß er mit Unterstützung von drei Bataillonen Infanterie, einer reitenden Batterie und noch einiger Kavallerie imstande gewesen wäre, der Schlacht eine andere Wendung zu geben.

Aber das Verhängnis nahm seinen Lauf. Bei Hassenhausen sollte sich das Schicksal des Tages entscheiden. Hier im Norden des Dorfes auf einem Hügel hatte Davout, welcher nicht ahnte, daß er sich der Hauptmacht des preußischen Heeres gegenüber befand, Aufstellung genommen. Die Division Schmettau war westlich von Hassenhausen aufmarschiert; sie schritt zunächst allein zum Angriff. Erst später griff rechts von Schmettau die Division Wartensleben in den Kampf ein. Wie bei Jena, so waren auch hier durch die Lässigkeit und Schwerfälligkeit der preußischen Heeresleitung die günstigen Stellungen bereits vor Beginn des Kampfes in den Händen des Feindes. Davouts schneller Anmarsch auf Hassenhausen wäre ganz unmöglich gewesen, wenn tags zuvor die Höhen bei Kösen von den Preußen besetzt worden wären. Wie wir vorn gesehen, hatte Schmettau vom Herzog von Braunschweig wohl den Auftrag dazu erhalten; sein bequemes: „Morgen ist ja auch noch ein Tag!", ein Grundsatz, dem leider preußischerseits in diesem unheilvollen Feldzuge nur zu oft gehuldigt wurde, war ihm verhängnisvoll geworden. Jetzt war Davout im Besitze der Höhenränder.

Der Angriff der Divisionen Schmettau und Wartensleben war zunächst nicht ohne Erfolg gewesen; dann aber kam plötzlich vom Herzog der Befehl, stehen zu bleiben. Der Nebel war ihm noch zu stark. Es schien ihm nicht unmöglich, daß hinter diesem weißen dichten Schleier feindliche Kavallerie stand. Die Mitglieder des großen Generalstabes, bei dem sich außer den höchsten Führern auch der König befand, konnten dadurch in die höchste Gefahr geraten. Man griff wieder zu dem Mittel einer längeren Beratung, wie sie in diesem Feldzuge ja nichts Neues waren. Diesmal gab der alte 80jährige Feldmarschall von Möllendorf den Ausschlag. „Frische Fische, gute Fische!" rief er dem Könige zu. Dieser befahl den sofortigen Vormarsch, und der Herzog setzte sich sofort mit seinem ganzen Stabe in Bewegung, um das Gelände zu erkunden.

Allgemach begann der Nebel zu fallen. Als der Herzog das Dorf Hassenhausen und die

*) Blücher von W. v. Unger, Generalmajor. Berlin.

umliegenden Höhen erblickte, rief er mit einer an ihm sonst ungewöhnlichen Lebhaftigkeit: „Das ist der Schlüssel zum Siege! Wenn wir diese Höhe mit Infanterie und Geschütz besetzen, so ist der Sieg unser!“ Stabskapitän von Boyen ritt auf Veranlassung des Herzogs sofort zurück, um die Befehlshaber der nachfolgenden Divisionen zu veranlassen, sich so schnell wie möglich gegen Hassenhausen in Bewegung zu setzen. Nach dem eilig entworfenen Plan des Herzogs sollte die Division Schmettau den linken, der Prinz von Oranien den rechten Flügel bilden, die Division Wartensleben sollte die Mitte nehmen. Der König leitete persönlich den Aufmarsch der Division Schmettau.

Der bei Auerstedt schwer verwundete Herzog von Braunschweig wird aus der Schlacht geführt. (14. Okt. 1806.)

Während der Herzog rechts von der Chaussee nach Hassenhausen mit seinem Stabe hielt, sehnsüchtig des Anmarsches der Division Wartensleben harrend, entstand bei Schmettau auf dem linken Flügel durch eine französische Attacke auf die Division Meerkatz eine plötzliche Verwirrung. Der Herzog, der wohl die Schüsse hörte, aber der Entfernung wegen nicht sehen konnte, welcher Vorgang sich dort abspielte, rief Scharnhorst die Worte zu: „Reiten Sie auf der Stelle dorthin und sehen Sie zu, was es dort gibt. Ich mache Sie für alles, was dort geschieht, verantwortlich.“

Bald nach Scharnhorsts Eintreffen auf dem linken Flügel sank der Führer der Division, Graf Schmettau, von einer Kugel tödlich getroffen, zu Boden. Ohne Sträuben überließen die beiden Brigadekommandeure Scharnhorst die weitere Führung der Division und ordneten sich ihm bereitwillig unter. Unaufhaltsam drangen nun die beiden Divisionen Schmettau und Wartensleben auf

Hassenhausen vor; sie gewannen augenscheinlich Terrain bis ans Dorf heran aber — wie bei Saalfeld und Jena — die veraltete Feuertaktik erlag auf die Dauer der modernen Verwertung der Feuerwaffe durch die zu Einzelkämpfern erzogenen Franzosen. Während die preußischen Truppen nach dem taktischen Schema jener Zeit in dem gewohnten Paradeangriff mit Bataillons- und Peletonfeuer wie lebendige Mauern anrückten und stehend ihre Salven abgaben, feuerten die französischen Tirailleure zu beiden Seiten des Dorfes, in Hecken, Hohlwegen und Ackerfurchen liegend, mit unvergleichlicher Zielsicherheit und rissen in die todesmutig vordringenden Preußen entsetzliche Lücken. Zwar wurden diese durch zwei Regimenter der nachrückenden Division Wartensleben wieder geschlossen, und von neuem avancierte die ganze preußische Linie und drohte, das hartnäckig verteidigte Dorf auf beiden Seiten zu umfassen.

Scharnhorst, selbst an der Spitze, von der Begeisterung des Kampfes hingerissen, in voller Zuversicht des Gelingens, rief seinen Truppen die stolzen Siegesworte zu: „Immer vorwärts, Kinder, heute haben wir Preußen seinem Könige gerettet!“ Und die braven Mannschaften jauchzten inmitten der Blutarbeit frohlockend auf. Aber bald erlahmen die Kämpfer vor dem wuchtig einsetzenden Gegenangriff der nunmehr eingetroffenen 2. und 3. Division Davouts; all ihre Tapferkeit ist vergebens. Immer größer werden die Verluste, immer schwieriger Scharnhorsts Stellung. Kavallerie fehlt ihm. Nur Kavallerie heran! Nur Kavallerie heran! Hätte er von der Überfülle der preußischen Reiterei, die an falscher Stelle auf dem Schlachtfelde verstreut stand — es waren im ganzen 80 Schwadronen — nur einen Bruchteil hier gehabt, so hätte er, wie er später selbst erklärt hat, die Schlacht gewinnen können. Einen Boten nach dem andern schickte er an den Herzog mit der Bitte, ihm Kavallerie zu schicken; aber er erhielt keine Antwort. Scharnhorst hat später sehr hart über das gänzliche Versagen der Kavallerie geurteilt und ihr einen wesentlichen Teil der Schuld an dem völligen Mißlingen der Schlacht zugeschrieben.

Inzwischen war die Infanterie dicht an das Dorf herangerückt; aber es erging ihr wie der Armee Hohenlohes bei Vierzehnheiligen. Sie stand vor dem Dorfe und konnte nicht hinein; ein unausgesetztes Kartätschen- und Gewehrfeuer verwehrte ihr den Eintritt. Da die französischen Tirailleure, hinter Garten- und Hausmauern gedeckt, ihre verderbenbringende Geschosse in die preußischen Reihen sandten, war mit Gewehrsalven und Peletonfeuer nichts auszurichten. Das sah der Herzog ein. Er gab deshalb den Befehl, Hassenhausen mit dem Bajonett zu nehmen, und so zeigte es sich, daß der alte Herzog, trotz aller seiner Fehler, denn doch noch aus anderem Holze geschnitzt war wie Fürst Hohenlohe, der bei Vierzehnheiligen seine Truppen stundenlang in nutzlosem Dastehen hatte verbluten lassen.

Aber ein Verhängnis schwebte über den preußischen Waffen. In dem Augenblicke, da vielleicht die Schlacht noch zu retten war, da die preußischen Divisionen das Dorf zu umfassen im Begriff waren, traf den Oberfeldherrn ein furchtbares Schicksal. Eben dabei, das Grenadierregiment Hanstein anzufeuern, das Dorf zu nehmen, traf ihn von rechts her eine Kartätschenkugel, die ihm die beiden Augen zerschmetterte. Aufrecht auf dem Pferde sitzend, wurde der Schwerverwundete, von einem Feldjäger gestützt, langsam hinter die Front geführt.*)

Der König hatte von der schweren Verwundung des Herzogs noch keine Kunde erhalten. Er war, nachdem er den Angriff der Division Schmettau gerichtet hatte, zur Division Wartens-

*) Der schwerverwundete Herzog wurde dann auf einem Wagen nach Buttstedt, von da nach Cölleda und Sangershausen und dann nach Braunschweig gebracht. Nach fünftägigem Verweilen hierselbst wurde er, um nicht den Franzosen in die Hände zu fallen, über Celle und Harburg nach dem Dorfe Ottensen bei Altona gebracht, wo er am 10. November der furchtbaren Verwundung erlag. Herzog Karl August von Sachsen-Weimar ließ ihm an der Stelle, wo er die Todeswunde empfing, einen Obelisken mit der Inschrift errichten: „Hier wurde am 14. Okt. 1806 Karl, regierender Herzog von Braunschweig-Lüneburg, tödlich verwundet.“

leben geritten, um auch dort nach dem Rechten zu sehen. Er, der sonst so zurückhaltende, fast schwerfällige Mann, wurde — wie wir noch des öfteren sehen werden — mit dem Wachsen der Gefahr in der Schlacht jedesmal ein anderer. Das Tosen des Kampfes schien stets befreiend auf seine Tatkraft zu wirken; da schienen sich die Fesseln zu lösen, in welche die eigene Natur ihn geschlagen. Er war bereits mehrfach im heftigsten Geschützfeuer gewesen, suchte überall helfend einzugreifen und den gesunkenen Mut anzufeuern. Schon im Anfange der Schlacht hatte er sich persönlich um das Sammeln der zurückgeworfenen Kavallerie Blüchers bemüht. Der Flügeladjutant von Jagow fand ihn bald nach der Flucht der Reste der Batterie Graumann beschäftigt, einen Teil der Dragoner vom Regiment Königin zum Angriff zu formieren.

Auch der Generalstabsmajor von Rauch berichtet, daß der König auf dem Wege zur Division Wartensleben jenes Regiment zu sammeln und persönlich wieder gegen den Feind zu führen bemüht war. Er befand sich hier bald im schärfsten Gewehrfeuer. Sein eigenes Pferd, ein polnischer Schimmel, hatte bereits eine Gewehrkugel in die Brust erhalten. Er bestieg das Pferd des Generals von Zastrow, um nunmehr den Herzog von Braunschweig aufzusuchen. Voller Bestürzung fand er ihn schwer verwundet, des Augenlichtes beraubt, an einen Erdabsatz gelehnt, während zwei Grenadiere des Bataillons Hanstein ihn stützten.*)

Nach der Verwundung des Herzogs von Braunschweig hörte jede Leitung der Schlacht auf. Der König bestimmte keinen Nachfolger, übernahm auch nicht selber den Oberbefehl.

So war nun die Armee führerlos gerade in dem kritischen Augenblicke, als die Division Morand mit frischen Kräften auf dem Schlachtfelde eintraf. Grenzenlose Verwirrung allüberall. Dabei stand noch an den verschiedenen Stellen des Schlachtfeldes eine Menge unversehrter Kavallerie zur Verfügung; aber niemand war da, der sie führen wollte. Ohne jede einheitliche Führung wurde nun die Kavallerie schwadronenweise von den verschiedensten Offizieren gegen die Division Morand geführt und natürlich auch schwadronenweise geschlagen.

Prinz Wilhelm sammelte immer wieder die führerlosen Truppen und drang mit heroischem Mute noch einmal in die Feinde. Bei einer dieser Attacken wurde ihm vor der Front des 1. Bataillon Blücherhusaren das Pferd unter dem Leibe erschossen. Zum Unglück traf auch die Division Oranien verspätet auf dem Schlachtfelde ein, und als sie da war, setzte sie wieder nicht einheitlich in den Kampf ein. Zudem fand sie schon halb ins Wanken gekommene Truppen vor. Bis um halb 3 Uhr nachmittags hatten sie sich wacker gehalten; dann aber brachen sie zusammen und wandten sich zum Rückzuge. Um dieselbe Zeit war auch die Division Schmettau zusammengebrochen.

Ebenso schlecht stand es auf dem linken Flügel. Der König hatte hierher den Prinzen August geschickt, um mit mehreren Bataillonen den Rückzug zu decken. Aber die Verwirrung ist schon zu allgemein. Alles flutet auf Auerstedt zurück. Prinz August, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wird, verletzt sich schwer beim Sturze. Scharnhorst gibt ihm das seinige und verläßt dann mit einem Gewehr auf der Schulter erst mit den letzten Infanteristen das Dorf. Erschöpft vom Blutverlust, ließ er sich bei Eckartsberga die in der Hüfte steckende Kugel herausschneiden.

Nur die zwei Divisionen starke Armeereserve unter Graf Kalkreuth ist vom Kampfe noch unberührt. Sie allein hätte den Tag noch zu retten vermocht; denn auch die Kraft des Davoutschen Korps war erlahmt, und Bernadotte hatte seinen Kameraden im Stich gelassen und war, dem Buchstaben des Befehls folgend, über Dornburg auf Apolda marschiert, und so war Davout diese

*) A. v. Janson, Generalleutnant, König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht.

Hilfe verloren gegangen. Blücher bestürmte vergebens den König, bei der großen numerischen Überlegenheit seiner Reitermassen noch einmal mit der Kavallerie anzugreifen. Der König, der allen Mut verloren, gibt nicht seine Einwilligung dazu. Unbegreiflich erscheint es heute, daß er seine letzten Kräfte, die Reserven, nicht einzusetzen wagte. Erklärlich ist es nur dadurch, daß er die französische Truppenmacht völlig überschätzt, wie er sie vorher unterschätzt hatte und durch alle Mißerfolge so kleinmütig geworden war, daß er an allem verzagte, um so mehr, da kühnes Wagen nicht zu seinen Eigenschaften gehörte, wenn ihm auch sonst persönlicher Mut und Tapferkeit nicht abzusprechen waren.

„Hätte der König“, schreibt Clausewitz, „die Lage seines Gegners gekannt, wie wir sie jetzt kennen, so würde er wohl nicht einen Augenblick angestanden haben, die Reserven gegen ihn zu gebrauchen, und dann hätte es mit einem Wunder zugehen müssen, wenn er nicht auf diesem Punkte einen glänzenden Sieg erfochten hätte.“

So gibt er ganz ohne Not die Schlacht preis, von der Boyen sagte, daß es eine Kunst war, sie zu verlieren. Ohne völlig besiegt zu sein, befiehlt er den Rückzug, leitet ihn sogar in die falsche Richtung auf Weimar, in der Hoffnung, sich mit dem Hohenloheschen Korps, dessen Niederlage ihm noch nicht bekannt war, zu vereinigen und dann den Kampf wieder aufzunehmen. Bald genug aber sollte er das Furchtbare erfahren. Schon bei Buttelstedt stieß man auf die ersten Trümmer der bei Jena geschlagenen Armee. Entsetzlich war der Eindruck. Jede Hoffnung auf eine glückliche Wendung des Kriegsglückes schwand jetzt. Alle Bande der Ordnung lösten sich auf. Die Mutlosigkeit, die Verwirrung kannten keine Grenzen. In wilder Flucht wälzten sich die wirr zusammenflutenden Reste der beiden geschlagenen Heere durch die herbstlich öden Gefilde Sachsens, zu Tode erschöpft, frierend, hungernd, an dem Unentbehrlichsten Not leidend. Verzweiflung und Stumpfsinn hatten die Führer gepackt. Die Mannschaften waren in hoffnungsloser Selbstsucht nur auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht. Jeder Gedanke an Widerstand war aufgegeben. Und dabei immerfort hinter ihnen der Schreckensruf: „Die Franzosen kommen!“ Es war ein entsetzliches Schauspiel der Verwirrung, der Mutlosigkeit, der Kopflosigkeit, in dem sich vorbildlich der Zusammenbruch der stolzen Monarchie Friedrichs des Großen zeigte. Ein einziger Tag hatte über das Schicksal Preußens entschieden.

V. Flucht vor dem Eroberer.

In banger Sorge um das Schicksal des Heeres hatte die Königin Luise am Morgen des 15. Oktober ihre Fahrt fortgesetzt; daß es eine Flucht war, die sie bis an die äußersten Grenzen ihres Landes führen sollte, das ahnte sie noch nicht. Von den Truppen hatte sie nicht die geringste Nachricht. In der Nähe von Braunschweig ein freudiges Aufleuchten einer großen Hoffnung. Ein Postsekretär kam plötzlich die Straße entlang gesprengt und meldete überlaut, eine Schlacht sei gewonnen. Erleichterten Herzens trafen die Damen spät abends in Braunschweig ein. Hier trat ihnen bereits der ganze Hof in tiefer Trauer entgegen, die man um den bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand angelegt hatte. Der Eindruck all dieser schwarzen Trauergestalten und die bereits eingetroffene Schreckenskunde von der schweren Verwundung des Herzogs von Braunschweig wirkte geradezu niederschmetternd auf die Königin. Aber Bestimmteres über den Verlauf der Schlacht konnte man noch nicht erfahren. In grauer Morgenfrühe des nächsten Tages fuhr die Königin zagenden Herzens weiter über Tangermünde nach Brandenburg. Erst hier, in der alten Hauptstadt der Mark, erfuhr sie am 17. Oktober die ganze furchtbare Wahrheit. Hier erreichte sie ein Brief, den der Generaladjutant des Königs, Oberst von Kleist, noch auf dem Schlachtfelde geschrieben, und der der Königin überall vergeblich nachgeschickt worden war. Er enthielt nur die wenigen Worte: „Der König lebt . . . die Schlacht ist verloren.“

Im ersten Augenblicke war die Königin wie niedergeschmettert. Dann aber rang sie nach Fassung, und in heldenhafter Überwindung ihres furchtbaren Schmerzes sagte sie zu der Gräfin

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Einzug Napoleons in Berlin.
(27. Oktober 1806.)

Original von Professor R. Knötel.

Tauentzien: „Wir wollen uns nur recht zusammennehmen, um nicht diesen Schrecken in Berlin zu verbreiten."

Aber die traurige Kunde war ihr schon vorausgeeilt und verbreitete in Berlin eine unbeschreibliche Aufregung. Mit entsetzten Gesichtern standen die Bürger in Gruppen beisammen und raunten einander mit halblauter Stimme das furchtbare Ereignis zu, und am Morgen des 17. Oktober erschien an den Mauern und Straßenecken folgende amtliche Bekanntmachung des Generalgouverneurs von Berlin, Graf von der Schulenburg-Kähnert: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben! Berlin, den 17. Oktober 1806. Graf von der Schulenburg."

Eindruck der Niederlage von Jena in Berlin.

Kläglicher und jämmerlicher konnte das Volk wohl nicht von einem Ereignis in Kenntnis gesetzt werden, das es in seinem tiefsten Innern erschütterte. Anstatt die gesunkene Hoffnung von neuem zu beleben, den Ausblick auf bessere Zeiten zu eröffnen, das Volk zur Aufraffung seiner letzten Kräfte anzufeuern, wird ihm — es fehlte nur noch die Androhung der Strafe — „Ruhe zur ersten Bürgerpflicht" gemacht. In seiner seelenlosen Sprache und korporalmäßigen Barschheit zeichnet die Bekanntmachung treffend den Geist des damaligen höheren Beamtentums. Nach Erlaß dieses kläglichen Schriftstückes hatte sich der würdige Herr empfohlen, ohne sich im geringsten um die Sicherung des Staatseigentums und des Kriegsmaterials zu kümmern.

Noch jammervoller benahm sich sein Schwager und Nachfolger im Amte, der elende Graf Hatzfeld, der jeden Ausbruch patriotischen Gefühls mit strenger Strafe belegte, „alles Zusammen-

laufen, Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Teilnehmen an den verschiedentlich einlaufenden Kriegsberichten" verbot, und jedes teilnehmende Gefühl an den Geschicken des Vaterlandes, anstatt es zu fördern, in Acht und Bann erklärte. „Unsere Aussichten", hieß es in diesem jämmerlichen Schriftstück weiter, „dürfen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unseren Mauern vorgeht; dies ist unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns beschäftigen müssen." Es war nicht zu verwundern, daß man mit solchen Grundsätzen zu einem Jena kommen mußte. Aber noch ein ganz anderes Bravourstück sollte den guten Berlinern zeigen, wes Geistes Kind ihr neuer Gouverneur war. 40000 Gewehre und 50 Kanonen lagen im Berliner Zeughause noch in Bereitschaft; sie sollten nach Ostpreußen geschafft werden, wo sie wahrlich nötig waren; aber Hatzfeld verbot aus elender Franzosenfurcht ihre Fortschaffung; denn „die Feinde hätten dies übel vermerken können."

In so traurigem Zustande sah die Königin Luise die Hauptstadt des Reiches wieder; aber ihres Bleibens war hier ohnehin nicht. Kaum angelangt, erfährt sie, daß die Kinder [illegible] Schwedt a. O. seien, da die Franzosen schon vor den Toren Berlins ständ[illegible] sagt sie zu ihrem Leibarzt Dr. Hufeland; „ich muß fliehen mit m[illegible] uns begleiten." Mit fieberhafter Hast wurde in den königlic[illegible]mmengepackt, was sich in der Eile mitnehmen ließ; es war wenig genug. [illegible] Königin, eine Mutter, die ihre Kinder sucht, verließ Luise die Hauptstadt ihres Landes. Ihr folgte die edle, jugendliche Prinzeß Marianne, Gattin des Prinzen Wilhelm. Ihrer eigenen Entb[illegible]ndung nahe, hatte sie noch am Morgen desselben Tages der stillen Taufe des neugeborenen Kin[illegible]rer Schwägerin von Hessen tiefbewegt beigewohnt. „Der Prediger Sack hielt eine schöne Rede", schrieb sie in ihr Tagebuch, „dem trauervollen Tage angemessen. In dieser Stimmung tiefster Rührung ging ich durchs Volk, das auf allen Seiten der Schloßtreppe stand, mich beklagend und mir still Glück zumurmelnd . . . so ging ich weinend mitten unter ihnen hinab".

Bereits am 18. Oktober abends traf die Königin im Schlosse zu Schwedt ein. Die Kinder eilten der schmerzbewegten Mutter auf der Treppe entgegen. In namenlosem Weh über das Unglück des Vaterlandes sprach sie zu den Söhnen Worte von erschütternder Tragik: „Ihr seht mich in Tränen", sagte sie; „ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen und ihre Generäle den Stamm Hohenzollern gekrönt haben. Das Schicksal zerstörte in einem Tage das Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück und weint meinem Andenken Tränen! Aber begnügt Euch nicht mit den Tränen allein; werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden! Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Ludwig Ferdinand suchte."

Mag die Königin diese Worte auch nicht im Zusammenhang gesprochen, mögen sie auch nicht genau so gelautet haben, jedenfalls entsprachen sie der damaligen Seelenstimmung und dem hohen Sinne der groß angelegten Frau. Von Schwedt aus ging die Flucht gemeinschaftlich mit den Kindern weiter bis Stettin. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange; schon am 20. Oktober brachte ein Kurier für die Königin die Weisung, nach Küstrin weiter zu reisen, wo sie fürs erste in Sicherheit sei; die königlichen Kinder sollten in Begleitung des Leibarztes Dr. Hufeland nach Danzig gebracht werden.

Wie war es inzwischen dem Könige ergangen? Er hatte sich im Unglück mannhaft und würdig gezeigt. Als er die Schlacht verloren geglaubt, hatte er mit der ihm eigenen Besonnenheit,

die er in schwierigen Momenten in höherem Grade gezeigt hatte als irgend einer der ihn umgebenden Generale, seinem Generaladjutanten den Rückzug auf Weimar diktiert, dann hatte er sich, nur von einer Schwadron Heising-Kürassieren und Irwing-Dragonern umgeben, an die Spitze des Rückzuges gesetzt und sich, mit dem Degen in der Faust, fortwährend von schwärmenden Piquets französischer Reiter bedroht, einen Weg gebahnt. Oft irrte der Zug vom Wege ab; die ganze Nacht dauerten die Gefahren an. Mit einem Piquet feindlicher Husaren kam es zum Handgemenge, und der König befand sich mit gezogenem Degen bald mitten im Gefecht. Schließlich wurden die feindlichen Husaren überwältigt, und da sie sich weigerten, über die Stellung der französischen Truppen Auskunft zu geben, setzte der König einem der Gefangenen den Degen auf die Brust und drohte ihn niederzustechen, falls er die Auskunft verweigere. Schließlich erfuhr man von ihm, was man wissen wollte.

[illegible] ganze Nacht ritt der König mit seiner Begleitung querfeldein; nur durch ein Wunder [illegible]schaft. Der Morgen graute schon, als man in dem Dorfe Sömmerda auf [illegible] die erste Rast machte. Hier sagte der König zu dem treuen Blücher, der nicht v[illegible] war: „Blücher, wir können uns gegenseitig Glück wünschen, daß wir so durchge[illegible] [illegible] Pfarrhause von Sömmerda nahm der König Quartier; hier war es auch, wo er einen Brief des Kaisers Napoleon beantwortete, der erst in der Frühe des 14. Oktober, als bei Auerstedt schon der Kampf tobte, in seine Hände gelangt war. Freimütig gestand der König in di[illegible] Schreiben seine Niederlage ein, dabei aber mit Nachdruck auf die Tapferkeit seiner Truppen hinweisend, von denen bei anderer Führung eine bessere Verwendung hätte gemacht werden können; er bot schließlich die Hand zum Frieden mit dem Wunsche, daß ihm Napoleon seine Bedingungen nennen möge.

Diesen Brief überbrachte der Flügeladjutant Graf Dönhoff dem Kaiser, der in Weimar sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Unterhandlungen führten zu keinem befriedigenden Ergebnis. Auf einen Waffenstillstand wollte Napoleon nicht eingehen. Die von ihm errungenen Vorteile wären zu groß, „um sie nicht bis nach Dresden und Berlin zu verfolgen." Vom Frieden könne nicht eher die Rede sein, bevor sich der König von Preußen nicht erklärt habe, welche Aufopferungen er zu machen gesonnen sei.

Friedrich Wilhelm war inzwischen über Nordhausen nach Magdeburg gelangt; diese Festung sollte den Kämpfern seines Heeres vorläufig als Sammelpunkt dienen. Hier erreichte ihn am 18. Oktober die Antwort Napoleons. Die Ablehnung seiner Vorschläge schmerzte ihn tief. Er sandte den Marquis Lucchesini mit einem zweiten Schreiben an Napoleon, worin er sich noch zu größeren Opfern bereit erklärte; „nur dürfe er von dem Oberhaupt einer edelmütigen Nation und eines Heeres, welches soeben Proben seiner Tapferkeit gegeben hat, nicht Opfer erwarten, welche unverträglich seien mit der Sicherheit Preußens und mit der Ehre der preußischen Waffen."

Während all dieser Verhandlungen hatte der König seine Flucht fortgesetzt und war am 20. Oktober in trüber Stimmung in Küstrin eingetroffen. Was er hier sah und hörte, war nicht geeignet, sie zu verbessern. Die Stadt wimmelte bereits von Flüchtlingen. Bauern aus der Umgegend, Edelleute, Beamte und zahlreiche Bewohner der Vorstädte waren damit beschäftigt, ihre in Eile zusammengeraffte Habe in die Festung zu bringen. So weit man sehen konnte, waren die Straßen mit Wagen voll Möbeln, Betten und Kisten bedeckt. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr. Jeder wollte mit seiner Habe so schnell wie möglich in Sicherheit sein.

„Ein sehr unglückliches Ereignis führt mich hierher" — mit diesen Worten begrüßte der König, der im „Goldenen Hirsch" am Markte abgestiegen war, den Kommandanten der Festung,

die Präsidenten der Regierung und andere Vertreter der Behörde. Er fand nicht viel Trost bei ihnen. Die Mutlosigkeit, der Kleinmut hatten gerade die obersten Behörden am stärksten ergriffen. Ein Lichtblick seines Aufenthaltes in Küstrin war das Zusammentreffen mit der Königin. Er hatte sie durch einen Eilboten nach Küstrin rufen lassen, während die Kinder nach Danzig weiter reisen sollten. In Begleitung Hardenbergs, dem die Königin unterwegs begegnet war, traf die unglückliche Frau noch an demselben Tage in der zehnten Abendstunde ein.

Ein trauriges, ein ergreifendes Wiedersehen! Acht Tage waren vergangen, seit die Königin kurz vor der großen Katastrophe das Heer verlassen und in das Ungewisse einer vielleicht schönen, vielleicht auch trostlosen Zukunft hineingefahren war. Acht Tage waren es nur, aber was lag zwischen ihnen in dieser kurzen Zeit! Preußen niedergeschmettert in zwei gewaltigen Schlachten, das Land schonungslos preisgegeben dem übermütigen Sieger, sie selbst und ihre Kinder auf der Flucht — und dazu all diese Braven, die den blutigen Rasen deckten, und deren Opfer umsonst gebracht worden waren! Da gab es viel Trauriges zu erzählen zwischen dem Könige und der Königin. Mit tieftraurigem Antlitz berichtete er von all den Schrecknissen der Schlacht, den Trübseligkeiten der Flucht, von den bis jetzt ohne Erfolg geführten Unterhandlungen mit Napoleon, den er noch einmal um mildere Friedensbedingungen ersucht habe, und daß er nun hier in Küstrin eingetroffen sei, um seine Antwort abzuwarten.

Da galt es für die edle Königin, dem Gemahl Trost zuzusprechen, seine Hoffnung auf bessere Tage zu lenken und vor allem den niedergebeugten Mut seiner Umgebung aufzurichten. Freilich, traurig genug sah es aus in der Stadt. Die Königin sah es am nächsten Tage mit scharfen Blicken, wie weit die Panik um sich gegriffen hatte. Die Verwirrung und Auflösuug in den Straßen hatten keine Grenzen. Da wollte das Königspaar selbst das Beispiel geben, wie man den Mut der Zagenden neu belebte. Am Vormittag des 21. Oktober unternahm man einen Gang auf den Wällen der Festung. Der Kommandant Oberst von Ingersleben führte das Monarchenpaar. Die Königin war in einen schlichten Reisemantel gehüllt. In düsterem Grau lag die eintönige, von Pappeln durchschnittene Gegend vor ihnen; der rauhe Oktoberwind fegte über die herbstlich-öden Fluren und zerrte an dem Mantel der Königin. Gesenkten Hauptes, in leiser Unterhaltung mit dem Gemahl, schritt sie an seiner Seite dahin. Ihr Gespräch galt der Festigkeit des Ortes.

Die Lage Küstrins — das war klar — war eine äußerst geschützte. Die Festung, durch die breiten Arme der Oder und Warthe und durch Moräste auf der anderen Seite gedeckt, war imstande, dem anrückenden Feinde starken Widerstand zu leisten. Munition und Lebensmittel waren hinreichend vorhanden, auch der Verteidigungszustand der Festung war in bester Verfassung. Das alles bot eine große Beruhigung. Im schlimmsten Falle konnte es zu einer Belagerung kommen und — hier wandte sich das Königspaar zu dem ihm folgenden Festungskommandanten von Ingersleben mit der im festen Tone der Zuversicht ausgesprochenen Hoffnung, der Kommandant werde diesen wichtigen Platz, der einen Teil der Oberlausitz beherrschte, so lange wie möglich zu halten suchen. Oberst von Ingersleben verbürgte sich dem Königspaar mit seinem Kopfe dafür und fügte in einer augenblicklichen Aufwallung seines Gefühls noch die pathetischen Worte hinzu, „er würde die Stadt nicht eher übergeben, als bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne“, ein Versprechen, das er, kaum acht Tage später, schnöde gebrochen hat. — — —

Überlassen wir das Königspaar einstweilen seinem Schicksal und sehen wir zu, was aus der geschlagenen Armee geworden. Wir hatten sie am Abend des 14. Oktober verlassen, als sie, einer Herde gleich, unter welche der Wolf gefahren ist, in völliger Auflösung, keinem Führer mehr

gehorchend, nur auf die eigene Rettung bedacht, planlos, kopflos nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstob. An Stelle des Herzogs von Braunschweig war General von Kalkreuth zum Oberbefehlshaber der Hauptarmee bestimmt worden. Auch er war nicht der Mann, der es verstanden hätte, durch eine schnelle, glänzende Waffentat den gesunkenen Mut der Geschlagenen neu zu beleben, wozu sich ihm mehrfach eine günstige Gelegenheit geboten hätte. Zu alledem war an die Truppen der Befehl ergangen, Feindseligkeiten mit dem Gegner möglichst aus dem Wege zu gehen, jetzt gerade zu einer Zeit, wo trotziger, verzweifelter Widerstand allein noch die

Der Festungskommandant Oberst von Ingersleben versichert auf den Wällen von Küstrin dem Königspaar, daß er die Festung nicht eher übergeben werde, als bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne. (21. Oktober 1806.)

einzelnen Trümmer der Armee hätte retten können. Ein solcher Befehl war geeignet, auch den letzten Rest der Tatkraft zu ertöten.

Die Folgen sollten sich auch bald zeigen. Schon am Tage nach der Schlacht, 15. Oktober, kapitulierte Erfurt in schmachvoller Weise, ohne jede Not vor der Kavallerie Murats. Freilich konnte diese Tatsache nicht Wunder nehmen, wenn man solche Leute an der Spitze hatte, wie den 81jährigen Feldmarschall von Möllendorf, der wegen völliger Erschöpfung in seine Wohnung hatte gebracht werden müssen; um so unabweisbarer wäre für den Prinzen von Oranien, noch dazu des Königs Schwager, die Pflicht gewesen, den Platz zu halten. Nichts von allem; er unterzeichnete kalten Blutes; keiner der anwesenden Generale sprach ein Wort, und der alte schwache Kommandant mußte sich fügen.

In Sondershausen hatte der König, der in der Frühe des 16. Oktober dort eingetroffen war, den folgenschweren Entschluß gefaßt, die Armee zu verlassen. Er hatte gehofft, fern vom Wirrwarr des Rückzuges, unbeeinflußt von so vielen einander stets widersprechenden Ratgebern, die Mittel zum Widerstande besser überschauen zu können. Allein es war vorauszusehen, daß die Nachricht, der König habe sein Heer verlassen, nicht günstig auf die erschöpften und entmutigten Truppen wirken würde. Sie erblickten darin ein unwillkürliches Zugeständnis, daß an einen ernsten Widerstand seitens der Armeeleitung nicht mehr gedacht wurde. Und die Folgen zeigten sich auch bald. Soldaten und Offiziere gingen, wenn sie in die Nähe ihrer Friedensgarnisonen kamen, ganz unbefangen nach Hause. Und doch wäre es gerade jetzt von größter Bedeutung gewesen, daß der Kommandostab sich in einer festen Hand befunden hätte; vielleicht wäre es dann möglich gewesen, in den Rückwärtsbewegungen der Truppen eine gewisse Einheit herzustellen und der gänzlichen Auflösung und Zersplitterung der Heeresteile vorzubeugen.

Aber niemand wußte, was er wollte. Über die Bestimmungen der Generalstäbe herrschte die größte Unklarheit. Die unfähigsten Männer hatten noch immer den größten Einfluß, die tüchtigsten waren an falscher Stelle. Wäre beispielsweise der Oberst von Scharnhorst dauernd dem Fürsten Hohenlohe als Berater zugesellt worden, wie Großes hätte er wirken können! Aber er mußte dem Obersten von Massenbach weichen, der in diesen entscheidenden Tagen mehr denn je seinen unheilvollen Einfluß auf den Fürsten geltend machen konnte. Immer größer wurde die Unordnung in den Marschbewegungen, immer geringer das Zutrauen der Truppen zu ihren Führern. Aus übergroßer Furcht vor dem plötzlichen Erscheinen des Feindes brach man häufig zu früh auf. Die Folge so plötzlich auftretender Panik war dann stets, daß man Geschütze, Munitions- und Bagagewagen stehen und Vorräte zurückließ, die man dringend brauchte. Allüberall, wohin man blickte, im großen wie im kleinen, die grenzenloseste Verwirrung, die größte Mutlosigkeit und Unbesonnenheit.

Und doch zeigten vereinzelte Fälle altpreußischen Heldenmutes, was aufwallender deutscher Zorn und verwegene Kühnheit noch zu leisten imstande waren. Eine solche heldenmütige Tat war die Befreiung preußischer Kriegsgefangener durch den Leutnant Heinrich von Hellwig von dem zum Blücherschen Korps gehörigen Husarenregiment Pletz. Hellwig hatte sich bei Eichrode mit etwa 50 Mann in den Hinterhalt gelegt. Als der von Erfurt nach Eisenach gehende Zug preußischer Gefangener — etwa 8000 an der Zahl — nahte, hatte er sich mit unvergleichlicher Kühnheit auf den Nachtrab der französischen Bedeckung gestürzt, die Überfallenen niedergesäbelt, war dann auf den mittleren und den an der Spitze marschierenden Bedeckungstrupp der Franzosen losgeritten, hatte auch diesen in die Pfanne gehauen und so glücklich die Gefangenen befreit, die sich in das hessische Land hinüberretteten. Als der kühne Offizier 1807 in Memel weilte, empfing ihn freudig erregt die Königin Luise und hing ihm den Orden „Pour le mérite“ mit den Worten um: „Hätten alle ebenso ihre Schuldigkeit getan, wir wären nicht hier!“

Aber solche an sich wohl erfreuliche Zeichen kühnen preußischen Waffenmutes waren zu vereinzelt; sie verschwanden unter der Fülle des Unheils, von dem täglich, stündlich die preußische Armee durch die Schuld ihrer Führer heimgesucht wurde. Ohne Not erfuhr die preußische Reservearmee unter dem Herzog Eugen von Württemberg, der bei Halle stand, am 17. Oktober eine schwere Niederlage durch Marschall Bernadotte. Keinerlei kriegerische Vorbereitungen waren von der Oberleitung des Korps getroffen worden; keine Erkundung vom Feinde, vom Stande der Dinge. Drei Tage nach der Schlacht bei Jena hatte man noch keine Ahnung von diesem Ereignis. Wie ahnungslos man allen Bewegungen des Feindes, allen kriegerischen Ereignissen

gegenüber war, beweist der Umstand, daß das am linken Ufer der Saale zur Vereinigung mit dem Korps von Magdeburg heranrückende Infanterieregiment von Tresckow, in der buchstäblichen Ausführung seiner Befehle, mitten in sein Verderben, d. h. mitten in den Feind hineinmarschierte. Es wurde völlig auseinandergesprengt und geriet zum großen Teile in Gefangenschaft.

Aber anstatt nun mit den Resten seines Korps auf die Hauptstadt Berlin zu marschieren, zu deren Sicherung nicht das Geringste geschehen war, verzettelte der Herzog die Zeit mit unnützen Gewaltmärschen, so daß er an Ermüdeten und Nachzüglern noch so viel Truppen verlor, wie tags zuvor an Verwundeten und Toten. Auch diese Reservearmee, die für die Fortsetzung des Krieges,

Königin Luise schmückt den Leutnant von Hellwig vom Husaren-Regiment Pletz mit dem Orden „Pour le mérite“.

wie wir weiter unten sehen werden, von der größten Bedeutung hätte werden können, war verloren. Ihre Trümmer verschwanden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Der Herzog aber legte nach diesem genialen Beispiel seiner Führerkunst seinen Kommandostab nieder und zog sich „aus Gesundheitsrücksichten“ nach Numero Sicher in die Gefilde seiner Heimat zurück.

So trieb die Hauptarmee, wie ein führerloses Schiff vor dem Winde, auf Magdeburg zu. In Quedlinburg traf eine Weisung des Königs ein, wonach bezüglich der Kommandoverhältnisse bestimmt wurde, daß Hohenlohe den Oberbefehl westlich, Kalckreuth östlich der Oder erhalten sollte. Am 19. erreichten die vorderen Teile der Armee Magdeburg; am 20. traf endlich die Hauptmasse ein und ergoß sich wie ein ungefesselter Strom in die engen, schmalen Straßen der damals noch von den Festungswällen eingeschnürten Stadt. Magdeburg war in den letzten schweren Tagen

der Entbehrung und Not allen Flüchtlingen erschienen wie die rettende Oase in der trostlosen Wüste der Flucht.

Man hatte still und selig von Stärkung, Erholung und Sicherheit geträumt und wurde nun grausam enttäuscht. Schon die Nachricht, die die Truppen hier erwartete, daß der König die Armee verlassen habe, wirkte geradezu niederschmetternd und auflösend und verscheuchte das bißchen Mut und Selbstvertrauen, was sie noch besaßen. Dazu in der Stadt die heilloseste Verwirrung. Keinerlei Vorbereitung war von dem Festungskommandanten getroffen worden, den Strom der Versprengten und hier Rettung Suchenden nach einer bestimmten Richtung hin zu sammeln. Auch um die Verpflegung der Truppen, die Vervollständigung des Schießbedarfs hatte man sich keinerlei Sorge gemacht. Die Straßen und Plätze der Stadt waren, so weit man blicken konnte, mit Wagen und Fuhrwerken aller Art derartig verstopft, daß niemand vorwärts und rückwärts konnte.

Das Erscheinen der Hohenloheschen Armee war von dem Kommandanten, General von Kleist, als eine äußerst lästige Störung empfunden worden. Er verweigerte die Hergabe von Lebensmitteln, Fourage und Munition, obwohl er hinreichend damit versorgt war. Mit Hartnäckigkeit widersetzte er sich den Versuchen einer Fouragierung in der reichen Umgegend. „Die Armee solle machen, daß sie fortkomme“, hatte er dem vorgesandten Major von dem Knesebeck erklärt, und dem Fürsten Hohenlohe war es kaum möglich gewesen, zwei Zimmer für das Hauptquartier mit Beschlag zu belegen; eine Zeitlang hatte sich die Befehlsausgabe auf offener Straße abwickeln müssen.

Der Fürst sah ein, hier konnte die Armee nicht bleiben; sie mußte weiter. Stettin war das nächste Ziel. Die freundliche Oderstadt war es jetzt, die den Fliehenden als eine neue Fata morgana mit allerlei lieblichen und üppigen Bildern vorschwebte. Bevor Hohenlohe aus Magdeburg abzog, suchte er aus allen Ecken und Winkeln der Stadt seine Leute zusammen; aber er fand nur 9000 Mann, die er zur Besatzung der Festung zurückließ. Später, nach dem Falle Magdeburgs, zeigte es sich, daß 24000 „willkürlich oder unwissend“ zurückgeblieben waren.*) Der weitschauende Napoleon hatte Recht gehabt, wenn er von der Festung gesagt hatte: „Magdeburg ist eine Mausefalle, in welche alle seit der Schlacht von Jena abgekommenen Leute gehen.“

Massenbachs völliges Versagen und sein unfruchtbarer Widerspruchsgeist zeigten sich, je länger desto mehr, im schlimmsten Lichte. Es galt, die bunt durcheinander gewürfelten Truppenmassen, welche nun von Magdeburg auf Stettin rücken sollten, in feste Verbände zu bringen und ihnen die nötigen Direktiven zu geben. Massenbach aber verweigerte seine Mitwirkung bei der Abfassung der Marschbefehle. Sein hochfahrender Sinn war immer noch darauf gerichtet, „hohe Strategie“ zu treiben; alle anderen Dinge hielt er für unter seiner Würde. Man mußte auf seine Mithilfe verzichten. Ein Generalstabsoffizier stellte sich an der Elbbrücke bei Magdeburg auf, um den vorüberziehenden Regimentern persönlich die nötigen Weisungen bezüglich der einzuschlagenden Straßen und der nächsten Nachtquartiere zu geben; und um die Unterkunft und Verpflegung in Stettin besser vorzubereiten als in Magdeburg, wurden durch Vorsendung einer Fouragierungsabteilung die nötigen Vorkehrungen getroffen.

Noch war die Lage der Hohenloheschen Armee keine verzweifelte. Der linke Flügel der französischen Armee, die Korps von Soult und Ney, dazu die Kavallerie Murats, konnten vor der Hand wohl dem nachfolgenden Blücher, aber nicht dem Hohenloheschen Korps gefährlich werden. Da letzteres bei Magdeburg die Elbe ja schon überschritten, die französischen Korps diese aber noch

*) Freiherr von der Goltz, „Von Jena bis Eylau“.

nicht erreicht hatten, so mußte bei dem großen Vorsprung, den Hohenlohe bis jetzt noch inne hatte, sein Zug auf die Oder gelingen, wenn jeder seine Schuldigkeit tat.

Napoleon erkannte wohl die Wichtigkeit eines schnellen Elbüberganges und mahnte unablässig seine Marschälle, keine Zeit zu verlieren. Gelang es dem fliehenden Feinde, seinen Vorsprung erheblich zu vergrößern, so konnte ihm die erwartete Beute leicht entgehen. Aus seinem schlecht verhehlten Ärger über die Verzögerung erlöste ihn die unerwartete Nachricht, daß seinem Marschall Davout schon am Tage zuvor die Elbbrücke bei Wittenberg ohne einen Schwertstreich in die Hände gefallen sei. Die Brücke war erst von einer abziehenden preußischen Heeresabteilung in Brand gesteckt, von den Einwohnern aber wieder gelöscht worden, so daß Davout mühelos über den Strom gekommen war.

Der Kaiser wurde dadurch in seinem Entschluß bestärkt, den Übergang über die Elbe bei Wittenberg zu vollziehen. Immerhin waren durch die Verzögerungen seiner Marschälle Zeitverluste entstanden, die der fliehenden Armee zugute kamen. Wenn Hohenlohe dies auszunützen wußte, konnte noch vieles gut werden. Noch günstiger hätten die Sachen gestanden, wenn der Herzog von Württemberg, anstatt sich ohne Not dem Feinde auszusetzen und nachher das Kommando kleinmütig aufzugeben, an die Elbe zurückgegangen wäre. Er hätte sich nun mit Hohenlohe vereinigen können, und aus den starken Resten beider Heeresteile hätte eine neue Armee zusammengeschweißt werden können, die der gesamten Verteidigung des Landes einen starken Rückhalt gegeben hätte.

Sehen wir zu, ob Hohenlohe es verstand, die augenblicklichen Vorteile auszunützen und so die Scharte von Jena auszuwetzen. Am 22. Oktober 1806 erreichte die Hauptmacht Genthin. Die Kavallerie war allerdings noch weiter zurück. Am 23. traf man in Rathenow ein. Hohenlohe, der wieder Zutrauen zu sich selbst gewonnen hatte, faßte hier den klugen Entschluß, am 24. Oktober über Friesack bis Ruppin ohne Aufenthalt durchzumarschieren. Es waren zwar 50 Kilometer; aber er konnte den Truppen, die hinreichend geruht hatten, die Anstrengung schon zumuten. Gelang der Gewaltmarsch, so war die Armee gerettet. Der Entschluß des Fürsten hätte vielleicht zu einer heilsamen Wendung der Dinge führen können, wenn nicht in diesem Augenblicke Preußens böser Dämon, der Oberst von Massenbach, bei ihm eingetreten wäre und seinen für Preußen schon so oft unheilvollen Einfluß von neuem geltend zu machen verstanden hätte. Er wußte Hohenlohe zu überreden, daß der Marsch „zwischen den Bruchstreifen des Rhinluchs und dem Feinde strategisch ein ungeheurer Fehler sei" und der Fürst nach seiner Meinung lieber nördlich auf Neustadt an der Dosse und Wusterhausen marschieren müsse. Obwohl Hohenlohe ihm entgegenhielt, daß ja der Feind noch garnicht in der Nähe sei, wurde er seinem unheilvollen Ratgeber gegenüber doch wieder schwach. Anstatt seinem eigenen gesunden Sinne zu folgen, vertraute er dem immer noch nach den papiernen Regeln seiner eingebildeten strategischen Kunst arbeitenden Massenbach und bereitete dadurch das sichere Verderben der Armee vor. Anstatt am Abend des 24. in Ruppin zu stehen, wie es nach seinem eigenen Plan möglich gewesen wäre, langte er in Neustadt an und hatte somit in der Richtung auf die Oder nicht nur keinen Fortschritt gemacht, sondern einen vollen Tag verloren.

Während der Herzog von Weimar noch weit zurückstand, hatte Blücher noch an demselben Tage das Hauptheer Hohenlohes erreicht. Er traf noch spät abends in Begleitung Scharnhorsts in Neustadt a. d. Dosse ein und erbot sich dem Fürsten sofort zu der schwierigen Aufgabe, die Nachhut des Heeres zu führen. Sobald ein Blücher und ein Scharnhorst in der Nähe waren, konnte man immer sicher sein, daß die Sache keinen schlechten Verlauf nahm. Beide Männer hatten auf dem Marsche Gelegenheit

gehabt, einander näher zu treten. Sie hatten einen Freundschaftsbund geschlossen, der zum Segen des Vaterlandes später noch manche gute Frucht zeitigen sollte.

Günstig für die Rückzugsarmee war auch der Umstand, daß Napoleon in letzter Zeit keine allzu großen Anstrengungen gemacht hatte. Einmal mochte er dem überwundenen Gegner keine rechte Widerstandskraft mehr zutrauen, zweitens wollte er seinen Truppen nach den furchtbaren Anstrengungen der verflossenen Schlachttage keine allzu großen Märsche mehr zumuten. Zudem schien er, wie aus vielen Anzeichen ersichtlich, mit seinen Gedanken schon nicht mehr bei den fliehenden Preußen zu weilen, sondern sich im Geiste mit den Russen zu beschäftigen, die ihm als Bundesgenossen Preußens nunmehr zu schaffen machen konnten. Eine zufällig auftretende falsche Nachricht schärfte aber seine Aufmerksamkeit den Preußen gegenüber wieder in bedenklicher Weise. Durch ein Mädchen war die irrtümliche Nachricht verbreitet worden, daß eine starke preußische Heeresabteilung

General Gebhard Leberecht von Blücher.

nach Brandenburg marschierte. Das änderte sofort Napoleons Auffassung von der Sachlage. Mit schnellem Entschluß verzichtete er auf die Ruhe, um nun mit desto größerer Heftigkeit die Verfolgung Hohenlohes zu betreiben.

Die zur Erkundung vorausgesandte französische Kavallerie erhielt den Auftrag, von Charlottenburg aus einen Vorstoß auf Oranienburg zu machen. Alle nur irgendwie aufzufangenden Nachrichten „über die Bewegung einer preußischen Kolonne, welche die Umgegend passiert habe", sollten sofort an den Kaiser gelangen; schon am 24. Oktober erschienen Abteilungen dieser Kavallerie vor Spandau. Der Kommandant der Festung, Major von Beneckendorf, bevorzugt durch das ganz besondere Vertrauen des Königs, hatte diesem noch tags zuvor einen in klangvollen Phrasen gehaltenen Brief geschrieben: „Die Festung sei gegen einen Handstreich gesichert; gegen Übermacht werde er kämpfen, bis kein Stein mehr auf dem andern läge. Nur die Trümmer der Feste werde der Feind einnehmen können." Diese volltönenden Worte widersprachen leider völlig der jämmerlichen Haltung des Kommandanten, der schon am nächsten Tage auf eine leere Drohung hin dem Marschall Lannes die Tore öffnete. Sämtliche Offiziere, mit Ausnahme des Ingenieurs Meinert,

hatten der Übergabe zugestimmt, bevor noch ein einziger Schuß gefallen war. Noch ehe die Kapitulationsurkunde niedergeschrieben war, hatten die Franzosen die Festung besetzt und die ganze Besatzung mit Einschluß ihres Kommandanten zu Gefangenen gemacht. Der Kommandant wurde später ausgewechselt, in Preußen vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch Erschießen verurteilt. Der König begnadigte ihn später zu lebenslänglicher Festung.*)

Die bei den Franzosen immer bestimmter auftretende Meldung von Hohenlohes Marsch auf Stettin ließen Napoleon seine Anstrengungen verdoppeln. Schneller und schneller folgten nun des Kaisers Befehle. Es galt jetzt, das gehetzte Wild von allen Seiten zu umstellen, so daß es auf der Strecke bleiben mußte. Bernadotte sollte dem Könige über Brandenburg folgen, Lannes auf Zehdenick marschieren, Soult die Elbe überschreiten, um sich gleichfalls Hohenlohe zu nähern. In Magdeburg blieb Ney zurück. Die übrigen Armeeteile rückten immer dichter auf Berlin zu. Augerau war bereits bis Teltow gekommen, und seine Garden standen schon bei Potsdam.

Diesen schnellen Bewegungen des Kaisers gegenüber rückte Hohenlohe nur langsam und schwerfällig vorwärts. In Gransee blieb die Kolonne drei Stunden lang untätig liegen, und anstatt weiter auf Prenzlau zu marschieren, bog man, abermals auf Massenbachs unheilvollen Rat, auf Fürstenberg aus. War es zu verwundern, daß bei diesem ewigen Ausweichen, diesen immerwährenden Stockungen und Zögerungen der letzte Rest des guten Geistes der Truppen verloren ging? Als dann noch General von Schimmelpfennig bei Zehdenick den wichtigen Übergang über die Havel dem hart folgenden Murat überlassen mußte, war Hohenlohe auch seines wichtigsten Flankenschutzes beraubt. Zu allem Unglück war gerade um diese Zeit des Schwankens und Zauderns noch ein Schreiben des immer noch auf Waffenstillstand hoffenden Königs eingetroffen, des Inhaltes, „daß von jedem Engagement mit dem Feinde im Interesse des Ganzen dringend abzuraten sei.“**) So war durch all diese Hemmungen und Verzögerungen der schöne Vorsprung, den Hohenlohe hatte, zum großen Teile schon verloren gegangen. Sein Korps war am 26. nur bis Fürstenberg gelangt, und die Einsichtigen konnten sich schweren Befürchtungen über das Schicksal des Heeres nicht enthalten.

Aber durch die schwarzen Wolken trauriger Hoffnungslosigkeit leuchtete doch ab und zu ein Sonnenblick. An demselben Tage war es — 26. Oktober —, da eine kühne Waffentat zeigte, daß noch der alte preußische Heldengeist in dem Heere schlummerte, und daß es nur der Persönlichkeit, des Beispiels bedurfte, ihn zu neuem Leben zu erwecken. An diesem Tage deckten die wackeren Jäger des grimmen Obersten Yorck, der die Nachhut des Weimarschen Korps führte, in dem siegreichen Treffen bei Altenzaun den Übergang Blüchers über die Elbe bei der Fähre von Sandau. Die 400 gut gedeckten Büchsen seiner Schützen brachten dem ungestüm vordringenden Feind, der den Übergang stören wollte, empfindliche Verluste bei. Ein abgesessenes französisches Kavallerieregiment wurde überrascht und ergriff in vollkommener Verwirrung die Flucht. Das Standhalten der Yorckschen Nachhut unter so schwierigen Verhältnissen bewahrte das Korps vor großen Verlusten. Es war das erste für Preußen siegreiche Gefecht in diesem unseligen Feldzuge.

Aber der Siegeszug des gewaltigen Eroberers war durch solche kleinen Erfolge, so erfreulich sie auch waren, nicht mehr aufzuhalten. Bereits am 24. war er in Potsdam eingezogen und hatte im Stadtschloß Wohnung genommen. In hoher Bewunderung vor dem Genie Friedrichs des Großen besuchte Napoleon alle jene durch den großen Toten geweihten Stätten. Alles stand und lag noch so, wie es der Berliner Hof in ehrfürchtiger Scheu vor des großen Königs Geist seit

*) 1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe.
**) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807. II. Band, S. 241 Anmerkung.

dessen Tode gelassen hatte. Sogar seinen Degen, seine Schärpe, und das Großkreuz des Schwarzen Adlerordens fand man noch vor; mit solcher Eile war der Hof geflohen. Diese Gegenstände sandte der Kaiser an das Invalidenhaus in Paris, um den älteren Soldaten, welche die Schlacht bei Roßbach noch nicht hatten vergessen können, „den Anblick der Rache an den einstigen Siegern zu gewähren.“ Sieben Jahre lang hatte Friedrich der Große gegen Europa verteidigt, was jetzt im Verlauf weniger Tage verloren gegangen war. Der Sendung all dieser Reliquien, dazu noch einige französische Fahnen, die im siebenjährigen Kriege erbeutet worden waren, hatte er in einem Bulletin noch die Worte hinzugefügt: „Andenken eines großen Monarchen und Feldherrn, dessen Geist, Genie

Oberst Yorck deckt mit seinen Jägern bei Altenzaun den Übergang Blüchers über die Elbe. (26. Oktober 1806.)

und Wünsche der französischen Nation angehörten, die er so sehr schätzte. Die Veteranen werden alles, was jenem Helden, einem der ersten Feldherrn, welche die Geschichte kennt, angehört hat, mit heiliger Ehrfurcht empfangen.“ Seiner Bewunderung vor dem Genie Friedrichs des Großen gab der Kaiser noch dadurch Ausdruck, daß er, begleitet von seinen Marschällen, in die Gruft Friedrichs in der Garnisonkirche zu Potsdam hinabstieg und einige Minuten in tiefem Schweigen vor dem schlichten Sarge stand, der die Asche des großen Toten birgt.

Drei Tage später, am 27. Oktober, nachmittags drei Uhr, hielt Napoleon durch das Brandenburger Tor unter dem Geläute der Glocken mit großem militärischen Gepränge seinen Einzug in Berlin. Auf Anordnung des Gouverneurs hatten sich die anwesenden Minister und die Spitzen der Behörden in Uniform und Amtstracht zum Empfange des Kaisers eingefunden.

Der Magistrat überreichte die Schlüssel der Stadt. Umgeben von seinen Marschällen Davout, Berthier und Augerau, ritt der Kaiser zwischen seinen Grenadieren und Jägern die Linden entlang. Unter dem Zudrang vieler Neugieriger bewegte sich der Zug nach dem Königlichen Schlosse, wo der Kaiser in den nach dem Lustgarten zu gelegenen Zimmern Wohnung nahm. Das Verhalten der Berliner Bevölkerung machte im ganzen einen würdigen Eindruck; sie empfingen den Kaiser mit finsterem Schweigen; der ab und zu gehörte Ruf: „Vive l'empereur!“ (Es lebe der Kaiser) rührte von bezahlten Subjekten her. Manche Faust ballte sich in stillem Ingrimm, und die an den Fenstern erschienenen Frauen führten, wie ein Augenzeuge erzählt, öfters ihre Taschentücher an die Augen, um die hervorquellenden Tränen abzuwischen. Der Kommandant hatte in trauriger Dienstbeflissenheit eine Beleuchtung der Fenster für den Abend angeordnet; aber sie fiel sehr dürftig aus.

Im Schlosse aber empfing der Kaiser die staatlichen und städtischen Behörden, sprach ergrimmte Worte über die „kriegshetzenden Frauenzimmer“, empfahl den Männern „ihre Familien besser in Schranken zu halten“, bedauerte „das gute Volk von Berlin, das nun ein Opfer des Krieges geworden sei, während die Anstifter desselben in Sicherheit seien“ und drohte funkelnden Auges: „Ich will diesen übermütigen Hofadel so klein machen, daß er sein Brot wird betteln müssen.“ —

Unterdessen ging der traurige Zug des Hohenloheschen Korps mit schleppender Langsamkeit weiter. Wir hatten ihn am 26. Oktober in Fürstenberg verlassen. In Lychen, auf dem Wege nach Prenzlau, erfolgte am nächsten Tage wieder ein völlig unbegründeter Halt von drei Stunden. Matt, müde und hungrig ging dann der Zug unter Umgehung von Boitzenburg weiter auf Schönermark. Immer größer wurde die Mutlosigkeit der Leute. In Boitzenburg hatte man auf Quartiere gehofft; aus taktischen Gründen hatte man den Ort nicht berührt. Doch die Leute hatten in ihrer traurigen Verfassung keinen Sinn mehr für „taktische Gründe“. Der Hunger wühlte in ihren Eingeweiden. Viele blieben vor Entkräftung liegen; einige Unzuverlässige benutzten auch die Dunkelheit und die Verwirrung, sich aus dem Staube zu machen und ihren Hunger in den umliegenden Dörfern auf eigene Faust zu stillen. Die Truppen waren an der Grenze ihrer Widerstandskraft angelangt. Körperliche Leiden und Mühsale, seelische Niedergedrücktheit, sowie die Ratlosigkeit der höheren Führer hatten sie dahin gebracht.

Spät in der Nacht war man in Schönermark angekommen; langsam sammelten sich die Kolonnen. Gegen vier Uhr morgens langte auch der Fürst an, niedergedrückt und unschlüssig, welcher Weg nun einzuschlagen sei, um so schnell wie möglich, ohne mit dem Feinde zusammenzutreffen, nach Stettin zu gelangen. Im Schlosse des Grafen von Schlippenbach fand eine Beratung statt. Es war noch nicht alles verloren. Prenzlau war noch frei vom Feinde. Hatte man erst die nicht mehr weit entfernte Ucker bei Prenzlau überschritten, so gehörte eine Umgehung durch den Feind und die Verlegung des weiteren Rückzuges schon zu den Unwahrscheinlichkeiten. Auch der in fast gleicher Richtung wie die Ucker dem Stettiner Haff zustrebende Randow- oder Landgraben bot der Rückzugsarmee in der Folge Schutz. So entschied sich denn der Fürst, auf dem kürzesten Wege, über Prenzlau, auf Stettin zu marschieren, diesmal energisch gegen einen erneuten Versuch protestierend, der abermals einen Umweg — den vierten auf diesem unglücklichen Zuge — vorschlug.

Die Signale zum Weitermarsch ertönten. Aber der Anblick der links und rechts vom Wege lagernden Mannschaften konnte auch den Mutigsten mit Angst und Bangigkeit vor der nächsten Zukunft erfüllen. Nur wenige folgten sogleich den Signalen, die meisten konnten nur nach Aufbietung aller Überredungskunst, viele nur durch Anwendung von Zwang, zum Weitermarsche

gebracht werden. Diese geistig und körperlich gebrochenen Mannschaften, die sich hier, einem langen Leichenzuge gleich, von Schönermark nach Prenzlau schleppten, das war schon eine geschlagene Armee, noch ehe sie mit dem Feinde in Berührung gekommen war.

In Prenzlau hatte man am Morgen des 28. Oktober in begreiflicher Aufregung der Ankunft der preußischen Armee entgegengesehen. Vom Turme der Marienkirche aus erblickte man endlich die von Güstrow herkommenden Kolonnen. Man atmete auf bei ihrem Anblick, denn noch sah man die Lage Prenzlaus nicht als eine verzweifelte an. Und sie war es in der Tat auch noch nicht. Die Stadt war durch ihre Lage zu einer nachdrücklichen Verteidigung wie geschaffen. Über die Niederung westlich der Stadt führte ein etwa zwei Kilometer langer Damm, auf der Nordseite von einem ansehnlichen Bach, dem „Strom" oder Marienbach begleitet, während sich längs der Südseite die ausgedehnten Sumpfstrecken des linken Uckerufers hinzogen. Befanden sich die Marschkolonnen erst einmal im Besitz dieses von der Natur gebildeten Engpasses, so konnte eine starke Verteidigung die Verfolgung so lange aufhalten, bis die Hauptmassen jenseits der Ucker in Sicherheit waren. Auch das Tor am Eingang zur Neustadt, eine weiterhin folgende Pallisadierung und endlich die um die Altstadt herumführende Mauer boten hinreichend Gelegenheit zu einer wirksamen Verteidigung, wenn der rechte Mann sie geleitet hätte.

Zwar war Murat mit zwei Reiterdivisionen schon auf dem Wege nach Prenzlau; hinter ihm Lannes mit dem 5. Armeekorps; aber er war noch nicht heran, und Hohenlohe hätte noch den Durchzug durch die Stadt bewerkstelligen können, wenn die Tatkraft des Fürsten nicht schon völlig gelähmt und das Vertrauen in die eigene Kraft nicht schon völlig erschüttert gewesen wäre. Eben war mit der Besetzung des Dammes begonnen worden, als ein französischer Parlamentär, Kapitän Hugues, erschien, der es in geschickter Weise verstand, den Fürsten mit der Mitteilung hinzuhalten, Murat wäre mit 30000 Mann zur Stelle, Lannes stände mit 60000 Mann zwischen Prenzlau und Stettin; der Marquis Lucchesini sei bei dem im Anmarsche befindlichen Marschall Bernadotte mit der Mitteilung des bevorstehenden Friedens angelangt; ein Entkommen sei unmöglich, und er schlüge daher dem Fürsten vor, eine ehrenvolle Kapitulation anzunehmen und den Weitermarsch einzustellen.*)

Leider legte der Fürst ein allzu großes Gewicht auf die Mitteilungen des gewandten Franzosen. Zwar schickte er den Obersten von Massenbach zum Feinde, um Stärke und Stellung desselben zu erkunden; aber die Zeit, die er zu diesen Verhandlungen gebrauchte, war unwiderbringlich verloren. Murat war inzwischen herangekommen und hatte die Kanonade begonnen. Die preußische Artillerie antwortete, und der Fürst selbst setzte sich vor der sie deckenden Kavallerie mit größter Todesverachtung dem Feuer aus. Aber Munitionsmangel zwang die preußische Artillerie bald, das Feuer einzustellen und abzufahren. Der tollkühnen feindlichen Reiterei war es inzwischen gelungen, über die nördliche Begrenzung des Dammes, den Marienbach, zu kommen. Sie schnitt die letzten Truppen, unter ihnen auch das Grenadierregiment Prinz August, ab und jagte dann, die Verwirrung benutzend, mit dem Rufe: „Die Waffen nieder!" in die längs des Dammes marschierenden Reihen der Preußen hinein. Diese waren wie vor den Kopf getroffen. Stumpfsinnig trotteten sie weiter. Keine Hand rührte sich, kein Gewehr wurde losgedrückt, obwohl in ihrer Nähe ein preußischer Offizier niedergestochen wurde. Ein Knabe von 14 Jahren, der Fahnenjunker von Petersdorff, war es, der hier die preußische Waffenehre rettete. Er ließ seine Fahne nicht eher los, als bis sie in Fetzen gehauen war. Wütend, wie ein junger Löwe, verteidigte er das Kleinod, bis er selbst verwundet zu Boden sank. Aber sein heldenmütiges Beispiel konnte

*) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07, II, 266.

nicht mehr Wunder wirken; die Panik, der Stumpfsinn, die Mutlosigkeit waren schon zu allgemein. In kopflosem Schrecken warfen die Mannschaften die Gewehre fort; die Geschütze wurden ohne Kampf aufgegeben, und als man das Tor erreicht hatte, waren auch die Mauern schon aufgegeben, so daß es dem Feinde leicht fiel, in die Stadt zu dringen. Viel fehlte nicht, so wäre ihnen auch der Fürst in die Hände gefallen.

Und doch war das Korps noch nicht abgeschnitten. Noch war die Hauptmasse des Feindes nicht über die Uckerniederung gelangt; ein ehrenvoller Rückzug, wenn auch mit schweren Kämpfen, war immer noch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Dem Obersten von Massenbach sollte wieder die traurige Rolle zufallen, das böse Geschick des Fürsten zu werden. Der nervös überspannte Mann, den, wie wir wissen, Hohenlohe zur Erkundung der feindlichen Stellung abgesandt hatte, war in einem Zustande der Aufregung, der an Unzurechnungsfähigkeit grenzte, teils zu Pferde, teils zu Wagen, umhergejagt, hatte in diesem Zustande den „Strom“ für die Ucker gehalten und infolge dieses Irrtums geglaubt, Murat, der südlich vom „Strom“ stand, befände sich schon dicht an Hohenlohes Rückzugslinie auf dem rechten Ufer der Ucker. Es war ein tragischer Zufall, daß er mit diesen — den wahren Tatsachen nicht entsprechenden — Hiobsnachrichten, gerade in dem Augenblicke eintraf, als Hohenlohe mit dem französischen General Belliard verhandelte, der eben im Auftrage Murats erschienen war, um den Fürsten zur Kapitulation aufzufordern. Es kam dem physisch und geistig zum Tode erschöpften Fürsten, der schon in Schönermark „wie eine Null zu betrachten gewesen war“, gar nicht in den Sinn, die auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhenden Mitteilungen Massenbachs nachprüfen zu lassen.

Der unglückliche Mann befand sich in einem Zustande völliger Apathie, die einzige Entschuldigung für das Furchtbare, was nun geschah. „Zu der Umnebelung seines Geistes gesellte sich die höchste physische Ermattung. Er hatte in 36 Stunden nichts gegessen.“*) So gewann der furchtbare Gedanke der Übergabe seines Heeres, der furchtbarste, den ein ehrenhafter Feldherr fassen kann, nach und nach Wesen und Gestalt, und als dann noch Murat selbst erschien, um ihm die Aussichtslosigkeit des Weitermarsches und des Widerstandes mit eindringlichen Worten klar zu machen, da brach der letzte Widerstand des unglückseligen Mannes zusammen. Er tat den schimpflichsten Schritt, den ein Feldherr tun kann: auf freiem Felde mit den Waffen in der Hand, ohne wirklichen Zwang der Lage, zu kapitulieren. Er bedeckte den preußischen Namen und sein tapferes Heer mit Schimpf und Schande und gab so der letzten Hoffnung, die König, Vaterland und Volk noch auf das Heer gesetzt hatten, den Todesstoß. 10000 Mann, 1800 Pferde, 30 Geschütze und ungefähr eine gleiche Anzahl Regimentskanonen fielen in die Hände des Feindes.

Ein Lichtblick in dem düsteren Bilde der für alle Zeiten schmachvollen Kapitulation von Prenzlau bildet die heldenmütige Tat des Prinzen August von Preußen, der an diesem traurigen Tage zeigte, daß es doch noch eine preußische Waffenehre gab. Unter keinen Umständen wollte er die schimpfliche Kapitulation mitmachen. Angesichts der ihn von zwei Seiten bedrohenden feindlichen Reiter, etwa 2000 an der Zahl, verteidigte sich unter seiner heldenmütigen Leitung das zusammengeschmolzene Grenadierregiment Prinz August, ungeachtet der Ermüdung und des Hungers, gegen eine aus drei Reiterregimentern bestehende acht- bis neunfache Übermacht. Die tapferen Grenadiere erlagen erst, als sie in den Morästen der Umgegend stecken blieben, außer stande, sich länger zu wehren. Die Uniform noch beschmutzt von dem Schlamm der Uckerbrüche, und mit einem Pantoffel auf dem in der Schlacht bei Auerstedt verletzten Fuße, so erschien der gefangene Prinz

*) 1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der kriegerischen Ereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstab. Bericht des Majors von der Marwitz über den Rückzug und die Kapitulation von Prenzlau (S. 229).

August vor dem Kaiser der Franzosen. Die einzige Gnade, die er sich von dem übermütigen Sieger erbat, war die: „nicht mit denen verwechselt zu werden, die die Kapitulation bei Prenzlau geschlossen hätten.“

Prinz August hatte sich seines Bruders, des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, würdig gezeigt. Er hat bei Prenzlau den Beweis geliefert, daß keine Truppe verloren ist, so lange sie sich nicht selbst verloren gibt, und es ist als ein tragisches Schicksal zu beklagen, daß der Prinz bei Prenzlau nicht an der Seite des Fürsten Hohenlohe war; niemals hätte er dem Gedanken der Kapitulation zugestimmt.

Das Grenadierbataillon Prinz August macht die Kapitulation bei Prenzlau nicht mit und verteidigt sich heldenmütig gegen eine neunfache Übermacht. (28. Oktober 1806.)

Die Folgen der Kapitulation von Prenzlau waren geradezu unheilvoll; sie wirkten ansteckend wie Seuchengift und gaben das Signal zu allen anderen Kapitulationen. „Der Fürst Hohenlohe hat mit der Armee kapituliert“, sagte sich jeder Befehlshaber, „was will ich noch machen?“ „Der König hat keine Armee mehr. Was helfen ihm die Festungen?“ dachte jeder pflichtvergessene Kommandant. Sie pflanzte den Kleinmut in alle Herzen, sie streute die Vorstellungen von Verrat unter das Volk und verbreitete den jede Tatkraft lähmenden Gedanken, daß doch alles verloren sei, daß Preußen doch nicht mehr geholfen werden könne.*) Schon am nächsten Tage ergab sich die völlig armierte Festung Stettin, an ihrer Spitze der Generalleutnant von Romberg mit einem halben Dutzend Generalen und über 5000 Mann Besatzung, 100 Offizieren und 270 Ge=

*) Aus dem Nachlasse Friedr. August Ludwigs v. d. Marwitz.

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Kapitulation Blüchers bei Ratkau.
(7. November 1806.)

Original von Professor C. Röchling.

schützen auf den Wällen den 800 Husaren des französischen Generals Lasalles; bei Pasewalk streckten 4000 Mann, von gewissenlosen Feiglingen geführt, vor den 600 Reitern Milhauds die Waffen. Aber der ganze Abgrund der Schmach tat sich doch erst im Verhalten der Kommandanten von Küstrin und Magdeburg auf. Wir wissen, daß Oberst von Ingersleben, der Kommandant von Küstrin, noch am 30. Oktober dem unglücklichen Königspaar gegenüber auf den Wällen der Festung den Mund sehr voll genommen hatte. Aber schon zwei Tage später erklärte er vor versammeltem Kriegsrat, und unter Zustimmung sämtlicher Offiziere mit alleiniger Ausnahme des Ingenieurleutnants Thynkel, die schleunige Übergabe des Platzes als unabweisbar notwendig. Ja, die feige Tat des Kommandanten rückt dadurch noch in ein besonders häßliches Licht, daß er eigens ein Boot bereit machen ließ, um über die Oder zu setzen, damit er dem französischen Unterhändler, anstatt ihn an sich herankommen zu lassen, die Sache der Übergabe nur recht bequem mache.

Vergebens warf sich ihm seine hochgesinnte Gattin in den Weg — die Frauen mußten die Männer damals oft Ehre lehren — ihn bestürmend, seiner heiligsten Pflichten nicht zu vergessen. Noch am Ufer, bevor er den Fuß in das Boot setzte, sank sie ihm zu Füßen nieder, verzweifelnd seine Knie umklammernd . . . umsonst, der Ehrlose ließ sie durch einen Freund zur Seite führen; er setzte über den Fluß, um seiner Schande den Abschluß zu geben. In der Stadt kannte die Entrüstung über die feige Tat keine Grenzen. Unter Fluch und Hohn warf die Garnison auf dem Marktplatze die Waffen zur Erde, und als ihr ehrvergessener Kommandant als Gefangener der Franzosen zurückkehrte, hatten sie Not, ihn vor der Wut der Bevölkerung zu schützen. Sie bedrohten ihn mit dem Tode, und er mußte vor ihren Steinwürfen in ein Haus flüchten. Dann zogen drei ganze Kompagnien Franzosen als Herren in die fast uneinnehmbare Festung ein.

In gleich unerhörter Weise fiel am 8. November das stolze Magdeburg, der stärkste Waffenplatz des Landes. Es war der schwerste Schlag, der den König treffen konnte. Der Gouverneur, General der Infanterie von Kleist, öffnete dem ungleich schwächeren Feinde die Tore, und 24000 Mann streckten die Waffen; 19 Generale hatten ohne Widerspruch das Protokoll unterzeichnet. Und so schnell hatte die allgemeine Entmutigung, die Kopflosigkeit und Pflichtvergessenheit, einer verheerenden Pest gleich, um sich gegriffen, daß, als am 20. November das starke Hameln nebst dem mobilen Korps des Generals Lecocq und sechs Tage darauf Nienburg an ganz unbedeutende feindliche Kräfte übergeben worden waren, von Schlesien abgesehen, alle westlich der Oder gelegenen preußischen Festungen sich in Feindeshänden befanden.

Aber auch der rühmlichen Ausnahmen sei an dieser Stelle erwähnt. Mit Ehren hielten sich, bis die letzte Munition verschossen und das letzte Stück Brot verzehrt war: Neisse, Glatz, Kosel, Graudenz und Kolberg. In wie ruhmvoller Weise namentlich die letztgenannten Festungen sich verteidigten, davon soll noch an anderer Stelle eingehend berichtet werden.

Auch General von Blücher hatte zu denen gehört, welche sich von der allgemeinen Entmutigung jener traurigen Zeit nicht niederbeugen ließen. Er hatte, wie wir wissen, mit seinem bunt zusammengewürfelten Korps die Nachhut der auf Prenzlau zurückgehenden Hohenloheschen Armee übernommen. Als er in der Frühe des 29. Oktober in Boitzenburg erfährt, daß der Fürst kapituliert hat, und daß er nun zwischen Murat und Lannes und dem folgenden Bernadotte eingekeilt ist, faßt er auf Scharnhorsts Rat den Entschluß, nordwärts auszuweichen, um in Mecklenburg die Vereinigung mit den Truppen des Herzogs von Weimar zu suchen. Mit diesem vereint, wollte er dann gegen die Verbindung des Feindes vorstoßen, oder wenigstens — zur Erleichterung der Lage auf dem übrigen preußischen Kriegsschauplatz — starke französische Kräfte von der Oder und den noch übrigen Streitkräften auf sich ablenken.

Die eines Scharnhorst würdige Idee, welche einen erhebenden Gegensatz zu der damals in der gesamten übrigen Heeresleitung herrschenden Zerfahrenheit und Unfähigkeit bildet, konnte durch keinen Geeigneteren als Blücher in die Tat umgesetzt werden. Auf dem ewig denkwürdigen, strategisch so meisterhaften Zuge nach Lübeck gelingt ihm die wahrhaft groß angelegte Aufgabe, drei Marschälle mit 50000 Mann hinter den eigenen 20000 herzuziehen. Freilich war der Zug reich an Anstrengungen und Entbehrungen, freilich hatte er starke Verluste in zahlreichen Gefechten, aber der preußische Waffenruhm ward — besonders auch durch York — wieder zu Ehren gebracht, und das zähe Standhalten der kleinen Schar zwang auch dem übermächtigen Feinde Bewunderung ab. Es war vorauszusehen, daß es bei der Übermacht des Feindes zu schweren Entscheidungskämpfen kommen mußte. Bei und in Lübeck tobte am 6. November ein blutiger Straßenkampf.

Der General Bernadotte berichtete selbst darüber: „Der in den Straßen und Häusern verschanzte Feind hatte unglaubliche Anstrengung gemacht, uns zurückzuwerfen; jeder Platz, jede Straße war ein Schlachtfeld. Der General Blücher machte mit der Kavallerie mehrere Angriffe in den Straßen." Vergebens! Scharnhorst war schon gefangen. York war, schwer verwundet, im Straßenkampfe niedergesunken. Um nicht auch gefangen zu werden, muß Blücher die Stadt schweren Herzens durch den letzten Ausgang, das Holstentor, mit dem Rest seiner Besatzung verlassen. Draußen stößt er auf andere Teile seines Korps, und als ihm der Gefechtslärm an anderer Stelle der Stadt die Gewißheit gibt, daß die Tore in der entgegengesetzten Richtung noch immer tapfer verteidigt werden, da wächst dem 63jährigen, nicht mürbe zu machenden Haudegen wieder der Mut. Er will die Stadt wieder einnehmen und schreitet mit dem Rest seiner Truppen wieder zum Angriffe vor.

Aber der heldenmütige Versuch scheitert an der Übermacht des Feindes. Nur noch 9000 Mann bleiben ihm. Mit ihnen schlägt er sich nördlich von Lübeck bis Ratkau durch. Hier wurde er, mit seinem Korps bis aufs äußerste erschöpft, durch Abschneidung sämtlicher Lebens- und Verteidigungsmittel endlich — am 7. November 1806 — zur Übergabe gezwungen. Der wackere Alte, der nur der eisernen Notwendigkeit gefolgt war, ließ es sich trotz des Widerspruchs der französischen Marschälle nicht nehmen, seinem Namen unter der Urkunde die Worte hinzuzufügen: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition habe."

Von hoher moralischer Bedeutung für die Zukunft Preußens und Deutschlands war dieser kühne Zug des heldenmütigen Führerpaares: Blücher und Scharnhorst. Die Kunde davon drang bald durch die deutschen Lande; sie zeigte, daß es noch Männer gab, die inmitten aller Verzweiflung Kopf und Herz noch auf der rechten Stelle hatten; sie verbreitete den ersten Hoffnungsschimmer auf eine bessere Zukunft. Und noch einen anderen Erfolg hatten diese schweren Tage gezeitigt: die unverbrüchliche Besiegelung des Freundschaftsverhältnisses zwischen den beiden Männern, die später zur Erhebung und Befreiung des deutschen Volkes so unendlich viel beitragen sollten. Die Hingebung des einen an den andern war geradezu rührend, war erhebend und Nacheiferung erweckend. „Nie hat eine größere und innigere Freundschaft und Zutrauen stattgefunden als zwischen diesem braven und mutvollen Manne und mir", sagte Scharnhorst. „Wir waren immer guten Mutes, wenn die Not am höchsten war; nie war eine Differenz der Meinung zwischen uns, nie verschiedene Gefühle; wir waren eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß." Unumwunden erkannte Scharnhorst die großen militärischen Talente Blüchers an. Bald nach den schweren Tagen von Lübeck schrieb er dem General: „Das Schicksal muß für Sie glücklichere Begebenheiten herbeiführen, oder es wäre unbeschreiblich ungerecht — und an diesen glücklichen muß ich teilnehmen."*) Die beiden Heldenseelen waren nach den gemeinschaftlich auf dem Zuge nach Lübeck durchlebten

*) Blücher. Von Generalmajor W. von Unger.

Tagen unlösbar fürs Leben aneinandergekettet, und diese Freundschaft sollte später in dem Zusammenwirken beider Männer während der Befreiungskriege von der größten Bedeutung für das Vaterland werden. So ist Lübeck und Ratkau die Vorstufe für Leipzig und Belle-Alliance geworden.

— —

Wir hatten den König und die Königin in Küstrin verlassen. Hier trafen das Herrscherpaar die ersten Nachrichten über die Friedensbedingungen Napoleons. Die Abtretung des preußischen Gebietes links der Elbe mit Ausnahme von Magdeburg und Altmark, 100 Millionen Francs Kriegsentschädigung und die ausdrückliche Verpflichtung, mit keinem der übrigen deutschen Staaten eine Verbindung einzugehen — das waren die harten Bedingungen des Kaisers. Von der kleinmütigen Umgebung des Königs — den Haugwitz, Lombards und Beymes — die gegen jede Fortsetzung der Feindseligkeiten sich mit Händen und Füßen sträubte, war nichts anderes zu erwarten, als daß man diese Bedingungen annahm. Am schmerzlichsten davon berührt war die Königin; die Trauer um das Unglück und die Schmach des Vaterlandes fraßen ihr tief am Herzen.

Am 26. Oktober verließ das Königspaar Küstrin und erreichte am 3. November Graudenz. Hier trafen Schlag auf Schlag die furchtbaren Nachrichten von der Kapitulation bei Prenzlau und dem Fall der Festungen ein. Mit den wachsenden Erfolgen war Napoleon immer rücksichtsloser aufgetreten. Er hatte seine Friedensbedingungen inzwischen bedeutend verschärft und forderte unter Umständen sogar die Beteiligung Preußens am Kriege gegen Rußland. Eine Beratung am 6. und 7. November, an der auch der König teilnahm, führte zu keinem anderen Ergebnis als zur vorläufigen Annahme jener traurigen Bestimmungen, mit der alleinigen Ausnahme, daß die Teilnahme am Kampfe gegen die verbündeten Russen verweigert wurde. Als dann am 15. November der Festung Graudenz gegenüber die ersten Franzosen an der Weichsel erschienen, reiste der König mit seiner Gemahlin nach Osterode ab, wo er am 16. eintraf. Die Verhandlungen waren inzwischen weitergeführt worden, preußischerseits mit großer Nachgiebigkeit, vonseiten Napoleons unter stets wachsender Steigerung seiner Forderungen. Gerade am 16. November, als das Königspaar in Osterode eingetroffen war, wurden den preußischen Unterhändlern, Lucchesini und Zastrow, jene anmaßlichen Bedingungen Napoleons übergeben, die in nichts Geringerem gipfelten, als in der Einräumung des ganzen preußischen Staates bis zur Weichsel. Die preußischen Truppen sollten bei Königsberg zusammengezogen werden, die französische Armee sollte die Gegend um Thorn und den westlichen Teil von Neu- und Ostpreußen (rechts der Weichsel) besetzen; der König sollte sich verpflichten, die ihm verbündeten Russen von den preußischen Grenzen fernzuhalten. Und was das Schlimmste war, als Unterpfand für die Erfüllung dieser Verpflichtungen sollte den Franzosen der größere Teil Schlesiens und neun noch im Besitz des Königs befindliche Festungen ausgeliefert werden.

Trotz der Schwere dieser Bedingungen waren Graf Haugwitz und sein würdiger Anhang geneigt, sie anzunehmen. Der König war immer noch nicht ganz dem Einfluß dieses unheilvollen Mannes entrückt, von dem Clausewitz sagt: „Preußens Politik vom Baseler Frieden bis zu seiner Katastrophe trägt den Charakter der Schwäche, Zaghaftigkeit, Sorglosigkeit und in manchen Augenblicken einer unwürdigen Gewandtheit, alles Züge, die in dem Charakter des Grafen Haugwitz tief verwachsen waren." Aber die ablehnende Haltung der Königin und vornehmlich Steins machte den König doch stutzig. Er setzte noch eine Beratung ein, die am 20. und 21. November stattfand. Von den elf Männern, die daran teilnahmen, stimmten sieben für Unterwerfung. „Da kam der Augenblick", schreibt Heinrich von Treitschke, „der die Männer von den Buben und den Kläglingen schied. Stein, der die Kassen des Staates, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges

nach Ostpreußen gerettet hatte, stimmte für die Verwerfung des Vertrages. Der König entschied in seinem Sinne, nahm die Waffen wieder auf, hier in der entlegenen Ostmark des Reiches, dem letzten Bollwerk deutscher Freiheit. Gleich darauf erhielt Haugwitz seine Entlassung. Von jenem Tage an hat der viel verkannte Monarch, wie oft er im einzelnen irrte und schwankte, doch unverbrüchlich durch sechs entsetzliche Jahre den Gedanken festgehalten: kein ehrlicher Frieden mit Frankreich, als nach der Wiederherstellung des alten Preußens! So begann der Feldzug in Ostpreußen, der erste, während dessen die Sonne des Glückes dem Imperator nicht ungetrübt leuchtete, der erste, der dem verzweifelnden Weltteil wieder die Ahnung erweckte, daß auch dieser Allgewaltige nicht unüberwindlich sei."*)

Am 22. November teilte Friedrich Wilhelm III. diesen ablehnenden Beschluß persönlich dem Gesandten Napoleons, General Duroc, mit. Ausschlaggebend für diese mannhafte Haltung des Königs war wohl in erster Reihe auch sein Verhalten zu seinem Bundesgenossen, dem Kaiser von Rußland, gewesen, der in einem Briefe das feierliche Versprechen gab, „daß er den Degen gegen den Feind der Unabhängigkeit Europas nicht eher niederlegen würde, als bis Preußens mit dem seinigen von jetzt ab unlösbar verbundenes Interesse es ihn selbst wünschen lassen würde." Die preußischen Unterhändler Lucchesini und Zastrow wurden aus dem französischen Hauptquartier abgerufen. Haugwitz, neben Massenbach der böse Genius Preußens, mußte den Schauplatz seiner unheilvollen Tätigkeit verlassen, und Reichsfreiherr vom Stein sollte als Minister des Auswärtigen an seine Stelle treten. Die Patrioten fingen an zu hoffen. Mit der Gefühlsseligkeit und Neutralitätsduselei sollte es ein- für allemal vorüber sein. Und daß es dem König ernst war mit dieser von Grund auf verschiedenen Haltung, bewies der Umstand, daß man den Höfen von London und Wien amtliche Mitteilungen über den veränderten Kurs machte.

Niemand empfand diese Wandlung in dem Wesen des Königs mit größerer Freude als die Königin Luise, von der Heinrich von Kleist am 6. Dezember voll Begeisterung schreibt: „Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt, sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur Rettung kommen kann, um sich; ja, sie ist es, die das, was noch nicht zusammengefügt ist, hält."

Daß mit dem König eine auffallende Wandlung vorgegangen, sollten schon die nächsten Tage beweisen. Am 25. November reiste er nach Pultusk zum russischen Heere ab; die preußischen Truppen sollten zu den Russen stoßen. Den gemeinsamen Oberbefehl über das russisch-preußische Heer erhielt der russische General Graf von Bennigsen. Da der preußische General von Kalckreuth nicht unter des letzteren Oberbefehl stehen wollte, legte er das Kommando nieder. Der König ernannte ihn zum Gouverneur von Danzig; an seiner Stelle übernahm General von l'Estocq den Befehl über die preußischen Feldtruppen. Allgemach schien sich die Lähmung nach dem furchtbaren Donnerschlage von Jena zu legen; überall regte sich ein neuer Geist. Der König hatte am 27. November sein Hauptquartier nach Ortelsburg verlegt. Hier erließ er am 1. Dezember 1806 das für die Neubildung des Heeres berühmt gewordene „Publikandum wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee".**) Das vom König eigenhändig geschriebene Dokument kündigte ein vorläufiges strenges Strafgericht über die pflichtvergessenen Kommandanten und Offiziere an, welche im freien Felde kapituliert, und über alle diejenigen, welche ihre Truppenteile ohne

*) Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I.

**) Der vom König eigenhändig geschriebene Entwurf dieses Publikandums befindet sich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin

genügende Entschuldigung verlassen oder es an der nötigen Tapferkeit hatten fehlen lassen. Zahlreiche Kommandanten und Offiziere wurden infolgedessen vor ein Kriegsgericht gestellt; von der zu diesem Zwecke eingesetzten „Immediatkommission zur Untersuchung der Kapitulationen und sonstigen Ereignisse des letzten Krieges“ und von den durch sie verhängten Strafen wird noch weiter unten die Rede sein. — — —

Unterdessen hatte Napoleon, auf die bekannte Friedensliebe des Königs von Preußen vertrauend und sicher auf die Annahme seiner Waffenstillstandsbedingungen rechnend, bereits seine Vorbereitungen für die Besetzung der preußischen Weichselfestungen begonnen. Er war aufs höchste überrascht, als er in Meseritz, auf seinem Marsche von Berlin nach Posen, erfuhr, daß Friedrich Wilhelm seine Bedingungen verworfen hätte. In höchster Aufregung darüber sagte er zu dem preußischen Unterhändler von Zastrow: „Werden die Russen geschlagen, und der König hat sich nicht von ihnen getrennt, dann wird es keinen König von Preußen mehr geben.“ Der Kaiser

Russischer General Graf von Bennigsen.

hatte sich in der Tat in jener Zeit mit nichts Geringerem beschäftigt, als mit der Absetzung des „Hauses Brandenburg“.

Die politische und militärische Lage Preußens war allerdings um jene Zeit eine sehr hoffnungslose. Durch die schnell aufeinanderfolgenden Kapitulationen größerer Heeresteile und wichtiger Festungen war die ehemalige preußische Heeresmacht so gut wie vernichtet. Die einzige noch zur Verfügung stehende Feldarmee, die unter dem General von L'Estocq rechts von der Weichsel stand, betrug kaum 20000 Mann. Freilich lag in Danzig, wo Graf Kalckreuth den Befehl übernommen hatte, noch eine starke Besatzung, die durch Versprengte allmählich auf 14000 Mann anwuchs; auch in Graudenz, wo der wackere alte General von Courbière sich eben zu längerem Widerstande rüstete, lagen noch 4000 Mann. Als zuverlässiger Stützpunkt kam auch noch die Festung Kolberg in Betracht, deren ruhmreiche Verteidigung den französischen Belagerern bald ungeahnte Schwierigkeiten bereiten sollte.

Außer diesen Zufluchtsorten für die Reste der preußischen Armee waren aber nur noch sechs minderbedeutende schlesische Festungen in des Königs Besitz. Am 3. Dezember war auch Glogau

nach längerer Belagerung in die Hände des Feindes gefallen. Bereits am 7. November hatte die Kavallerie Jérômes den Platz eingeschlossen. Als drei Tage später die Division Deroy folgte, begann eine Kanonade aus 42 Feldgeschützen, welche zwar an verschiedenen Stellen Brände erzeugte, der Festung aber keinen ernstlichen Schaden zufügte. Den wiederholten Aufforderungen zur Übergabe der Festung widerstand der Vizegouverneur, Generalleutnant von Reinhart, zunächst hartnäckig. Während die Beschießung fortdauerte, traf die französische Heeresleitung alle Vorbereitungen zu einer längeren Belagerung. Rheinbundtruppen waren es, die hier das Zerstörungswerk an einer urdeutschen Festung begannen, zuerst die Bayern und — nachdem diese nach Kalisch abgezogen waren — die württembergische Division. Am 28. November traf das Belagerungsgeschütz ein, mit diesem zugleich der General Vandamme, der an Stelle Jérômes den Oberbefehl übernommen hatte. Schon drei Tage später, am 1. Dezember, begann aus sechs Mörsern und vier Haubitzen das Bombardement der Festung, welches mit seiner Heftigkeit auf die Bevölkerung wie auf den Kommandeur so niederschmetternd wirkte, daß er, überzeugt von der Hoffnungslosigkeit eines weiteren Widerstandes, am 3. Dezember die Festung mit einer Garnison von 3000 Mann dem Feinde übergab.

So war auch dieser ansehnliche Stützpunkt verloren, und als acht Tage später, am 11. Dezember, im Frieden von Posen der Kurfürst von Sachsen, Preußens bisheriger Bundesgenosse, dem Beispiel der übrigen deutschen Fürsten folgte und als Schildknappe des französischen Imperators in den Rheinbund trat, wofür er von Napoleons Gnaden die Königskrone empfing, da hatten die deutschen Patrioten recht, wenn sie die Köpfe hängen ließen und mit den Zähnen knirschten; schien es doch, als ob jedes Gefühl von Nationalehre den deutschen Fürsten abhanden gekommen sei.

Für den König von Preußen war auch diese Nachricht ein furchtbarer Schlag gewesen. Freilich hatte er jetzt an Rußland einen starken Bundesgenossen. Schon Mitte November hatte der russische Oberbefehlshaber, General Graf von Bennigsen, die Weichsel überschritten; aber gleich in der ersten Zeit lähmten Uneinigkeit und Unschlüssigkeit die Feldherrntätigkeit der russischen Führer, so daß sie zu keinem rechten Erfolge kamen. Bereits am 1. Dezember hatten sie den Weichselübergang bei Warschau und Praga dem nachrückenden Feinde ohne Kampf preisgegeben und waren hinter die Wkra und Narew zurückgegangen. Da nach dem Falle Lübecks und Magdeburgs aber auch die entfernten Heere Napoleons frei geworden waren, so hatte er, so schnell es die großen Entfernungen gestatteten, auch noch die Korps von Murat, Ney, Soult und Bernadotte auf den russisch-polnischen Kriegsschauplatz herangezogen. Dadurch waren den verbündeten Preußen und Russen neue furchtbare Gegner entstanden, deren Zusammenwirken es bereits am 23. und 24. Dezember gelang, die von den Russen bisher behauptete Wkralinie zu erkämpfen.

Ein um dieselbe Zeit zur Unterstützung Bennigsens auf dem Kriegsschauplatz eingetroffenes neues Korps unter dem Grafen Buxhöwden hätte die militärische Lage der Verbündeten günstig beeinflussen können, wenn beide Führer nicht von Anfang an völlig uneins in ihren Entschließungen gewesen wären. Kaiser Alexander, das Verderbliche dieses Zustandes einsehend, schickte ihnen in der Person des Feldmarschalls Grafen Kamenskoi einen zweiten russischen Oberbefehlshaber. Dies war ein neuer Fehlgriff. Einst im Türkenkriege ein verdienstvoller Feldherr, war der jetzt in den siebziger Jahren Stehende völlig abgebraucht, voller Wunderlichkeiten und weder geistig noch körperlich imstande, einem Napoleon gegenüber ein großes Heer zu kommandieren. Statt kraftvollen Zusammenfassens brachte er neue Unordnung und Zersplitterung in die russischen Operationen.

Die Wirkung zeigte sich bald. Am 26. Dezember hatte Bennigsen bei Pultusk den Franzosen unter Lannes eine schwere Niederlage beigebracht. Aber der Rückzug des auf eigene Faust

operierenden Grafen Buxhöwden machte seinen ganzen Erfolg zunichte und zwang ihn ebenfalls zur Aufgabe seiner Stellung. Einen Tag vorher — es war der erste Weihnachtsfeiertag — hatte General L'Estocq mit anerkennenswerter Tapferkeit bei Soldau gekämpft. Die Uneinigkeit der verbündeten Russen und die Zersplitterung der eigenen Kräfte waren schuld, daß auch er zurückgehen mußte. Aber die Franzosen sahen, daß sie doch jetzt einem wesentlich anderen Feinde gegenüberstanden. Marschall Ney berichtet über den preußischen Angriff bei Soldau: „Der General L'Estocq, wütend, sich vertrieben zu sehen, vereinigte seine Offiziere und ließ sie schwören, die Stadt in der Nacht wieder zu nehmen. Tatsächlich führte er von 7 Uhr abends ab bis Mitternacht vier aufeinanderfolgende Angriffe aus, die aber lebhaft zurückgeworfen wurden, obwohl der Feind dabei einen Mut zeigte, der an Verzweiflung grenzt."

So war die Uneinigkeit der Verbündeten schuld daran, daß, trotz vereinzelter Siege, ein tatsächlicher Erfolg noch nicht erreicht worden war. Sie zogen sich nach dem fernen Ostpreußen hinter die masurischen Seen zurück. Aber auch die französische Armee war am Ende ihrer Leistungsfähigkeit. Ihr Zustand war ein derartiger, daß an eine Verfolgung des Feindes nicht mehr zu denken und eine Unterbrechung der Märsche und Operationen dringend geboten war. Murat schrieb an den Kaiser: „Sire, es ist mir peinlich, Ihnen das herzzerreißende Bild vorzuführen, welches sicherlich jeder Marschall bereits über seine Lage entworfen hat." Er übertrieb nicht; die Armee war tatsächlich in einer traurigen Verfassung. „Die Not an Lebensmitteln zerbrach beinahe alle Fesseln des Gehorsams und unterdrückte jedes Gefühl der Menschlichkeit." Es ist erwiesen, daß die Disziplin im Heere schon darunter gelitten hatte.

Aber des Kaisers mächtige Persönlichkeit brachte die Truppen, die an seinen Stern glaubten, immer wieder vorwärts. „Seine Majestät marschiert alle Tage", schreibt des Kaisers Privatsekretär und Vertrauter Percy in sein Tagebuch, „was jedermann in Verzweiflung bringt und das gemeinsame Elend auf den Gipfel steigen läßt. Aber der Kaiser hat unermeßliche Gesichtspunkte; man muß abwarten, bis er sie erfüllt hat, bevor man eine Klage laut werden läßt. Nie war die französische Armee so unglücklich. Der Soldat, immer marschierend, alle Nächte biwakierend, die Tage hindurch bis zu den Knöcheln im Kote watend, hat nicht eine Unze Brot, nicht einen Tropfen Branntwein, keine Zeit, seine Kleider zu trocknen, und fällt vor Müdigkeit und Entkräftung um. Man findet solche, die an den Grabenrändern ihre Seele aushauchen; ein Glas Wein oder Branntwein würde sie retten. Das Herz des Kaisers muß davon zerrissen sein, aber er schreitet seinem Ziele entgegen und erfüllt die großen Geschicke, die er für Europa vorbereitet."

So war um die Jahreswende auch die Gesamtlage der Franzosen keine allzu glänzende. Napoleon gedachte seinen Truppen auf längere Zeit Ruhe zu gönnen, um sie für bevorstehende Kämpfe widerstandsfähig zu machen. Am 1. Januar 1807 erließ er die Befehle für die dauernden Winterquartiere. Vorläufig hielt er den Feldzug für beendigt. Wenn der nordische Winter mit seinen für die Franzosen ganz besonders fühlbaren Schrecken wich, wollte er den vernichtenden Schlag führen. Sein Hauptquartier verlegte er nach Warschau.

Auch den Verbündeten tat die nunmehr eintretende größere Kampfespause gut. Sie hatten Zeit, sich zu sammeln, sich zu verstärken und mit allem Nötigen zu versehen. War ihre Lage auch keine rosige, so war sie doch auch keine ganz hoffnungslose, wie noch vor wenigen Wochen. Gerade in dieser Zeit vollzog sich ein merkwürdiger Umschlag in der allgemeinen Stimmung des Volkes. Die schonungslose Wahrhaftigkeit des Krieges hatte, wie Treitschke sagt, die Phrasen der Eitelkeit und Überhebung vernichtet und die erschlafften Gemüter wieder gezwungen, aus Herzensgrund zu hassen und zu lieben. An die Stelle weichlicher Rührseligkeit und falscher Humanität

war ein kräftiger, herber Zug getreten, und dieser äußerte sich bald darauf in zahlreichen Zügen kriegerischer Einzelerhebung, in mutvoller Betätigung eines zähen Widerstandes, wie man ihn lange nicht gesehen hatte. Und das Erfreuliche an dieser Erscheinung war, daß gerade von unten herauf, aus den Kreisen des Volkes, dieses langsame Sich-wieder-auf-sich-selbst-besinnen kam.

Eine eigentümliche Erscheinung jener Tage, die nur aus dem großen Unglück der Zeit, der ganzen Absonderlichkeit ihrer Lage heraus zu erklären ist, war das Auftreten jener merkwürdigen Gestalten, die sich in abenteuerlichen Verkleidungen und ebenso abenteuerlichen Bewaffnungen durch die verschneiten Wälder schlichen, über Gräben und durch Gestrüpp sich den schneebedeckten Weg

Auf gefahrvollen Wegen.

bahnend und vorsichtig von Baum zu Baum vorwärts dringend. Es waren sogenannte „Ranzionierte“, d. h. der französischen Gefangenschaft entwichene preußische Soldaten, die sich wieder zu ihrem Könige begeben wollten, bei ihrem Marsche durch die Wälder der Neumark Städte und verkehrsreiche Straßen meidend, nur von dem einen Wunsche beseelt, wieder zu ihrem Truppenteil zu stoßen.

Am 12. Januar traf ein Teil dieser „Ranzionierten“ in der Nähe der neumärkischen Stadt Arnswalde auf der Landstraße eine Extrapost, in welcher ein hoher französischer Offizier saß. Es war der französische Marschall Victor, Herzog von Bellune, der auf Napoleons Befehl von Warschau nach Stettin reiste, um dort oder in Stralsund das Mortiersche Korps zu übernehmen, dasselbe nach Kolberg zu führen und diese widerspenstige Festung, die so heldenmütig von Gneisenau und Nettelbeck verteidigt wurde, einzunehmen.

Beim Anblick des hohen französischen Offiziers faßten die „Ranzionierten“ sofort den Entschluß, ihn gefangen zu nehmen, um ein hohes Lösegeld zu erlangen. Sie folgten der vierspännigen Postkutsche bis Arnswalde und bemächtigten sich hier zunächst der Waffen. Dann benachrichtigten sie die Bürger und nahmen mit ihrer Hilfe den Marschall, der inzwischen vom Posthause einen Fluchtversuch gemacht hatte, gefangen. Trotz des Widerspruchs einiger Magistratsmitglieder, welche die Rache des französischen Kaisers fürchteten, wurde dann der Marschall mit seinem Adjutanten nach Kolberg, und einige Tage später nach Danzig geführt. Die Gefangennahme des Marschalls Victor durch die „Ranzionierten“ hatte auf den Weitergang der französischen Operationen derart hemmend gewirkt, daß der Beginn der Belagerung von Kolberg dadurch um fast zwei Monate hinausgeschoben wurde. So waren die Braven selber durch eine höhere Fügung gewürdigt worden, heilsam auf die Geschicke des Vaterlandes einzuwirken. Der König gab seiner Freude über die kühne Tat der „Ranzionierten“ in einer Kabinettsordre, sowie durch Geldgeschenke und Ordensauszeichnungen Ausdruck. Ein großer Teil dieser wackeren Männer trat später in das Schillsche Freikorps über. Hierdurch ist wohl das falsche Gerücht entstanden, daß Schill selbst es war, der die Gefangennahme des Marschalls Victor bewirkt habe.

Und noch zu einer anderen geschichtlich wichtigen Begebenheit sollte die Tat der braven „Ranzionierten“ in unmittelbare Beziehung treten. Eben dieser bei Arnswalde gefangene Marschall Victor war es, gegen den später ein deutscher Patriot ausgewechselt wurde, der für die weiteren Geschicke des preußischen, ja des deutschen Vaterlandes von der höchsten Wichtigkeit werden sollte: General Blücher. Hiervon wird noch weiter unten in eingehender Weise die Rede sein.

— —

Kehren wir nach der Darstellung der militärischen Lage des preußisch-russischen Heeres zur Königin Luise zurück, die wir in Osterode verlassen hatten. Unsägliches hatte die edle Frau inzwischen erlitten. Zu dem Schmerz über das Unglück des Vaterlandes kam noch die Angst um das Schicksal der Kinder, von denen zwei, fern der Mutter, schwer erkrankt waren. Sie konnte nicht zu ihnen, um die liebevolle Mutterhand auf ihre fiebernde Stirn zu legen. Weiter war die Flucht gegangen durch Schnee und Regenstürme; Graudenz, Marienwerder, Ortelsburg waren die kurzen Stationen ihres Leidensweges. In Marienwerder bewohnte das Königspaar ein einziges Zimmer von ärmlichem Aussehen; die notwendigsten Lebensmittel fehlten. Von den Ministern und Herren des Hofhaltes bewohnten je fünf ein Zimmer mit zwei Betten, in deren Benutzung sie abwechselten.

Aber die Königin gab das Beispiel einer wahrhaft christlichen Ergebung. Wie auf der Höhe ihres Lebens, in den Tagen des Glanzes, ihre Schönheit, ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit sie mit dem Schimmer der holdesten Weiblichkeit umgeben hatten, so verklärte sie jetzt die Märtyrerkrone schwerer Trübsal und Entsagung. Sie konnte vom Unglück erschüttert, aber nicht gebeugt werden. In jenen trüben Tagen, da eine Schreckensnachricht die andere jagte, konnten Vorübergehende vor der Wohnung des Königspaares in Marienwerder, wo man kurze Zeit Rast machte, in später Abendstunde die sanfte Stimme der Königin hören, welche zur Begleitung des Klaviers Paul Gerhardts herrliches Trostlied sang: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.“

Und als die Flucht vor dem Eroberer immer ruheloser wurde, als die Königin morgens nicht wußte, wo sie abends ihr Haupt hinlegen sollte, als die entsetzliche Nachricht eintraf, daß ihr dritter Sohn von einer schweren Krankheit ergriffen und von Dr. Hufeland fast aufgegeben worden war, fern von der liebenden Mutterhand, da war es als jene Wehmutstimmung über sie kam, da

sie — es war in Ortelsburg — an einem schaurigen Wintertage, drei Wochen vor Weihnachten, in ihr Tagebuch Goethes ergreifendes Lied des mit sich selbst ringenden Seelenschmerzes schrieb: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte." Zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit muß hier die Mythe zerstört werden, daß die Königin diese bekannte Goethesche Strophe auf der Reise von Ortelsburg nach Königsberg mit dem Diamant ihres Ringes in die Fensterscheibe einer ärmlichen Bauernhütte eingekratzt habe; sie trug das Gedicht in ihr Tagebuch ein, das ihre Freundin und Vertraute, Frau von Berg, sieben Jahre später, im Jahre 1814, veröffentlicht hat.

Endlich, 15 Tage vor Weihnachten — man schrieb den 9. Dezember — erreichte der Reisewagen der Königin Königsberg, die alte Krönungsstadt. Die Augen einer angstvollen Mutter suchen mit bangen Blicken die Fenster, hinter denen ihr Liebstes auf Erden, ihre Kinder, wohnen. Wie mag es dem schwerkranken Kinde ergehen? ... fast wagte sie nichts mehr zu hoffen! ... Aber nein, das Kind lebte! Es war auf dem Wege der Besserung. Sie durfte wieder hoffen; ach, sie wollte ja alles ertragen, alles, wenn nur die Kinder gesund — die Kinder!

Aber ein trauriges Geschick jagte das andere. Die Königin war schon leidend in Königsberg eingetroffen. Ein Wunder war es, daß sie so lange stand gehalten. Jetzt war sie mit den Kindern vereint, — die Spannung ließ nach; sie brach zusammen. Ein böses, schleichendes Nervenfieber hatte die herrliche Königin ergriffen, an der aller Herzen mit Hoffnung und Liebe hingen. „Die Königin war die Nacht recht krank und konnte nicht aufstehen", schreibt die getreue Oberhofmeisterin, Gräfin Voß, zwölf Tage vor Weihnachten in ihr Tagebuch. Und dann kam die schreckliche Nachricht, daß die Franzosen mit 15000 Mann bei Thorn standen. Man hatte alle Hoffnungen auf den russischen General Bennigsen gesetzt, fürchtete aber jetzt, daß er einen schlimmen Fehler gemacht habe. „So ist es mit dem Vertrauen auf Menschenhilfe", heißt es weiter in dem Tagebuch; „Gott allein kann helfen und sonst keiner."

Und immer schlimmer lauteten die Nachrichten; immer näher rückten die gefürchteten Feinde, und die schwerkranke Königin muß sich mit neuen Fluchtgedanken tragen. „Man glaubt, daß die Franzosen bis hierher kommen werden", schreibt die Gräfin Voß unterm 16. Dezember, „da die Russen untätig sind. In dem Falle soll die Königin trotz ihrer Krankheit fortgebracht werden, und ich bleibe allein mit dem kranken Prinzen hier, der nicht imstande ist, zu reisen."

Was hatte die gute alte Oberhofmeisterin in jener schweren Weihnachtswoche alles auszustehen an Kummer, Aufregung und Ärger! Die Königin lag todkrank im Schlosse; neben ihrem Zimmer lärmten und tobten die Kinder in jugendlicher Sorglosigkeit; wohl ein Dutzend Mal hatte es ihnen die gute alte Dame verboten; aber ihre kindliche Natur brach immer wieder durch; wie hätten auch die Kinderherzen die Not der Eltern in ihrem ganzen Umfange empfinden können! Als dann aber am Abend die lebhafte Prinzessin von Solms, die Schwester der Königin, kam und in den fröhlichen Lärm der Kinder einstimmte, da war es der treuen alten Dame denn doch zu viel. Sie tadelte mit scharfen Worten die königlichen Kinder und hielt auch der „Tante Solms" gegenüber mit ihrer Meinung nicht zurück. Voll Ärger über die Prinzessin schreibt sie noch an demselben Abend in ihr Tagebuch: „Sie lachte, lärmte, sprach so laut und machte solchen Spektakel mit den beiden jüngeren Hofdamen in der Stube neben der armen Königin bis spät, daß ich recht böse darüber war."

Die Oberhofmeisterin war in begreiflicher Aufregung. Was sollte sie tun? Die Autorität des Vaters anrufen? Nein, das wollte sie denn doch nicht. Der König war ohnehin aufs tiefste gebeugt. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt. War es nicht, als ob alles

auf ihn einstürmte? Hatte er nicht den Kelch des Leidens schon tief genug geleert? Sollte er nun auch noch die treue Gefährtin seines Lebens, die Mutter seiner Kinder, verlieren?

Und immer trüber lauteten die Nachrichten über den Gesundheitszustand der Königin. Immer ernster wurden die Mienen der Ärzte und Pflegerinnen, die ihr Leidenslager umstanden. „Die Königin ist unruhig und ganz schlaflos", schreibt die Voß unterm 22. Dezember; „sie gefällt mir gar nicht. Gott möge sie beschützen."

Der Weihnachtsheiligabend ist da; es naht die Nacht, da einst die beglückende Kunde von der Geburt des Heilandes den Hirten ertönte; uralte deutsche Volksgebräuche feiern wieder ihre Auferstehung; die Erinnerungen an den leuchtenden Tannenbaum und an die reichen Geschenke im Palais daheim zu Berlin wird in den königlichen Kindern wach. Ihr Herz versteht das große, unendliche Weh glücklicherweise noch nicht, das die Elternherzen getroffen; sie träumen dem Weihnachtsabend entgegen mit all den zahlreichen Hoffnungen und Wünschen, die das Kinderherz gerade in der Zeit vor Weihnachten so beglücken. Aber in ihren Gemächern bleibt es dunkel; kein Christbaum ist ihnen entzündet. Ein trauriger, freudeleerer Christabend, wie ihn die königliche Familie noch nie gesehen. Das Exil eines Königs hat nichts Verlockendes; die Mächtigen der Erde wenden sich ab. Das verdüsterte Gemüt des Königs kann sich nicht mehr freuen, da alles verloren, selbst sein Liebstes in Gefahr schwebt. „Der König wollte keine Christbescherung; weder für die Kinder, noch sonst jemand", schreibt die Voß in ihr Tagebuch. Aber am Abend geht die treue Seele doch in die Kinderstube und teilt Geschenke aus. Waren es auch nicht sehr kostbare, waren es auch nur wenige, so wußte sie doch, daß das alte Volkswort: „Kindeshand ist bald gefüllt" auch im Fürstenhause seine Wirkung nicht verfehlt.

Der erste Weihnachtsfeiertag verging unter bangen Erwartungen und Befürchtungen um das Leben der Königin. Gegen Abend ließ das Fieber etwas nach, am zweiten Weihnachtsfeiertag bekam die Königin ein Bad, was ihr sehr gut tat. Aber die schlechten Nachrichten, die gerade während der Weihnachtsfeiertage vom Kriegsschauplatz eintrafen, verschlimmern ihren Gesundheitszustand immer wieder von neuem. Am 27. Dezember war die Nachricht ins Schloß gekommen, daß der preußische General L'Estocq von den Franzosen geschlagen worden sei (es war das bereits erwähnte Gefecht bei Soldau) und viele Leute verloren habe. Auch die russischen Avantgarden seien von den Franzosen zurückgeworfen worden.

Das Schlimmste war die Mut- und Hoffnungslosigkeit, die überall herrschten; besonders war die Umgebung des Königspaares davon ergriffen. „Ich ärgere mich, wenn ich diese übermäßige Furcht und Verzagtheit sehe", schreibt die Oberhofmeisterin. Dagegen ist sie voll Ruhms über die unvergleichliche Standhaftigkeit der Königin. Voll Bewunderung schreibt sie am 28. Dezember: „In dieser schweren Krankheitszeit habe ich den Mut und die Gelassenheit meiner teueren Königin und ihre völlige Ergebung in den Willen Gottes wieder recht erkannt. Ihr Leben ist ihr nur selbst von Wert um ihres Mannes und ihrer Kinder willen, und die völlige Hingabe ihres Willens in den Ratschluß des Allerhöchsten gibt ihr diese große Geduld und diesen inneren Frieden."

Wenige Tage nach dem Weihnachtsfest schien es, als ob eine glückliche Wendung in dem unheilvollen Kriege eintreten sollte. Blasende Postillone waren durch die Stadt geritten und hatten die Nachricht von einem Siege der verbündeten Russen gebracht. Einem freundlichen Sonnenstrahle gleich war diese Nachricht auch ins Krankenzimmer der Königin gedrungen und hatte ihr todblasses Gesicht auf einige Augenblicke mit einem Hoffnungsschimmer verklärt. Bei Pultusk war es gewesen, wo am zweiten Weihnachtsfeiertage der russische General Bennigsen gegen ein starkes französisches Heer mit Erbitterung gerungen und sich behauptet hatte. Aber die Folgen

dieses Sieges entsprachen leider nicht den etwas laut verkündeten Siegesnachrichten. Es war einer jener Siege, bei welchen der Ausgang des Kampfes unentschieden bleibt und sich jede der streitenden Parteien den Erfolg zuschreibt. Der Enderfolg für die Russen war — dank ihrer Uneinigkeit — doch nur wieder der gewesen, daß sie ihre Stellung aufgeben und sich zurückziehen mußten.

So war auch diese Hoffnung wieder vergeblich gewesen, und diese schwere Enttäuschung legte sich von neuem wie mit Bleigewicht auf das erschütterte Gemüt der kranken Königin. Das Schlimmste, was sie lange gefürchtet hatte, wird ihr nicht erspart; sie muß sich von neuem zur Flucht wenden; denn als die Nachricht von dem weiteren Vorrücken der Franzosen eintraf, erklärte

Königin Luise auf der Flucht nach Memel.

sie mit der ihr in kritischen Augenblicken eigentümlichen Bestimmtheit: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.“ So mußte sie, nachdem sie 21 Tage lang von dem schrecklichen Fieber eines gefährlichen Typhus erschüttert worden war, die beschwerliche Reise von Königsberg nach Memel unternehmen. „Mein Wagen ist ein Bett geworden“, schreibt sie am Tage ihrer Abreise an ihren Vater. „Hufeland folgt mir auf dem Fuße, und so hoffe ich, mit Gottes Hilfe in vier Tagen hinzukommen.“

Endlich erblickte man Memel am jenseitigen Ufer, das Ziel der Flucht. Zum ersten Male nach langer Zeit brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt. „Wir nahmen es als eine gute Vorbedeutung an“, schreibt Hufeland. Der treue Mann ahnte nicht, was seiner geliebten Königin noch alles bevorstand.

Nur selten fiel damals durch das finstere Gewölk der Trübsal ein kurzer Sonnenstrahl der Freude. So war es in jenen trüben Tagen, wo alles zu wanken schien, wo eine Schreckensnachricht die andere jagte, für die Königin stets eine Herzensfreude, wenn die Kunde irgend einer kühnen preußischen Waffentat die dunklen, freudlosen Tage ihrer Verbannung erhellte. Ein solcher Augenblick war es, als sie den braven Leutnant Heinrich von Hellwig, über dessen kühne Waffentat nach der Schlacht bei Jena wir bereits vorn berichteten, während seiner Anwesenheit in Memel persönlich mit dem Orden „Pour le mérite" schmücken durfte. Andere Lichtblicke in ihrem damals so freudlosen Dasein waren die rührenden Beweise der Treue und Anhänglichkeit, welche sich aus den entlegensten Provinzen der preußischen Monarchie den Weg zu dem König und der Königin bahnten. Namentlich die Bewohner Ostpreußens und Lithauens eiferten in Beweisen ihrer Anhänglichkeit. Friedrich Wilhelm und Luise waren in der fernen Ostmark ihres Landes unter der treuen Obhut ihrer Bevölkerung wie Vater und Mutter unter ihren Kindern.

Aber zu kurz und zu selten waren diese Freuden; dann kamen wieder schmerzliche Augenblicke, die an ihrer Seele rissen. Welch ein erschütterndes Bild mußte sich der unglücklichen Königin in ihrem Exil bieten, als sie an jenem schrecklichen Wintertage an der Seite ihres Gemahls durch die schneebedeckten Straßen Memels in traurigem Zuge die zusammengeschmolzenen Reste des einst so stolzen Bataillons Garde dahinschleichen sah, das vor wenigen Monaten so siegesgewiß die Hauptstadt Preußens verlassen hatte. Welche Ereignisse hatten sich inzwischen zugetragen! Da zogen sie an dem Königspaar vorüber, die einst so stolzen Gestalten, verwundet zum Teil, ermattet, in abgerissenen, geflickten Uniformen, niedergeschlagen in dem Gefühl, besiegt zu sein, und wehmütige Blicke auf ihren unglücklichen König und die Königin werfend. Trostlos und trübe ist auch die winterliche Natur. Dichter Schnee liegt auf Dächern und Straßen. Eisig fegt der Wind durch die Straßen. Zusammenschauernd vor Schmerz und Kälte, niedergeschmettert von dem Eindruck des furchtbaren Augenblickes, sieht die Königin an der Seite ihres Gemahls sprachlos, starren Blickes die traurige Schar an sich vorüberziehen. Was war aus dem Heer, was aus dem Staat Friedrichs des Großen geworden! Besorgt und mit tieftraurigem Blick schaut der König der geliebten Gemahlin, die soeben erst von langer, schwerer Krankheit genesen, ins Antlitz. O, daß der edlen Dulderin auch nichts erspart blieb!

VI. Ruhmestage in schwerer Zeit.

Wie hatte sich inzwischen die politische und militärische Lage in Ostpreußen gestaltet? Wenig hoffnungsreich! Was zunächst die politischen Verhältnisse am preußischen Hofe betrifft, so vollzog sich gerade in den ersten Januartagen des Jahres 1807 jener beklagenswerte Riß zwischen dem Könige und dem Freiherrn vom Stein, der die Hoffnung der Patrioten, vor allem auch der Königin Luise, tief sinken ließ. Wie wir schon aus der berühmten Denkschrift Steins vom April 1806 wissen, hatte dieser schon lange vor dem Ausbruch des Krieges gegen die unselige Kabinetts-regierung der Lombard, Beyme und Haugwitz mit dem ganzen Freimut, der ihm eigen war, Front gemacht. Als Haugwitz nach den Tagen von Osterode, wo der König sich wieder auf sich selbst besonnen hatte, seine Entlassung bekommen, hatte der König dem Freiherrn vom Stein das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angeboten. Stein glaubte nicht, daß bei der Art und Weise, wie der König damals noch beraten war, an dem preußischen Hofe Platz für die Entfaltung einer Wirksamkeit, wie er sie im Sinne hatte, vorhanden sei. Er lehnte in einem ausführlichen Schreiben an den König ab und schlug den Freiherrn von Hardenberg vor, der nicht nur das Vertrauen der dem Könige befreundeten Höfe, sondern auch die Stimme des treuen Volkes besitze. In seiner freimütigen Weise fügte Stein in dem Schreiben hinzu, daß „die Stellung eines Ministers unhaltbar geworden sei, seitdem an die Stelle des ungehinderten, unmittelbaren Vortrages bei dem Könige und der gemeinschaftlichen Beratung im Staatsrate sich eine Kabinettsregierung ein-gedrängt habe.“ Er empfahl schließlich dringend die Wiederherstellung des Staatsrates in erneuter

Form, „wodurch dem Minister im Verhältnis zu dem Könige das Gewicht und zu seinen Untergebenen das nötige Ansehen wiedergegeben werde, ohne welches der Beruf des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ganz hoffnungslos und leerer Schatten sei."

Trotz der damals erklärlichen Reizbarkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. wies er die Vorschläge Steins zunächst doch nicht von der Hand. Er ließ, allerdings wieder durch Beyme, den Stein in seiner Erklärung gerade hatte treffen wollen, einen Plan zur Vereinigung der Minister des Kriegs, der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen zu einer Ministerkonferenz ausarbeiten. Daß neben diesem Ministerrat dennoch die Kabinettsregierung beibehalten werden sollte, war leider eine Tatsache, welche nicht nur Stein, sondern auch Hardenberg und den General von Rüchel mit Bitterkeit erfüllte. Rüchel überreichte dem Könige am 16. Dezember 1806 einen von ihm, Stein und Hardenberg unterzeichneten Entwurf zu einer neuen Organisation der Regierung, welcher zum Schlusse in bestimmter Weise die Entlassung der Kabinettsräte forderte, die, „wenn sie von warmem Patriotismus geleitet wären, bei der allgemeinen Stimmung des Volkes schon selbst auf ihre Entfernung dringen müßten."

Der König hatte den Minister von Schulenburg mit der Vermittlung in dieser schwierigen Angelegenheit betraut. Stein erklärte diesem, daß er ohne Hardenberg nicht daran denken könne, das Ministerium zu übernehmen. Er machte gleich Hardenberg die Übernahme der Staatsgeschäfte von der Entlassung Beymes abhängig, weil dieser „dem russischen Hofe verdächtig und unangenehm und bei einem großen Teile des Publikums im höchsten Grade verhaßt sei." Hardenberg hatte durch General Rüchel dem Könige eine ähnliche Begründung unterbreiten lassen, in welcher er hervorhebt, wie jetzt alles darauf ankomme, „das Volk an den König und den König an das Volk durch Vertrauen zu knüpfen." Bei dem Londoner und Petersburger Hofe sei indessen über Lombard und Beyme die nachteiligste Meinung so tief eingewurzelt, daß nichts vermögend sei, sie auszurotten. Zudem sei im In- und Auslande die Meinung verbreitet, daß diese Männer den König regieren. In einem Augenblicke, wo man nicht etwa am Rande des Abgrundes wandele, sondern schon tief darin stecke, sei die richtige Leitung der Sache so wichtig, „daß ich fest entschlossen bleiben muß, jene Leitung nicht zu übernehmen, wenn die erwähnten Männer in ihren Stellen um den König bleiben, und ein Kabinett neben dem Kabinettsministerium fortdauert."

Leider beharrte der König dennoch dabei, neben dem Ministerconseil das Kabinett beizubehalten. Durch eine in Königsberg gegebene Kabinettsordre vom 19. Dezember ernannte er den General von Rüchel zum Minister des Militärwesens, Stein zum Finanzminister und den Generalmajor von Zastrow zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Hardenberg, auf den der König nicht gut zu sprechen war, wurde ganz übergangen, Stein dagegen mit sehr schmeichelhaften Äußerungen bedacht: „Zu den Finanzgeschäften habe ich den Etatminister Freiherrn vom Stein ausersehen, der mir als denkender, großer Konzeptionen fähiger Kopf so sehr rühmlich bekannt ist." Beyme sollte bei den Beratungen des Ministerconseils als Protokollführer hinzugezogen werden.

Von den Ernannten nahm General von Zastrow sofort an. Stein lehnte in einem Handbillet, das er durch General von Rüchel dem Könige überreichen ließ, in ziemlich scharfer Weise ab. „Die wenig schonende und unfreundliche Art, wie man den Staatsminister von Hardenberg jetzt behandelt, ist nicht sehr aufmunternd für mich, um in Verhältnisse zu treten, die in sich selbst schon die Prinzipien der Auflösung und Zerstörung tragen. Hierzu kommt, daß meine, jetzt wenigstens nicht wiederhergestellte Gesundheit es zweifelhaft läßt, ob ich imstände sein werde, zu seiner Zeit den mir angewiesenen ausgedehnten Geschäftskreis auszufüllen. Aus diesen Gründen muß ich die mir im Conseil angewiesene Stelle mir ehrfurchtsvoll verbitten."

Der König nahm auf Steins Weigerung zunächst keine Rücksicht. Er glaubte dem „hartköpfigen Mann“, dessen Liebe zum Vaterlande er kannte, durch Zuweisung einer bestimmten Arbeit Interesse für das ihm überwiesene Amt zu erwecken und übertrug ihm den Bericht über einen Kostenersatz an Napoleon. Aber der eisenfeste Mann war auf diese Weise nicht zu gewinnen. Stein schickte die Sache durch General von Köckeritz unerledigt zurück, und als der König sie zum zweiten Male schickte, lehnte er sie abermals ab. Diesmal kam es zum Bruch zwischen den beiden Männern, deren Zusammenwirken gerade in diesem Augenblicke nötiger denn je gewesen wäre.

Es war gerade zur Zeit, da die Russen nach der Schlacht bei Pultusk infolge der Uneinigkeit ihrer Führer zum Rückzuge gezwungen worden waren. Da die Franzosen Königsberg bedrohten, war der König mit seiner Familie, wie wir wissen, genötigt worden, die alte Krönungsstadt am Pregel zu verlassen und nach der äußersten Grenze seiner Monarchie, nach Memel, zu fliehen. Stein, der treue Patriot, war im tiefsten Innern erschüttert über das Schicksal des Königspaares, dem er in Liebe und Treue anhing. Trotzdem er sehr leidend war, traf er Anstalten, dem Könige nach Memel zu folgen und war eben im Begriff, die Reise anzutreten, als ihm ein Feldjäger ein eigenhändiges Schreiben des Königs überbrachte, in welchem dieser in äußerst ungnädigen Ausdrücken seinen königlichen Unwillen zu erkennen gab. Der Brief des Königs ist mit der darauffolgenden Antwort Steins so charakteristisch für die Beurteilung der damaligen Spannung und der Charaktereigentümlichkeiten der beiden Männer, daß wir uns nicht versagen können, die Korrespondenz hier folgen zu lassen. Das Schreiben des Königs lautet:

„Ich hatte ehemals Vorurteile gegen Sie! Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großen Konzeptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch zugleich für exzentrisch und genialisch, das heißt mit einem Worte für einen Mann, der da immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßte, wo es immerfort Berührungspunkte gibt, die ihn bald verdrossen machen würden. Ich überwand diese Vorurteile, da ich mich von jeher bestrebt habe, nicht nach persönlichen Launen die Diener des Staates zu wählen, sondern nach vernünftigen Gründen. Am auffallendsten hierbei bleibt es, daß gerade diejenigen Personen, die von Ihnen angefeindet und gestürzt werden sollen, eben diejenigen sind, die damals Ihre kräftigsten Fürsprecher waren, — und ich gab nach. Sie ersetzten den verstorbenen Struensee. Ich überzeugte mich bald, daß Ihre Departementsführung musterhaft war. Schon regte sich bei mir der Gedanke, Sie näher an mich zu ziehen, um Sie dereinst für größere Wirkungskreise zu bestimmen. Ein ironischer Ausfall über die Handelskonjunkturen im vergangenen Sommer, unpassend in einem ministeriellen Bericht, zog Ihnen einen verdienten Verweis von mir zu. Sie schwiegen; ob aus Überzeugung Ihres gehabten Unrechts, will ich dahingestellt sein lassen. Nicht lange darauf erblickte ich Ihren Namen unter einer von mehreren unterzeichneten Schrift, die ich, ihrer seltsamen Form wegen, lieber ganz mit Stillschweigen übergehen will. (Der König meint hier die vorn erwähnte, an ihn im Mai 1806 gerichtete, von Prinz Louis Ferdinand, Rüchel, Stein und verschiedenen anderen Patrioten unterzeichnete Denkschrift über die unselige Kabinettsregierung.) Diesem allen ungeachtet fuhr ich fort, Ihnen mein Vertrauen zu schenken und Sie bei allen Hauptverhandlungen zu Rate zu ziehen. Ihr Urteil war stets dasjenige eines scharfsinnigen Kopfes. Ich dachte demnach auf Mittel, Sie den ersten Wirkungspunkten der großen Staatsmaschine zu nähern; dieserhalb trug ich Ihnen an, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wenigstens interimistisch zu übernehmen. Sie verweigerten in einem bombastreichen Aufsatze die Annahme dieser ehrenvollen Stelle, haupt-

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Die Reste des Bataillons Garde bei ihrem Durchzuge durch Memel.
(14. Januar 1807.)

Original von Professor C. Röchling.

sächlich unter dem Vorwande Ihrer Unkunde in diesem Geschäfte. Ohnerachtet mich diese abschlägige Antwort damals in große Gefahr setzen mußte, gab ich Ihren Gründen nach, und um Ihren Absichten in Ansehung eines zu verbessernden Geschäftsganges in den Regierungs-angelegenheiten noch mehr zu entsprechen, erließ ich unter dem 19. Dezember v. J. die Ihnen vermutlich bekannt gewordene Ordre. Ich sage vermutlich, da mir Ihr beharrliches Still-schweigen, das ich anfänglich auf Rechnung Ihres Gesundheitszustandes brachte, sonst gänzlich unerklärlich bleiben muß. Zwar weiß ich wohl, in welcher trotzigen Art Sie sich hierüber mündlich und schriftlich gegen die Generale von Rüchel, von Zastrow und von Köckeritz ge-äußert haben,*) und daß Sie jetzt eben zu zweien Malen die Berichterstattung über eine An-gelegenheit verweigert haben, die von mir Ihnen selbst zugeschickt und die als zu Ihrem Ressort gehörig vollkommen anzusehen war.

Aus allem diesen habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider anfänglich in Ihnen nicht geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernach-teiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es tut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein Wahrheit liebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.

Königsberg, den 3. Januar 1807. Friedrich Wilhelm."

Stein antwortete auf der Stelle (Königsberg, den 3. Januar, abends 7½ Uhr):

„Ew. Königliche Majestät allerhöchste Kabinettsordre d. d. 3. Januar a. c. habe ich in dem Augenblick erhalten, wo ich mich zu einer, in sehr vielen Hinsichten beschwerlichen und bedenklichen Reise nach Memel vorbereitet hatte und im Begriff war, diese Nacht abzu-gehen. Da Höchstdieselben mich für einen ‚widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehor-samen Staatsdiener ansehen, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt', und ich gleichfalls überzeugt bin, daß ‚dergleichen Staats-beamte am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken', so muß ich Ew. K. M. um meine Dienstentlassung bitten, der ich hier entgegensehe, da ich unter diesen Umständen, den Vorsatz, nach Memel zu gehen, aufzugeben genötigt bin."

Tags darauf erhielt Stein folgenden Bescheid:

„Da der Herr Baron vom Stein unter gestrigem Datum sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.

Königsberg, den 4. Januar 1807. Friedrich Wilhelm."

Hierauf schrieb Stein zurück:

„Ew. Majestät danke ich untertänigst für die Bewilligung meines Gesuches, und muß

*) . . . „und kann ich unmöglich Ihr Stillschweigen für bloßen Trotz und Ungehorsam gegen meine Befehle ansehen, denn sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen." Diese Stelle war von dem Könige wieder durchstrichen worden.

nunmehr dahin antragen, daß mir meine Entlassung in der gewöhnlichen Form expediert werde, welches unter den gegenwärtigen Umständen unumgänglich nötig ist.

Königsberg, den 4. Januar 1807. Stein."

Der beklagenswerte Riß war geschehen. Der zuverlässigste Steuermann, der allein die Kraft und den Mut gehabt hätte, das leck gewordene Staatsschiff durch die gefährliche Brandung hindurchzubringen, war über Bord geworfen. Mit blutendem Herzen schrieb Stein, an der Zukunft des Vaterlandes unter den gegebenen Verhältnissen verzweifelnd: „Ich würde freudig in das Privatleben zurücktreten, mit reinem Gewissen und unbefleckter Ehre, begleitete mich nicht das Gefühl, welches der Sturz der Monarchie und das grenzenlose Elend seiner Bewohner in jedem Deutschen erregen muß."

Über Danzig und Berlin begab sich Stein auf seine Güter nach Nassau. Er ahnte in diesen bittersten Augenblicken seines Lebens wohl selbst nicht, welche großen Taten die Zukunft ihm

Minister Karl August von Hardenberg.

noch aufgespart hatte, und daß er, der so schnöde verworfene Stein, noch einmal „zum Eckstein des neuen Staatsaufbaus" werden würde.

Auch Hardenberg bat in einem Schreiben vom 30. Dezember 1806 den König um seinen Abschied. Für ihn wie für Stein war unter den gegenwärtigen Verhältnissen kein Raum mehr zu einer ersprießlichen Tätigkeit. Ihre warnende Stimme war ungehört verhallt; ihre hilfreiche Hand hatte man zurückgestoßen. Es blieb ihnen nichts übrig, als entsetzt ihr Antlitz abzuwenden von dem furchtbaren Abgrund, dem der Staat Friedrichs des Großen rettungslos zueilte. Voll schönem Freimute hatte auch Hardenberg in dem vorerwähnten Schreiben vom 30. Dezember dem Könige die Gründe seines Rücktrittes genannt. „Ew. Majestät lieben die Wahrheit, und ich darf sie umso dreister sagen, da ich einen Schatz besitze, den mir niemand rauben kann, und der mir jetzt allein Trost gewährt: mein reines Bewußtsein und die Achtung der Rechtschaffenen. Hätte ich diesen Schatz nicht, dann müßte ich gewiß tief beschämt sein, daß man in der wichtigsten Epoche Ew. K.

Majestät Regierung meine Dienstleistungen ganz vergaß, mich müßig ließ, ja auffallend zurücksetzte, wo jeder Patriot vor Begierde brennen mußte, Ew. K. Majestät und dem Staate alle seine Kräfte zu opfern. Aus Höchstdero Herzen kann dies nicht gekommen sein . . . Ich habe ausgehalten", so schließt das Schreiben, „bis auf den letzten Augenblick, ob ich nützlich werden könnte. Wenn gerader Sinn, reiner, fester Wille, Diensteifer und Patriotismus zu üben; wenn herzliche Anhänglichkeit an Ew. K. Majestät und rastlose Arbeit Ansprüche geben können, so schmeichle ich mir, einige auf Allerhöchstdero Erinnerung zu haben und bescheide mich gern, wenn ich anderen sonst nachstehe. Rettung aus der gegenwärtigen Gefahr, Wiederbelebung des Flors der preußischen Monarchie, glücklichere Tage für Ew. K. Majestät, für Ihro Majestät die Königin und Höchstdero Haus, dieses sind die sehnlichsten Wünsche, mit denen ich von Allerhöchstdenenselben scheide."

Wenn Hardenberg in seinem Schreiben der Meinung Ausdruck gab, daß das Verhalten Friedrich Wilhelms gegen ihn nicht „aus dem Herzen gekommen sein konnte", so hatte er den König richtig beurteilt. Das schwere Schicksal hatte den unglücklichen Mann mißmütig und empfindsam gemacht. Die offene, ehrliche Aussprache Steins und Hardenbergs, die unverblümte, schonungslose Art, wie sie ihrer Meinung von den einzigen, noch zur Rettung des Staates möglichen Mitteln Ausdruck gaben, hatten den Monarchen, der durch den charakterlosen Haugwitz, den aalglatten Beyme und Lombard an keinen Widerspruch gewöhnt war, schwer gereizt. Die unselige Verblendung, jene geschmeidigen, dienstfertigen, ihm zu Munde redenden Höflinge für die treueren Freunde zu halten als die ehrenfesten, mit so großem Scharfsinn begabten Staatsmänner Stein und Hardenberg, hatte ihm den sonst so nüchternen, klaren Blick für dasjenige, was dem Staate heilsam war, in verhängnisvoller Weise getrübt. Daß Steins und Hardenbergs freimütige Worte ihn an der tiefsten Stelle seiner Seele getroffen, und daß ihn der Bruch mit beiden Männern tief schmerzte, geht aus manchen Anzeichen hervor. So war Hardenberg auf sein erstes Abschiedsgesuch ohne Antwort geblieben. Als er es am 12. Januar wiederholte, erhielt er zwei Tage später eine Antwort, worin ihn der König „seiner Achtung versicherte und die bisherige Vernachlässigung Gründen zuschrieb, welche auseinanderzusetzen, die Zeit nicht verstatte."

Die Entfernung Steins und Hardenbergs war niemand willkommener als Napoleon. Mit dem natürlichen Instinkt scharfblickender großer Geister hatte er in den beiden die Männer der Zukunft erkannt, welche die gefährlichste Waffe in der Hand hatten, die seinem Militärdespotismus verhängnisvoll werden konnte: die Weckung einer selbstbewußten Volkskraft. Jetzt waren diese beiden Männer zu seiner größten Freude unschädlich gemacht worden, unschädlich durch denjenigen, der ihrer Hilfe am meisten bedurft hätte.

— —

In die Bewegungen auf dem Kriegsschauplatz schien eine Weile ein Stillstand gekommen. Napoleon wünschte, seinem Heere vor der Hand noch eine längere Ruhe in den Winterquartieren zu lassen. Im Frühjahr wollte er dann mit ganzer Kraft losbrechen. Marschall Ney, der schon bis Bartenstein vorgedrungen war, hatte die Weisung erhalten, seine Quartiere zwischen den Korps von Soult und Bernadotte zu nehmen. Auf Seiten der verbündeten Preußen und Russen setzte man immer die offensiven Bewegungen fort, aber unter Außerachtlassung aller Vorteile mit so schleppender Langsamkeit, daß die „große Niederlage", die General Graf von Bennigsen dem französischen linken Flügel hatte bereiten wollen, nur ein frommer Wunsch geblieben war. Erst Anfang Februar schien ein größerer Ernst in die Bewegungen der beiderseitigen Armeen zu kommen. Immer mehr gewann die Wahrscheinlichkeit Raum, daß es in nicht allzu ferner Zeit in Ostpreußen zu einem heftigen Zusammenstoß kommen müsse.

Napoleon verfolgte mit scharfem Blick die Bewegungen der Feinde. Die Aussicht, den letzten Rest des preußischen Heeres gänzlich zu vernichten, erfüllte ihn mit einer Art diabolischer Schadenfreude. Der harte Widerstand, den ihm die vereinigte russisch-preußische Macht hier in diesem unwirtlichen Lande zur Winterszeit entgegensetzte, reizte ihn schwer. Daß das kleine, niedergeworfene, völlig vernichtet geglaubte Preußen in Osterode seine Friedensvorschläge verworfen hatte und ihm weiter Widerstand leistete, war ihm höchst unbequem und verdarb ihm die Laune. Mit einer gewissen nervösen Hast ließ er dem Marschall Bernadotte schreiben: „Manövrieren Sie derart, daß Sie die Niederlage der Preußen vollenden und sie gefangen nehmen." Die kleine preußische Armee war also, einem gehetzten Wilde gleich, von zwei Korps der großen Armee bedroht.

Auch die Russen gedachte Napoleon aufs Empfindlichste zu treffen. Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hatte er bis jetzt den Gedanken verfolgt, sie in östlicher Richtung zu überflügeln und ihnen die Verbindung mit der Heimat abzuschneiden. Aber dem vorsichtigen General Bennigsen war es immer wieder gelungen, einem Zusammenstoß mit dem Kaiser Napoleon auszuweichen. Auch in der Nacht zum 7. Februar hatte der russische General das nächtliche Dunkel benutzt, um sich der Entscheidung zu entziehen. In einem Nachtmarsche, dem vierten in der letzten Woche, hatte er sich auf Preußisch-Eylau zurückgezogen, nicht ahnend, daß es hier schon am nächsten Tage zur Entscheidung kommen würde.

Nicht ohne Sorge überlegte sich Bennigsen die Frage, ob er noch weiter marschieren oder bei Eylau die Schlacht annehmen solle. Er entschloß sich, stehen zu bleiben, da er nach einem Weitermarsche auf Allenberg fürchten müsse, daß es dem preußischen Korps unter General von L'Estocq, auf das er sicher rechnete, nicht mehr möglich sei, sich rechtzeitig heranzuziehen, wenn er noch weiter ostwärts ging. Auch die strategische Lage und wichtige taktische Gründe befestigten ihn in dem Entschluß, stehen zu bleiben. Das ganze Gelände mit seinen flachen Höhen, seinen Seen, Wiesen und Morästen, die vom Frost überschreitbar gemacht waren, kam ihm für die russische Massentaktik zu statten. So kam es zu der zweitägigen Schlacht von Preußisch-Eylau am 7. und 8. Februar 1807, einer der wichtigsten und blutigsten des ganzen Jahrhunderts, und für das Wiedererwachen des kriegerischen Geistes in der Armee von großer Bedeutung. Über das Stärkeverhältnis der beiden miteinander ringenden Armeen herrschen verschiedene Angaben. Nach Höpfner standen den 80000 Franzosen 63000 Russen und Preußen gegenüber; nach neueren militärischen Schriftstellern (Lettow-Vorbeck u. a.) waren die Verbündeten den Franzosen an Zahl überlegen.

Der Kampf am 7. Februar hatte nur eine vorbereitende Bedeutung. Die französische Vorhut griff südwestlich von Eylau bei Grünhöfchen lebhaft an, wurde aber durch russische Kavallerie abgewiesen, die ein feindliches Infanterieregiment sprengte und einen Adler eroberte. Als der Angriff von französischer Seite unter Mitwirkung des Korps Augerau bei Aufbietung überlegener Kräfte erneuert wurde, gingen die Russen auf Bennigsens Befehl nach Eylau zurück. Um den Besitz der Stadt erhob sich nun ein mörderisches Ringen. Die französischen Sturmkolonnen richteten sich vorwiegend gegen die auf einer Anhöhe gelegene Kirche und eroberten sie nach einem blutigen Gefecht. Am mörderischsten gestaltete sich der Kampf um den Besitz des Marktplatzes, wo die Russen hartnäckigen Widerstand leisteten. „Auf Straßenbreite beschoß man sich mit Geschütz; über die Köpfe von Toten und Verwundeten gingen in den Straßen die Kolonnen hinweg ... Die größere Gewandtheit der Franzosen im Häuserkampfe machte sich allmählich fühlbar."*) Unter schweren Verlusten — dem russischen General Barclay de Tolly war schon die rechte Hand zerschmettert worden — begannen die Russen, die Stadt zu räumen, als im Augenblick der höchsten

*) Freiherr von der Goltz, Von Jena bis Eylau.

Not der Oberstkommandierende, General Bennigsen, mit der russischen 4. Division erschien und die Stadt wieder eroberte. Aus einem unerklärlichen Grunde jedoch — Bennigsen behauptet in seinen Memoiren, er habe den Feind auf sein hinter ihm stehendes Zentrum locken wollen — ließ er die Stadt unmittelbar nach ihrer Einnahme wieder räumen, so daß sie während der Nacht vom

Franzosen = Infanterie, = Kavallerie, = Artillerie; + Standort Napoleons

1000 500 0 1000 2000 m

Plan zur Schlacht bei Preußisch-Eylau am 8. Februar 1807.

7. zum 8. Februar im Besitz der Franzosen war. Auch Napoleon hatte sein Quartier während dieser Zeit in der Stadt genommen.

Der 8. Februar, der eigentliche Schlachtentag, war ein Sonntag. Es war empfindlich kalt. Das Thermometer war in der Nacht bis auf 14 Grad gesunken. Unter heftigem Schneegestöber begann in der Morgenfrühe die Schlacht durch eine starke russische Kanonade gegen Soults Stellung und gegen die Stadt selbst. Bald befanden sich auch die französischen Truppen in den ihnen zugewiesenen Stellungen. Napoleon hatte auf einem erhöhten Standpunkte neben der Kirche Auf-

stellung genommen; zeitweise bestieg er die hölzerne Treppe, die damals an der nördlichen Außenwand der Kirche zu den Emporen führte. Von hier aus leitete er die Schlacht.

Ein entsetzlicher Geschützdonner erfüllte weithin die Luft. Napoleon glaubte, Bennigsen werde alles daran setzen, wieder in den Besitz von Eylau zu kommen. Er gab deswegen dem Marschall Augerau den Befehl, mit seinem Korps und der Division St. Hilaire gegen den linken russischen Flügel vorzugehen. Deutlich trat aus dieser Weisung der bisher mit so großer Beharrlichkeit verfolgte Plan hervor, nach Umfassung des linken Flügels die Russen von ihrer Heimat abzuschneiden; mit dem winzigen Rest des preußischen Korps wollte er dann schon fertig werden.

Allein die ersten Stunden der Schlacht verliefen für die französischen Waffen höchst unglücklich. Es war gegen 9 Uhr. Augeraus Division hatte soeben die freie Hochebene der Bartensteiner Straße erreicht, als ein überaus heftiges Schneetreiben begann. Bis über die Kniee mußten die Franzosen im Schnee waten; die Kolonnenführer verloren bald Weg und Steg. Der Schnee trieb ihnen gerade ins Gesicht, und aus den weißen, wirbelnden Flocken blitzten ihnen plötzlich die rotglühenden Feuerschlünde der Russen entgegen. Donnergebrüll folgte, als sollte die Erde verschlungen werden. Es war, als seien plötzlich Dämonen dem Erdboden entstiegen. Ohne daß Augeraus Kolonnen bei dem dichten Schneetreiben eine Ahnung davon gehabt, standen sie plötzlich den Batterien des russischen Zentrums gegenüber, deren mörderisches Feuer entsetzliche Lücken in ihre Linien riß. In die geöffneten Reihen brach die russische Infanterie des Generals Zapolski mit dem Bajonett. In etwa 20 Minuten war der größte Teil des Augerauschen Korps so gut wie vernichtet. Die auseinandergesprengten französischen Scharen suchten ihr Heil in der Flucht. In die erschütterten Truppen warf sich die russische Kavallerie des Fürsten Gallitzin mit solcher Wucht, daß nur wenige Trümmer des Korps nach Eylau entkamen. Nicht viel besser war das Schicksal der französischen Division St. Hilaire gewesen; während das Schneetreiben fortdauerte, räumten die Lanzen der Littauischen Ulanen und die schweren Pallasche der kleinrussischen Kavallerie in ihren Reihen auf.

Hätte jetzt Bennigsen den Augenblick zu nutzen verstanden, wäre er mit seinen Truppen in die Lücke zwischen Augerau und St. Hilaire eingebrochen, so war Napoleon verloren, und das Schicksal des Tages wäre schon jetzt entschieden gewesen.

Aber wohl in wenigen Schlachten hatte der französische Kaiser seine überlegene Ruhe mehr bewahrt, als in diesem kritischen Augenblicke. Mit seinem Stabe war er — das Schneetreiben hatte inzwischen nachgelassen — in wachsender Besorgnis Zeuge des aufregenden Vorfalls gewesen. Da der russische Gegenstoß bis dicht an die Kirchhofsmauer heranreichte, war der Kaiser mit seinem Gefolge selbst in die größte Gefahr gekommen. „Quelle audace!“ (welche Kühnheit!) hatte er einige Male, halb bewundernd, halb unwillig, ausgerufen. Schon hatte Marschall Bessières die Pferde kommen lassen, und von verschiedenen Seiten ertönte der Ruf: „Rettet den Kaiser!“ Dieser hielt mit kühler Ruhe auf seinem Pferde. Sein alles umfassender Feldherrnblick hatte schon wahrgenommen, daß den Angreifern, die sich so dicht an seine Stelle herangewagt hatten, anfing, der Atem auszugehen. Seitwärts heransprengende französische Kavallerie faßte die kühnen Gegner im Rücken und trieb sie in allen Richtungen auseinander.

Die nächste Gefahr war für den Kaiser abgewendet. Aber nach der völligen Vernichtung des Augerauschen Korps war für seine Gesamtlage zu fürchten, und wenn Davout und St. Hilaire jetzt nicht Rettung brachten, so war der Tag für die Franzosen verloren. Auf die letztgenannte Division war aber auch nicht mehr viel zu rechnen; durch eine starke russische Kavalleriemasse war sie bereits bis zur Bartensteiner Straße zurückgedrängt worden.

Um diese Zeit — es war bereits gegen Mittag — gelang es dem unermüdlichen Marschall Davout, dem genialen Schüler seines genialen Meisters, gegen den russischen linken Flügel unter Heranziehung der Division Gudin einen solchen erfolgreichen Stoß auszuführen, daß das russische Heer gezwungen wurde, auf das nordöstlich von Eylau gelegene Dorf Auklappen zurückzugehen. Ein großer Teil desselben Flügels hatte sich schon in das noch weiter nordöstlich gelegene Birkenwäldchen von Kutschitten geworfen. Als die Franzosen auch dies nahmen, hatten die Gegner ihren letzten Stützpunkt verloren, und das Geschick der Schlacht schien zu Ungunsten der Russen entschieden. Nur ein Wunder konnte sie retten.

Und dies Wunder geschah. Im Augenblicke der höchsten Not erschien der General von L'Estocq mit dem winzigen Rest der auf etwa 5000 Mann zusammengeschmolzenen preußischen Armee, welcher Napoleon Tod und Verderben geschworen. General von L'Estocq war in der Frühe des Morgens aufgebrochen, entschlossen, Bennigsen Hilfe zu bringen, und sollte er mit dem ganzen

General Anton Wilhelm von L'Estocq.

Korps darüber zugrunde gehen. Unter den schwierigsten Verpflegungs- und Wegeverhältnissen war man vorwärts gedrungen. Unglaubliches hatte das Korps schon in den Tagen vorher ertragen. Seit dem 2. Februar hatte man unter den widrigsten Umständen 140 bis 150 Kilometer, zum größten Teil Nachtmärsche, zurückgelegt. Bergauf, bergab hatte sich der Weg gezogen. Die lehmigen Wege, beim Regen schlüpfrig und grundlos, waren nach dem Eintritt des Frostes mit steinharten, scharfen Kanten durchschnitten, welche für Mensch und Tier gleich schwierig zu passieren waren. Ohne Verpflegung, ohne Nachtquartiere, ohne Lagerfeuer, mußten sie nach der veralteten umständlichen Methode oft stundenlang warten, bis sich die auseinander gezogenen Truppenabteilungen wieder gesammelt hatten. Und dennoch lebte in diesem kleinen Rest der preußischen Armee ein freudiger Geist, ein Wille, der es allein erklärlich macht, daß sie, ohne zu murren, immer neue Anstrengungen auf sich nahmen.

Aber unter ihnen befand sich auch ein Mann, dessen alleinige Anwesenheit wie ein belebender Hauch auf die Truppen wirkte: der geniale, von glühender Vaterlandsliebe erfüllte Scharnhorst.

Er ahnte, daß an diesem Marsche ein Stück Entscheidung des Vaterlandes hing. „Das Spiel ist groß", hatte er an jenem Tage an einen Freund geschrieben, und er war gewillt, für dieses Spiel sein ganzes Selbst, sein Wissen und Können, sein Leben als Einsatz hinzugeben. Kaum hatte man in Erfahrung gebracht, daß die Russen auf Eylau zurückgegangen waren, als die Befehle für die veränderte Marschrichtung des Korps sofort erlassen wurden und noch im Dunkel der Nacht an die einzelnen Abteilungen des Korps abgingen.

Tiefer Schnee bedeckte den Boden und verhinderte das Vorwärtskommen. Aber als man, näherkommend, wußte, daß der Kampf bei Eylau schon im Gange war, beschleunigte man den Marsch mit Aufbietung aller Kräfte. Hinter Graventhien, auf dem Marsche nach Drangsitten, war es, wo das Kanonenfeuer zum ersten Male sichtbar wurde, obwohl man den Knall der Geschütze nicht vernahm. Weiter ging es beschleunigten Fußes. Um 1 Uhr mittags hatte man Althof, nordwestlich von Eylau, erreicht. Russische Offiziere kamen hier den Anrückenden entgegen und baten dringend um Unterstützung. Mit scharfem Blick erkannte Scharnhorst, wo es not tat. Flüchtlinge, die ihnen von Auklappen und Kutschitten entgegenkamen, zeigten überdies die Richtung, wohin der Marsch sich zu wenden habe. Das bisher in einer einzigen Kolonne marschierende Korps wurde in drei Abteilungen zerlegt, von denen die eine mitten durch das Dorf Schmoditten, die zweite nördlich, die dritte südlich davon ihren Weg direkt auf das etwas höher gelegene Kutschitten nahm.

In geschickter Weise entfaltete L'Estocq seine Truppen zum Angriff. Gegen das Nordende des Dorfes zog als linker Flügel das Regiment Rüchel; das russische Regiment Wyburg nahm die Mitte, während das Regiment Schöning den rechten Flügel bildete. Das Grenadierbataillon Fabecky, Auer- und Baczko-Dragoner, und die schweren Wagenfeld-Kürassiere bildeten das zweite Treffen. „Was für Regimenter, wie oft und wie herrlich erprobt!" so ruft Scharnhorsts Biograph begeistert aus. Es gab fast keine Reiterschlacht König Friedrichs, in welcher Auer- und Baczko-Dragoner gefehlt hätten, und nun vollends das Infanterieregiment Rüchel: es hatte die Schweden aus Pommern und Preußen, die Osmanen aus Ungarn, die Franzosen aus Rheinland, Italien und Flandern hinausschlagen helfen, und wahre Ströme von Blut hatte es in den schlesischen Kriegen vergossen. Indem der geschichtskundige Führer des Korps — es ist Scharnhorst gemeint — heute diese Truppe in die Schlacht führte, mußte es ihm sein, als stünden ihm Tausende und Abertausende von Helden, welche Preußens Größe auferbaut, mit ihrer sieghaften Kraft segnend und helfend zur Seite. Und war der, gegen den es anging, nicht der eiserne Marschall, welcher bei Auerstedt geerntet, was Unverstand und Schlaffheit im vaterländischen Lager gesäet hatten? Heute sollte er erfahren, was unter einem Führer, der diesen Namen verdiente, die Preußen noch vermochten.*)

Mit gewaltigem Stoß rennen die genannten Regimenter gegen Kutschitten an. Am Dorfeingange stellt sich ihnen der Feind entgegen, wird aber auf den ersten Anprall zurückgeworfen. Bald brennt das Dorf an allen Ecken und Enden. Aber den Siegern gelingt es, trotz der Flammen, durch die weitläufig angelegten Gehöfte hindurchzudringen. Als dann die Towarcys und Kosaken, die den Ort im Bogen nördlich umgangen hatten, den Franzosen im Rücken erschienen, ist ihr Schicksal besiegelt. Auch die in der Nähe befindliche Reiterdivision Milhaud vermag ihnen keine Hilfe mehr zu bringen. Das Dorf ist für die Franzosen verloren. Dem Regiment des Obersten von Hamilton gebührt der Hauptruhm an der Wegnahme von Kutschitten. General L'Estocq sagt in seinem Bericht an den König: „Dieses Regiment erneuert durch seine schöne Aktion seinen alten Ruhm."

*) Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 488, 489.

Aber es war noch nicht ganze Arbeit getan. Noch war das südlich von Kutschitten gelegene Birkenwäldchen in den Händen des Feindes. Das ganze Korps L'Estocq avanziert mit großer Schnelligkeit auf das Gehölz. „Mit klingendem Spiel, von der Abendsonne beleuchtet", so berichtet Oberst von Höpfner, „rückte die Infanterie in höchster Ordnung unter gegenseitigem heftigen Geschützfeuer, ohne selbst einen Schuß zu tun, gegen das etwas tief liegende Birkengehölz vor. Die den Rand festhaltenden Tirailleurs wurden geworfen; man drang ein und bis auf 50 Schritt gegen die im Gehölz in Kolonnen stehenden Bataillone vor, während das Regiment Rüchel längs des Waldes, denselben rechts lassend, dem Feinde in die rechte Flanke ging. Auf größter Nähe — die Regimentsgeschichte von Rüchel sagt ‚auf kleine Gewehrschußweite' — kam es hier zu einem heftigen Kartätsch- und Gewehrfeuer, das etwa eine halbe Stunde dauerte, in welchem die Franzosen in ihren Massen bedeutend litten . . . Nach großem Verluste wichen die letzteren, wurden mit dem Bajonett verfolgt und gänzlich aus dem Gehölz geworfen."

General Gerhard Johann David von Scharnhorst.

Auch Auklappen war wieder in die Hände der Russen gefallen. Bei Beginn der Dunkelheit war die Schlacht wieder hergestellt, und auch die Gefahr einer Verfolgung durch Ney nach Wiedereinnahme des Dorfes Schloditten durch die Russen beseitigt.

Der unermüdliche Scharnhorst, dessen genialem Scharfblick neben den braven Truppen und der trefflichen Oberleitung L'Estocqs der größte Erfolg des Tages zu danken war, trat im Hauptquartier Bennigsens lebhaft dafür ein, bei den ungeheuren Verlusten Napoleons nicht nur stehen zu bleiben, sondern auch in der Nacht die französischen Biwaks mit leichten Truppen und Artillerie anzugreifen. Bennigsen jedoch mochte die durch den kühnen Angriff des preußischen Korps noch einmal hergestellte Verbindung mit der Heimat nicht wieder in Gefahr bringen und beschloß, als Oberbefehlshaber sich seiner großen Verantwortung bewußt, noch um Mitternacht auf der freigemachten Straße nach Königsberg abzumarschieren.

Scharnhorst erhielt später von König Friedrich Wilhelm III. den Orden „Pour le mérite" für seine geniale Führung. Er hatte den Zustand des französischen Heeres richtig taxiert, als er

den Rat gab, bei Eylau stehen zu bleiben. Napoleon sah durch den Ausgang des Kampfes seine Hoffnungen bitter getäuscht. Wie sehnsüchtig hatte er eine Entscheidungsschlacht herbeigewünscht. Nun, da sie da war, entsprach sie seinen Erwartungen in keiner Weise. Noch niemals während des ganzen Feldzuges war die große Armee auf einen so hartnäckigen Widerstand gestoßen.

Der Haupterfolg der Schlacht war für die Verbündeten ein moralischer. Das L'Estocqsche Korps hatte sich auf der Höhe des alten preußischen Ruhmes gezeigt. Der Geist des Zauderns und Schwankens, wie nach den Tagen von Jena, war dahin. Im Kampfe um Kutschitten und das Birkenwäldchen hatten die Mannschaften eine Haltung, einen Heldenmut, eine Ausdauer gezeigt, wie in den besten Tagen des großen Königs, und das alles unter den schwierigsten Verhältnissen, nach den furchtbarsten Strapazen und Tagesmärschen, unter Hunger und Entbehrungen. Der Tag von Eylau, viel zu wenig von der Geschichte gewürdigt, hat den alten preußischen Waffenruhm wieder hergestellt und gezeigt, daß die Armee wieder Zutrauen zu ihren Führern gewonnen. Trotz seines hohen Alters von 70 Jahren hatte L'Estocq die Frische und den Wagemut besessen, die schwere Verantwortung mit dem letzten Rest der preußischen Armee auf sich zu nehmen und in einer verhängnisvollen Stunde die Entscheidung herbeizuführen. Aber er hatte dies auch nur tun können mit einem Gehilfen an der Seite, wie es Scharnhorst war, auf dem von jenem Tage an die Hoffnungen aller Patrioten ruhten.

Der gefürchtete Imperator hatte gesehen, daß ihm bei Eylau andere Truppen und andere Führer gegenüberstanden als bei Jena. So ist Eylau die Geburtsstätte des neuen preußischen Heeres geworden.

Die Lage Napoleons war nach der Schlacht von Eylau keine beneidenswerte. Drohende Gefahren von allen Seiten. Vor ihm die russische Armee, welche, ebenso wie die französische, das Schlachtfeld halb zerrüttet, aber nicht besiegt verlassen hatte, hinter ihm Preußen, niedergeworfen zwar und verwüstet, doch glühend nach Rache dürstend. Und auf seiner rechten Seite Österreich, bewaffnet und drohend; dahinter die Türkei, sein einziger Bundesgenosse, unfähig, etwas zu leisten und in seiner eigenen Existenz bedroht. Auch sein Eintreten für die nach nationaler Selbständigkeit ringenden Polen hatte ihn nicht befriedigt. Kam ihm auch die ganze polnische Nation mit Begeisterung und Vertrauen entgegen, was sollte er, der kühl Berechnende, hier unter den schwierigen Verhältnissen damit anfangen? Welchen greifbaren Nutzen sollte er davon ziehen? „Ganz Polen ist nicht einen einzigen Tropfen Blutes, welches wir für dasselbe vergießen, wert", schreibt Talleyrand unterm 20. April an den General Clarke. Noch wegwerfender urteilte Napoleon selber, als er erklärte, „daß er in Polen weiter nichts als ein fünftes Element: den Schmutz, kennen gelernt habe." Der Allbesieger war mit seinem Siegeswagen gewissermaßen im Kot stecken geblieben. Es war ihm in diesem verwünschten Lande nicht möglich, einen verhältnismäßig so kurzen Weg wie den vom Pregel bis zur Memel in ebenso viel Monaten zurückzulegen, als er in Mitteldeutschland dazu Wochen gebraucht hätte.

Und diese Stockungen in seinen Bewegungen kamen Preußen zugute. Man fing im preußischen Hauptquartier an aufzuatmen, Luft zu schöpfen. Hätte man jetzt nur Männer gehabt, Männer, denen man den Kurs des leck gewordenen Staatsschiffes anvertrauen konnte. Allenthalben beklagte man die übereilte Entlassung Steins. Ein einziger Mann war noch da, der ihn einigermaßen ersetzen konnte: das war Hardenberg. Mit sehnsüchtiger Hoffnung richteten sich die Blicke der Vaterlandsfreunde auf ihn. Aber wird er, der schnöde beiseite Geschobene, bereit sein, in die Bresche zu springen?

Napoleons schwierige Stellung nach der Schlacht bei Eylau veranlaßte ihn, mit Preußen

in Friedensverhandlungen zu treten. Wohl wissend, daß nach der Entlassung Steins die Zastrow, Kalckreuth, Köckeritz und Beyme entschiedene Gegner der Fortsetzung des Krieges waren, hoffte er, den König durch leidliche Friedensbedingungen nicht nur zum Frieden, sondern zu einem Bündnis gegen Rußland und England zu gewinnen. In seinem Auftrage machte Talleyrand dem General Zastrow dahingehende Anträge, die König Friedrich Wilhelm III. aber, gewitzigt durch die frühere Treulosigkeit Napoleons, zurückwies. Zudem war er zu ehrlich, als daß er sich nicht durch sein dem Kaiser Alexander gegebenes Wort gebunden gefühlt hätte, obwohl dieser ihm, wie wir weiter unten sehen werden, diese Bundestreue in schnödester Weise vergalt. Auch gegen England hätte Friedrich Wilhelm sich jetzt gehütet, etwas Feindliches zu unternehmen. Unterm 28. Januar hatte er mit dem Inselstaate einen Vertrag geschlossen, in welchem er auf Hannover förmlich Verzicht leistete, wofür ihm von dem König von England außer einem bereits geleisteten Vorschusse von 80000 Pfund Sterling eine Unterstützung von 300000 Pfund in Aussicht gestellt worden war.

England war durch die am 12. November 1806 seitens des französischen Imperators erlassene Kontinentalsperre, welche sämtlichen französischen und deutschen Häfen die Einfuhr englischer Waren verbot, schwer gereizt worden. Aber der schlaue Korse hatte sich doch verrechnet, wenn er annahm, daß es ihm durch diesen Streich gelingen würde, Englands auf dem Handel beruhende Macht dadurch zu vernichten. Der Einfluß des durch seine Handelsverbindungen so mächtigen Inselreiches war auch auf dem Festlande nach wie vor ungebrochen, und es gelang Napoleon nicht, so sehr es ihn kränkte, den König von Preußen auf seine Seite zu ziehen, so verführerisch auch die Verträge lauteten, mit denen am 16. Februar General Bertram in Memel eintraf.

Friedrich Wilhelm, jetzt vor eine bestimmte Entscheidung gestellt, hatte es, schon um Rußland einen Beweis seiner Treue zu geben, über sich gebracht, den vor kurzem kalt gestellten Minister von Hardenberg um Rat anzurufen. Die Not des Vaterlandes hatte den treuen Mann veranlaßt, alle bitteren Empfindungen zu unterdrücken und dem Rufe sofort Folge zu leisten. Hardenberg hatte den schlauen Plan Napoleons sofort durchschaut. Seine Meinung war: „Der Kaiser will den König nur von Rußland trennen, um Preußen die letzte Achtung zu rauben, es vollständig von dem Kaiser von Rußland und von England loszureißen und zum Sklaven von Frankreich zu machen.“ Auf Grund dieses Urteils Hardenbergs verwarf der König die Friedensanträge. In einem zweiten, noch entgegenkommenderen Schreiben ergeht sich Napoleon in den weitgehendsten Versprechungen. Er schreibt an den König: „Ich wünsche, dem Unglück Ihrer Familie ein Ziel zu setzen und so schnell als möglich die preußische Monarchie zu organisieren, welche als Zwischenmacht für die Ruhe ganz Europas notwendig ist.“

Abermals ließ der König Hardenberg rufen, diesmal aber nicht nur, um seine Meinung über den erneuten Vorschlag Napoleons zu hören, sondern um ihn gleichzeitig wieder in seine Stelle als Kabinettsminister zu setzen. Hardenbergs Rat gelang es, den König zu einer völlig ablehnenden Antwort zu bewegen. Zum nicht geringen Ärger der bisherigen Ratgeber Friedrich Wilhelms wurde er jetzt häufiger zum Könige gerufen. Seinem in einer zweiten Denkschrift wiederholten Antrag, ihm die auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen und das Geheime Kabinett aufzulösen, wollte der König aber immer noch nicht entsprechen. Fast wäre es zu einem erneuten Entlassungsgesuch gekommen, wenn Hardenberg nicht in der Königin eine mächtige Unterstützung gefunden hätte, die ihn unter Zusicherung der Gewährung all seiner Wünsche beschwor, den König nicht zu verlassen. Nachdem am 1. April Kaiser Alexander zu einer Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm eingetroffen war und den Minister Hardenberg tags darauf in Memel auffallend begünstigt hatte, schwand die Zurückhaltung des Königs gegen Hardenberg vollends. Endlich konnten die Patrioten auf-

atmen. Die Kabinettskamarilla war gesprengt. Als am 4. April der König sich mit dem Kaiser von Rußland zum Heere begab, erhielt Hardenberg Befehl zu folgen. Gleichzeitig wurden ihm, seinem Antrage gemäß, die auswärtigen Angelegenheiten übertragen, während Zastrow, Köckeritz und Beyme in Memel zurückbleiben mußten.

Hardenberg übernahm die Geschäfte des Landes in einem Augenblick der gefährlichsten Krisis des Staates. Er hatte die Angelegenheiten von vier Ministerien zu besorgen. Sie befanden sich sämtlich in der größten Verwirrung. Er übernahm, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller und Mitkämpfer in den Befreiungskriegen*) treffend bemerkt, „die auswärtigen Angelegenheiten, ohne draußen Vertrauen zu finden, die innern, ohne daß noch ein Inneres vorhanden war.“ Dazu hatte er die ganzen Leute der niedergeworfenen Hofkamarilla gegen sich, welche in einem Augenblicke, da der hochgesinnte Staatsmann anfing, die Lebensfrage des Staates zu lösen und zugleich für die Zukunft zu bauen, seinen Einfluß zu untergraben suchten, und sich nicht scheuten, die niedrigsten Verleumdungen gegen ihn zu richten. Aber nicht links, nicht rechts blickend, ging Hardenberg seine Wege. Das unentschiedene Hin- und Herschwanken in der preußischen Politik hörte auf, und bald merkte man, daß eine feste Hand das Steuerruder des Staatsschiffes führte. Und dies Bewußtsein hob den Mut der Vaterlandsfreunde doppelt in einer Zeit, wo es so blutwenig Männer gab, daß damals das paradoxe aber treffende Witzwort umging: „Der einzige Mann, welcher dem Könige treu geblieben, sei seine Frau.“

Und noch ein anderer Mann war damals nach langer Untätigkeit dem Staate wieder zurückgegeben worden: der alte Blücher, der am 25. April 1807 gegen den bei Arnswalde gefangenen Marschall Victor ausgewechselt wurde. Nach seiner Gefangennahme bei Ratkau war Blücher nach Hamburg gebracht worden. Mit wunderbarer Ausdauer hatte die stählerne Natur des alten Haudegen all die körperlichen Anstrengungen und seelischen Erregungen der schweren Tage von Auerstedt, Lübeck und Ratkau überwunden. „Trotz aller Strapazen, aller Unfälle, allem Kummer und Verdruß“, schreibt er am Vorabend seines 65. Geburtstages an Vincke, „bin ich noch ziemlich wohl. Ich fürchte, daß die Untätigkeit, in der ich lebe, mehr auf meine Gesundheit wirkt, als alles vorerwähnte. Doch kann mein Zutrauen zur Vorsehung und mein Mut durch nichts verändert werden; ich hoffe noch immer das Beste; unser Unglück allein kann uns stark und entschlossen machen.“

Die ersten Tage seines Hamburger Aufenthaltes verwandte Blücher unter Scharnhorsts Mitwirkung namentlich mit der Berichterstattung über den Verlauf der kriegerischen Geschehnisse von Auerstedt bis Ratkau. Scharnhorst, der viel früher als Blücher ausgewechselt worden war und schon am 28. November in Danzig wieder den Boden betreten hatte, den die Truppen seines Königs noch behaupteten, brachte diese wichtigen Denkschriften dem Monarchen persönlich.

Vier volle Monate hatte der unfreiwillige Aufenthalt Blüchers in Hamburg gedauert. Mit Zuversicht hatte der groß angelegte Mann gehofft, daß es ihm noch beschieden sein würde, Rache zu nehmen an dem korsischen Eroberer für alles, was er dem Vaterlande und ihm zugefügt hatte. Endlich, am 16. März 1807, erhielt er die mit Jubel begrüßte Kunde, daß er gegen den französischen Marschall Victor ausgeliefert werden sollte. Napoleon knüpfte indessen die Bedingung daran, daß Blücher sich vor der Auswechselung persönlich bei ihm melden solle.**) Auf der ganzen Reise Blüchers, von Hamburg bis zur Weichsel, wurde er geradezu begeisterungsvoll begrüßt. Im Hauptquartier der französischen Armee zu Rosenberg bei Marienwerder, wo er die Zusammenkunft mit

*) Friedrich Förster, Preußen und Deutschland unter der Fremdherrschaft 1807—1813.

**) Blücher von W. v. Unger. I, 321.

dem französischen Kaiser haben sollte, ließ ihn Napoleon 14 Tage lang warten, eine harte Probe für den alten, ungeduldigen Feuergeist. Nach der Unterredung mit Napoleon mußte Blücher zugeben, „der Kaiser sei so charmant gewesen, daß er an seinen Haß gegen ihn garnicht gedacht habe; aber der verfluchte Fuchs fange ihn nicht“, hatte er hinzugefügt, obgleich dieser ihm die Hand gereicht und ihm versichert habe, „daß er sich freue, den bravsten preußischen General kennen zu lernen.“

Endlich, am 25. April 1807 fand an der Passarge, nördlich Liebstadt, die Auswechselung der beiden Generale zwischen zwei Kavallerieabteilungen statt. Sie bot in ihrer Eigenheit ein merkwürdiges Bild, das eines humoristischen Anstriches nicht entbehrte. Jeder der beiden Generale

CR

Auswechselung des gefangenen Generals von Blücher gegen den französischen Marschall Victor.

wurde von den feindlichen zu den eigenen Truppen, von denen je eine Abteilung der anderen gegenüber Aufstellung genommen, hinübergeschickt. Verwundert blickt der geschmeidige, elegante Franzose den berühmten preußischen General an, von dessen Taten er so viel gehört; mit finsterer, bärbeißiger Miene eilt der schnauzbärtige Haudegen an dem französischen General vorüber. Schade, daß er das Völkerrecht zu respektieren hat; er hätte den aalglatten Franzosen sonst gern mal zwischen seine derben Fäuste genommen und ihn so recht ordentlich abgeschüttelt.

Unmittelbar nach seiner Auswechselung eilte Blücher nach Bartenstein, wo unter Vermittelung Hardenbergs eben die beiden Monarchen wegen Abschlusses eines neuen Vertrages in Unterhandlungen begriffen waren. Mit „wahrer Herzlichkeit“ und großer Auszeichnung empfing der König den General von Blücher. Er ehrte ihn durch Ernennung zum Ritter des Schwarzen Adlerordens.

Da ein solcher augenblicklich nicht zur Stelle war, löste Hardenberg sofort den seinigen von der Brust und überreichte ihn Blücher mit der Versicherung, „daß er stolz darauf sei, ihm den seinen abtreten zu können", worauf Blücher erwiderte, „daß der Orden nun einen erhöhten Wert für ihn habe, da ihn ein Mann getragen, den er so ehre und herzlich liebe."

In seiner ungeschminkten, drastischen Manier, trug Blücher, wie er selber berichtet, dem Monarchen die guten Aussichten für einen Angriff auf die französische Armee vor, die nie in einem elenderen Zustande gewesen sei als gerade jetzt. Aber man müsse sogleich handeln, denn in vier Wochen werde der Feind seine Verstärkungen herangezogen haben. Wenn dann Danzig gefallen sei, werde die Belagerungsarmee zu einer französischen Offensive verfügbar sein. Von Kaiser Alexander wurde Blücher an den Oberkommandierenden, General Graf von Bennigsen, gewiesen. Dieser war aber seit seinen Erfolgen bei Pultusk und Eylau so wenig geneigt, sich von anderen belehren zu lassen, daß er „steif und ohne alle Teilnahme" erklärte, er werde gern dies elende Land verlassen; in Rußland wollte er mit den Franzosen anders sprechen. Blücher stand, „wie vom Schlage getroffen", sah Bennigsen mit großen, feuersprühenden Augen einige Zeit an, als wolle er ihn durchbohren, und wandte sich dann verächtlich von ihm, indem er sagte: „So, also auf die Manier!" und dann zu seiner Begleitung sprechend: „Kommt Kinder, hier ist alles verloren! Wir sind verraten und verkooft!"*)

Wie so viele andere Patrioten, so setzte auch Blücher auf den Freiherrn vom Stein für die Zukunft die größten Hoffnungen. Der kluge und scharf beobachtende Mann, der besser mit dem Schwerte als mit der Rechtschreibung der damaligen Zeit vertraut war, gibt dem Minister Stein über die damaligen Zustände am Hofe des Königs einen durch seine Frische wie durch seine Treue gleich köstlichen Bericht, worin es unter Beibehaltung der Orthographie des Originals heißt: „Gestern", schreibt er ihm aus Bartenstein den 29. April 1807, „bin ich hier angekommen, bin von meiner aufnahme zu friden, von manches andere aber nicht, in dessen finde ich unsern gemeinschaftlichen Freundt H-bg. (Hardenberg) an der Spitze der gescheffte und daß macht mich muht und gewehrt eine frohe auß sicht. Der zweite unserer Freunde in Königsberg (Schön) soll morgen hir kommen, diese beiden Ehdlen Parioten Harmoniren, ich schließe mich an sie an, der Herr v. Z-ow. (Zastrow) und Herr B-me. (Beyme) mußten absitzen, der letzte hat noch den linken Fuß im Bügell, aber bei Gott, er wird nicht wieder aufsitzen. Der keiser Alexander bezeigt mich ville gnade, beweißt ein unbegräntztes zu trauen an unsern Freund H-rg., das ist den ville wehrt; ihnen mein verEhrter Freund beschwöre ich zu uns zu kommen, so ballde sie verlangt werden, was gewiß geschehen wird; sind wihr durch ihnen versterkt, so sollen uns die übrigen an geist und leib kranken Faultiehre keinen Schritt Terain mehr streitig machen."

Blüchers rastloser Natur war es eine Erlösung, als er sich wieder dem Dienste des Vaterlandes widmen konnte. Seine Anwesenheit wäre jetzt auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz, wo Napoleon nach der Ablehnung des von ihm angebotenen Waffenstillstandes mit verdoppelten Kräften den Feldzug begann, notwendiger als irgendwo gewesen. Aber der König hatte es anders beschlossen. Er hatte am 20. April 1807 zu Bartenstein mit dem Könige Gustav IV. von Schweden einen Vertrag geschlossen, wonach dieser dem preußischen Könige ein Hilfsheer von 5000 Mann, das später auf 12000 erhöht werden sollte, schleunigst nach der Insel Rügen senden sollte. Die preußisch-schwedischen Kriegspläne gingen dahin, Pommern zu befreien, Kolberg und Danzig zu entsetzen und so die Unternehmungen des preußischen Hauptheeres in Ostpreußen wirksam zu unterstützen. Der Schwedenkönig selber hatte sich Blücher zum Anführer des Heeres ausersehen, und

*) Blücher von Generalmajor W. v. Unger.

diesem gefiel die Aufgabe, „so kräftig als möglich gegen den Feind zu wirken“, so ausnehmend, daß er Tag und Nacht von kriegerischen Erfolgen träumte, und im Geiste schon ganz Norddeutschland zu einem Volkskriege entflammt sah, der Napoleons Rückzugslinie mit Sicherheit abschneiden mußte.

Während Blücher in Königsberg mit den Vorbereitungen zur Expedition, von welcher man so Großes erwartete, beschäftigt war, hatte er häufig das Glück, von der Königin Luise, die den kühnen, patriotischen Mann hoch verehrte, empfangen zu werden. Abends war er regelmäßig zum Tee bei der hochgesinnten, von ihm schwärmerisch verehrten Frau geladen, wo jeder Leinewand für die Verwundeten zupfen mußte. Die Königin hörte gern zu, wenn der alte Haudegen mit jugendlichem Feuer von seinen Kriegserlebnissen erzählte. Wenn dem Alten dann von der Königin auch ein Stück Charpie gereicht wurde, ließ er es wohl unbemerkt in der Säbeltasche verschwinden. Aber die Königin, die ihn einmal dabei ertappte, zieh ihn lächelnd der Unterschlagung. Der mit dem Munde ebenso wie mit dem Schwerte schlagfertige Held erklärte den kleinen Betrug für eine Kriegslist und bat dann wohl um die Gnade, seine Ration Leinewand zu Hause weiter zu zupfen, wobei er pünktlichste Ablieferung versprach.

Indessen waren die Rüstungen für die schwedische Heerfahrt beendet und Blücher, der sich vergeblich Scharnhorst als Generalstabschef ausgebeten hatte, setzte am 25. Mai 1807 von Pillau nach der Insel Rügen über. „Also ich gehe zu Wasser“, hatte er an Hardenberg geschrieben. „Bin mit allem zufrieden, wo ich bin und sein werde.“ Aber mit dem Fortgang seines Unternehmens ist er dennoch nicht zufrieden. Die Federfuchser waren ihm hier wieder in die Quere gekommen. Ehe die Preußen auf der Insel vollzählig versammelt waren, hatte der König von Schweden bereits einen längeren Waffenstillstand mit den Franzosen geschlossen. Die ganze Haltlosigkeit des Unternehmens, das der scharfblickende Napoleon von Anfang an als „ein Märchen“ erklärt hatte, zeigte sich jetzt.

Inzwischen hatten auch in Ostpreußen die kriegerischen Ereignisse ihren Fortgang genommen. Schon am 10. Juni kam es bei Heilsberg an der Alle zu einem heftigen Zusammenstoß. Bennigsen, bestrebt, Napoleon zu täuschen und zu falschen Manövern zu verleiten, hatte seine ganze Macht in einer starken Stellung auf dem rechten Ufer des Flusses festgelegt. Der große Schlachtenmeister aber hatte den Plan Bennigsens leicht durchschaut. Er ging auf dem linken Ufer vor, wobei er gleichzeitig den Zweck verfolgte, die Preußen von den Russen zu trennen und diese von ihrer Verbindung mit Königsberg abzuschneiden. Gelang es nun auch Bennigsen, mit Aufbietung aller Kräfte seine Stellung am 10. Juni zu behaupten, so war er doch am folgenden Tage gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Für die Preußen aber war der Tag von Heilsberg zu einem der denkwürdigsten in der Kriegsgeschichte geworden. Das 55. französische Linienregiment, welches sich auf dem linken Flügel der Division St. Hilaire befand, wurde bei dem Versuch, die den Feind verfolgenden Russen aufzuhalten, von zwei Schwadronen der preußischen Schwarzen Husaren unter Major von Cosel in einer glänzenden Attacke bis auf den letzten Mann niedergeritten. Mit kühner Todesverachtung, mindestens 15 Schritt vor der Front, hatte sich Major von Cosel in die feindlichen Bajonette geworfen. Mit einer Bravour ohnegleichen hatten die Schwadronen, die Offiziere vor den Zügen, wie auf dem Exerzierplatze, den Feind unter lautem Hurrageschrei auf allen Punkten durchbrochen. Ein entsetzliches Gemetzel begann. Das Gefecht löste sich in Einzelkämpfen auf. Bald focht ein jeder Husar einzeln gegen eine ganze Anzahl von Feinden, und nicht eher ruhte der Kampf, als bis der letzte Feind niedergestreckt am Boden lag. Unter den Braven war nicht ein einziger, der nicht

eine Wunde hatte. Major von Cosel hatte zwei Bajonettstiche erhalten; Leutnant Graf Hardenberg und 30 Mann waren gefallen. Im blutigen Handgemenge war der Adler des französischen Regiments erobert worden. Die unvergleichlichen Heldentaten der braven Reiter wurden von dem König durch zahlreiche Ordensauszeichnungen belohnt; so erhielten die beteiligten Offiziere sämtlich den Orden „Pour le mérite“.

Hatte auch der Tag von Heilsberg wieder ein glänzendes Zeugnis von dem wiedererwachten preußischen Heldenmut abgelegt, so war er doch nicht imstande gewesen, Napoleon in seinem ungestümen Siegeslauf aufzuhalten. Schon vier Tage später, am 14. Juni, erfolgte bei Friedland an der Alle die blutige Entscheidung dieses für beide Teile so schwierigen, an Strapazen so reichen Feldzuges. Bennigsen wurde von Napoleon in einer äußerst blutigen Schlacht geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. Die Russen büßten 15—18000 Mann an Verwundeten und Toten und 80 Kanonen ein; nach den russischen Berichten betrugen die Verluste 6000 Mann und 16 Geschütze. Der Verlust der Franzosen betrug nach ihren eigenen Angaben 12000 Mann an Toten und Verwundeten.

Die Schwarzen Husaren in dem Gefecht bei Heilsberg. (10. Juni 1807.)

An demselben Tage hatte auch das preußische Korps unter L'Estocq bei Königsberg, aufs tapferste kämpfend, gegen eine große Übermacht Napoleons eine schwere Niederlage erlitten. Mit dem Fall von Königsberg sahen auch die Mutigsten ihre letzte Zuversicht schwinden; hoffnungslos stand ihnen die Zukunft vor Augen, und mit Entsetzen dachten sie an den Rückzug über die

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Schlacht bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Februar 1807).
Die von Scharnhorst befehligten Truppen des L'Estocqschen Korps führen am Birkenwäldchen bei Kutschitten die Entscheidung herbei.

Original von Professor C. Röchling.

russische Grenze. Der Rest des kleinen preußischen Heeres zog sich bald nach Tilsit zurück, wo am 18. Juni auch General Bennigsen, unaufhaltsam fliehend, eintraf und den Niemenfluß zwischen seine Truppen und den nachfolgenden Feind legte. Königsberg, die alte, ehrwürdige Krönungsstadt, noch vor kurzem der Zufluchtsort der königlichen Familie — verloren! Welch neuer Schmerz für die Patrioten, welch furchtbar niederdrückendes Gefühl für die unglückliche Königin, als sie schon am 12. Juni, das zweite Mal während ihres traurigen Exils, die altehrwürdige Stadt verlassen, um sich nach Memel, an die äußerste Grenze ihres Reiches, zu flüchten. Am 14. waren ihr der König und Hardenberg gefolgt. Nun schien alles zu Ende.

Und doch gab es immer noch herzerhebende Augenblicke in dieser furchtbaren Tragödie der preußischen Geschichte. Die Zitadelle von Pillau, der Vorfestung von Königsberg, behauptete sich unter der Verteidigung des wackeren alten Kommandanten Herrmann in heldenhafter Weise; als

Oberst von Neumann, Festungskommandant von Cosel.

auch hier die Zagen und Schwachen und Feigen von Übergabe sprachen, ließ der brave Mann einen offenen Sarg auf die Schanzen tragen und dort niederstellen. Dann sprach er, sich mit Ingrimm gegen diejenigen wendend, die von Übergabe gesprochen hatten: „So lange ich lebe, übergebe ich Pillau nicht; falle ich, so legt mich in diesen Sarg und — tut, was Ihr nicht lassen könnt, Ihr Canaillen!“ Diese Worte genügten. Die Kleinmütigen schämten sich, und die Festung war gerettet.

In gleich ehrenvoller Weise hielt sich die kleine Festung Cosel in Schlesien unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Friedensschlusse zu Tilsit. Am 23. Januar 1807 war das feindliche Belagerungskorps — etwa 4000 bis 5000 bayrische Rheinbundtruppen unter Generalleutnant Deroy — vor Cosel eingetroffen. Am 4. Februar hatte das Bombardement begonnen, unter welchem die Stadt entsetzlich litt. Bald lag etwa der vierte Teil der Bürgerhäuser in Trümmern. Am 28. Februar glaubte der Feind den Widerstand der Festung gebrochen und erneuerte die Aufforde-

rung zur Übergabe. Der wackere Kommandant jedoch, Oberst von Neumann, obwohl schwerkrank im Bette liegend, diktierte unter dem heftigsten Bombardement die mannhafte Antwort, daß er seine Pflicht bis zum letzten Augenblicke tun würde. Die Garnison mußte entsetzlich leiden. Der Gesundheitszustand war ein höchst trauriger; die Krankheiten nahmen überhand. Von der ohnehin aus unsicheren Elementen bestehenden Garnison desertierten schon anfangs März 600 Mann. Napoleons Plan, nach dem Fall von Schweidnitz, Breslau und Brieg ganz Schlesien außer der Festung Glogau zu räumen und alle irgendwie verfügbare Artillerie nach Glogau zu transportieren, verbesserte die Lage eine Zeitlang. Als in der höchsten Not ein bedeutender Teil des feindlichen Artillerieparks abrückte, ließ der wackere Oberst von Neumann, ungeachtet seines eigenen schweren Leidens, mit großer Umsicht und Energie alle in der Stadt irgendwie entbehrlichen Lebensmittel, Schlachtvieh u. s. w., in die Festung schaffen, die nun wieder auf längere Zeit zu halten war.

Friedrich Wilhelm Graf von Götzen, der Verteidiger Schlesiens.

Dessenungeachtet stieg die Not in der Festung durch den traurigen Gesundheitszustand der Belagerten aufs höchste. 111 Mann lagen im Sterben. Oberst von Neumann selbst war durch die aufreibende Anstrengung Tag und Nacht aufs äußerste in seiner Gesundheit erschüttert. Von einem heftigen Fieber ergriffen, schickte er am 31. März seinen Sohn zu König Friedrich Wilhelm III. nach Ostpreußen mit einem Bericht über den bisherigen Verlauf der Verteidigung von Cosel. Für das durch so viel Unglück verdüsterte Gemüt des Königs war diese Botschaft eine freudige Überraschung. Er ernannte den tapferen Kommandanten von Cosel zum Generalmajor.

Es war eine tragische Fügung in dem Heldenleben des wackeren Kommandanten, daß er die Kunde von dieser Ernennung nicht mehr erhielt. Da Napoleon bereits am 5. April die engere Einschließung der Festung befohlen hatte, die er nunmehr durch Aushungern zwingen wollte, war der Sohn des Kommandanten nicht mehr zu seinem Vater zurückgelangt. Nachdem dieser dem Obersten von Puttkammer das Kommando der Festung übertragen hatte, war der wackere Mann, noch ehe er von seiner Ernennung zum Generalmajor erfahren hatte, seinem Leiden erlegen. Unter seinem tapferen Nachfolger, Oberst von Puttkammer, verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Besatzung so stark, daß Mitte Juni 1807 2100 Mann dienstunfähig waren. Endlich machte der

Frieden zu Tilsit diesem trostlosen Zustand ein Ende, und mit Stolz durfte sich Cosel zu denjenigen Festungen zählen, welche sich nicht der Gewalt des Eroberers gebeugt.

Und immer häufiger wurden jetzt die Beispiele wiedererwachender Vaterlandsliebe, des neu sich belebenden altpreußischen Heldenmutes. Der grenzenlose Kleinmut, der nach den furchtbaren Schlägen, die Preußen zu erleiden gehabt, alle Gemüter ergriffen, machte allmählich einer frohen Zuversicht Platz. Größer wurde die Anzahl der Männer, die ihren Nacken nicht beugten unter dem Joche des fremden Eroberers. Ein herrliches Beispiel des erstarkten Volksgeistes bot der Gebirgskrieg in der Grafschaft Glatz. Graf Götzen, Kommandant der Festung Glatz, hatte durch

Überfall einer französischen Proviantkolonne durch Mannschaften des Grafen von Götzen im Glatzer Gebirge.

seine Tapferkeit und Umsicht, unterstützt von den braven Schlesiern, das kühne, fast unglaubliche Werk zustande gebracht, bis zum Waffenstillstande den noch nicht vom Feinde eroberten Teil von Schlesien freizuhalten. Den verwundeten Arm in der Binde, den Degen in der Rechten, sehen wir den kühnen Führer von dem hochgelegenen Gebirgsdorf aus den Angriff auf eine französische Proviantkolonne leiten. Bunt zusammengewürfelt ist die Schar seiner Leute. Der reguläre Soldat aller Truppengattungen kämpft neben dem Bauern in der Zipfelmütze. Alle sind von der gleichen Vaterlandsliebe, von dem gleichen Haß gegen den Unterdrücker beseelt.

Das Beispiel des Grafen Götzen entflammte das ganze Schlesierland zu glühender Vaterlandsliebe. Die Bürger, die nicht am Kampfe teilnahmen, erboten sich freiwillig zu schweren körperlichen Arbeiten auf den Festungswällen. Während sie damit beschäftigt waren, die Werke auszu-

bessern, verfertigten ihre Frauen daheim Winterkleider für die Truppen. Wollten doch die Frauen in der Betätigung ihrer Vaterlandsliebe nicht hinter den Männern zurückbleiben.

Unter all den edlen Frauen, die, oft die Männer beschämend, sich während der schweren Zeit in den Dienst des Vaterlandes gestellt, ragt vor allen hervor: Schlesiens gefeierte Heldin, Frau von Bonin, die Gattin des ehemaligen Offiziers und späteren Gutsbesitzers Karl Heinrich von Bonin. Die mit einem seltenen Mut und mit einer ungewöhnlichen Willensenergie begabte Frau, von glühender Vaterlandsliebe und treuer Anhänglichkeit an den König beseelt, leistete in jenen Tagen, was in der Geschichte jener Zeit nur wenige Frauen vollbracht haben.

Die heldenhafte Frau von Bonin bringt eine königliche Kasse in Sicherheit.

Um dem Feinde zu schaden, machte Frau von Bonin dem Fürsten von Pleß, General-Gouverneur von Schlesien, den Vorschlag, Kassengelder, die dem Feinde abgeliefert werden sollten, in Beschlag zu nehmen und in Sicherheit zu bringen. Der Fürst machte die mutvolle Frau auf die Gefährlichkeit ihres Vorhabens aufmerksam, gab ihr aber schließlich doch ein aus 70 Mann bestehendes Kommando leichter Kavallerie unter der Führung der Leutnants Fischer und Schrader. Mit unglaublicher Kühnheit verstand es Frau von Bonin, in mehreren Gebirgsstädten kurz hintereinander verschiedene öffentliche Kassen mit Beschlag zu belegen und sie vor der Habgier und Erpressersucht der Franzosen in Sicherheit zu bringen. Die ganze Summe, die sie auf diese Weise dem Vaterlande erhielt, betrug 22000 Taler.

Einen Handstreich von bewunderungswürdiger Kühnheit und Geistesgegenwart führte sie in Bunzlau, ihrem eigenen Wohnorte, aus. Hier hatte sie 10000 Taler von ihr beschlagnahmter königlicher Gelder in der Salzfaktorei verborgen. Als sie erfuhr, daß in die Stadt eine französische

Besatzung von 600 Mann gelegt worden sei, faßte sie den kühnen Entschluß, trotz der Übermacht des Feindes die Kasse in ihren Besitz zu bringen. Am 9. Februar 1807 war sie mit ihrem Kommando nach dem südlich von Bunzlau gelegenen Löwenberg gegangen; von hier aus hatte sie sich, nur von Leutnant Schrader und vier Mann begleitet, auf Bauernschlitten nach Bunzlau begeben. Während letztere vor der Stadt blieben, hatte Frau von Bonin sich allein hineingeschlichen und, nachdem sie zu ihrer Freude erfahren, daß die Stadt noch nicht besetzt war, hatte sie durch Boten ihre kleine Begleitung nach dem Gasthof „Zu den drei Linden" (heute „Fürst Blücher") rufen lassen. Während sie noch wegen der Beschlagnehmung und Fortschaffung der 10000 Taler königlicher Gelder beriet, langte draußen eine Extrapost mit einem reich dekorierten französischen Offizier an. Mit schnellem Blick überschaute die kluge Frau das Gefahrdrohende sowohl wie das Vorteilhafte ihrer Lage. Sie ließ das Zimmer, welches der französische Offizier bei dem Gastwirt bestellt, durch ihre Leute bewachen, trat schnell entschlossen ein, erklärte den fremden Offizier für ihren Gefangenen und nahm ihm seinen Degen ab. Leutnant Schrader vollendete den kühnen Streich, indem er den fremden Offizier, der kein Geringerer war als der französische General Brune, zwang, ihm seine Depeschen und sein ganzes Geld — etwa 70000 Taler in Gold — herauszugeben.

Als bald darauf eine zweite und später noch eine dritte Extrapost je mit einem feindlichen Offizier anlangte, versicherte sich Frau von Bonin auch dieser beiden. Während Leutnant Schrader mit seiner kleinen Bedeckung, den drei Gefangenen und dem erbeuteten Gelde den Weg nach Löwenberg antrat, wo sein Kommando zurückgeblieben war, begab sich Frau von Bonin nach ihrem dicht bei Bunzlau gelegenen Gute Wichau, um ihre Kinder vor der Rache der Franzosen in Sicherheit zu bringen. Auf dem Wege dahin begegnete ihr ein französischer Kurier. Ihrer überlegenen Klugheit gelang es, diesen auf ihr Gut Wichau zu führen; hier machte sie, unterstützt von ihren Knechten, ihn ebenfalls zu ihrem Gefangenen. Das in Löwenberg zurückgelassene Kommando war inzwischen, nachdem Leutnant Schrader mit den Gefangenen zu ihm gestoßen war, nach Hirschberg weiter marschiert. Hier traf Frau von Bonin, als Amazone gekleidet, wieder mit dem Kommando zusammen, und General Brune machte große Augen, als Leutnant Fischer sie mit den Worten vorstellte: „Herr General, dieses ist die Dame, deren Entschlossenheit wir das Glück verdanken, Sie und diese Herren zu Gefangenen bekommen zu haben."

Während Leutnant Schrader mit den Depeschen und einem Teile der Beute auf Seitenwegen nach der Grafschaft Glatz ging, übernahmen Leutnant Fischer und der Gatte der heldenmütigen Frau, Rittmeister von Bonin, den Transport der Gefangenen; auf dem Wege nach Silberberg wurden beide vom Feinde aufgehoben und gerieten in Gefangenschaft. Frau von Bonin entkam mit ihren Kindern und den 22000 Talern Kassengeldern glücklich nach Reinerz, wo sie dem Grafen von Götzen das Geld aushändigte, das diesem eine äußerst willkommene Beute war, da die Truppen aus Mangel an Mitteln schon längere Zeit keine Löhnung erhalten hatten.

Da sie die Rache der Franzosen fürchten mußte, konnte die heldenmütige Frau nicht wagen, nach ihrem Gute zurückzukehren. Sie blieb daher bei dem Korps des Grafen von Götzen und teilte, meist zu Pferde, alle Gefahren und Mühseligkeiten mit den Truppen. Unsägliches hat die hochgesinnte Frau dabei erduldet. Um nicht aufgehoben und dem Feinde überliefert zu werden, marschierte sie, wie sie selbst in ihrem Tagebuche schreibt, mit ihren Begleitern oft des Nachts über unabsehbare Schneegebirge auf gefährlichsten Wegen. Der Feind umlauerte sie von allen Seiten. Mehrmals ging der Weg, in fürchterlich kalten Nächten, durch Gewässer, und die Kleider froren an den erstarrten Gliedern. Endlich kam sie in Glatz in Sicherheit, wo sie ihre Bemühungen zum

General Courbière, Kommandant von Graudenz, und der französische Unterhändler Savary.

Nutzen der Festung solange fortsetzte, bis der Frieden von Tilsit ihrer aufopfernden, bewunderungswürdigen Tätigkeit vorläufig ein Ende machte.

Und noch eine andere Heldengestalt leuchtet uns, einem strahlenden Sterne gleich, aus dem Dunkel jener traurigen und doch so erhebenden Zeit entgegen, da die treuen Schlesier mit selbstvergessender Vaterlandsliebe die Verteidigung ihres Landes in die eigene Hand nahmen. Es ist die Heldengestalt des kühnen Parteigängers, Premierleutnants Graf Joseph Günß von Rekowsky, der mit Aufopferung seines Vermögens ein Freikorps von einigen Hundert Jägern, wenigen Reitern und zwei Kanonen bildete, zunächst als selbständiger Parteiführer auf eigene Faust und Verantwortung, von Mitte März 1807 ab im Verbande der schlesischen Jägerdivision, mit kühnem Wagen und todesverachtender Tapferkeit den Franzosen 27 fast stets glückliche Gefechte liefernd. Vornehmlich die tapfere Verteidigung und Erhaltung der Festung Silberberg ist mit dem Namen von Günß verknüpft. Kein anderer als Graf von Götzen selber hat in einem noch heute in den Akten des Kriegsarchivs aufbewahrten Generalrapport an den König die aus glühendem Patriotismus geborenen Taten des kühnen Mannes für immer der Vergessenheit entzogen.*)

General Graf von Kalckreuth.

Ein Beispiel heldenmütiger Standhaftigkeit gab auch der Kommandant von Graudenz, der alte 73jährige General Courbière. Nach mehrmonatiger Belagerung war die Festung bereits wiederholt zur Übergabe aufgefordert worden. Nachdem alle diese Versuche bisher an der soldatischen Ehrenhaftigkeit und felsenfesten Treue des Generals gescheitert waren, versuchte Savary, der französische Unterhändler, auf dem Wege der List den alten Kommandanten gefügiger zu machen, indem er ihm die erlogene Tatsache von dem Tode des Königs von Preußen meldete. Da antwortete der alte Courbière mit stolzem Selbstgefühl: „Nun, wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es noch einen König von Graudenz!“

*) Akten des Kriegsarchivs im Generalstab E. II. 69. Seite 77 (Blau).

Joachim Nettelbeck und Major von Gneisenau auf den Festungswällen von Kolberg.

Das erhebendste Beispiel von Vaterlandsliebe gab vor allem Kolberg im Jahre 1807. Hier trat die ganze Bürgerschaft selbst in den Kampf ein, an ihrer Spitze der alte sturm- und wetterfeste Joachim Nettelbeck. Das Bombardement hatte bereits 30 Stunden gewährt, die Stadt war an verschiedenen Stellen in Flammen aufgegangen; die Gefangenen waren aus dem Stockhause ausgebrochen und fingen an, in den Häusern zu plündern. Da gelobten Nettelbeck und Major von Gneisenau einander auf den Wällen von Kolberg, in Not und Trübsal auszuharren und die Festung bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Und sie haben Wort gehalten. Am 2. Juli 1807 unternahmen die Franzosen noch einen letzten Hauptsturm auf die so tapfer verteidigte Festung,

Aufopferungsvolles Verhalten der Bürgerschaft während der Verteidigung von Danzig.

der wie alle übrigen mit einem Heldenmut ohnegleichen abgeschlagen wurde. Am 3. Juli endlich traf die Mitteilung vom Abschlusse des Waffenstillstandes ein, dem Vorboten des Tilsiter Friedens. Kolberg war gerettet, und nach langer Zeit der Schmach und Schande hörte man wieder mit erhobenem Haupte und freiatmender Brust von preußischem Waffenruhme und ehrenhafter Bürgergesinnung sprechen. Nettelbeck wurde die Ehre zuteil, von jetzt ab die Admiralitätsuniform zu tragen. Major von Gneisenau wurde zum Obersten, Schill zum Major befördert; aus der Besatzung der tapferen Feste wurde das Regiment „Kolberg" gebildet.

Wie in Kolberg, so hatte auch in Danzig die Bürgerschaft mit großer Aufopferung der Sache des Vaterlandes gedient. Der Kommandeur von Danzig, General von Kalckreuth, hatte mit einer schwachen Besatzung dem Feinde einen zehnwöchigen, hartnäckigen Widerstand geleistet.

Der erschöpften Besatzung trugen die Bürger Speisen und Getränke auf die Wälle hinaus, die Verwundeten erhielten in den Bürgerhäusern die liebevollste Pflege, und die waffenfähigen Männer lösten unermüdlich die kämpfenden Brüder auf den Wällen ab. Erst in der höchsten Not, nachdem ein für die Belagerten bestimmtes englisches Schiff mit Munition in die Hände der Franzosen gefallen, auch die Besatzung durch wochenlangen Dienst aufs äußerste erschöpft war und der französische Marschall Lefebvre mit dem Sturm drohte, entschloß sich General von Kalckreuth zur Übergabe. Er knüpfte diese jedoch an die Bedingung, daß die gesamte Garnison freien Abzug bekäme, behielt sich aber ausdrücklich vor, die Tore der Festung erst dann zu öffnen, wenn bis zum Mittag des nächsten Tages kein Ersatz angelangt wäre.

Aber das Schicksal der alten Feste war nicht mehr zu wenden; sie fiel mit ihrer gesamten Besatzung dem stolzen Imperator in die Hände und machte ihm sein ganzes Belagerungskorps frei — für Napoleon ein neuer Erfolg von weittragender Bedeutung. Aus allen Himmeln gestürzt, schreibt die unglückliche Königin, die wieder angefangen hatte zu hoffen, an ihren Bruder Georg: „Danzig! Danzig ist dahin, seit gestern schon in französischen Händen! in diesen verhaßten, über alles gräßlichen Händen! Der Platz war zu retten, wenn Bennigsen, der russische Feldherr, eine kleine Diversion machte, um die Aufmerksamkeit der Belagerer zu teilen. Ein Sieg wäre ihm gewiß gewesen, da die Hauptarmee Napoleons außerordentlich geschwächt war und also der Feind leichter als je zu schlagen gewesen wäre."

Und von neuem jagte eine Unglücksbotschaft die andere. Jetzt war alles aus. Die preußische Monarchie lag zu den Füßen des Korsen, die königliche Familie war von seiner Gnade abhängig. Den Gemütszustand der Königin um jene Zeit — zugleich aber auch die Hoheit ihrer Gesinnung — schildert ein Brief an ihren Vater vom 24. Juni 1807. „Mein Zutrauen soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr . . . Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben, Brot und Salz essen, nie, nie werd' ich unglücklich sein. Nur hoffen kann ich nicht mehr. Kommt Unglück, so setzt es mich auf einige Augenblicke in Verwunderung, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht, nur Unzuverlässigkeit des Guten unsererseits bringt mich zu Grabe, darüber komm' ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind des Menschen nichts über mich."

VII. Friede zu Tilsit.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807 war die wiederholt gelobte Bundestreue des Kaisers Alexander von Rußland seinem preußischen Verbündeten gegenüber bedenklich ins Wanken geraten. Noch am 1. April hatte der Zar bei der Monarchenzusammenkunft in Kydullen bei Polangen den König Friedrich Wilhelm III. angesichts der gesamten beiderseitigen Gefolge umarmt und mit tränenden Augen zu ihm gesagt: „Nicht wahr? Keiner von uns beiden fällt allein! Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!“ — — Es war der 1. April gewesen! Erst später sollte es dem ehrlichen Friedrich Wilhelm klar werden, daß sein hoher Bundesgenosse ihn hier sehr bedenklich in den April geschickt hatte.

Einige Wochen später — am 26. April — war dann unter vornehmlicher Einwirkung Hardenbergs zwischen beiden Monarchen der Vertrag von Bartenstein zustande gekommen, in welchem sich der Zar ausdrücklich verpflichtet hatte, „alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte zu vereinigen, um die preußische Monarchie in ihrer früheren Macht wieder herzustellen.“ Im Artikel 13 hatten sich beide Mächte dann verpflichtet, „daß keine von beiden während des gegenwärtigen Krieges Eroberungen für sich machen wollte“; das einzige Ziel sollte nur sein, „den Feind zu einem allgemeinen und festen Frieden zu zwingen.“ Die Bundesgenossenschaft beider Monarchen gipfelte in dem Satze: „Für die jetzigen sowohl als für die zukünftigen Teilnehmer des Bündnisses besteht die Verbindlichkeit, die Waffen nur gemeinschaftlich niederzulegen.“

Wir werden bald sehen, daß eben dieser „Bartensteiner Vertrag“, der dem ehrlichen, treumeinenden Friedrich Wilhelm heilig und unverletzlich war, für den schwankenden, eitlen, stets „charmanten“ Zaren nichts weiter war als ein Blatt Papier, das er zerriß, wenn es nicht mehr in seinen Kram paßte.

In seiner kriegerischen Laune durch die Niederlage bei Friedland sehr herabgestimmt, gab Alexander dem Drängen seines Oberbefehlshabers Bennigsen, der den Zustand im russischen Heere

als sehr bedenklich schilderte, nur allzu bereitwillig nach und gestattete diesem, einseitig, ohne Genehmigung seines preußischen Bundesgenossen, Waffenstillstandsverhandlungen mit Napoleon anzuknüpfen. Noch am 19. Juni wurde ein Unterhändler an den Marschall Berthier abgeschickt. Schon nach wenigen Stunden überbrachte Kapitän Perigord, ein Neffe des Fürsten Talleyrand, die mündliche Antwort Napoleons, daß er zum Abschlusse eines Waffenstillstandes mit Rußland bereit sei und seinen Marschall Berthier mit den nötigen Vollmachten versehen habe.

Und nun geschah das Unerhörte. Zar Alexander, nicht seiner überschwänglichen Freundschaftsversicherungen, nicht des Bartensteiner Vertrages gedenkend, erklärte sich bereit, den Waffenstillstand einseitig für das russische Heer abzuschließen, unbekümmert um das Schicksal des preußischen Bundesgenossen. Am 21. Juni kam zwischen Napoleon und Alexander dieser Waffenvertrag zustande; des preußischen Heeres war dabei mit keiner Silbe gedacht. So sehr auch hinterher von Seiten des russischen Zaren und seiner Berater versucht wurde, durch allerlei Entschuldigungen, Erklärungen und Enthüllungen über den Zustand im russischen Heere die Schmach dieser Tat zu vertuschen, die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß er gegen seinen treuen, ehrlichen Bundesgenossen — auf gut deutsch gesagt — einen kaltblütigen, rücksichtslosen Verrat übte.

Für Friedrich Wilhelm war die Nachricht von diesem Verhalten seines „Bundesgenossen“ um so entmutigender, als gerade in diesen Tagen ihm das Schicksal wieder einen freundlichen Hoffnungsblick in die Zukunft zu zeigen schien. Am 23. Juni waren von London Nachrichten eingetroffen, daß der Abschluß eines Subsidienvertrages mit England nahe bevorstehe, daß eine große Sendung von Waffen und Munition bereits unterwegs sei. Auch aus Wien war die aufmunternde Nachricht eingetroffen, daß Österreich nicht abgeneigt sei, dem Bartensteiner Vertrage beizutreten und Preußen mit bewaffneter Hand zu unterstützen.

Auch die ganze Umgebung des Königs war wie niedergeschmettert. Hardenberg berichtet darüber: „Wie ein Donnerschlag für uns kam noch in diesem Augenblick (vor der Abreise des Zaren nach dem Hauptquartier Napoleons bei Tilsit) ein Kurier mit dem einseitig abgeschlossenen russischen Waffenstillstande.“*) Am meisten litt die Königin unter diesen Nachrichten: „Bennigsen hat einen Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen“, schreibt die Gräfin Voß in ihr Tagebuch, „der Kaiser hat ihn bestätigt. Die Königin und wir alle sind in Verzweiflung darüber! Welch ein Schmerz! . . . Nun noch dieser letzte Schlag!“

Aber noch größere Demütigungen sollten die nächsten Tage dem Königspaare bringen. Von seinem Bundesgenossen verlassen, war Friedrich Wilhelm nunmehr genötigt, auch seinerseits Waffenstillstandsverhandlungen mit Napoleon anzuknüpfen. Von Hardenberg begleitet, reiste er am 23. Juni nach Piktupönen bei Tilsit zu Kaiser Alexander. Allgemeine freundschaftliche Versicherungen seitens des Zaren und der gute Rat, unverzüglich Bevollmächtigte an den französischen Kaiser zu schicken, war das Ergebnis der Unterhandlungen beider Fürsten, die man kaum noch „Verbündete“ nennen konnte. Der Feldmarschall Graf von Kalckreuth war, mit den nötigen Vollmachten versehen, als Unterhändler zu Napoleon geschickt worden. Im preußischen Hauptquartier befremdete diese Wahl aufs höchste. Freiherr von Schladen, damals preußischer Gesandter am bayrischen Hofe, der den Feldzug im Hauptquartier König Friedrich Wilhelms III. mitmachte und sich in seinem Tagebuch als ein vorurteilsfreier, scharfer und unabhängiger Beobachter zeigt, schreibt, entsetzt über die ungeeignete Persönlichkeit dieses Bevollmächtigten: „So ist denn diese Wahl getroffen, und unsere teuersten Interessen sind einem alten, leichtsinnigen Schwätzer anvertraut.“**)

*) Eigenhändige Memoiren des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. II, 441 ff.

**) Freiherr von Schladen, „Preußen in den Jahren 1806/07. Ein Tagebuch.“

General von Kalckreuth, dem französischen Kaiser als einer seiner größten Bewunderer und als tapferer Verteidiger von Danzig bekannt, wurde von Napoleon mit Achtung empfangen. Sein Versuch aber, den Imperator zu bestimmen, Hardenberg zu den Verhandlungen zuzuziehen, versetzte Napoleon sofort in die größte Aufregung. Wütend stampfte er mit dem Fuße auf, kehrte dem preußischen Bevollmächtigten den Rücken und erklärte, während er im Zimmer heftig auf und ab schritt: „er würde lieber noch 40 Jahre Krieg führen, als mit Hardenberg zu unterhandeln.“ Das Ergebnis der Unterhandlungen, die Kalckreuth sodann mit dem Marschall Berthier fortsetzte, war denn auch traurig genug. Die Einräumung der Festungen Kolberg, Graudenz und Pillau war neben anderen schmerzlichen Bestimmungen die unerläßliche Vorbedingung für das Zustandekommen des Waffenstillstandes. Der Kaiser von Rußland, wohl von einem erklärlichen Schamgefühl seinem von ihm treulos verlassenen Bundesgenossen gegenüber getrieben, übernahm es bei seiner am nächsten Tage, dem 25. Juni, stattfindenden persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon, diesen um Zurücknahme der Forderungen hinsichtlich der Einräumung der genannten drei Festungen zu bitten.

Die Zusammenkunft Napoleons und Kaiser Alexanders fand auf einem inmitten des Memelstromes verankerten Flosse statt. In der Mitte desselben erhob sich ein mit den Anfangsbuchstaben der Namen beider Herrscher sowie mit Laub und Blumengewinden geschmückter Pavillon. Napoleon, der es liebte, derartigen bedeutungsvollen Staatsaktionen einen möglichst glanzvollen und pomphaften Anstrich zu verleihen, hatte angeordnet, daß die beiderseitigen Heere zu den Seiten des Flusses am Ufer Aufstellung in Parade nehmen sollten. Die beiden Herrscher stießen zu gleicher Zeit vom Ufer ab. In dem Gefolge Napoleons befanden sich der Großherzog von Berg (Joachim Murat), der Fürst von Neufchatel, die Marschälle Bessières und Duroc, sowie der Oberstallmeister Caulaincourt. In dem Gefolge des Zaren befanden sich sein Bruder Konstantin, die Generale Bennigsen und Suworoff, Fürst Lobanoff und Graf Liewen. Die beiderseitigen Heere brachen in dem Augenblicke, da die beiden mächtigsten Gewalthaber Europas sich vor dem Eingange des Zeltes umarmten und den Friedenskuß wechselten, in die Rufe aus: „Vive l'Empereur!“ und „Hurra!“ Dazu gab der eherne Mund der Kanonen die Freudensalven ab.

Während die beiden Potentaten dann im Zelt verschwanden und dort stundenlang im angelegentlichsten Gespräch verweilten, harrten die Begleiter beider Kaiser in kalten Regenschauern und im Heulen des Sturmes in offenen Böten zur Seite des Flusses aus. Doch sie hatten nur körperliches Ungemach zu erdulden. Jener einsame Reiter dort aber, der am Ufer des Flusses, des Unwetters nicht achtend, in düsterem Sinnen auf und ab reitet — was mochte in seiner niedergebeugten Seele vorgehen? Es war der König Friedrich Wilhelm von Preußen, der die Demütigung, von dieser pomphaft in Szene gesetzten Monarchenzusammenkunft ausgeschlossen zu sein, in tiefster Seele empfand.

Zwei Menschen waren dort in dem Zelt auf dem Memelflusse, die auch über sein Schicksal das Los warfen, der eine jeder Zoll ein Charakter, jede Fiber ein eiserner Wille, jedes Wort, jeder Blick eine Tat. Und sein Gegenüber ein charakterschwacher, weichlicher, überschwenglicher Augenblicksmensch; wie Schlosser sagt, „eine Art Phantast und Mystiker, der Männer und Weiber idealisierte, vergötterte, schwärmend verehrte, hernach in den Kot sinken ließ, um die Verehrung anderen zuzuwenden, die er dann eben so schnell wieder fallen ließ.“

Was die beiden Machthaber hier in langen Gesprächen verhandelt haben, ist niemals seinem ganzen Inhalt und Wortlaut nach bekannt geworden. Streng historisch kann nur gesagt werden, daß alles, was bisher über den Inhalt der geführten Gespräche erzählt und geschrieben worden ist,

in das Reich der Vermutungen verwiesen werden muß. Nur soviel ist gewiß, daß Kaiser Alexander erst ganz zuletzt, als die Unterredung sich zu Ende neigte, sich seines so schnöde im Stiche gelassenen „Bundesgenossen" und „Freundes" Friedrich Wilhelm erinnerte und für den nächsten Tag bei dem Imperator eine Zusammenkunft desselben mit dem Könige von Preußen erwirkte. Napoleon gewährte seinem neugewonnenen „Freunde" gern die Bitte, ihm am nächsten Tage den König von Preußen vorzustellen; eine förmliche Einladung vonseiten des französischen Kaisers ist nie erfolgt.

Die Zusammenkunft fand gleich am nächsten Tage, 26. Juni, in dem gleichen Pavillon auf der Memel und ebenfalls in Anwesenheit Alexanders statt. Der ganze äußere Verlauf dieser Monarchenbegegnung war für Friedrich Wilhelm ein äußerst demütigender. Der stolze Überwinder vernachlässigte den preußischen König auffallend; er unterhielt sich fast ausschließlich mit Alexander und ließ den König deutlich fühlen, daß er ihn weder fürchte noch brauche. Ja, er ließ die gewöhnlichste Höflichkeit außer acht, das preußische Gefolge vorstellen zu lassen. Dennoch war diese Begegnung für den Kaiser der Franzosen und für seinen neuen Freund vielleicht peinlicher als für Friedrich Wilhelm. Der unglückliche König bewahrte bei kalter Höflichkeit äußerlich durchaus ein gelassenes und würdevolles Auftreten. Aufrecht stand er vor seinem Überwinder, und seinem russischen Freunde konnte er mit dem Blicke eines ehrlichen Mannes, der niemals die Bundestreue gebrochen, ins Auge sehen. Auch die Ablehnung Hardenbergs durch Napoleon war bei dieser Unterredung zur Sprache gekommen. Das war nicht geeignet, Napoleons Laune zu erhöhen. Er erwiderte dem Könige: „Hardenberg hat mich und meine Nation durch sein Verhalten gegen meine Minister (Laforest und Duroc) so beleidigt, als wenn er mir selbst eine Ohrfeige (soufflet) gegeben hätte." In wenig rücksichtsvoller Weise ließ sich dann Napoleon dem Könige gegenüber über die Mängel der preußischen Militär- und Zivilverwaltung aus.

Wie trotz aller äußerlich bewahrten Ruhe der König durch den Verlauf dieser ersten Unterredung im tiefsten Innern seiner Seele sich gedemütigt und niedergeschmettert fühlte, beweist eine Tagebuchnotiz der Gräfin Voß vom 28. Juni: „Heute kam ein Brief des Königs an die Königin über die Zusammenkunft am 26. Dieser elende Napoleon hat den König mit gesuchter Gleichgültigkeit und Kälte behandelt, und er schreibt sehr aufgeregt und entrüstet. Es waren zwei kleine Häuschen auf der Brücke über die Memel errichtet, in dem einen waren die beiden Kaiser, in dem andern der König. Welche Insolenz gegen ihn! Auch aßen die beiden Kaiser dann zusammen in Tilsit, unser König mußte allein in einem Dorfe, eine Meile von der Stadt, bleiben. Welch entsetzliche Friedensbedingungen werden wir bekommen nach einem Vorspiel von so ausgesuchter Feindseligkeit und solchem Übermut."

Bei einer zweiten Einladung, die der König am 28. Juni nach Tilsit erhielt, zeigte sich Napoleon seinem Gaste gegenüber höflicher. Auf des Königs Bedauern, daß er einem am vorhergehenden Tage stattgefundenen großen militärischen Schauspiele, der Aufführung der Schlacht bei Marengo, nicht habe beiwohnen dürfen, ordnete Napoleon sofort eine glänzende Heerschau der Division Davout an; Friedrich Wilhelm und beide Kaiser wohnten ihr bei. Auch hatte Napoleon den König gebeten, nach Tilsit zu kommen, um dort sein Gast zu sein. Er speiste hier eine Zeitlang täglich mit Napoleon und Alexander zusammen. Aber die Freundschaft der beiden Kaiser und die demütigende Rolle, die er hierbei spielte, war dem feinfühligen Manne doch bald so unheimlich, daß er abends stets nach Piktupönen zurückkehrte.

Inzwischen waren auch die Waffenstillstandsverhandlungen mit Preußen abgeschlossen worden. Bald nach der Zusammenkunft der Monarchen legte der Marschall Berthier dem Grafen Kalckreuth den Waffenstillstandsvertrag vor. Die einzige Milderung, die Kaiser Alexander bei Napoleon durch-

gesetzt hatte, allerdings eine nicht unbedeutende, war der Fortfall der Klausel wegen Einräumung der Festungen Kolberg, Graudenz und Pillau. Im übrigen war der Vertrag noch traurig genug und lähmte jede Tätigkeit der preußischen Waffen. Kalckreuth unterzeichnete ihn kaltblütig, obwohl er in einzelnen Punkten der ihm vom Könige erteilten Instruktion geradezu entgegen war. Es war weder von einer Dauer der Waffenruhe, noch von einer Kündigungsfrist, noch von einer Verproviantierung der Festungen die Rede. Alle diese Unterlassungen konnten die unangenehmsten Folgen haben und zeugten von einer grenzenlosen Übereilung und Leichtfertigkeit,*) und voll höchster Erbitterung zeichnet Freiherr von Schladen in sein Tagebuch die Worte ein: „Welche erbärmliche Meinung müssen die Franzosen von uns hegen, wenn wir Menschen zu solchen wichtigen Geschäften brauchen, die bei einer so einfachen Sache dennoch das Wichtigste vergessen."

Bei den ganzen Verhandlungen hatte Kaiser Alexander eine mehr als zweifelhafte Rolle gespielt. Trotz mehrfacher brieflicher und mündlicher Freundschaftsversicherungen des Zaren mußte der König mit Schmerz sehen, wie unter dem faszinierenden Einfluß Napoleons das Benehmen des russischen Kaisers gegen ihn mehr und mehr von seiner Aufrichtigkeit und Hingebung verlor. „Der Kaiser Alexander benimmt sich mehr als schwach", schreibt die Gräfin Voß unterm 4. Juli in ihr Tagebuch; „es ist ein Schmerz, es zu sagen."

Auf Hardenbergs Rat sandte der König von Preußen den Kammerherrn von Schladen nach Tilsit, wo bereits die Friedensunterhandlungen im besten Gange waren. Dem russischerseits mit dem Abschluß derselben betrauten Minister General von Budberg wurde durch Herrn von Schladen eine Note übergeben, durch welche der König mit ausdrücklichen Worten die pünktlichste Erfüllung des Vertrages von Bartenstein forderte, nämlich: „daß keine Trennung der beiden Mächte bei den Friedensverhandlungen stattfinde." Friedrich Wilhelm selber drang bald darauf in einer persönlichen Unterredung dem Kaiser Alexander gegenüber auf die Erfüllung des Bartensteiner Vertrages. Alexander zeigte über diese ihm unangenehme Erinnerung an seine einstige Bündnistreue große Empfindlichkeit und zog sich überhaupt in demselben Grade von seinem früheren Freunde zurück, als seine Schwärmerei für Napoleon zunahm. „Der mächtige Autokrat Rußlands", schreibt Schladen am 30. Juni in sein Tagebuch, „spielt jetzt Napoleon gegenüber eine Rolle, die seiner Würde wenig entspricht; er scheint nur mit dem einzigen Gedanken beschäftigt, ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen, nimmt seine Gastmahle an, ohne solche wieder zurückzugeben und, durch die hinterlistigsten Täuschungen dieses außerordentlichen Mannes gefesselt, wird er ein stummes Werkzeug seiner Riesenpläne und Preußens König ein Opfer dieser Stellung und seiner eigenen Treue." Und noch zwei Jahre später ruft Gneisenau in einem Briefe an Freiherrn vom Stein vom 3. März 1809 entrüstet aus: „Ich frage, ob dieser Alexander, wenn er Preußens bitterster Feind gewesen wäre, sich sinnreicher hätte benehmen können, um unseren Untergang zu befördern, als er getan hat, indem er sich unseren Freund nannte!"

Alexanders verändertes Benehmen zeigte sich vor allem auch gegen Hardenberg. Napoleon verlangte in diesem Augenblicke dringender als je den Rücktritt dieses preußischen Patrioten. Dem Grafen Dönhoff hatte er, wie Schladen berichtet, ausdrücklich erklärt, „er werde nicht eher mit dem Könige Frieden schließen, als bis dieser Hardenberg verabschiedet habe. Er mache es zur ausdrücklichen Bedingung, daß derselbe unverzüglich die Hauptstadt verlasse und es ihm nicht erlaubt werde, sich ihr auf 40 Meilen zu nähern." Kaiser Alexander, der noch vor wenigen Monaten als eifriger Bewunderer der Staatskunst Hardenbergs Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, diesen für die Leitung der preußischen Staatsgeschäfte zu gewinnen, da deren glückliche Er-

*) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07.

ledigung damals ja in seinem eigenen Interesse lag, rührte jetzt nicht einen Finger für den ehemaligen Schützling, der das Verbrechen auf sich geladen hatte, sich die Ungnade Napoleons zuzuziehen. Die einzige Gunst, die er Hardenberg gewährte, war das Anerbieten, daß er ihm gestatten wolle, die Verbannung innerhalb der Grenzen seines eigenen Landes zu nehmen. Mit edlem Freimut dankte Hardenberg dem Kaiser für dies Anerbieten in einem Schreiben, worin er ihn bat, „seinen Ruhm nicht dadurch zu beflecken, daß er seinen Freund, den König von Preußen, dem Übermute des Kaisers preisgäbe."

Am 5. Juli speiste Hardenberg noch an der Tafel des Königs und wohnte dann noch einer langen Unterredung Alexanders mit der Königin bei. Am folgenden Tage verabschiedete er sich von dem Königspaar, um in die Verbannung zu gehen, begleitet von den heißesten Segenswünschen aller Patrioten.

Preußen hatte von neuem einen guten Genius verloren. Und immer dichter zog sich das Gewölk um den Thron Preußens zusammen. Die Blitze hielt der zürnende Imperator in der Hand. Kaiser Alexander sah mit Schrecken, in welche gefährliche Lage er seinen so treu an ihm hängenden Bundesgenossen durch seine Hinneigung zu Napoleon gebracht. Von dem Gewaltigen hatte er erfahren, wie dieser nicht gewillt sei, Preußen irgendwie zu schonen, und daß nach dem Frieden von einem König von Preußen kaum noch die Rede sein könne, höchstens von einem „Marquis de Brandebourg". Da schlug dem Verbündeten doch das Herz in quälender Reue. Er verwendete sich lebhaft für den unglücklichen König, und da er anfänglich keinen Erfolg damit hatte, verfiel er auf ein Mittel, das der Erfindungsgabe des galanten Ritters alle Ehre machte, das aber für den König und die Königin eine neue große Demütigung in sich schloß. Die Königin sollte nach Tilsit gehen, um vor dem Abschluß des Friedens mit dem französischen Kaiser persönlich zu verhandeln. Er selbst, Alexander, wollte die nötigen Schritte zur Einleitung tun.

Um für sein unglückliches Land einen möglichst günstigen Frieden zu erlangen, entschloß sich Friedrich Wilhelm blutenden Herzens zu dem schweren Schritt, der für die unglückliche Königin das schwerste Opfer bedeutete, was sie in diesem unseligen Kriege gebracht hatte. Sich vor dem übermütigen Manne zu demütigen, der ihr Glück und das ihres Vaterlandes mit Füßen getreten, der sie in niedrigen Schmähungen persönlich beleidigt hatte — das war das Schwerste, was man von ihr verlangte ... Aber sie wollte das Opfer bringen, galt es doch ihrem Lande, ihrem Volke. „Und wenn ich Preußen nur noch ein Dorf erhalten kann, so wird dieser Schmerzensgang doch nicht umsonst sein", hatte sie zu ihrer Umgebung geäußert, als man die Koffer zu dieser unglückseligen Reise packte.

Würdig und groß, mit der ganzen Hoheit ihrer Erscheinung und dem ganzen Adel ihrer Seele trat sie am 6. Juli 1807 dem Gewaltigen gegenüber. Aber sie empfing ihn mit jenem Takte, wie ihn nur ein edles Herz, ein klarer Geist und ein erleuchteter Verstand zeigen kann. Sie sei gekommen, um ihn zu bewegen, Preußen einen leichteren Frieden zu bewilligen. „Aber wie konnten Sie nur den Krieg mit mir anfangen?" fragte Napoleon hochmütig. Mit edlem Stolze antwortete die Königin: „Sire, dem Ruhme Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Mit der ganzen Hingebung ihres warmen Herzens sprach sie für ihr Land, für ihr Volk; sie legte ihm nahe, wie großmütig er handeln würde, wenn er weise Mäßigung, Gerechtigkeit und Erbarmen walten ließe, und als die Unterhaltung sich um ihren Gemahl drehte, konnte sie ihren Tränen nicht länger wehren. Napoleon war entzückt von der Anmut der Königin; er behandelte sie mit ausgesuchtem Respekt; aber Luisens Hoffnung, einen vorteilhaften Frieden zu erlangen,

wurde bitter getäuscht. Nur Komplimente, nur leere Worte waren die Antwort des Kaisers; mit der ihm eigenen diplomatischen Gewandtheit vermied er es, irgendwelche bindende Zusage zu machen. Und als an demselben Abend nach der Tafel Napoleon eine Rose abbrach und sie galant der Königin anbot, sagte sie, getreu ihrer Absicht, dem Lande so viel als möglich zu retten, mit sanftem Lächeln: „Zum wenigsten mit Magdeburg." Napoleon erwiderte mit herzloser Kälte: „Ich muß Ew. Majestät bemerken, daß es an mir ist, zu bieten, und an Ew. Majestät anzunehmen oder abzuweisen." Mit Hoheit und Stolz wies nun die Königin die Rose zurück: „Keine Rosen ohne Dornen", sagte sie, „aber diese Dornen sind zu scharf für mich."

So war auch dieses schwere Opfer der Königin vergeblich gewesen. Wenige Tage später, am 7. und 9. Juli, wurde zu Tilsit der schmachvolle Friede geschlossen, der Friedrich Wilhelm sein halbes Königreich kostete, und von dem selbst ein Bewunderer Napoleons*) sagt: „Niemals drückten

Jérôme Bonaparte, König von Westfalen.

die Verbindungen materieller Gewalt die Grundsätze des Rechts und der Billigkeit mehr zu Boden, als dort; niemals sah man menschliche Macht mit mehr Willkür über das Schicksal der Völker verfügen, mit einer erschreckenderen Gemeinheit (effroyable cynisme) die ganz gewöhnliche Moral verletzen, welche verbietet, den Freund aufzuopfern, welcher sich uns geweiht hat und von uns den Schwur der Treue empfing. Unsere ganze Seele empört sich bei dem Anblick jener zwei Souveräne, der mächtigsten Herren der Welt; gestern noch die wütendsten Feinde, heut innig verbundene Freunde, die zum Kitt ihrer Freundschaft Undank und Unrecht wählen, indem sie, dem Beispiele der römischen Triumvirn folgend, sich gegenseitig mit dem Raube ihrer Bundesgenossen beschenken." Der König mußte in die Abtretung aller Länder zwischen Rhein und Elbe willigen. Im Osten seines Reiches mußte er sämtliche, in der zweiten und dritten Teilung Polens erworbenen Gebiete abtreten, aus denen Napoleon ein Herzogtum Warschau unter der Oberhoheit des Königs von Sachsen schuf, der gleichfalls dem Rheinbunde beigetreten war. Dieses neugeschaffene Land

*) Lefébvre, histoire des cabinets. T. III, S. 114.

sollte ihm gewissermaßen von jetzt ab als Vormauer gegen Preußen dienen. Danzig wurde zu einem Freistaat erhoben. Aus den von Preußen abgetretenen Gebieten westlich der Elbe, sowie aus Kurhessen, Braunschweig und Südhannover bildete Napoleon einen neuen Staat, das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel. Zum Könige setzte er seinen jüngsten Bruder Jérôme mit der Verpflichtung ein, als Genosse des Rheinbundes dem Kaiser jederzeit westfälische Truppen zu stellen. Um ihm eine ebenbürtige Gattin zu schaffen, hatte Napoleon die erste Ehe Jérômes mit Eliza Patterson, der Tochter eines wohlhabenden amerikanischen Bürgers, durch den Staatsrat einfach für nichtig erklärt und nach beendetem Feldzuge ihm die Prinzessin Katharina von Württemberg zur zweiten Gemahlin gegeben. Am 1. Januar 1808 fand in Kassel unter großem Gepränge die Huldigung des neuen Königs statt. Seitdem lebte er auf seinen Schlössern zu Kassel, besonders dem prächtigen Wilhelmshöhe, mit seiner Gemahlin und seinen Günstlingen in üppigster Schwelgerei. Seine bekannten Worte: „Morgen wieder lustik!", die einzigen Worte, die er deutsch sprechen konnte, waren bezeichnend für den Geist, in welchem er die Regierung führte, die das Land schließlich zur tiefsten Verschuldung brachte.

Preußen mußte eine Kriegsentschädigung zahlen, die vorläufig auf 154½ Million Francs festgesetzt worden war. Um Preußen aber den Stachel der Bitterkeit recht empfinden zu lassen, hatte Napoleon dem Ergebnis dieser Friedensverhandlungen noch die Erklärung hinzugefügt, daß er dem Könige diesen „Gnadenrest" des bis auf die Hälfte verkleinerten Landes nur gelassen „aus Achtung für den Kaiser von Rußland und um den aufrichtigen Wunsch zu betätigen, beide Nationen durch unauslösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu binden."

Am Tage nach dem Abschluß des unseligen Friedens reiste Friedrich Wilhelm in Begleitung der Königin nach Memel zu ihren Kindern zurück. Sie hatten die Hälfte ihres Königreiches verloren und — ihr halbes Herz dabei hingegeben. Der Staat Friedrichs des Großen blutete aus tausend Wunden; das alte Preußen hatte seinen Todesstoß erhalten.

Zweites Buch
Deutschlands Wiedergeburt.

I. Der rechte Steuermann.

Die Stimmung am Hofe zu Memel war nach dem Bekanntwerden der furchtbaren Friedensbedingungen eine sehr gedrückte. Der König, äußerlich ruhig und würdevoll, war doch innerlich wie niedergeschmettert, und auch die Königin litt in ihrem Innern unsäglich. Aber ihre starke Seele hob sie bald wieder empor. Obwohl sie selbst des Trostes bedürftig und körperlich leidend war, vermochte sie noch, ihrer niedergedrückten Umgebung Mut und Hoffnung zuzusprechen. Mit dem König unternahm sie morgens und abends weite, einsame Spaziergänge. Hier ließ sie ihr ganzes warmes Herz, ihre liebenswürdige Beredsamkeit sprechen, um ihn zu trösten und ihn auf eine bessere Zukunft zu verweisen. Niemals hat sich die Königin vielleicht größer gezeigt, als in jenen schweren Tagen, da sie, eine verbannte Fürstin, der Hälfte des Landes beraubt, in dem bohrenden Bewußtsein der völligen Ohnmacht ihres Staates, ihren nagenden Kummer, die herbe Bitterkeit tief in der Brust verschließen mußte und ihrer verzweifelten Umgebung das Beispiel edler Seelengröße gab.

„Der Friede ist geschlossen“, schrieb sie an ihre vertraute Freundin, Frau von Berg, „aber um einen schmerzlichen Preis. Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als seine Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliierten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube.“

Zu wahrhaft heroischer Größe erhebt sich die Königin in der Auffassung ihres Unglückes in jenem Briefe, den sie vier Wochen vor dem Tilsiter Friedensschluß an ihren Vater, den

Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, schrieb: „Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hätte der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt."

Und es gab in allem Unglück doch auch fröhliche Lichtblicke in der düsteren Stimmung jener Tage. Der König hatte an die Bewohner der ihm durch den Tilsiter Frieden entrissenen Landesteile in seiner schlichten Art herzliche Worte des Abschieds gerichtet. „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres. Der Friede legt mir und meinem Hause, er legt dem ganzen Lande die schmerzlichsten Opfer auf; was Jahrhunderte biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Untertanenpflicht gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen reißen."

Auf dieses schmerzliche Lebewohlschreiben gingen aus allen Provinzen, Städten und Dörfern Antwortschreiben ein, worin die ehemaligen Untertanen den König ihrer unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit versicherten. Eines der rührendsten und offenherzigsten, von den biederen Westfalen in plattdeutscher Mundart an den König gerichtet, lautete: „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Untertanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach der Schlacht von Jena angedonnert und verdutzt waren, um die zerstreuten Haufen uns zuzuführen und mit unserm Landvolke vereint zu neuem Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt und das Vaterland sicher gerettet; denn Du mußt wissen: in unsern Adern fließt noch feurig der alten Cherusker Blut, und unsere Landsleute haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indes können wir dem Eigenwillen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Überrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rate mußtest Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist nicht allwissend. Können wir uns auflehnen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen all das mit männlichem Mute dulden, was nicht in unserm Vermögen ist, zu ändern. Gott steh uns bei! Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unsere Sitte, unsern Glauben und unsern Bauern- und Bürgerstand ebenso erhalten und achten werde, wie Du, guter, lieber König, es getan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude!"

Auch die Berliner Stadtverordneten hatten an den König ein Beileidsschreiben gerichtet und darin zum Schlusse den Wunsch ausgesprochen, daß der König recht bald mit den Seinen „nach Berlin, seiner treuen Residenzstadt zurückkehren möge." Dem armen, niedergebeugten König taten solche Zeichen aufrichtiger Treue unendlich wohl. In seinem Antwortschreiben sagte er: „Den verlorenen Kindern (er meinte damit die abgetretenen Provinzen) bleibt mein Andenken mit Wehmut

und Wohlwollen gemischt. Dagegen wendet sich die Liebe ungeteilt zu den mir erhaltenen Kindern. Ich sehne mich nach der Zeit des Wiedersehens und tue, was in meinen Kräften steht, um solches möglichst zu beschleunigen. Darauf mögen meine guten Berliner trauen."

Begeistert über diese Zeichen treuer Volksliebe in einer Zeit, da gerade die Großen, zur Führung Berufenen, so häufig verzweifelten, die Spitzen der Behörden so oft versagt hatten, schrieb Niebuhr*) damals an seine Gattin: „Wenn Du dieses preußische Volk kenntest, Du würdest es Deiner Liebe wert finden. Ich habe in unsern Tagen nirgend so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmütigkeit vereinigt zu finden erwartet. Mit einem großen Sinne geleitet, wäre dieses Volk der ganzen Welt gegenüber unbezwingbar geblieben: und wie sturmschnell auch die Flut unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie zurück. Aber wo ist der große Geist, der es vermöchte?"

Barthold Georg Niebuhr.

Doch der große Geist, den Niebuhr hier sehnsüchtig herbeiruft, war schon da; aber er lag noch gefesselt in schweren Banden, gefesselt von dem eigenen Vaterlande. Auf den Freiherrn vom Stein waren jetzt die Blicke aller Patrioten — vor allem der Königin — mit Hoffnung und Zuversicht gerichtet. Nach seiner Entlassung hatte er sich, wie wir wissen, auf seine Güter in Nassau zurückgezogen, aber nicht drohend und auf Rache sinnend, wie der dämonisch große Wallenstein nach seiner Absetzung auf dem Regensburger Fürstentage, sondern für das Wohl des Vaterlandes unablässig arbeitend; hat er doch in dieser unfreiwilligen Zurückgezogenheit seine berühmte Denkschrift über die Neugestaltung des Staatswesens entworfen, welche die Grundlagen der später von ihm in Preußen eingeführten Reformen enthielt.**)

Seine gewaltige Kraft, von der man jetzt allein noch Rettung erwartete, war in Banden geschlagen; sie mußte frei werden. Unwillkürlich erinnert die damalige Lage des Staates an jene

*) B. G. Niebuhr, Geschichtsforscher, Kritiker, Staatsmann und deutscher Patriot, ursprünglich in dänischen, seit 1806 in preußischen Diensten, trat während der Unglückszeit Preußens und der darauf folgenden Erneuerungsperiode in nähere Beziehungen zu Stein und Hardenberg und nahm an der Wiedergeburt Deutschlands lebhaften Anteil.

**) Der vollständige Titel der Denkschrift ist: „Über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der Preußischen Monarchie".

Stelle in Schillers unsterblichem „Tell“, da Geßler mit seinen Getreuen in dem furchtbaren Sturm auf dem Vierwaldstätter See hoffnungslos mit dem Boote auf den aufgeregten Wogen treibt und alle ihre einzige Zuversicht auf den starken Tell richten, der gefesselt im Schiffe liegt:

„Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.
Wie, wenn wir ihn jetzt brauchten in der Not?
Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn Du Dir's
Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht ich Dich der Bande wohl entledigen.“

Es ehrt den rechtlichen und selbstverleugnenden Sinn König Friedrich Wilhelms III. aufs höchste, daß er, alle persönlichen Gefühle gegen die unbeugsame und oft verletzende Verhandlungsweise Steins zurückdrängend, bereits am Tage nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit (10. Juli 1807) neue Verhandlungen mit dem großen Staatsmann einleiten ließ, um ihn zum Wiedereintritt in das Ministerium zu veranlassen.

Hardenberg suchte seinen ganzen Einfluß nach dieser Richtung hin aufzubieten. „Mit Gewißheit darf ich darauf rechnen“, schrieb er an Stein, „daß Sie jede persönliche Rücksicht beiseite setzen werden, um die Befriedigung zu haben, den Staat zu retten, dem Sie seit Ihrer Jugend Ihre Kräfte geweiht haben! Sie sind in der Tat der Einzige, auf den alle guten Vaterlandsfreunde ihre Hoffnung setzen ... Der König wird Ihnen das Ministerium des Innern und der Finanzen übertragen ... Es ist von größter Wichtigkeit, daß Sie sich ohne Zögern zum Könige begeben ... Der König wird Ihnen bestimmt sein ganzes Vertrauen schenken und Ihnen die Sorgfalt für die Wiederherstellung des Staates mit der Wahl der Mittel und Personen überlassen. Von dem, was zwischen Ihnen beiden vorgefallen ist, sei niemals wieder die Rede. Der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm Ehre. Treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu behandeln, so werden Sie ihn zu allem bestimmen, was gut und nützlich ist, wie mir dies vollkommen gelungen war. Vermeiden Sie besonders das Ansehen, ihn regieren zu wollen. Er besitzt die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen und denjenigen zu schätzen, der ihm die Wahrheit sagt, wenn es mit der Ehrfurcht geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe für ihn und seinen Dienst.“

Auch Blücher beschwört Stein, wiederzukommen. „Sind wir durch Sie verstärkt, so sollen uns die übrigen an Geist und Leib kranken Faultiere keinen Schritt Terrain mehr streitig machen.“

Neben Hardenberg und Blücher waren es besonders die Königin Luise und die Prinzessin Luise Radziwill, welche dem Wiedereintritte Steins die Wege zu ebnen suchten. Die letztgenannte Prinzessin, die Tochter des Prinzen Ferdinand und Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen der königlichen Familie, hatte zugleich mit Hardenberg einen dringenden Brief an Stein gerichtet.

„Auf Sie, mein lieber Stein“, heißt es in dem Briefe, „wenden sich alle unsere Blicke in diesen traurigen Augenblicken, von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernt, und deren sich zu erinnern, Sie zu großmütig sein werden zu einer Zeit, wo derjenige, welcher Sie beleidigt hat (der König), nur noch Ihre Teilnahme und Hilfe verdient. Können Sie sich unseren Bitten entziehen? Könnten Sie dieses Land unglücklich und verlassen sehen und ihm diese Talente, diese Einsichten verweigern, die allein uns noch von unserem Falle erheben können? ... Wenn Sie uns nicht zurückgegeben werden, wenn Sie den Wünschen derer nicht folgen, welche Sie verlangen und flehentlich fordern, was soll aus unserer traurigen Zukunft werden?“

„Ich gebe zu“, schreibt die edle Frau weiter, „Sie aufzufordern, unser Los zu teilen, heißt, Sie der größten Opfer fähig halten, und man hat nichts getan, um sie zu verdienen; aber Ihre Seele ist zu edel, um sich in diesen Augenblicken der Beleidigungen zu erinnern, und ich kenne Sie zu gut, um nicht versichert zu sein, daß, wenn Sie hier wären, Sie ohne Bedenken zu Hilfe dieses unglücklichen Fürsten kommen würden, der seit fünf Monaten gerechte Ansprüche auf Teilnahme und Anhänglichkeit besitzt. Selbst in den gegenwärtigen Augenblicken behauptet er seine Würde; er hat Freunde, eifrige Anhänger erworben, und er ist mir nie achtungswerter erschienen, als seit diesen schrecklichen Unfällen, unter denen ich ihn einen geistigen Mut, eine Festigkeit, eine Entsagung entwickeln sah, welche ich ihm niemals zugetraut hätte.“

Und Graf von Finckenstein, damals preußischer Gesandter am Hofe zu Wien, noch ein preußischer Beamter von echtem Schrot und Korn, schrieb in einer Aufwallung heiligen Zorns an Stein: „Sie allein werden imstande sein, mit kräftigem Arm das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, der Verräter, und was ebensoviel ist, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben und die vorzüglichste Ursache unseres Verderbens sind.“

Als die Briefe Hardenbergs und der Prinzessin Luise eintrafen, lag Stein schwerkrank am Nervenfieber darnieder. Der edle Mann vergaß alle erlittene Unbill. Nur der eine einzige Gedanke beseelte ihn, dem Vaterlande so schnell wie möglich zu helfen. Selber noch zu schwach, die Feder zu führen, diktierte er seiner Frau sofort den folgenden Brief: „Ew. Königlichen Majestät Allerhöchste Befehle wegen des Wiederantritts des Ministeriums der inländischen Angelegenheiten sind mir durch ein Schreiben des Kabinettsministers Hardenberg, de dato Memel, den 10. Juli, am 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Ew. Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Ew. Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.“

Noch angegriffen von der schweren Krankheit, begab sich Stein anfangs September auf die beschwerliche Reise vom grünen Rhein nach den unwirtlichen Ufern des Niemen, der schon Eis angesetzt hatte. Als Stein am 30. September in Memel angelangt war, fand er überall die größte Verzagtheit der Gemüter und eine unglaubliche Verwirrung in allen Zweigen der Staatsgeschäfte. Aber in seinem ganzen Wesen lag soviel Selbstvertrauen, soviel Ermutigendes, daß schon nach der ersten Unterredung mit dem Könige die Hoffnungsfreudigkeit desselben merkwürdig wuchs. Der Monarch, sonst stets geneigt, die Form zu wahren, nahm an dem selbstbewußten, Sicherheit atmenden Auftreten Steins, der auch jetzt keineswegs geneigt war, die Rolle eines diplomatischen Leisetreters zu spielen, keinen Anstoß, ging auf alle Wünsche Steins, auch auf die Entfernung Beymes, bereitwilligst ein und übertrug ihm die uneingeschränkteste oberste Leitung aller inneren und äußeren Staatsangelegenheiten und — was besonders für die zukünftige Wehrbarmachung des Volkes wichtig werden sollte — gewährleistete ihm auch die Teilnahme an den Beratungen der Militärreorganisations-Kommission. Tags zuvor hatte er ihn schon durch die Verleihung des Sterns zum Roten Adlerorden ausgezeichnet.

Die Kabinettsordre vom 4. Oktober 1807, welche ihm die bedeutungsvolle Leitung des preußischen Staatswesens übertrug, war in äußerst gnädigen Worten abgefaßt und zeigte, verglichen mit dem ungnädigen Entlassungsschreiben vom 3. Januar 1807, daß der König, geläutert durch das schwere Unglück, die schönste, aber auch schwerste Tugend zu üben gelernt hatte, „sich selbst zu überwinden.“

Steins Wiedereintritt in das Ministerium rief allgemeinen Jubel hervor. „Gottlob, daß Stein hier ist“, schreibt die Königin am 10. Oktober 1807 an ihre vertraute Freundin, Frau von Berg. „Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht verlassen hat!“ Wenn aber ein neuer Konflikt zwischen Stein und dem Könige auszubrechen drohte, dann war es die edle Königin, welche — oft in wahrhaft rührenden Briefen — wieder vermittelnd eintrat.

Dies sollte sich gleich im Anfang zeigen. Der König wollte die von Stein geforderte Entfernung Beymes aus dem Kabinett nicht allzu plötzlich erfolgen lassen. Er wollte den bisherigen Kabinettsrat zum Präsidenten des Kammergerichts in Berlin ernennen; um den Bruch mit dem bisherigen System nicht allzu kraß erscheinen zu lassen, sollte Beyme noch eine gewisse Zeit an den Konferenzen teilnehmen. Die mild gesinnte Königin, welche bei dem Widerwillen Steins gegen Beyme einen erneuten Zusammenstoß fürchtete, war in rührender Weise bemüht, die Meinungsverschiedenheiten auszugleichen und alles fernzuhalten, was der Wirksamkeit Steins sich hindernd in den Weg stellte. „Ich beschwöre Sie“, schrieb sie eigenhändig an ihn, „haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort. Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach, daß um Gotteswillen nicht das Gute um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen! Darum Geduld! Luise.“

Bei der großen Machtfülle, die Steins Stellung als Premierminister jetzt in sich schloß, hatte er keine Veranlassung mehr, auf die sofortige Entlassung Beymes zu dringen. Er konnte der Königin nach dieser Richtung hin die beruhigendste Mitteilung machen. Der gewaltige Eindruck der machtvollen Persönlichkeit Steins übte jetzt, da ihm alle Hindernisse aus dem Wege geräumt waren, einen solchen Eindruck auf seine Umgebung, daß der Troß jener traurigen Höflinge und Dunkelmänner, welche aus sicherm Hinterhalt die Pfeile der Verleumdung gegen ihn gesandt hatten, elendiglich verstummte. Dem mit dem unbeschränktesten Vertrauen des Königs beehrten Premierminister schlossen sich nun auch die Lauen und Halben mit aufrichtiger Bewunderung an, und bald übte der Zauber seiner Persönlichkeit eine Wirkung aus, die alle mit sich fortriß. Niemand hat die Macht dieser Persönlichkeit besser zu schildern verstanden, als derjenige Mann, zu dem er bald in so innige Beziehungen treten, und mit dem vereint er in Zukunft die Waffen zur Befreiung des Vaterlandes schmieden sollte: Ernst Moritz Arndt. Mit dem Griffel des Dichters und Geschichtsschreibers zugleich hat er den herrlichen Mann gezeichnet, von dem er sagt:

„Auf Steins Angesicht waren zwei Welten. Auf dem oberen Teil desselben wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige, breite Stirn, seine geistreichen, freundlichen Augen, seine gewaltige Nase verkündeten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Teil seines Gesichtes einen großen Abstich. Der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die Gottlob, wenn man ihr begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere, untere Teil im Zorn zuckte und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Ausssprudelungen vollführte, die oberen Teile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen, so daß, wenn man vor der unteren Macht erschrak, man durch die obere getröstet wurde. Sonst sprach aus allen Zügen dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Frömmigkeit und Mut. Stein glich ganz auffallend dem Philosophen Fichte. Dieselbe Gestalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit. Dieselbe Stirn, nur noch breiter und mehr zurückgebogen. Dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen;

fast dieselbe, nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit, gleich Pfeilen von dem Bogen gerade in das Ziel geschnellt. Dieselbe Fichtesche unerbittliche, sittliche Strenge."

Mit dem Augenblick, da Stein sich an die Spitze des gesamten Staatsministeriums stellte, beginnt die größte und heilbringendste Tätigkeit seines Lebens: die Umgestaltung des veralteten preußischen Staates in ein neues, tatkräftiges, blühendes Staatswesen. Dem großen Hauptgedanken, der ihn dabei leitete, hat er selbst in den Worten Ausdruck gegeben, „der Nation wieder Mut und Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Unabhängigkeit und für die nationale Ehre einzuflößen." Gestützt auf ein so gekräftigtes Volk, wollte er dann den Kampf aufnehmen gegen den Mann, den er am tiefsten haßte, den Unterdrücker Napoleon.

Aber welche Riesenarbeit türmte sich vor ihm auf! Niemals während des Bestehens des preußischen Staates — weder vor ihm noch nach ihm — hat ein Mann vor einer größeren, schwierigeren und scheinbar aussichtsloseren Arbeit gestanden wie Stein in jenem Augenblicke. Der Staat Friedrichs des Großen niedergeworfen, der Hälfte seines Umfanges beraubt, die Heeresmacht zerstört, das stehende Heer auf eine Handvoll Soldaten beschränkt, die Kassen leer, der Feind im Lande, der den letzten Rest des Volkswohlstandes mit gieriger Hand auspreßte, der Bauer in Hörigkeit und Leibeigenschaft dem adligen Gutsherrn untertan, ohne Interesse an den Geschicken des Vaterlandes in Dumpfheit und Stumpfheit dahinlebend, der Bürger in den Städten von engherzigen Polizeivorschriften belästigt und eingeengt, mit derselben Gleichgültigkeit den Schicksalen des Vaterlandes gegenüberstehend — wahrlich, wenn Stein dies trostlose, vor ihm sich ausbreitende Arbeitsfeld überschaute, dann mußte er sich vorkommen, wie jener Sisyphus der altgriechischen Heldensage, der dazu verurteilt war, ein ungeheures Felsenstück auf den Gipfel eines steilen Berges zu wälzen, von dem es, aller Bemühungen spottend, immer wieder herabrollte. Und — um weiter in diesem mythologischen Bilde zu reden: der dreiköpfige Cerberus: Aristokratie, Bürokratie und Philistertum mußte gezähmt, der Augiasstall des Geheimen Kabinetts mußte gesäubert werden, und — die schwerste dieser Herkulesarbeiten: die fremden gefräßigen Raubvögel, die zur Besetzung der Festungen und Waffenplätze bis zur Bezahlung der Kriegskontribution im Lande zurückgebliebenen Franzosen, mußten auf gute Art aus dem Lande entfernt werden.

Schier unerschwinglich waren die Lasten dieser Kontribution, unerträglich auch noch aus dem Grunde, weil jene durch die Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit des Generals von Kalckreuth im Anschluß an den Frieden von Tilsit am 12. Juli 1807 abgeschlossene Königsberger Konvention den preußischen Staat bei der Bezahlung der Kriegskontribution ganz der Willkür des Generalintendanten der französischen Armee, des blutsaugerischen Daru, anheimgegeben hatte. Als Stein nach Übernahme seines Amtes zum ersten Male Einsicht in die Geschäfte und die bisher gepflogenen Verhandlungen nahm, war er geradezu entsetzt. Welcher unfähigen Hand war die Behandlung der preußischen Staatsgeschäfte anvertraut gewesen! Wahrlich, der Geist einer Frau beschämte all diese Männer, wenn die Königin Luise in tiefer Einsicht über die durch Kalckreuths Konvention geschaffene trostlose Lage des Staates an Frau von Berg am 10. Oktober 1807 schreiben konnte: „Die letzten Anträge, oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Male wie zu Stein wurde." Und nun zählt sie die geforderten Millionen, die erschreckende Anzahl der französischen Besatzung, welche die preußischen Festungen als Unterpfand besetzt hielt, und ruft dann voll Schmerz aus: „Was bleibt dem Könige übrig, und was bleibt er mitten in seinen Staaten?" Die Königin teilt dann ihrer vertrauten Freundin mit, daß, da alle übrigen Versuche, Napoleon milder zu stimmen, bisher gescheitert seien,

der Versuch gemacht werde, den Prinzen Wilhelm zur Vermittlung nach Paris zu senden. Er habe Aufträge, die von Stein redigiert sind. Die Erwähnung Steins erfüllt sie wieder mit neuer Hoffnung und preßt ihr den vorn schon mitgeteilten Freudenruf aus: „Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht ganz verlassen hat."

Und gerade in dem gegenwärtigen Momente bedurfte es eines Mannes wie Stein. Tausende von Vampyren nagten an dem Lebensnerv des Landes, saugten ihm den letzten Tropfen warmen Blutes aus. Eine fast dämonische Gier hatte Napoleon erfaßt, Preußen zu vernichten, ihm den Lebensfaden abzuschneiden. Vor der Schlacht von Jena hatte er es verachtet und verspottet; der am Boden liegende Leichnam schien ihm zu einem Gespenst zu werden, das seine Träume beunruhigte und ihn mit Furcht erfüllte. Er wollte, wie Lefebvre bemerkt, „Preußen zu einem so niederen Stand herabdrücken, daß selbst der Gedanke an Rache nicht mehr aufkommen konnte. Dies suchte er durch eine Zerstückelung des preußischen Staates und durch Erhebung des jetzt dem Rheinbunde angehörigen Hauses Sachsen zum Königreich zu erreichen. Rußland begehrte die Moldau und Wallachei; gut: Napoleon war geneigt, die Interessen der Türkei preiszugeben, dagegen sollte Alexander ihm Preußen als Spielball seiner Willkür überlassen. Schlesien war in erster Reihe diejenige Provinz, welche Napoleon begierig war, Preußen zu entreißen, um sie dem Könige von Sachsen zu geben. Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, machte unter dem 12. November 1807 dem General Caulaincourt darüber eine Mitteilung, in welcher er sagt, daß das sogenannte Abkommen mit Rußland von dem Kaiser gewünscht werde, indem eine Abschwächung der preußischen Monarchie das Bundessystem Frankreichs mit dem Rheinbunde verstärke. „Preußen", hatte Napoleon mit schneidendem Hohn geäußert, „wird dann nicht mehr als zwei Millionen Einwohner behalten; sollte das nicht genug sein für das Wohlbefinden der Königlichen Familie?"*)

Daß Alexander den Tausch ablehnte, war weniger ein Akt des Edelmutes gegen seinen unglücklichen Freund, den König von Preußen, als vielmehr politische Rücksichtnahme. Für die Sicherheit Rußlands war die Erhaltung des preußischen Staates selbst in seinen beschränkten Grenzen unumgänglich notwendig. Die preußischen Provinzen waren für Rußland die willkommenen Puffer, welche den ersten Stoß des stets so unruhigen westlichen Nachbars auszuhalten hatten. Daß Napoleon dem König von Sachsen, nachdem er ihm das Herzogtum Warschau zugeteilt hatte, nun auch Schlesien geben wollte, gab zu denken. Alle Zeichen waren vorhanden, daß der Kaiser den preußischen Staat ganz von der Bildfläche verschwinden lassen wollte, um an seiner Stelle in Norddeutschland eine neue, ihm gefügige Macht herzustellen; hieße diese nun Sachsen oder Polen, das sollte ihm gleich sein. Daß solche Befürchtungen nicht unbegründet waren und auch am preußischen Hofe schon geteilt wurden, beweist eine Stelle in jenem bereits mehrfach zitierten Briefe der Königin Luise vom 10. Oktober 1807: „Meine Zukunft ist die allertrübste. Wenn wir nur Berlin erhalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines anderen Königreiches macht. Dann habe ich nur noch einen Wunsch: auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen . . . Unmöglich! Ach Gott! Wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Übermut, geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen."

Aber diesmal sorgte der Eigennutz des Kaisers Alexander dafür, daß es nicht zu diesem Äußersten kam. Der Zar bestand in einer Unterredung mit dem französischen Bevollmächtigten, Herrn von Caulaincourt, darauf, daß Schlesien bei Preußen blieb. „Warum besteht der Kaiser auf

*) Lefebvre, histoire des cabinets.

Schlesien?“ fragte er. „Er könnte in Etrurien oder in Portugal eine reiche Entschädigung finden.“ „Warum uns nicht lieber auf Amerika anweisen?“ erlaubte sich Caulaincourt zu entgegnen. „Schlesien ist das einzige Land, welches uns als Eintausch für die Moldau und Wallachei zusagt.“ Alexander erwiderte, daß die Oder dann eine drohende Linie gegen Rußland bilden werde, und daß von da aus Friedrich der Große seinen Angriff auf Rußland gemacht habe. „Könnte man“, fuhr er fort, „nicht mit Österreich ein Arrangement treffen, ihm Böhmen nehmen und es dafür in Italien entschädigen? Ich gönne Napoleon jede Vergrößerung, nur nicht in meiner nächsten Nähe, nur nicht in Schlesien.“*) Aus Eigennutz also wollte Rußland sich Preußen als Vormacht erhalten. Dagegen war der Zar zu jedem Abkommen, sich und seinen französischen Freund durch Zerstückelung der Türkei schadlos zu halten, bereit.

Für Preußen übten all diese sich endlos in die Länge ziehenden französisch-russischen Verhandlungen einen schädigenden Einfluß insofern aus, als bis zu ihrem befriedigenden Abschluß

Prinz Friedrich Wilhelm Karl von Preußen,
jüngster Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III.

Napoleon sich nicht zu einer Räumung des preußischen Landes und seiner Festungen bereit erklären wollte: „Die Frage wegen der Räumung Preußens“, schreibt Herr von Champagny unterm 12. Januar 1808 aus Paris an Herrn v. Caulaincourt, „hängt durchaus nicht von der Zahlung der schuldigen Kriegskontribution ab; man würde sich über diesen Punkt sehr leicht verständigen können; die Schwierigkeit liegt darin: dies Land zu räumen, bevor alles zwischen Rußland und Frankreich geordnet und mit England Frieden geschlossen ist. Der Krieg zur See zwingt den Kaiser, Herr des Festlandes zu bleiben, und dies kann er nur dadurch, daß seine Truppen Preußen besetzt halten; dies ist für Sie allein.“

So standen die Sachen, als Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder des Königs, sich mit dem schwierigen Auftrag nach Paris begab, den Kaiser der friedlichen Gesinnung des preußischen Volkes zu versichern und ihn um eine Herabsetzung der Kriegskontribution und schnellere Räumung des Landes zu bitten. Wir haben den jungen, jetzt 24jährigen Prinzen schon in der Schlacht von Auerstedt als tapferen Reiteroffizier kennen gelernt. Den Entschluß, wenn es sein mußte, dem

*) Friedrich Förster, Preußen und Deutschland unter der Fremdherrschaft. II, 190.

Vaterlande ein großes Opfer zu bringen, teilte er mit seiner jungen Gemahlin Marianne, einer geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg. Sie war eine der liebenswürdigsten und edelsten Frauen am damaligen preußischen Hofe, welche an dem Geschick des Vaterlandes einen innigen Anteil nahm und später, nach dem Heimgange der Königin Luise, ganz besonders während der Erhebung und der Befreiungskriege, allen deutschen Frauen ein Vorbild wurde, welches ihnen zeigte, wie sehr auch das Weib in Zeiten der Gefahr dem Vaterlande durch Opferwilligkeit nützen könne.

Die junge hochherzige Frau war fest entschlossen, falls Napoleon ihren Gemahl als Geisel zurückbehalten würde, ihm in Gefahr und Tod zu folgen. In einem Briefe von ergreifender Wirkung teilt sie ihm ihren Entschluß mit: „Daß ich solches niederschreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinsinken, sieh, das lehrt Liebe — die starke Liebe nur allein! — Wenn ich bei Dir sein könnte, gleichviel, ob im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre — dort ereile ich Dich bald. —

Prinzessin Marianne, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg (geb. 1785, gest. 1846), Gemahlin des Prinzen Wilhelm.

Ist es dann einst beendet, dann kehren wir zurück ins Vaterland. Wenn es aber möglich wäre, daß ihm (dem Kaiser) das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen, und er es anders mit Dir enden wollte, o, dann gibt es ja wohl noch Wege genug zu seinem Herzen — oder nicht Herz — daß er mich mit Dir gehen ließe. Wir stehen jetzt allein, wir dürfen es, die geliebte Mutter ist ja auch schon tot — und dann wären wir auf ewig selig.“

Die Prinzessin hatte ihren Entschluß auch Stein mitgeteilt. Dieser, aufs tiefste davon erschüttert, schrieb unterm 19. Februar 1808 von Königsberg aus der edlen Frau, „daß ihre Bereitwilligkeit, alles dem Vaterlande und der Ehre aufzuopfern, was dem Menschen teuer und heilig sei, eine so schöne Erscheinung in diesem elenden, egoistischen Zeitalter sei, daß man nur wünschte, sie in ihrer ganzen Reinheit und Glanz aufzustellen, um alle für Gutes nicht ganz erstorbene Menschen zur Nachahmung anzuregen und die Besseren zu trösten und zu stärken. Allein einen Erfolg könne er sich von so einer edlen Handlung nicht versprechen. Die geforderten Festungen wird Napoleon nicht räumen, denn sie sind ihm eine Operationsbasis gegen Rußland und Öster-

reich. Den Forderungen Napoleons aber läge noch eine andere Absicht zugrunde, die durch persönliche Bürgschaft nicht erreicht würde. Daher es nicht zu erwarten ist, daß er dieselbe annehmen würde."

Der scharfsinnige Mann hatte seinen mächtigen Gegner durchschaut. Napoleons Hauptgrund, die Besatzung so lange wie möglich im Lande zu behalten, war in dem Streben begründet, die wirtschaftlichen Kräfte des Landes so zu schwächen, daß dieser Staat für ihn als Gegner nicht mehr in Frage kam. Der gänzliche Mißerfolg der Reise des Prinzen Wilhelm sollte diesen Befürchtungen nur allzu sehr Recht geben. Am 8. Januar 1808 hatte Prinz Wilhelm die erste Audienz bei Napoleon. Aber alle Bemühungen des jungen Prinzen, alle seine mit großer Wärme und edlem jugendlichen Feuer dem französischen Kaiser vorgetragenen Zusicherungen, daß man nach erfolgter Räumung mit größter Gewissenhaftigkeit den Zahlungsverpflichtungen nachkommen werde, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande des eisernen Mannes, der Preußen nun einmal den Tod geschworen hatte. Auch als der Prinz ihm das größte Opfer anbot, sich selbst und seine junge Gemahlin als Geisel zu stellen, bis die Zahlung erfolgt sei, blieb er fest. Zwar hatte es den Anschein, als ob dies edle Anerbieten auf ihn Eindruck mache; er trat freundlich auf ihn zu, umarmte ihn und sagte: „Das ist sehr edel, aber", fügte er sofort hinzu, „das ist unmöglich." Er verwies schließlich den Prinzen auf Unterhandlungen mit seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Champagny; dieser aber verschanzte sich wieder hinter den Generalintendanten Daru in Berlin, dessen Bericht erst abgewartet werden müsse.

Erst am 23. Februar gelang es dem Prinzen Wilhelm, eine zweite Audienz bei dem Gewaltigen zu erlangen. Der Erfolg dieser Unterredung war noch niederschmetternder als der erste. Schon der Gegenstand, den Prinz Wilhelm hier zu vertreten hatte, war für den hochgesinnten, mit einem so feinen Gefühl für vaterländische Ehre ausgestatteten Prinzen äußerst niederdrückend. Nicht nur die Herabsetzung der Kriegssteuer sollte er bei Napoleon befürworten, er war von der preußischen Regierung sogar ermächtigt, dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündnis und die Stellung eines preußischen Hilfskorps für die von Frankreich zu führenden Kriege anzubieten; ja, für den äußersten Notfall, wenn es sich um die Fortexistenz des preußischen Staates handeln sollte, war sogar der Eintritt Preußens in den Rheinbund in Erwägung gezogen worden.

Wie war Preußen dazu gekommen, sein wertvollstes Gut, das von dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Einzigen in heißen Schlachten erkämpft worden war: die politische Selbständigkeit, dem verhaßten Eroberer zu opfern? Wie konnte ein Stein, wie konnten seine Mitarbeiter — ein Schön, ein Schrötter, ein Niebuhr zu dem Gedanken kommen, daß preußische Truppen jemals den französischen Adlern folgen sollten? Die Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben. Die Not des Vaterlandes und die Gefahr für den Fortbestand der Dynastie Preußens in jenen Tagen, wo Napoleon dem stets schwankenden Kaiser von Rußland allen Ernstes den Vorschlag machte, ihm die Donaufürstentümer zu überlassen, falls er in die französische Besitzergreifung Schlesiens willigte — die Gefahr war in jenen Tagen so groß, daß man zu außerordentlichen Mitteln greifen mußte, die man sonst weit, weit von sich gewiesen hätte.

Aber es hätte nicht ein Stein sein müssen, der in diesen äußersten Rat der Not gewilligt hätte, wenn nicht im Hintergrunde dieses augenblicklichen äußeren Verzichtes auf Selbständigkeit schon die Hoffnungen und Aussichten auf eine bessere Zukunft für ihn geschlummert hätten. Es war die verwundete Löwin, die sich knurrend und grollend vor der Übermacht des Verfolgers, ihre Wunden leckend, zurückzog, des Augenblickes harrend, wo sie über den ahnungslosen Peiniger von neuem wieder herfallen könne. Stein und seine Gesinnungsgenossen hatten von diesem vorüber-

gehenden Verzicht auf die Selbständigkeit Preußens zunächst Befreiung von der französischen Besatzung, Räumung der Festungen und Minderung der Kriegssteuern erhofft. War dies erreicht, so konnte man an ein inneres allmähliches Erstarken des Volksgeistes, der Volkskraft und der staatlichen Macht denken; dann würde man das, was bei dem machtlosen, ausgesogenen Staate, so lange die französischen Blutsauger im Lande waren, unmöglich schien, eher ermöglichen: die Abschüttelung des französischen Joches. Das waren die leitenden Gedanken gewesen, welche zu dem ungeheuerlich klingenden Entschluß geführt hatten, durch den Prinzen Wilhelm dem Kaiser der Franzosen ein Schutz- und Trutzbündnis anzubieten.

Aber für den klugen, alles klar überschauenden Napoleon hatte jetzt ein ausgesogenes, kraftlos am Boden liegendes Preußen einen ungleich höheren Wert, als dessen Unterstützung durch ein Heer, das er selbst bei Jena, Auerstedt und Friedland zertrümmert hatte. Er erklärte dem jungen Prinzen in dieser zweiten Audienz, „die Frage der Räumung Preußens sei eine solche der allgemeinen Politik und stehe im engen Zusammenhange mit der Frage der Räumung der Donaufürstentümer durch die Russen.“ Was die Frage eines Bündnisses mit Preußen betreffe, so hätte ein solches für ihn keinerlei Wert. „Er könne Preußen nie trauen; er wisse, daß die Preußen ihn haßten; selbst wenn die preußische Regierung ihn der besten Absichten versichere, könne er nicht darauf bauen, da — die preußische Regierung nicht imstande sei, die öffentliche Meinung zu beherrschen.“

So hatten sich denn auch die auf den Prinzen Wilhelm gesetzten Hoffnungen als trügerisch erwiesen. Die Verhandlungen waren ergebnislos verlaufen. Man hörte von keiner maßvolleren Weisung für den französischen Generalintendanten Daru. In dieser äußersten Not entschloß sich Stein, nach Berlin zu gehen, um die zähe Vampyrnatur dieses Mannes den preußischen Zwecken gefügiger zu machen. Der gefesselte Riese war jetzt frei; sein erster Gang war — in die Höhle des Tigers, der das unglückliche Preußen nun schon seit einem halben Jahre mit seinen blutgierigen Krallen zerfleischte.

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Königin Luise und Kaiser Napoleon in Tilsit.
(6. Juli 1807.)

Original von Professor Woldemar Friedrich.

II. Freie Bauern — mündige Bürger.

Steins große staatsrettende Tätigkeit beruhte nicht allein darauf, daß er in trüber Zeit, umgeben von einem kleinen, zaghaften Geschlechte, großer, weittragender Gedanken fähig war, sie hatte ihren hauptsächlichsten Grund in einer seltenen Geschäftskundigkeit, in einer diplomatischen Schulung, der sich die Schwächen der Menschen schnell und auf den ersten Blick enthüllten; seine reife Staatskunst bestand nicht zum mindesten darin, sich diese Schwächen dienstbar zu machen. Als er am 4. März 1808 in Berlin eintraf, um mit Daru wegen der Kriegslasten zu verhandeln, durchschaute er sofort mit klarem Blick die Situation. Daru hatte seine Verhandlungen bisher mit dem Geheimen Rat Sack gepflogen, einem Manne von Treue und Ehrlichkeit, aber von so wenig Formen dem französischen Unterhändler gegenüber, daß dieser erklärt hatte, mit dem „sackgroben Pommern" nicht mehr verhandeln zu wollen. Stein wußte sich zunächst das Vertrauen des unzugänglichen Mannes dadurch zu gewinnen, daß er seine Schwächen klug ausnutzte. Daru besaß die literarische Eitelkeit, für einen großen Schriftsteller gelten zu wollen. Er hatte eine Übersetzung des Horaz geliefert, und Stein, diesen Umstand benutzend, setzte es durch, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften den französischen Intendanten zugleich mit Werner und Laplace zum Ehrenmitgliede ernannte. Dann aber wußte er die gierige Blutsaugernatur Darus vor der Hand dadurch zu beruhigen, daß er ihm in einer förmlichen Konvention vom 9. März die feste Zusicherung machte, die von ihm geforderte riesenhafte Summe von 101 Millionen Francs in einer bestimmten Zeit zur Stelle zu schaffen. Die Schuld sollte in barem Gelde, in Wechseln

und in Pfandbriefen getilgt werden. Bis zur völligen Einlösung sollten die Festungen Küstrin, Stettin und Glogau von 9000 Franzosen besetzt bleiben; die ganze übrige französische Besatzung sollte binnen 30 Tagen das preußische Land verlassen.

Stein stand also jetzt vor der Riesenaufgabe, eine Summe von so fabelhafter Höhe aufzubringen, daß ihre Herbeischaffung selbst in Friedenszeiten unter geordneten Verhältnissen eine ungewöhnliche Finanztat gewesen wäre. Wie er dies Wunder möglich machen wollte, in dem völlig ausgesogenen, verarmten Preußen, das schien selbst denen unfaßbar, die sein gewaltiges Genie kannten. Aber Stein zeigte bald, daß er nicht nur ein bedeutender Staatsmann war, sondern auch ein Finanzmann, dessen scharfer Blick die oft so schwierigen und gewundenen Gänge des Börsen- und Geldmarktes, der Bank-, Wechsel- und Hypothekengeschäfte wie durch ein Wunderkristall zu durchdringen vermochte. Selbst der König hatte zu der schöpferischen Kraft Steins großes Vertrauen. In einem Anflug wehmütigen Humors sagte ihm Friedrich Wilhelm in jenen Tagen in seiner eigentümlichen Sprechweise: „Haben ja früher im Bergwerksdepartement gearbeitet, müssen neue Goldquellen entdecken."

Der König ahnte nicht, welcher Art diese Goldquelle war, die Stein zu entdecken vorbehalten war. Es war die erstarrte Volkskraft, die erloschene Vaterlandsliebe, die in den träge pulsierenden Adern des Volkes verborgen lag und wieder zu neuem Leben erweckt werden mußte. Wie er diese schlummernden Volkskräfte zu entfesseln verstand, das wird auf ewige Zeit zu den schönsten Taten Steins gerechnet werden müssen.

Zunächst ging er daran, alle nur irgendwie verfügbaren Mittel flüssig zu machen, um die möglichst schnelle Abtragung der Kriegskontribution an Frankreich zu ermöglichen. Alle Staatsausgaben wurden aufs notwendigste beschränkt. Die Bezüge der Militär- und Zivilbeamten wurden, ihren Verhältnissen entsprechend, bedeutend herabgemindert, die Besoldung und Pension der höheren Staatsbeamten fast bis auf die Hälfte verkürzt. Der König selbst und die Personen des Hofstaates gingen mit gutem Beispiel voran. Die Prinzen verzichteten auf ein Drittel ihrer Apanagen; das goldene Tafelservice Friedrichs des Großen wanderte zum Schmelzen in die Münze. Die Steuerkraft des Volkes mußte in ganz außergewöhnlicher Weise in Anspruch genommen werden. Zu den laufenden Staatsabgaben kamen noch die den einzelnen Provinzen und Städten auferlegten Beiträge zu den Kontributionen hinzu. Sie waren so hoch, daß die zu diesem Zwecke ausgeschriebene progressive, d. h. staffelweise wachsende Einkommensteuer, wie z. B. in Ost- und Westpreußen, bis zu 20 Prozent stieg. Da eine Steigerung dieser Abgaben nicht mehr möglich war, eine ausländische Staatsanleihe wegen des erschütterten Kredits des fast gänzlich bankerotten Staates nicht zustande kam, so setzte Stein seine Hoffnung auf ein letztes Mittel, die Veräußerung der Domänen.

Stein hatte in seiner unermüdlichen Arbeit sich Anschläge in Bausch und Bogen von den in den verschiedenen Provinzen liegenden Staatsgütern verschafft, wonach, wie ein Zeitgenosse, Dr. Friedrich Förster,*) zahlenmäßig dartut, die Domänen in Ostpreußen und Littauen auf 15²/₃ Millionen, die in Pommern und der Neumark auf 16 bis 17 Millionen, die westpreußischen auf 6, die der Kurmark auf 11, die Schlesiens auf 4 bis 5 Millionen Taler veranschlagt waren. Durch Verkauf, Verpfändung und Steigerung des Pachtzinses, gedachte Stein zunächst bedeutende Summen zur Verfügung zu erhalten. Er zählte hierbei auf die patriotische Unterstützung vonseiten der Ritterschaft auf dem platten Lande und der Geldmänner in den großen Städten. Seine Anfragen fanden gute Aufnahme; er stellte in Aussicht, daß er aus dem Verkaufe von Domänen in den nächsten zwei Jahren 8 bis 10 Millionen Taler zu lösen gedenke, womit er fernere 25 Jahre fortfahren werde. Von

*) Friedrich Förster, Preußen und Deutschland unter der Fremdherrschaft 1807—1813.

den land- und ritterschaftlichen Kreditvereinen verlangte er Ausstellungen von Pfandbriefen auf den Kredit ihrer Provinz, von den Großhändlern und Bankiers Ausstellung von Wechseln, welche sie zu bestimmten Fristen zu bezahlen versprachen, und für deren Deckung die Regierung Sicherheit zu leisten sich erbot. Die nächste wohltätige Folge des allgemeinen Unglücks war, daß die Regierungsgewalt sich genötigt sah, aus der Höhe ihrer Throneinsamkeit herabzusteigen und bei dem Urquell der Macht, bei dem bisher in unbefragter Untätigkeit regierten Volke, Hilfe, Rat und Heilung zu suchen. Die kaum dem Namen nach in der Erinnerung noch fortlebenden Landstände wurden, wenn auch weder kraft der früheren, noch kraft einer ihnen neuerdings erteilten Verfassung, in den Provinzen als landschaftliche Versammlungen einberufen, ihnen der Notstand des Staates vorgelegt und ihre Hilfe angerufen. Überall fand der König eine ihn selbst mit tiefer Rührung erfüllende Hingabe; überall war man, in der Hoffnung, daß das erniedrigte Vaterland sich aus der Schmach wieder erheben werde, zu jedem Opfer bereit. Die ostpreußische Landschaftsversammlung, welche im Februar einberufen worden war, erklärte sich zur Aufnahme der Domänen in den ritterschaftlichen Kreditverein und Ausstellung von 7 Millionen Talern Pfandbriefe bereit und erhielt dagegen die Zusage, daß jene Pfandbriefe nicht in Umlauf gelangen, sondern nur den Darleihern von Geldern als Unterpfand dienen sollten. Der Verein hatte also für Deckung der Summe nicht zu sorgen; schon allein, daß die Krone, daß der Staat wiederum Kredit, d. h. Glauben und Vertrauen, somit auch Mittel und Wege innerhalb der eigenen Grenzen fand, war großer Gewinn. Die pommerschen Stände taten es in Großmut den anderen zuvor; sie erklärten sich gegen die Verpfändung oder Veräußerung der Domänen und leisteten, ohne viele Rücksicherheit, Gewähr für 12 Millionen Francs, die märkischen Stände erboten sich, 8 Millionen Taler zu gewährleisten, wenn ihnen der König für 12 Millionen Taler Domänen wiederverkäuflich überlasse. Ein ähnliches Anerbieten machten die schlesischen Staaten. Die dem König zur freien Verfügung bleibenden Domänen wurden den Kaufleuten für die von ihnen auszustellenden Wechsel angeboten, und jüdische und christliche Wechselhäuser schlossen das Geschäft ohne Wucher und Schacher ab.

So wußte das Genie Steins selbst aus dem Boden des ausgesogenen Preußens im wahren Sinne des Wortes Gold zu stampfen.

Man kann das Gefühl der Erleichterung ermessen, das sich des nimmer rastenden Staatsmannes nach der Konvention mit Daru vom 9. März 1808 bemächtigt hatte. Noch größer war die Freude und Genugtuung über die Opferwilligkeit gewesen, die sein Appell an die Finanz- und Kapitalkreise des preußischen Volkes hervorgerufen hatte. Nun schien die Zukunft Preußens wieder in freundlicherem Lichte zu erstrahlen. Da aber traf ihn wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß Napoleon seinen Vertrag mit Daru vom 9. März 1808 nicht vollzogen habe. In einer dritten und letzten Audienz des Prinzen Wilhelm vom 29. Februar hatte dieser von dem französischen Machthaber nichts weiter erlangt als freundliche Worte. Ja, die Lage verschlimmerte sich gerade in jener Zeit durch einen Zufall in ungeahnter Weise. Der bereits erwähnte Geheime Rat Sack, als Vorsitzender der preußischen Friedenskommission Darus schlimmster Gegner, ein kerndeutscher, gerader Mann von treuem, patriotischem Fühlen, hatte in einem Schreiben die Stände und die Kammer der Kurmark zur Festigkeit gegen eine neue Forderung der französischen Behörden aufgehetzt. Dies Schriftstück war in die Hände Darus gefallen und dadurch zur Kenntnis Napoleons gekommen.

Nichts war dem gewalttätigen Imperator von jeher mehr verhaßt gewesen, als die Aufwallung patriotischer Gefühle in den von ihm niedergeworfenen Staaten. Er benutzte diesen Vorfall zu der stärksten Drohung, die er seit langer Zeit gegen Preußen ausgesprochen: der Drohung,

den Frieden von Tilsit als gebrochen anzusehen; möge Preußen dann die Konsequenzen selber tragen. Stein kannte seinen Gegner zu gut, um nicht zu wissen, wie leicht dieser mit seiner Drohung Ernst machen könne. So mußte er denn — die Not des Vaterlandes erheischte es — noch einmal zur Politik der Nachgiebigkeit greifen: der Geheime Rat Sack wurde seiner Stellung als Vorsitzender der Friedenskommission enthoben und der frühere Provinzialminister von Voß an seine Stelle gesetzt. Steins Feinde aber benutzten diesen Vorfall, ihn in hämischer Weise beim Könige anzuschwärzen. Ja, sein alter Gegner, der Kabinettsrat Beyme, auf dessen Unschädlichmachung Stein schon so lange beim Könige vergeblich gedrängt hatte, entblödete sich nicht, die unerhörte Anklage beim Könige anzubringen, „Stein habe durch seine lange Abwesenheit dazu beigetragen, alle Geschäfte zu paralysieren; auch habe er in Berlin sich von den Franzosen gegen das Interesse des Königs brauchen lassen."

Aber Beymes Einfluß beim Könige war gebrochen. Schon am 1. Juni verließ er den Hof. Die Antwort des Königs auf die Verunglimpfung Steins war ein in den ehrendsten Ausdrücken

Kabinettsrat Karl Friedrich Beyme.

gehaltenes Schreiben vom 15. Mai 1808, in welchem er ihn dringend bittet, ungesäumt nach Königsberg zurückzukehren, wo man seiner dringend harre. Das Schreiben schloß mit den Worten: „Ich bewundere zu gleicher Zeit den Mut, die Festigkeit und die Selbstverleugnung, welche Sie bei all Ihren Schritten begleiten. In der Erwartung glücklicher Resultate, nach so vielen Opfern, welche Sie dem allgemeinen Wohl bringen, und deren ganzen Wert ich anerkenne, verbleibe ich Ihr Friedrich Wilhelm."

Am 31. Mai 1808 traf Stein in Königsberg ein. Eine Fülle von Arbeit erwartete ihn hier. Daß sie zum Teil recht unangenehmer Natur war, ersehen wir aus einem Briefe der Königin Luise, mit welcher er fortwährend im Briefwechsel geblieben war, und die ihm schon unterm 1. Mai geschrieben hatte, „von einer häßlichen Kabale, welche um sich greife, und von unverschämten Menschen, welche durch ihn zurechtgesetzt werden müßten." Also auch hier galt es für Stein, den Kampf von neuem aufzunehmen gegen die vielköpfige Hydra der Verleumdung, der Schwäche und Jämmerlichkeit. Kampf, wohin er blickte — Kampf, wo er erschien. Seine gewaltige Persönlichkeit schied die Schwachen von den Starken, die Lauen von den Warmherzigen. Aber ungebeugt stand er da. Gerade jetzt, getragen von dem Vertrauen seines Königs, fühlte er eine

Welt von Kraft in sich; gerade in jener Zeit der schwersten Sorgen, deren drückendste die war, wie er das Land von der blutsaugerischen Tätigkeit der französischen Vampyre am schnellsten befreite, gerade in jener Zeit war es diesem Riesengeiste möglich gewesen, die größte, die gewaltigste Aufgabe seines Lebens zu lösen: jene großartige Schöpfung, welche die ganze Zukunft des Vaterlandes in sich schloß: die Reform des preußischen Staates und die Wiedergeburt des Volkes zur sittlichen Lebenskraft und zu nationalem Bewußtsein.

Weil er wußte, daß die sittliche Kraft des preußischen und deutschen Volkes noch nicht erstorben, sondern nur erstarrt war, weil es für ihn fest stand, daß gerade die über das Vaterland hereingebrochene Katastrophe es war, welche jene Erstarrung gelöst und das Gewissen der Nation erschüttert hatte, deswegen war er nicht einen Augenblick an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelt; deswegen leuchtete ihm die Wiedergeburt des Vaterlandes auch in der dunkelsten Nacht der Demütigung wie ein heller blinkender Stern.

Wahrhaft groß und schöpferisch sind die Gedanken, welche er in dem Programm entwickelt, das er bereits beim Antritt seines zweiten Ministeriums im September 1807 dem Könige in Memel überreicht hatte: „Was dem Staat an extensiver Größe abgeht, muß er durch intensive Kraft gewinnen. Das Alte ist vergangen; es muß alles neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutsamkeit im europäischen Staatenbunde erhalten soll. In dem Überbleibsel des ehemaligen größeren Staates sind feindselige Elemente vorhanden. Diese müssen weggeschafft werden, damit alles ein Ganzes werde. Die verschiedenen Stände im Staat sind wegen der Gunst, die der eine genoß, mit dem minder Begünstigten im Streit. Eintracht gibt Stärke; gleiches Recht, das alle Staatsglieder umfaßt und dem einen Stande nicht mehr gewährt als dem anderen, muß herrschen, wenn Eintracht einkehren soll. Allen Einwohnern gleiche Pflichten gegen den Staat. Jeder muß persönlich frei sein und nur einen Herrn haben, den König mit seiner Gesetztafel in der Hand; und damit Pflicht und Recht zugleich, und die erstere keinem Einzelnen drückend werde, eine Nationalrepräsentation, durch deren Mitwirkung bessere Gesetze zustande kommen als durch Beamtenrat. Freier Gebrauch seiner Kräfte, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten muß jedem Menschen im Staate gewährt werden, solange er nicht die Schranken verletzt und durchbricht, welche Religion, Sittlichkeit und Staatsgesetze, die das Ganze umfassen, vorschreiben. Alles Grundeigentum im Staate muß jedem Bewerber zugänglich sein, Erleichterung des Besitzes und Erwerbes muß durch eine tüchtige Gesetzgebung gefördert werden. Die Bevormundung der Kommunen durch die Behörden oder durch einzelne Privilegierte ist ein gefährlicher Übelstand, der allen Gemeinsinn unterdrückt. Sie muß enden. Niemand im Staate, weder eine Korporation noch ein Individuum, darf Richter in eigener Sache sein. Daher Trennung der Justiz von der Verwaltung. Für alle die nämlichen Gesetze, also auch nur eine richterliche Behörde, deren gesetzlicher Ausspruch für den Höchsten wie für den Niedrigsten gilt. Keiner unfrei im Staate, nur der Verbrecher, der Religion, Sittlichkeit und heiliges Recht mit Füßen tritt. Auch der Dienstbote ist persönlich frei. Sein Vertrag, der den Grundsätzen staatsbürgerlicher Freiheit nicht entgegen sein darf, bindet ihn an seinen übernommenen Dienst. Dasselbe Gesetz schützt ihn und seinen Herrn. Bildung erhebt ein Volk und der höhere Grad derselben weist ihm eine höhere Stellung im Vereine der zivilisierten Staaten an. Sie ist die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortschritte in Ordnung, Kraft und Wohlfahrt. Der Staat muß diese Bildung fördern."

Fünf leitende Grundgedanken sind es, die dem gewaltigen Reformwerk Steins wie gewaltige Quadern zugrunde liegen. Es sind Gedanken von solcher Wucht, von so bahnbrechender Gewalt, daß wir noch heute ob ihrer Kühnheit staunen müssen. Waren sie doch ausgesprochen in einer

Zeit, da man es für ein Verbrechen hielt, an den alten, eingelebten Verhältnissen zu rütteln, aus Furcht, daß das ganze Gebäude zusammenstürzen könnte.

„Um ein Volk zu erheben, muß man dem unterdrückten Teile desselben Freiheit, Selbständigkeit und Eigentum geben und ihm den Schutz der Gesetze angedeihen lassen."

„Lasset uns den erbuntertänigen Arbeiter befreien, denn nur die freie Arbeit ernährt ein Volk nachhaltig."

„Lasset den Bauer Herr sein auf seinem Eigentum, denn nur der freie Mann weiß seinen Herd zu verteidigen."

„Befreit den Bürger von Monopol und Vormundschaft, denn nur die freie Arbeit in Werkstatt und Gemeinde hat die Größe unseres Bürgerstandes begründet."

„Lasset den grundbesitzenden Adel wieder wissen, daß nur die Erfüllung der Pflichten des Grundherrn, nur der Ehrendienst in Gemeinde und Staat ihn erhält, nicht Steuerfreiheit und Vorrecht."

Diese Gedanken setzte Stein schnell in die Tat um. Schon am 9. und 28. Oktober desselben Jahres (1807) wurde das Gesetz über die Befreiung des Bauernstandes erlassen, wodurch ein großer Teil der Landbevölkerung, die bisher erbangehörigen Untertanen der adligen Grundherren, in einen großen und freien Bauernstand umgewandelt wurde.

Wie mit einem gewaltigen Donnerschlag hatte sich das Ministerium Stein durch das Gesetz der Bauernbefreiung dem Lande und dem Volke angekündigt, und dieser Donnerschlag fuhr dem ganzen großen Troß seiner Gegner, den Junkern, den Bureaukraten und Dunkelmännern, lähmend in die Glieder. „Lieber noch drei Auerstedter Schlachten verloren, als dieses Gesetz!" rief in wildem Groll einer der starrsten Vertreter des rückständigen Landadels im Junkerkasino zu Berlin aus. Auch der verschlafenste deutsche Philister rieb sich verwundert die Augen und mußte staunend erkennen, daß mit dem Siege dieser großen humanen Ideen über die Vorrechte einzelner Gesellschaftsklassen der sichere Untergrund für den Ausbau eines neuen besseren Staates gegeben sei.

Um die ganze Bedeutung dieses neuen Grundgesetzes in seiner tiefgehenden Wirkung auf das Staats- und Volksleben würdigen zu können, muß man die traurige Lage der Bauern vor Erlaß des Gesetzes ins Auge fassen. Im Laufe der Jahrhunderte waren die Bauern auf den königlichen Domänen sowohl wie auf den Privatgütern in immer größere Abhängigkeit zur Gutsherrschaft geraten, in einen Zustand, der schließlich zur völligen Hörigkeit und Erbuntertänigkeit geführt hatte. Dem Bauern stand weder das Recht zu, seinen Hof zu verkaufen, noch Geld darauf zu leihen. Ob sein Sohn ihm dereinst im Besitz folgen konnte, ob er selbst auf seinem Hofe bis an sein Lebensende bleiben durfte, das hing von der Gnade des Gutsbesitzers ab. Die völlige Unfreiheit des Bauern bestand darin, daß er ohne Erlaubnis des Gutsherrn weder seine Stellung verlassen, noch ein Gewerbe ergreifen, ja, nicht einmal heiraten durfte. Statt aller Rechte nur Pflichten. Er mußte dem Gutsherrn Hand- und Gespanndienste leisten, in jedem Umfange, zu jeder Zeit und Stunde. Schon die Dienste der schwachen Kinder gehörten dem Gutsherrn; aus ihnen zog er sich sein Gesinde heran. Noch drückender und entwürdigender wurden die Naturalabgaben empfunden, der Getränke- und Mühlzwang, d. h. die Verpflichtung, Bier und Branntwein vom Gute zu entnehmen, auch sein Getreide auf der Gutsmühle mahlen zu lassen.

Diese Abhängigkeit war schließlich in ein förmliches Sklaventum übergegangen. Die ganze körperliche und geistige Arbeitskraft des Bauern nebst seiner gesamten Familie gehörten in erster Reihe dem Gute. Das dem Bauern gehörige Zugvieh hatte zunächst dem Gute seine Dienste zu leisten. Die an und für sich schon so geringen Erträge, die kaum zum Lebensunterhalte hin-

reichten, standen noch nicht einmal zur freien Verfügung des Bauern oder Landarbeiters. Dazu das erdrückende, lähmende Gefühl, daß jede Besserung der Verhältnisse unnütz sei, da die Kinder doch kaum jemals rechtlichen Anspruch auf den Hof ihrer Väter hatten. „Wozu arbeiten, wozu für etwas seine Kräfte einsetzen, wenn es mir doch nicht gehört, das mir jeden Augenblick wieder genommen werden kann?“ So fragte sich der Bauer, der Landarbeiter mit Recht, und das entsetzliche, niederschmetternde Gefühl, daß seine Kinder zu derselben Armut, derselben Knechtschaft verdammt sein würden, lähmte jede Tatkraft, stumpfte jedes Streben derart ab, daß an die Stelle frischer, fröhlicher Arbeitslust des Landmannes Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit, Faulheit und Verlotterung traten. Daß solche verdrossenen, abgestumpften, in dumpfer Gleichgültigkeit dahinlebenden Bauern kein Interesse am Vaterlande haben konnten, weil sie selbst eigentlich keine Scholle, keine Heimat besaßen, liegt auf der Hand.

Heinrich Theodor von Schön.

Schon Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, von der Wichtigkeit eines gesunden, kräftigen Bauernstandes durchdrungen, hatten den Anfang gemacht, das Los des hörigen Bauern zu bessern. Auch Friedrich Wilhelm III. konnte sich dem Gedanken nicht verschließen, daß hier in erster Reihe die bessernde Hand angelegt werden müsse. Das schwere Unglück des Landes war dazwischen gekommen. Nach dem traurigen Kriege 1806 waren die Verhältnisse immer schlimmer geworden, und namentlich in Ostpreußen lag die Landwirtschaft völlig darnieder. Der gesamte Viehstand war vernichtet; große wie kleine Landwirte waren an den Bettelstab gebracht. Die Regierung, der König an der Spitze, sah ein, daß hier mit kleinen Mitteln, wie Zahlungsindulten, d. h. Zahlungsstundungen, nicht geholfen werden könne, sondern daß eine gründliche Besserung nur eintreten könne, wenn vor allen Dingen dem erbuntertänigen Bauer wieder die Freude an seiner eigenen Scholle gegeben würde.

Als Stein mit der Übernahme des Ministeriums an diese Riesenarbeit ging, konnte er aus der Erbschaft des Ministeriums Hardenberg wichtige Vorarbeiten übernehmen. Zwei Männer waren bei der weiteren Ausgestaltung des Reformwerkes Steins vornehmste Gehilfen geworden:

der preußische Provinzialminister von Schrötter, ein Mann von gründlicher Sachkenntnis und ungeheurer Arbeitskraft, und Heinrich Theodor von Schön, Geheimer Finanzrat für das ost- und westpreußische Departement und Mitglied der Immediatkommission, welcher nach Hardenbergs Entlassung vorläufig die Geschäfte des Landes übernommen hatte. Außer diesen Männern hatte Hardenberg bereits vor Steins Ankunft eine Anzahl trefflicher hochgesinnter, patriotischer Persönlichkeiten wie Stägemann, Niebuhr und Altenstein berufen, Männer, die in der Zukunft des Staates noch eine große Rolle spielen sollten. Was sie bereits geschaffen, erfaßte Stein mit seinem klaren, durchdringenden Geiste, mit seiner tiefen, weiterbildenden Kraft, mit der ganzen Überlegenheit seines Genies, befruchtend, ausgestaltend. So bestimmte er sofort, daß die Reform, die Schrötter zunächst auf Ost- und Westpreußen beschränken wollte, auf die ganze Monarchie ausgedehnt werden sollte.

Friedrich Leopold Freiherr von Schrötter.

Als am 9. Oktober 1807 der König zu Memel das berühmte Edikt der Bauernbefreiung unterzeichnete, ging es wie ein Seufzer der Erlösung, wie ein Aufatmen von einem langen, schweren Alb durch das ganze Land. Mit der Aufhebung der Erbuntertänigkeit war der endgültige Bruch mit dem ständischen Klassenstaat des alten Preußen vollzogen. Jeder Untertan, ob Bürger, Bauer oder Edelmann, sollte von jetzt ab ohne Einschränkung zum käuflichen oder pfandmäßigen Erwerb unbeweglicher Grundstücke berechtigt sein. Der Edelmann sollte bürgerliche und bäuerliche, der Bürger und Bauer umgekehrt adlige Güter erwerben können. Jeder Angehörige irgend eines Standes sollte ohne Rechtsnachteil in einen anderen treten können, also der Edelmann ohne Nachteile bürgerliche Gewerbe treiben, der Bauer in den Bürgerstand treten können und umgekehrt.

Ebenso wichtig für die Erstarkung des Gemeingeistes und die Hebung des vaterländischen Gefühls war der Erlaß der Städteordnung. Durch die Unselbständigkeit der Bürger hatte sich ein gemeinnütziger Bürgersinn bisher nicht entwickeln können. Bisher war die Bürgerschaft und der Magistrat jeder selbständigen Verfügung über das Gemeinwesen beraubt. Die Bürgerschaft hatte keine Einwirkung in bezug auf die Wahl der städtischen Oberhäupter. Die Bürgermeisterposten wurden von der Regierung ohne weiteres mit Invaliden oder ausgedienten Soldaten besetzt, die weder Anspruch auf das Vertrauen der Bürgerschaft noch irgend eine Ahnung von geschäftlichen

Dingen hatten und die Gesetze der Subordination, welche sie von ihrem militärischen Dienst her kannten, in das Gemeinwesen einzuführen bestrebt waren. Die Folge davon war starke Beaufsichtigung, übertriebene Polizeibevormundung, Prüfung der unbedeutendsten städtischen Angelegenheiten durch die Regierung und schließlich die Einführung eines mechanischen Räderwerkes für den Geschäftsbetrieb, welches der Feind jeden Fortschrittes, jedes Strebens nach Vervollkommnung war. Nur allein die gänzliche Verkümmerung der Bürgerrechte konnte die beispiellose Gleichgültigkeit des Bürgertums bei der großen Katastrophe von 1806 erklären.

Die von Stein geschaffene Städteordnung schuf die freie Selbstbetätigung der Bürger, setzte sie in den Stand, als selbstdenkende, selbstschaffende Glieder des Staates an dessen Wohl und Wehe

Karl Freiherr von Altenstein.

persönlichen Anteil zu nehmen. Steins tüchtige Gehilfen bei dieser Riesenarbeit waren zunächst die Geheimen Räte Johann Gottfried Frey, Morgenbesser and Friese, welche diese Gesetzesbestimmungen zunächst für die Provinz Preußen ausgearbeitet, sodann die Staatsmänner von Schön und von Altenstein, welche diesen Entwurf zu einer Städteordnung für die ganze Monarchie erweitert hatten. Am 19. November 1808 genehmigte der König in Memel auch dieses Gesetz der Städteordnung, welches man mit Recht neben der Bauernbefreiung als den gewaltigsten Markstein moderner geschichtlicher Entwicklung bezeichnen kann.

Das neue Gesetz legte die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten in die Hand der städtischen Behörden selbst. Es gewährleistete den Bürgern die Teilnahme an der Verwaltung durch selbstgewählte Vertreter, die Stadtverordneten, durch welche wiederum die Magistrate gewählt wurden. Es erzeugte Liebe zur Gemeinde, Interesse an den städtischen Angelegenheiten, ein erhöhtes Gefühl für Selbständigkeit und Ehre, Erhöhung des Verantwortungsgefühls für die Gemeinde und dadurch auch für die Zusammenfassung aller Gemeinden, den Staat, das Vaterland. So wich die Stumpfheit und Gleichgültigkeit der Bürger jetzt der lebendigen Anteilnahme an den Geschicken des Vaterlandes; so wurde aus einer bisher in stumpfem Hinbrüten oder in kalter Selbstsucht dahinlebenden Masse ein begeisterungsfähiges Volk, welches

seine eigenen Interessen mit denen des Vaterlandes und seines Herrschers verschmelzen lernte, ja, den letzteren unterordnete.

Auch die Verbesserung des Volksunterrichts betrachtete Stein als eine der Hauptaufgaben des Staates. „Am meisten ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten“, sagte er zum Könige, und dieser antwortete mit dem edlen, wahrhaft königlichen Worte: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren; zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken, aber wir müssen und wollen dafür sorgen, daß er an innerer Macht und innerem Glanze gewinne, und deshalb ist es mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterricht die größte Aufmerksamkeit gewidmet wird.“

Dr. Johann Gottfried Frey.

Niemand hatte gerade diesen Teil der Aufgaben des neu sich bildenden Staatswesens tiefer und innerlicher aufgefaßt als die Königin Luise. „Weil wir abgefallen sind, darum sind wir gesunken“, hatte die Königin in einem Briefe geschrieben und mit tiefem seelischen Verständnis damit gleichzeitig den Weg gezeigt, der zur gründlichen Besserung im Vaterlande führen konnte. Dem tiefen Falle mußte eine Auferstehung folgen, die jeder Einzelne zunächst in sich selbst erleben mußte. Und dieses Aufraffen, dieses Besinnen auf sich selbst, mußte von Grund aus geschehen; bei der Wurzel mußte angegriffen werden; bei der Erziehung des Volkes. Das sah die Königin, reif geworden und geläutert durch so viel Unglück, mit klarem Blicke. Das ist das Große, das Bleibende, das Historische an ihrer Persönlichkeit, daß sie nach dem tiefen Falle ihres Vaterlandes als Erste den Gedanken gefaßt hatte, daß aller Besserung der äußeren Zustände eine Erneuerung im Innern vorausgehen müsse, die bei der Erziehung des Kindes anzufangen habe, und als der große Bahnbrecher auf dem Gebiete der Erziehung, Pestalozzi, in Iferten eine vorbildliche Schule schuf, nach welcher tausende der besten Geister aus allen Landen pilgerten, da sprach sie nach der Lektüre von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ das schöne Wort: „Könnte ich wie ich wollte, so

setzte ich mich in einen Wagen und führe nach der Schweiz, um dem edlen Manne mit Tränen in den Augen, mit einem Händedruck im Namen der Menschheit zu danken."

Die Not der Zeit schuf merkwürdige Berührungspunkte zwischen Persönlichkeiten, die ihrem Geschlecht ihrem Herkommen, ihrer Entwicklung nach von der Natur nicht dazu bestimmt schienen, die gleichen Wege zu wandeln, nun aber, in wunderbarer Übereinstimmung, demselben großen Ziele zustrebten: dem todkranken Staatswesen die Wege zu seiner Gesundung zu weisen. Neben dem gewaltigen Staatsmanne Stein, dessen ganzes Wesen Wille und Wagemut war, die zarte, hingebende, wie mit den Augen einer Seherin die Zukunft durchdringende Königin, und neben dieser wieder ein Mann, aus den untersten Schichten des Volkes stammend, eines Webers Sohn,

Johann Gottlieb Fichte.

den sein Genie zu den Höhen der Wissenschaft, zu der stolzen Würde eines Geistesfürsten geführt: Johann Gottlieb Fichte.

Eben gerade in jenen schweren Tagen war es, im Winter von 1807 zu 1808, da er unter den Augen der strengen französischen Besatzung, im Akademiegebäude zu Berlin, vor einem Kreis ausgewählter Gebildeter, seine berühmten „Reden an die deutsche Nation" hielt. Während der Trommelschlag der unten vorbeimarschierenden französischen Bataillone in den stillen Hörsaal heraufdrang, während bezahlte Horcher seine Vorträge belauschten, rüttelte er hier mit mannhaften, großen und furchtlosen Worten die deutschen Gemüter auf, hielt ihnen den Spiegel vor die Augen, zeigte ihnen, daß, wenn Preußen und Deutschland wieder erstarken solle, dies nur geschehen könne bei einer völligen Umbildung und Neuentwicklung des deutschen Wesens und Volkstums. Um eine solche Gesinnung anzubahnen, hatte er den Plan zu einer nationalen Erziehung entworfen, welche die Menschheit völlig erneuern sollte. Da sollte jeder Unterschied ausgelöscht werden zwischen Volk und Gebildeten, keine einseitige intellektuelle Ausbildung, sondern die Bildung des ganzen Menschen, des Geistes, des Willens und des Gemütes. Erziehung für das Leben des Einzelnen, für das

der Familie, der Gemeinde und des Staates — das sollte das Mittel werden zur Erneuerung der Menschheit Deutschlands.

Fichte berief sich dabei — und hier berührt er sich mit Stein und der Königin Luise — auf das Vorbild des großen Erziehers in der Schweiz, auf den edlen Pestalozzi, dem er schon während seiner Hauslehrertätigkeit (1788—1790) in Zürich als Freund nahegetreten war. Gewaltige Wandlungen und tiefgehende geistige Erschütterungen hatte er seitdem durchgemacht. Unter dem Druck der höchsten Not während seiner Studien- und Kandidatenjahre war seine stolze, eiserne Männlichkeit gewachsen. Dann war er über Leipzig nach Königsberg gegangen, wo er dem großen Philosophen Kant persönlich nahe trat und ihm eine philosophische Schrift: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" unterbreitete. Die Schrift, welche anonym erschien und längere Zeit für ein Werk Kants gehalten wurde, machte großes Aufsehen und verhalf ihm zu einer Professur in Jena, damals der Mittelpunkt des geistigen und wissenschaftlichen Lebens. Seine Vorlesungen übten hier eine bis dahin fast unerhörte Anziehungskraft auf die Studenten. Wegen einer philosophischen Schrift vom kurfürstlich sächsischen Konsistorium als Verbreiter atheistischer Lehren beschuldigt, legte Fichte, obgleich Herzog Karl August und Goethe sich für ihn verwandten, voll Stolz seine Professur nieder und ging nach Berlin, wo ihn Friedrich Wilhelm III., voll edler Duldsamkeit in wissenschaftlichen Dingen, aufnahm und in keiner Weise seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit Fesseln anlegte. Schon damals waren die ausgezeichnetsten Männer auf ihn aufmerksam geworden. Nach der Schlacht von Jena war er nach Königsberg gegangen und erst nach dem Frieden von Tilsit wieder nach Berlin zurückgekehrt. Hier hatte er, wie erwähnt, unter den Augen der französischen Besatzung, seine berühmten „Reden an die deutsche Nation" begonnen. Napoleon, von seinen Spionen längst auf den feurigen Patrioten aufmerksam gemacht, verachtete die deutschen „Ideologen" zu tief, als daß er ihn gehindert hätte. Er ahnte damals noch nicht, wie gerade durch die Macht der Ideen das Gebäude seines Despotismus erschüttert werden sollte.

Fichte war es, der in jenen Tagen mit seinen begeisterten und begeisternden Vorlesungen die Macht des Kosmopolitismus gebrochen hat, jenes unfruchtbaren Weltbürgertums, das die Welt über das Vaterland stellt, das in Anbetung niedersinkt vor der schwindelnden Höhe einer einseitig gesteigerten Geisteskultur, das die Schätze und Kräfte, die das Vaterland hervorbringt, gering achtet und sie so allmählich verkümmern läßt. So war Preußen und Deutschland geworden in dem Zeitalter der Aufklärung: die Verkörperung einer hohen Kultur ohne Staat, eine Seele ohne Leib, eine Gedankenwelt ohne Macht der Außenwelt. Und in diesem Fahrwasser haben sie nun geschwommen, die großen Geister, die seit Jahrzehnten den geistigen Einfluß bestimmt hatten. Noch der gewaltige Lessing hatte den Patriotismus für eine „heroische Schwachheit" erklärt; selbst Schiller, damals noch im vollsten Weltbürgertum befangen, hatte zweifelnd gesagt: „Zur Nation euch zu bilden, das hofft ihr Deutschen vergebens";*) Goethe hatte ähnliche Aussprüche getan. Die jahrhundertelange Zerissenheit und Ohnmacht Deutschlands hatte auch bei diesen erlauchten Geistern das Bewußtsein der Notwendigkeit einer Zusammengehörigkeit der deutschen Nation ausgelöscht. In dem falschen Stolze, ein Kosmopolit, ein Weltbürger zu sein, war der Deutsche nach seiner Meinung über sein Vaterland hinausgewachsen. Er war ein Bürger der Kultur, ein Bürger der Natur. Erst die Zertrümmerung des Staates durch Napoleon zeigte dem Deutschen, zeigte dem Preußen, was er ver-

---

*) Später, im „Wilhelm Tell" hat er dann den alten Attinghausen begeistert ausrufen lassen:

Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft

loren hatte: „die Heimat sogar!“ Während Napoleon stolz im Schloß von Berlin Wohnung nahm, mußte der König nach Memel gehen. Selbst die Vasallen des stolzen Gebieters, die Rheinbundfürsten, waren, obgleich sie ihr Reich behalten hatten, nicht Herr in ihrem eigenen Lande; sie standen unter dem Machtspruch des Imperators. Auch sie hatten ihre Heimat verloren.

Und so gingen dem Volke langsam wieder die Augen auf; so begann das Heimatgefühl wieder mit alter Sehnsucht in ihre Herzen einzuziehen. Und so wurde auch Fichte, früher selbst der Verfechter der Idee des Weltbürgertums, gedrängt durch die Not seines Volkes, der Vertreter der nationalen Idee, der glühende Wortführer für den nationalen Staat. Fichte zeigte in jenen Reden erst, wie gerade das deutsche Volk es sei, welches allein noch den göttlichen Funken selbstsuchtlosen, freien, geistigen Lebens bewahrt habe. Das deutsche Volk, so sagte er, sei in dieser schweren Zeit, wo alles versinkt, die einzige Hoffnung der Welt; die Hoffnung der Menschheit beruhe auf der deutschen Kultur. Die Deutschen seien das Kernvolk Europas, schon durch die Ursprünglichkeit ihrer Sprache, durch die Ansässigkeit auf ihrem ursprünglichen Grund und Boden, und vor allem durch ihre ruhmreiche Geschichte. Sie haben das römische Reich gestürzt; sie haben im Mittelalter die höchste Blüte der Kultur erreicht. Die große Tat der Reformation sei aus der Seele des Volkes entsprungen; die höchste Vollendung der Philosophie sei von einem Deutschen, von dem unsterblichen Kant, vollzogen. Das alles bürge für den historischen Beruf der deutschen Nation. Dem Deutschen fällt die Aufgabe zu, die Menschen sittlich zu machen; hebt nicht der Deutsche den Kulturzustand der Welt, so wird kaum eine andere Nation es tun. Zwei Aufgaben erwachsen dem deutschen Volke hieraus: einmal mit allen seinen Kräften der Vielstaaterei entgegenzutreten, und dann durch Handelsverbindungen, durch Schaffung eines Zollvereins, durch möglichst gleiche Gesetze, gleiche Verwaltung die deutschen Völker zum Bewußtsein der Notwendigkeit und des Nutzens ihrer Zusammengehörigkeit zu bringen.

Mit schonungsloser Offenheit hat Fichte dann dem deutschen Volke den Spiegel vorgehalten; vor allem in der hinreißenden vierzehnten Rede („Beschluß des Ganzen“) hat er ihm gezeigt, wie Selbstüberhebung, Gedankenlosigkeit, Nachbetung und Nachäffung fremden Wesens, blindes Gehenlassen und die süße Selbstzufriedenheit die Ursache des furchtbaren Falles waren. „Wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir statt einer anderen Widerlegung triumphierend unser Dasein, das sich ohne all unser Nachdenken ergab. Dann kam die furchtbare ‚Probe‘, durch die wir alle hindurchgegangen sind. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschung, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammengestürzt sein! Jetzt stehen wir da, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist oder nicht ist!“

Und dann erhebt er seine Stimme zu der gewaltigen Wucht eines Sehers, der seinem Volke mit erschütternden Worten das Schicksal über Fortbestehen oder Vergehen in die eigene Hand legt: „Geht ihr ferner so hin in Eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Übel der Knechtschaft: Entbehrungen, Demütigungen, der Hohn und Übermut des Überwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid, so lange, bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslischt. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer und seht noch unter euch und um euch ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr seht im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben, ihr seht diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der deutschen Welt.“ . . . „Es ist daher kein Ausweg“, ruft er

seinen Zuhörern als letztes Wort seiner gewaltigen Schlußrede zu: „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung!“

Mit wildem Ingrimm hat Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ auch den Unterdrücker deutscher Freiheit und Selbständigkeit, den Zerstörer des deutschen Reiches, charakterisiert. Er fand in Napoleon „die Inkarnation des bösen Prinzips, den Satan in Person, die fleischgewordene Unvernunft, die Willkür, die schrankenlose Begierde, die nur sich selbst will, alles Heilige mißachtet“ — ganz im Gegensatz zu Hegel, der wie viele andere, damals noch alles Heil der Welt von Napoleon erwartete und ihn die „personifizierte Weltseele“ nannte.

Fichte hat früher und klarer die Aufgabe und den Beruf Deutschlands erkannt als Hegel, der später auch der nationalen Idee ihr Recht werden ließ. Die Elementarerziehung des ganzen Volkes im Pestalozzischen Sinne, die Erziehung der ganzen künftigen Generation „zur Freiheit der Vernunft“, das sollte das Mittel werden zur Erneuerung der Menschheit Deutschlands; das sollte der Ausgangspunkt werden für die große Bewegung, welche das ganze Volk ergreifen soll. Wenn sich dann alle Deutschen als Bürger einer herrlichen Nation fühlten, dann sollten sie ihr Letztes daran setzen an den heiligen Krieg.

Und wie er selbst über den heiligen Krieg dachte, das hat er gezeigt in seiner letzten Vorlesung vor seinem Tode: „Über den Begriff des wahren Krieges“; das hat er gezeigt, als er, noch als Einundfünfzigjähriger, in den Landsturm trat und in Reih und Glied die Waffenübungen mitmachte; das hat er bewiesen, als er, nachdem der heilige Krieg entbrannt war, gleich seinem edlen Weibe, einer Nichte Klopstocks, in die Lazarette ging, um die Verwundeten zu pflegen. Hier erlag erst seine Frau, dann kurze Zeit darauf — am 27. Januar 1814 — er selbst dem furchtbaren Hospitalfieber, seine Lehre von der freudigen Hingabe an die „nationale Idee“ mit dem Tode besiegelnd. Unter den Namen der Männer, welche zur Wiedergeburt Deutschlands ihr Bestes gegeben, strahlt der Name Johann Gottlieb Fichte als einer der hellsten.

III. Wehrbarmachung des Volkes.

Ein Wort von werbender Kraft, von aufrüttelnder Wirkung hatte die Königin Luise in jenen Tagen des Unglücks gesprochen: „Preußen ist auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen“, hatte sie treffend gesagt. Mit allen Einsichtigen des Staates war sie sich klar darüber: Preußens tiefer Fall hatte vor allem seinen Grund darin, daß man nach dem Tode Friedrichs des Großen dem Ausbau und der Weiterentwicklung des Heerwesens in einer den Anforderungen der neuen Zeit entsprechenden Weise nicht die genügende Sorgfalt geschenkt hatte. Das Heer mußte reorganisiert, mußte völlig umgebildet werden.

Niemand war von der Notwendigkeit einer Umgestaltung des Heerwesens mehr überzeugt, als König Friedrich Wilhelm III. Tag und Nacht waren seine Gedanken damit beschäftigt. Voll Hoffnung und Zuversicht waren seine Blicke dabei auf Scharnhorst gerichtet, der am meisten geeignet schien, ein so schwieriges Werk von Grund auf in die Hand zu nehmen. Es ist erklärlich, daß dem einfachen, schlichten Wesen des Königs, der alles Phrasenhafte, Oberflächliche nicht leiden mochte, die ruhige Bescheidenheit dieses „Gelehrten in Uniform“ ganz besonders sympathisch war. Mit dem richtigen Instinkt gesund denkender und fühlender Menschen ahnte der König die werdende Größe dieses Mannes, der sich aus den bescheidensten Verhältnissen schon jetzt zu einer Achtung gebietenden Stellung im preußischen Heereswesen hinaufgearbeitet hatte.

Keinen Stammbaum, keine Ahnentafeln und Wappenschilder konnte Scharnhorst sein eigen nennen. Am 12. November 1755 war er in Bordenau bei Neustadt in Hannover als Sohn ehrsamer Landleute geboren. Von einer unbesiegbaren Neigung für den Soldatenstand erfüllt, war

der junge Scharnhorst im Alter von 17 Jahren in die Militärschule des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe auf der Feste Wilhelmstein im Steinhuder Meer als Zögling eingetreten. In dieser Anstalt hat er den Grund zu seinem reichen militärischen Wissen gelegt. Graf von Schaumburg-Lippe hatte sich nach tiefgehenden militärischen Studien und mit Hilfe der reichen Erfahrungen seines vielbewegten Lebens eine militärische Grundanschauung gebildet, die mit den alten, überlebten Ansichten wenig übereinstimmte. Nach seiner mehr den Kulturbedürfnissen einer humaner gewordenen Zeit angepaßten Methode wollte er den Soldaten nicht mehr als tote Maschine, sondern als selbständig handelndes, sich einer gewissen sittlichen Verantwortung bewußtes Glied des großen Heereskörpers betrachtet wissen. Seine Reformen gingen ferner auf eine gänzliche Umgestaltung des Verteidigungswesens, als dessen erste Hauptbedingung Graf Wilhelm die Heranbildung einer Landwehr für unumgänglich notwendig hielt.

Diese Reformanbahnungen des Grafen stießen damals noch auf mannigfachen Widerstand. Der junge Scharnhorst war einer der wenigen, welche mit klarem Blick das Richtige, Gesunde dieser Ideen erkannten. Rasch stieg er von Stufe zu Stufe, und bereits in einem Alter von 28 Jahren berief man ihn als zweiten Lehrer an die neugegründete Kriegsschule zu Hannover. Neben dieser Wirksamkeit entfaltete er eine äußerst fruchtbare Tätigkeit als Militärschriftsteller. Sein „Handbuch für Offiziere", sein „Taschenbuch für den Gebrauch im Felde" waren Arbeiten, die damals in militärischen Kreisen Aufsehen erregten und ihm bald einen geachteten Namen auch als Militärschriftsteller erwarben. Auch Herzog Karl von Braunschweig war auf den jungen strebsamen Offizier aufmerksam geworden, der zudem im Revolutionskriege 1794 bei der Belagerung der Festung Menin Proben einer ungewöhnlichen Tapferkeit und Umsicht gezeigt hatte, und wünschte lebhaft, ihn dem preußischen Heere zu gewinnen. Scharnhorst nahm ein dahin gehendes Anerbieten mit Freuden an; konnte er nun doch seine schöpferischen, nach Gestaltung drängenden Ideen einem größeren Wirkungskreise zugänglich machen. Und so beginnt denn mit dem Jahre 1801, da er als Oberstleutnant in das 3. preußische Artillerieregiment eintrat, sein eigentliches, so tief in die Geschichte Preußens und Deutschlands eingreifendes Wirken.

Mit scharfem Blick hatte er sofort die unsichere Grundlage erkannt, auf der das ganze preußische Heerwesen ruhte. Er fand die wunden Stellen bald heraus, die der Heilung zuerst bedürftig waren, und seine Berufung an die Kriegsschule nach Berlin begrüßte er daher umso freudiger, als er hier zugleich Gelegenheit hatte, die Vernichtung der Krebsschäden von der Wurzel aus zu beginnen. Seine Vorlesungen, die er als Direktor der Lehranstalt für junge Infanterie- und Kavallerie-Offiziere hielt, übten bald eine ungemeine Anziehungskraft auf alle militärischen Kreise und waren der erste Anfang zur Anbahnung einer dem Geiste der Zeit angepaßten modernen Kriegsführung.

Scharnhorst gewann bald die Überzeugung, daß die alte, schwerfällige Taktik der jeder Neuerung abgeneigten Zopfgenerale gegenüber der neuen Kriegsführung, wie sie sich hauptsächlich unter Napoleon Bonaparte herangebildet hatte, nicht mehr stichhaltig sein konnte; vor allem suchte er gegen die damalige Selbstüberhebung und den Unfehlbarkeitsdünkel der Offiziere auf das nachdrücklichste anzukämpfen.

Es war wohl kaum anders zu erwarten, als daß diese neuen Anschauungen unter den starren Anhängern der alten Formen viel böses Blut erregten. Namentlich war es Scharnhorsts Vorgesetzter, der General von Tempelhoff, der zu den allerkleinlichsten Mitteln griff, um Scharnhorst zu verdächtigen und herabzusetzen. Gekränkt durch ein solches Benehmen, hatte er den König um seine Entlassung gebeten. Friedrich Wilhelm III., längst aufmerksam gemacht auf die Verdienste des strebsamen Offiziers, hatte ihn in glänzender Weise gerechtfertigt. Er erhob ihn 1804 in den

Major von Boyen — König Friedrich Wilhelm III. — Oberstleutnant von Gneisenau — Generalmajor von Scharnhorst — Major von Grolmann — Minister Freiherr vom Stein

Sitzung der Reorganisations-Kommission in Königsberg.

Original von Professor C. Röchling.

Verlag von Paul Kittel, historischer Verlag in Berlin

Adelstand und bewirkte 1806 seine Versetzung als General-Quartiermeister (Generalstabschef) in den Generalstab. Die unglücklichen kriegerischen Ereignisse des Jahres 1806 hatten Scharnhorst auch als Meister der Praxis gezeigt. Über seine besonnenen Anordnungen in der Schlacht bei Auerstedt, seine Teilnahme an dem kühnen Zuge Blüchers nach Lübeck, wo beide die einzigen waren, welche damals die preußische Waffenehre retteten, seine Gefangenschaft und Auslieferung, seine spätere ruhmreiche Teilnahme an der Schlacht bei Preußisch-Eylau, bei welcher er durch den kühnen Angriff auf das Birkenwäldchen bei Kutschitten durch Kühnheit und klare Besonnenheit eine günstige Entscheidung der schon durch die Russen verlorenen Schlacht herbeiführte, ist schon an anderer Stelle eingehend berichtet worden. (Siehe Seite 120.)

Jetzt, da der König selber die dringende Notwendigkeit schleuniger Reformen im Heerwesen einsah, war endlich für Scharnhorst der ersehnte Zeitpunkt gekommen, wo er der Verwirklichung seiner zum Teil noch verborgenen Pläne näher rücken konnte. Am 25. Juli, kaum drei Wochen nach dem Tilsiter Friedensschluß, setzte der König eine Militär-Reorganisations-Kommission ein und ernannte Scharnhorst, den er zehn Tage vorher zum Generalmajor befördert hatte, zum Vorsitzenden. Zu weiteren Mitgliedern wurden ernannt: Generalmajor von Massenbach, die Oberstleutnants von Gneisenau, Graf Lottum und von Bronikowski; Major von Grolmann (zuerst als Protokollführer, dann auch als Mitglied); im Verlauf der weiteren Arbeiten der Kommission traten später noch hinzu die Oberstleutnants Graf Götzen und von Borstell, vor allem Major von Boyen. Borstell und Bronikowski schieden später wieder aus. Scharnhorst selbst fand in einem Briefe an Clausewitz vom 27. November 1807, daß die Kommission aus sehr „heterogenen“ Elementen zusammengesetzt sei, bei denen „nur Gneisenau und Grolmann höherer Ansichten fähig wären.“ (Major von Boyen, einer der späteren Hauptmitarbeiter, war damals noch nicht beigetreten.) Von hervorragender Wichtigkeit war aber des Königs Bestimmung, daß Freiherr vom Stein ohne weiteres zu den Verhandlungen der Militär-Reorganisations-Kommission hinzugezogen werden sollte; waren doch die tief in das bürgerliche Leben einschneidenden Veränderungen im Heerwesen ebenso sozialer wie militärischer Natur.

Wie eingehend sich der König schon im voraus mit dem Gegenstande beschäftigt hatte, erhellt aus dem Umstande, daß er als Grundlage für die Beratungen bereits ein fertiges, eigenhändig geschriebenes, aus 19 Punkten bestehendes Programm mitbrachte, durch welches er jedoch in keiner Weise den Verhandlungen vorgreifen wollte. Die wichtigsten Gedanken dieser Denkschrift, welche den Arbeiten der Kommission zugrunde gelegt wurden, sollen hier Platz finden.

Zunächst hielt der König eine gründliche Reinigung und Durchsiebung des Offizierkorps für unerläßlich. „Diejenigen, so ihre Schuldigkeit nicht getan haben“, so hieß es in der Denkschrift, „wird man vom Dienst ausschließen und nach Umständen auf das strengste zu bestrafen haben.“ Solche, „deren Betragen zweifelhaft geblieben, sollen zur Rechenschaft gezogen werden.“ Der König wirft dann die Frage auf, ob es geraten sei, bei der Wiederherstellung der Armee „dieses Heer von invaliden Generalen, Stabs- und anderen Offizieren, die teils physisch, teils moralisch, oder in beidem zugleich Invaliden sind, wieder nach ihrem ehemaligen Rang und Würden einzusetzen.“ Da ihm dies höchst zweifelhaft ist, gibt er zu erwägen, wie künftig das Avancement einzurichten sei, „damit man nicht wieder in den alten Fehler verfalle.“ Als eine unabweisbare Änderung von grundsätzlicher Bedeutung erscheint ihm die größere Zulassung nichtadliger Offiziere. Der König empfiehlt ferner eine völlige Beseitigung des bisherigen Ausländer-Rekruten- und Werbesystems. Vor allem findet es der König unerläßlich, mit dem unmoralischen System der „Eximierung“, d. h. der Befreiung vom Dienste durch Geld, zu brechen.

Die Denkschrift beschäftigt sich dann weiter mit einer zweckmäßigeren Armeeeinteilung. Sie empfiehlt die Hauptgliederung in verschiedene Armeekorps, von denen jedes aus mehreren Divisionen bestehen solle, und deren vollständige Organisation zum Kriege schon im Frieden vollständig einzurichten sei. Um die Armee auch sittlich zu heben, müßte, nach des Königs Meinung, mit den militärischen Strafen auch eine Änderung vorgenommen werden; sie sollten zwar „ebenso strenge, aber weniger diffamierend (entehrend) sein."

Diese Forderung schloß von selbst eine Umänderung der Kriegsartikel in sich. Die Denkschrift empfiehlt dann weiter eine Vereinfachung der Kleidung, Anschaffung von Mänteln (im Kriege 1806 hatte, wie schon erwähnt, der Mangel an Mänteln die Soldaten den größten Un-

Carl von Clausewitz.

bilden der Witterung ausgesetzt), die Verminderung und Vereinfachung der Bagage, vor allem eine größere Fertigkeit im Schießen, „ein Gegenstand", wie der König hinzufügt, „den man nie hat beherzigen wollen." Um mit dem neuen Geist auch ein neues Kleid anzuziehen, hält es der König für wünschenswert, daß die von Grund aus veränderten Regimenter keineswegs in ihrer alten Gestalt verbleiben sollten. Mit Ausnahme der unaufgelöst gebliebenen alten Armeebestandteile in Ostpreußen sollten alle übrigen als ganz neue Regimenter anzusehen sein. Ja, damit nichts mehr an die alte Armee erinnerte, hält der König eine völlige Neubenennung der Regimenter — vielleicht nach den Provinzen — für äußerst wünschenswert.

Man muß überrascht sein, mit welcher Sachkenntnis der König hier auf die innersten Fragen des Heerwesens einging, wie lebendig in ihm jetzt das Bewußtsein von den zahlreichen Mängeln des Heerwesens geworden war. Wurde es ihm auch schwer, sich von manchem Althergebrachten so schnell zu lösen, gelang es ihm auch noch nicht, alle Vorurteile zu überwinden, so war doch zur großen Freude Scharnhorsts der Wille des Königs zur Militär-Reorganisation der beste, und dadurch wurde er von selbst zur mächtigsten Triebfeder der Reformen.

Kühner und größer wurden jetzt Scharnhorsts Pläne; freier und offener durfte er sie jetzt aussprechen. Schon am 31. Juli 1807 hatte er dem Könige in Memel eine Denkschrift über „Die Verteidigungsmittel des preußischen Staates“ überreicht, worin er zum ersten Male seine Gedanken über eine „Landmiliz“ (die spätere Landwehr) entwickelte. Sie sollte dem zwiefachen Zweck dienen: 1. die Ruhe des Landes zu erhalten und die Polizei zu unterstützen, 2. das Land in Verbindung mit regelmäßigen Truppen zu verteidigen. Scharnhorst versprach sich von einer sorgfältigen Organisation einer solchen Landmiliz, welche in erster Reihe „zur Verteidigung der Flüsse und Posten und in durchschnittenem Terrain in Verbindung mit Linientruppen verwendet werden könnte“, sehr viel; sie konnte nach seiner Meinung in der Folge „vielleicht zu großen Zwecken dienen.“ Aber der König vermochte sich nicht zu einer solchen Neueinrichtung des Heeres zu bekennen; es war, als ob mit der Beendigung des Krieges seine Entschlußfähigkeit wieder schwerer wurde. Stein war im Prinzip für Scharnhorsts Pläne, hatte aber die Besorgnis, daß eine solche außergewöhnliche Maßregel das Mißtrauen Napoleons erregen und den Abzug der französischen Belagerungstruppen noch weiter verzögern würde. Der scharfblickende Staatsmann wußte nur zu gut, wie die über das ganze Land verteilten französischen Spione jede, auch die geheimste Regung des Volksgeistes dem französischen Kaiser zur Kenntnis brachten, wo sie sofort neue, noch strengere Maßregeln auslöste und ihn schließlich, wie wir weiter sehen werden, in dem Beschluß befestigte, die Kriegsmacht Preußens auf einen denkbar niedrigen Stand zu beschränken.

Aber Scharnhorst hielt trotz aller entgegenstehenden Hindernisse, trotz der Abneigung des Königs gegen seine dem letzteren fast umstürzlerisch erscheinenden Pläne, mit zäher Ausdauer daran fest. Nicht rasch durchgreifend in seinem Denken und Handeln, wie sein großer Freund, der Freiherr vom Stein, nicht leidenschaftlich wie dieser, sondern mit ruhiger Überlegung, mit klarem Verstande, verfolgte er sein Ziel mit einer bewundernswerten Beharrlichkeit, unbeirrt durch Zurückweisungen von oben oder durch Verständnislosigkeit und Mißtrauen von unten. Dazu hatte er mit Neid und Vorurteil seiner Widersacher einen schweren Kampf zu führen. Der altpreußische Dünkel sah in dem Bauerssohn den liberalen Emporkömmling, den „alles besser wissen wollenden“ militärischen Schriftsteller, dessen neue Ideen ihnen wohl radikal und staatsgefährlich erschienen. Diese Gegenströmungen waren so stark, daß Scharnhorsts Stellung zweimal ernstlich bedroht war. Aber der gesunde Sinn des Königs hielt ihn fest, obwohl er, wie wir wissen, bei weitem nicht mit allen Ideen des genialen Mannes einverstanden war. Auch äußerlich gefiel Scharnhorst, wie Clausewitz schreibt, den Altpreußen nicht. „Man vermißte an ihm zu sehr den soldatischen Habitus, an dem man in der preußischen Armee im Frieden mehr hängt als billig ist.“ Zudem war er ein „Fremdling im Lande und im Heere, ohne Familienverbindungen, selbst ohne Bekannte und Freunde, ohne Talent und Übung in den Sitten der Höfe und der vornehmen Welt.“ Und Scharnhorsts Freund, Professor Steffens, schildert den eigentümlich fesselnden Eindruck dieses „Gelehrten in Uniform“ also: „Obgleich er langsam und ruhig sprach, zog er dennoch unwiderstehlich an und gewann nach kurzer Zeit nicht allein das Interesse, sondern auch das unwandelbare Vertrauen der Zuhörer.“

Wie Ernst Moritz Arndt mit dem Griffel des Geschichtsschreibers und Dichters zugleich seinen berühmten Freund, den Freiherrn vom Stein, in meisterhaften Strichen gezeichnet (siehe Seite 154), so hat er auch von Scharnhorst, dem „Waffenschmied der deutschen Freiheit“, das beste körperliche und geistige Abbild geschaffen. „Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er unsoldatisch einher, gewöhnlid etwas vornübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt

er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen immer in diesem hellen Kopfe herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halbdurchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und geschlossen er sein Angesicht und seine Gebärden auch hielt: er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen; er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal nicht minder als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederem Stande emporgerungen und von unten auf gehorchen gelernt, ja der Not gehorchen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden; denn in der bösen Zeit seit den Jahren 1805 und 1806 hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus*) machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß; langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber in langsamem, dehnendem Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonderer Klarheit — das war Scharnhorst; er gehörte zu den wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren auch keinen Strohhalm von Wahrheit und Recht zurückweichen darf. So war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh erfaßt und mehr als irgend einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halbverschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: ‚Wie herrlich waren wir einst!'"

Aber diese Glorie wieder heraufzuführen, war sein ganzes Sinnen und Trachten. In dem Augenblicke, da ihn der König zum Vorsitzenden der Militär-Reorganisations-Kommission ernannt hatte, war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet gewesen, dem neueren Heerwesen edlere und sichere Prinzipien als bisher zugrunde zu legen. Um die Ketten, unter deren Druck das arme Vaterland seufzte, mit Erfolg zu sprengen, gab es nach Scharnhorsts Ansicht nur ein Mittel: die **Wehrbarmachung des ganzen Volkes**. Als erste Anbahnung zu einer solchen ging er zunächst jener bedenklichen Einrichtung der Eximierung (Befreiung) zu Leibe, die es den besitzenden Klassen ermöglichte, sich durch Geld von der Dienstpflicht loszukaufen. Es lag in dieser althergebrachten Einrichtung eine Ungerechtigkeit gegen die besitzlosen Klassen, die von diesen oft bitter genug empfunden worden war; mit um so größerer Freude sah man in den zunächst davon berührten Kreisen der Einführung dieser die Dienstpflicht veredelnden Neuerung entgegen.

Als zweites Haupterfordernis eines gut geschulten Heeres betrachtete Scharnhorst sittlich und wissenschaftlich gebildete Offiziere. Die strengen Rangunterschiede sollten wegfallen; gleiche Rechte und Pflichten sollten an deren Stelle treten. Nicht mehr der älteste Adelsbrief sollte bei dem Avancement maßgebend sein, sondern nur allein durch Tapferkeit, Auszeichnung und Umsicht im Kriege, im Frieden dagegen durch Kenntnisse und wissenschaftliche Tüchtigkeit, sollte in besonderen Fällen sogar der gemeine Soldat bis zur höchsten Befehlshaberstelle emporsteigen können. Daneben war es besonders pünktlicher Gehorsam und strenge Kriegszucht, auf welche er Gewicht legte, wo

*) Lucius Junius Brutus stürzte im Jahre 509 v. Chr. in Rom das Königtum und vertrieb den letzten König Tarquinius Superbus. Vorher soll er sich geistesschwach gestellt haben, um keinen Verdacht zu erregen. Hierauf bezieht sich die obige Anspielung.

hingegen die barbarischen Strafen fortfielen und durch viele Freiheiten und Vorrechte, welche er den Soldaten einräumte, ihr Ehrgefühl und ihr Bildungseifer geweckt werden sollte.

Das waren in großen Zügen die sittlichen Gedanken, welche Scharnhorsts großer, gewaltiger Reform zugrunde lagen, und welche er in eingehenden Denkschriften, von denen noch weiter unten die Rede sein wird, dem Könige näher begründete. Schon bald nach dem Zusammentritt der Kommission hatte sich diese zunächst mit einer überaus traurigen, ebenso schwierigen wie peinlichen Aufgabe zu beschäftigen: der Untersuchung über die Kapitulationen der Festungskommandanten und das Verhalten jener höheren Offiziere, welche in dem unglücklichen Jahre 1806 ohne Aufwendung der äußersten militärischen Tapferkeit auf freiem Felde kapituliert hatten. Es wurde eine besondere „Immediatkommission" eingesetzt, die am 6. Dezember 1807 in Königsberg unter dem

Karl Wilhelm von Grolmann.

Vorsitz der Prinzen Heinrich und Wilhelm, der Brüder des Königs, ihre Tätigkeit aufnahm. Ihr strenges Gericht brachte über so manchen Namen berühmter Geschlechter Schmach und Schande. Unendliche Schwierigkeiten bot diese Arbeit gleich vom ersten Tage an. Viele ehemalige, in Führerstellen befindliche Offiziere waren tot oder nicht auffindbar, „andere, selbst nicht vorwurfsfrei, in ihren Berichten parteiisch. Die Gerechtigkeit erforderte, über einzelne belastete Persönlichkeiten mehrere Ansichten zu hören. Die genaue Erinnerung an Einzelheiten von 1806 war ferner gewiß bei manchem verwirrt und verblaßt. Viele in Unglück Geratene würden sich zudem, wie General L'Estocq, dem die Leitung der Untersuchung vom Könige übertragen worden war, voraussah, ein Gewissen daraus machen, ihre alten Kameraden nachzureißen." Wo waren endlich die in der ganzen Monarchie zerstreuten, infolge der Armeeverringerung verabschiedeten, teilweise ausgewanderten Offiziere zu finden? Schon in den ersten Arbeitstagen entstanden umfangreiche Aktenstücke, die sich nur mit der Ausmittelung der Adressen beschäftigten. Da mit Recht zu befürchten stand, daß Briefe an die in abgetretenen Provinzen oder in französischer Gefangenschaft befindlichen Offiziere von den mißtrauischen Behörden aufgefangen und verloren werden würden,

geschah schließlich nach vorausgegangenem Konferenzbeschluß an den König der Vorschlag zu öffentlichem Aufruf in den Blättern. „Es sollte Europa bewiesen werden, daß schlechte Subjekte aus der Armee entfernt und zur verdienten Strafe gezogen würden zur Satisfaktion für jeden braven Offizier." (Vorschläge der Kommission an den König).*)

Durchblättert man die umfangreichen Akten der Immediatkommission, so ersieht man aus dieser Fülle von Berichten über Schlachten und Gefechte, aus den endlosen Gutachten über die Regimentstribunale, den sorgfältig gehörten Berichten einzelner Personen u. s. w., mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit die Mitglieder der Kommission ihres schwierigen Amtes über ihre ehemaligen Kollegen im Felde gewaltet haben. Wahrlich, diese strengen Untersuchungen der Kriegsgerichte haben vieles gut gemacht, viel Unangenehmes hinweggewischt, was aus dem traurigen Jahre 1806 in der Erinnerung des Volkes lebte. In unerbittlich strenger Selbstkritik hatte die Armee von 1806 über sich selbst zu Gericht gesessen, gebrandmarkt und abgestoßen alles, was krank und unwürdig an ihr war. Ohne Ansehen von Rang und Herkunft sprach das Kriegsgericht sein Urteil. Die Generale von Romberg und von Rauch wurden zu lebenslänglichem, der, übrigens desertierte, Major von Harenberg zu sechsjährigem Festungsarrest verurteilt. Wegen der Übergabe von Spandau endlich hatte nach dem Spruch des Kriegsgerichtes der Kommandant, Major von Beneckendorff, die Todesstrafe, der Ingenieurkapitän Berger, obgleich er ausdrücklich für völlig invalide erklärt wurde, eine einjährige Festungshaft verwirkt. Die verhängte Todesstrafe milderte der König in Festungsarrest auf königliche Gnade. . . . Die Anträge der Kommission und die Rechtsprechung der Kriegsgerichte sind mit Recht streng ausgefallen und haben auf die in den Festungen wirklich bestehenden ungünstigen Personalverhältnisse nicht die mindeste Rücksicht genommen, obgleich unter den Kommandanten und Befehlshabern sich Männer fanden, die geistig und körperlich gebrochen, weder feld- noch garnisondienstfähig, ihrem verantwortungsvollen Posten nicht gewachsen waren. Allerdings hat der König fast alle Urteile dennoch gemildert. Gegen Lebende wurde nur ein einziges Todesurteil, das gegen den pflicht- und ehrvergessenen Kommandanten von Küstrin, Oberst von Ingersleben, vom König bestätigt.**)

Die Arbeiten der Immediatkommission dauerten bis zum Jahre 1812. Die Kriegsgerichte wurden teils in Königsberg unter Kalckreuths, teils in Berlin unter L'Estocqs Leitung abgehalten, und der König setzte mit der ihm eigenen Bedächtigkeit und Gewissenhaftigkeit seine Unterschrift unter die Urteile stets erst dann, nachdem der Generalauditeur von Koenen die Verhandlungen der Kriegsgerichte nochmals genau geprüft und begutachtet hatte. Im ganzen wurden sieben Todesurteile beantragt. Die Jahre der Befreiung sahen mit geringen Ausnahmen neue Männer, neue Führer. Von 143 Generalen des Jahres 1806 haben im Jahre 1813 nur noch zwei, Blücher und Tauentzien, ein Kommando gehabt.

Das war die äußere Läuterung des Offizierkorps und des Heeres; für die innere sorgten Scharnhorst und seine Mitarbeiter Clausewitz, Grolmann, Boyen und Gneisenau in den schwierigen und aufreibenden Arbeiten der Reorganisations-Kommission. Immer rastlos schaffend, mit einer Zähigkeit ohnegleichen, in seiner stillen, eindringlichen Weise immer wieder an den König heran-

*) 1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstab. Kriegsgeschichtliche Abteilung II.

**) Das Todesurteil kam nicht zur Vollstreckung. Auch die Veröffentlichung desselben wurde durch königliche Kabinettsordre vom 25. November 1809 aufgehoben. Der seelisch und körperlich schwer leidende Oberst von Ingersleben hielt sich krank im Auslande, in Hohenlohe bei Leipzig, auf und starb 1814. Siehe Gutachten und Kriegsgerichte über die am 1. November 1806 abgeschlossene Kapitulation von Küstrin in dem vom Großen Generalstabe herausgegebenen amtlichen Werke: „1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse".

tretend, arbeitete Scharnhorst weiter. Schon im Jahre 1808 überreichte er dem Könige eine neue Denkschrift unter dem Titel: „Vorläufiger Entwurf der Verfassung der Provinzialtruppen.“ Wahrlich, der Titel war bescheiden genug. Aber welche Fülle von bahnbrechenden Gedanken lag in dieser Arbeit, die in großen Zügen jene grundlegenden Bestimmungen der neuen Wehrverfassung enthielt, wie sie fünf Jahre später bei der Erhebung des Volkes zur Ausführung kamen. An der Spitze derselben stand der wichtigste Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht: „Alle Bewohner des preußischen Staates sind geborene Verteidiger desselben.“ In der Denkschrift stellt Scharnhorst dann die versittlichende Kraft des neuen Wehrgedankens der alten Wehrverfassung gegenüber. Die mit Gewalt ausgehobene Mannschaft könne unmöglich Liebe zum Vaterland besitzen. Für die Erhaltung des Staates, des Eigentums und der Rechte der Bewohner kann nur die freiwillige Aufopferung seiner waffenfähigen Landeskinder das zu erstrebende Ziel sein. „Kein unabhängiges Volk unterwirft sich dem Joch eines anderen, ohne seine letzten Kräfte aufzubieten, wenn es gut regiert und geleitet wird.“ Mehr als es bisher in dem absolut regierten Staate der Fall gewesen, kam es nach Scharnhorsts Meinung darauf an, zwischen Regierung und Volk jene unsichtbaren Fäden innerer Übereinstimmung zu knüpfen, die zu einem völligen Verschmelzen der beiderseitigen Interessen führten.

Wir sehen also, daß Scharnhorst bei seinen Reformen auf militärischem Gebiete zu ähnlichen sittlichen Forderungen kommt, wie Freiherr vom Stein auf dem bäuerlichen und bürgerlichen. „Es scheint“, heißt es in der Denkschrift weiter, „bei der jetzigen Lage der Dinge darauf anzukommen, daß die Nation mit der Regierung aufs innigste vereinigt werde, daß die Regierung mit der Nation gleichsam ein Bündnis schließt, welches Liebe und Zutrauen zu der Verfassung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage wert macht.“ Es sprach im großen und ganzen aus den Forderungen dieser Denkschrift der große schöpferische Gedanke eines Volksheeres, das im Zusammenklange mit den Interessen des Fürstenhauses nach dem Grundsatz: „Alle für einen und einer für alle“ jetzt die Angelegenheiten des Staates zu den seinigen machte. Die äußere Form eines solchen Volksheeres fand Scharnhorst gerade in dem jetzigen Augenblicke, wo das stehende Heer auf ein äußerst geringes Maß beschränkt worden war, in einer nationalen Miliz, einer Landwehr. Eine eigentliche nationale Bewaffnung erschien ihm nicht allein den gegenwärtigen Bedürfnissen des Staates am angemessensten, „sondern auch in Zukunft geeignet, sowohl für den Souverän als für die Nation große Resultate herbeizuführen.“

In 24 Paragraphen verbreitet sich dann die Denkschrift über die Pflichten und Rechte der stehenden Armee. Sie sollte zu einem Teile aus freiwillig dienenden Männern, zum anderen Teile aus denjenigen streitbaren Männern zwischen 19 und 31 Jahren gebildet werden, welche sich nicht selbst bekleiden, bewaffnen und unterhalten könnten Alle übrigen, nicht in diese beiden Gruppen gehörigen Männer zwischen 19 und 31 Jahren sollten das Material bilden für die „Provinzialtruppen“, der „Reservearmee“, wie die ersten Bezeichnungen für die militärische Neueinrichtung lauteten. Diese Vorschläge Scharnhorsts erfuhren dann durch Zusatzvorschläge in der Kommission noch mannigfache Änderungen und Erweiterungen. Man verhehlte sich nicht, wie ungeheuer die Schwierigkeiten seien, die eine so plötzliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für die Armee bildete, „die so lange unter der Fuchtel gestanden und den Ablagerungsort für den Auswurf der Nation gebildet hatte“, und so schlug man den Mittelweg ein, die allgemeine Wehrpflicht zunächst in der Form einzuführen, daß die wohlhabenden Waffenfähigen, die sich selbst bewaffnen, bekleiden und unterhalten konnten, in eigenen Verbänden zusammentreten sollten, ohne in dem stehenden Heere, das nicht Platz für so viele haben konnte, zu dienen. Es kam der

Reorganisations-Kommission vor allem darauf an, die Neueinrichtungen volkstümlich zu machen, jeden Widerstand zu beseitigen, und sie als ein neues Bindemittel zwischen Nation und Fürst zu benutzen.

So faßte sie auch eines der genialsten Mitglieder der Kommission auf, Gneisenau, der das Volk als die stärkste Stütze der Macht des Regenten bezeichnet. „Welche Sicherheit habe der Staat“, so fragt Gneisenau, „wenn das stehende Heer vernichtet sei?“ Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, müsse ihm mitten im Frieden militärischer Geist eingeflößt werden. Er empfiehlt deswegen, daß in den öffentlichen Schulen die Erziehung eine mehr militärische Richtung nehme. Er befand sich hier in völliger Übereinstimmung mit Scharnhorst, der, im Anschluß an

August Neithardt von Gneisenau.

die vorerwähnte Denkschrift, an den Freiherrn vom Stein noch einen auf die militärische Vorbildung der Jugend gerichteten Entwurf übersandte, worin er der Forderung Ausdruck gab, daß die Stadtschulen zugleich eine militärische Richtung erhielten und gewissermaßen eine Vorbereitungsschule für die Unteroffiziere und Offiziere insbesondere der Miliz würden. In den höheren Klassen dieser Schulen sollte der Geist dieser Disziplin und die militärischen Gesetze erklärt werden; jede Schule sollte ihren Exerziermeister erhalten; zur Erholung sollten gewisse Leibesübungen, welche auf den Krieg und die Abhärtung des Körpers Bezug haben (fechten, schwimmen, turnen), ausgeführt werden.

Stein, ganz begeistert von diesen Ideen, schickte den Entwurf mit dem Bemerken an Scharnhorst zurück, „daß man in allen Stadtschulen Anstalten treffen würde, um Kenntnis des Gebrauches der Waffen und der Bewegung größerer Menschenmassen zu bewirken. Wegen Einführung gymnastischer Übungen verwies er auf die damals berühmte Salzmannsche Erziehungsanstalt zu

Schnepfenthal bei Gotha und auf die von Gutsmuth in Dessau angebahnten turnerischen Übungen, die einige Jahre später durch Friedrich Ludwig Jahn zu solcher Blüte gelangen sollten.

Dieser Gedanke der völligen Umkehr der geistigen und körperlichen Erziehung der Jugend, welche mehr und mehr in den Dienst des Vaterlandes gestellt werden sollte, gewann allgemach größeren Raum in der Reorganisations-Kommission; am stärksten trat sie bei Gneisenau in den Vordergrund, der mit Begeisterung die Forderung erhebt, „daß die waffenfähige Mannschaft des Landes durch Zusammensein und Zusammenschließen als militärischer Körper eingewöhnt, durch Waffenübungen, Lager- und Kriegssitte zu einem Heerhaufen gebildet werde. Ein plötzliches Aufgebot der Massen sei nicht von großem Wert. Die Liebe zu den Waffen müsse erweckt werden durch die Überzeugung von der Notwendigkeit, durch Gewohnheit und Ehre, die Übungen müssen zu Volksfesten werden. Gneisenau erinnert hierbei an die olympischen Spiele. Begeistert ruft er aus: „Nicht eher die Braut zum Altar, ehe nicht die Pflicht gegen das Vaterland erfüllt ist."*)

Es ist schon gesagt worden, daß bei Besetzung der Offiziersstellen nicht mehr wie bisher der älteste Adelsbrief, sondern vielmehr Kenntnisse, Tapferkeit, Tüchtigkeit und Würdigkeit der Person in erster Reihe maßgebend sein sollten. Die Vorschläge der Reorganisations-Kommission griffen mehr auf den Adel der Menschennatur selbst zurück. Von hoher Begeisterung für die neuen Ideen erfüllt, schrieb damals Gneisenau in seiner hinreißenden Weise: „Die Zeit braucht mehr als Namen, Titel und Pergamente; sie braucht frische Tat und Kraft. Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt. In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach verzagt, folgt vielleicht in seinem elendsten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage seiner Hände."

Freilich, diese neuen, aus dem Borne ewiger Menschheitsrechte gewonnenen Ideen fanden im Adel, besonders im Offizierkorps, die heftigste Gegnerschaft. Die in mittelalterlichen Vorurteilen befangene Aristokratie erblickte in den Reformen, die einen Gneisenau zu poetischer Begeisterung entflammten, nichts weiter als den aufrührerischen Geist einer Revolution, „die ihre heiligen, alt verbrieften Rechte" wie ein Sturm hinwegfegte. Sie hatte sich zu einer festen Gemeinschaft, dem sogenannten Perponcherklub, zusammengeschlossen und drohten dem „Natterngezücht der Reformer" Tod und Verderben. Alte, hochangesehene Adelsfamilien Ostpreußens, die Grafen von Finckenstein, Dohna und Auerswald, erinnerten in einer Eingabe an den König mit leidenschaftlichen Worten an ihre Verdienste um den Staat und beschworen ihn, die Rechte des Adels zu schützen. Ihre wütendste Feindschaft richtete sich gegen die Hardenberg-Steinschen Reformen. Die Aufhebung der Befreiung vom Kriegsdienste, die Beseitigung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit und der Fronarbeiten fiel ihnen besonders schwer auf die Nerven. Am meisten erregte sich der Führer des kurmärkischen Adels, von der Marwitz, der in veralteten Staatsanschauungen verbissen, in Wort und Schrift dagegen tobte und die Aufhebung der Fronarbeiten, zu welchen die Bauern bisher verpflichtet waren, als „eine rechtswidrige Beraubung" bezeichnete. Man warf der Regierung offen vor, daß sie durch die Begünstigung der Reformen selbst den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, des Materialismus gegen die von Gott eingesetzte Ordnung eröffnet habe.**)

---

*) Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau.

**) Aus dem Nachlasse Friedr. Aug. Ludwigs v. d. Marwitz I, 292.

Auch die rücksichtslose Reinigung und Verjüngung des Offizierskorps hatte unter den davon betroffenen Offizieren und deren Anhang viel böses Blut gemacht; viele sahen sich in ihrem Einkommen geschmälert, andere gar wegen Mangel an Fähigkeiten außer Dienst gesetzt. Daß der Haupturheber all dieser Reformen, der edle Scharnhorst, nicht einmal einer Adelsfamilie, sondern einfach bäuerlichen Verhältnissen entstammte, verletzte die Angehörigen des alten Geburtsadels noch tiefer. Man berichtet von Borstell, der selbst der Reorganisations-Kommission angehörte, allerdings sich zumeist als Hemmschuh erwies, daß seine Augen vor Haß und Grimm funkelten, wenn er noch viele Jahre später, nach Scharnhorsts Tode, dieses Mannes gedachte, und von Gneisenau erzählte man, daß ihm auf offener Parade von älteren Generalen eine Szene gemacht worden sei, deren beabsichtigte Wirkung aber an seiner Ruhe und Selbstbeherrschung zuschanden wurde.**)

Leopold Hermann Ludwig von Boyen.

Selbst bis in die unmittelbare Umgebung des Königs hinein erstreckte sich der störende und verderbliche Einfluß dieser Gegner der Reform, deren erbittertste Feinde der Feldmarschall Graf von Kalckreuth und der General von Zastrow waren. Weniger schädlich war der unmittelbare Vertraute des Königs, General von Köckeritz, ein zwar ehrenwerter, aber beschränkter und gutmütiger, in veralteten Anschauungen ergrauter Mann, der zufrieden war, wenn man ihn in dem behaglichen Genuß einer Pfeife Tabak nicht störte, den aber die Gegner der Reform, seines Einflusses auf den König wegen, gern als Sprachrohr benutzten. Da aber Friedrich Wilhelm III. selbst den Anstoß zu den Reformen gegeben, und die Königin eine eifrige Verfechterin derselben war, wurde es ihnen trotz fortwährend wiederholter Versuche dennoch schwer, daran zu rütteln.

Allerdings dieser Ansturm gegen die Reform von zwei verschiedenen Seiten machte den König zeitweise wieder schwankend. Noch am 16. Dezember veranlaßte er die Oberstleutnants und Flügeladjutanten von Bronikowski und von Borstell, aus der Kommission auszuscheiden; an ihre Stelle trat Oberstleutnant Graf von Götzen und der mit Begeisterung für die Reformen eintretende

*) Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Band I.

Major von Boyen, beide, wie Scharnhorst wünschte, „tätige, lebhafte, ambitiöse Männer, deren Geist den Körper bald verzehrt." Auf niemand schien diese Äußerung Scharnhorsts treffender zu passen, als auf Boyen. Wenige waren mit solcher tiefen Innerlichkeit, mit solcher Hingabe bei der Erneuerungsarbeit, wie er. Es wird stets in der deutschen und preußischen Geschichte eine der erhebendsten Zeiten bleiben, da nach dem Augenblick des tiefsten Sturzes sofort eine Erhebung von unvergleichlicher innerer Kraft begann. Unter der Schar von Männern, die nach der Katastrophe sofort herbeieilten, um in dem verwüsteten Staatswesen den Schutt beiseite zu räumen und ein neues Gebäude zu errichten, während noch die drohenden Gewitter am Horizonte sich türmten, war Boyen einer der treuesten, tiefsten und kenntnisreichsten. Mit dem Eintritt Boyens und Götzens an Stelle Bronikowskis und Borstells gewann nach vielen, den Fortgang aufhaltenden Reibungen unter Scharnhorsts umsichtiger Leitung endlich die Partei der entschiedenen Reformfreunde in der Kommission das Übergewicht. Zeigte auch der König in einer Kabinettsordre vom 21. Dezember den Arbeiten der Kommission gegenüber wieder eine gewisse Verstimmung, indem er Scharnhorsts oben bezeichnete Lieblingsidee, die Errichtung einer Reservearmee, nur als ein letztes Aushilfsmittel bei der Mobilmachung zuließ, sie dagegen für die Friedensorganisation so gut wie verwarf, so gingen doch die Reformen ihren Gang, und zur Ehre des Königs muß es gesagt werden, daß es den Kabalen der Reformfeinde nicht gelang, ihre Hauptstützen aus dem Sattel zu heben. Er hielt seinem großen Premierminister Stein, wie dem edlen Scharnhorst die Treue, und so konnten sich, trotz aller gehässigen Anfeindungen ihrer Gegner, die schöpferischen Ideen einer ahnungsvollen, vorbereitenden Zeit befestigen, einer Zeit, von der Clausewitz begeisterten Herzens sagte: „Groß, unbeschreiblich groß ist diese Zeit; von wenigen Menschen wird sie begriffen . . . Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt sein; ohne Vorurteil soll man sie anschauen und betrachten. Nur in einem Gemüte voll Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen; in steter Berührung muß es sein mit Gegenwart und Vergangenheit und unverloren in philosophischen Träumen."

IV. Napoleons Mißerfolge in Spanien.

Während so die Besten und Edelsten der Nation an der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes, an der Wehrbarmachung des ganzen Volkes arbeiteten, waren im Südwesten Europas, in Spanien und Portugal, Ereignisse vor sich gegangen, welche das Interesse des ganzen Europas auf sich lenkten, und den wahnwitzigen Übermut des Welteroberers in grellster Beleuchtung zeigten. Ehe wir in eine Schilderung dieser Ereignisse eintreten, wollen wir in Kürze auf den damaligen Zustand der politischen Verhältnisse einen Blick werfen. Dem unersättlichen Ehrgeiz Napoleons war durch die Niederwerfung Preußens eine Weile Genüge geschehen. Seine dämonisch-wilde Natur hatte in dem für Preußen so demütigenden Frieden von Tilsit eine Weile die nötige Nahrung gefunden, deren sie zu bedürfen schien. In schwindelnder Höhe über allen Sterblichen zu stehen, seinem gigantischen Willen alles unterzuordnen, das war es, was seinem überreizten Nervensystem allein noch Ruhe zu verschaffen imstande war. Und als der Sohn der Revolution das Höchste erreicht, was seinem Ehrgeiz vorgeschwebt, als er Kaiser und Könige zu seinen Füßen sah, galt es, noch eine Lücke auszufüllen: der persönlichen Eitelkeit derjenigen zu genügen, die ihn zu seinen stolzen Erfolgen verholfen, der Würdenträger seines Reiches. Er schuf einen neuen Adel in Frankreich, einen Hochadel für seine Generale und einen Verdienstadel für die Beamten des Staates. 17 Generale und 5 Staatsmänner empfingen italienische Titellehen; an die 4 verdientesten Generale teilte er deutsche Herzogstitel aus, deren Namen teilweise die unglücklichen Schlachten

Preußens hergeben mußten. Davout wurde Herzog von Auerstedt, Lefébvre Herzog von Danzig, Ney Herzog von Elchingen und sein Kriegsminister und getreuester Schildträger, Berthier, Herzog von Neufchâtel. Der persönlichen Eitelkeit der höheren Zivilbeamten wußte er in ähnlicher Weise zu schmeicheln. Die Minister, die Präsidenten der gesetzgebenden Körperschaften, die Staatsräte, Senatoren und Erzbischöfe erhielten Rang und Titel von Grafen mit der Berechtigung der Vererbung im Majorat; die Bürgermeister der größeren Städte Rang und Titel von Baronen; auf die Mitglieder der Ehrenlegion legte er die erbliche Ritterwürde.

Mit der Begründung der materiellen Wohlfahrt seines Volkes, mit der Befriedigung des nationalen Stolzes seiner Untertanen glaubte er, all ihren Wünschen Genüge getan zu haben. Nur eines gab es, was der ehemalige Sohn der Revolution ihnen vorenthielt: Freiheit. „Von Freiheit verstehen sie nichts", hatte er gesagt, und so hielt er es, als den ersten Grundsatz zur Erhaltung seiner Macht, für unumgänglich notwendig, diejenige Institution niederzuhalten, die ihm dabei am gefährlichsten werden konnte: die Presse.

Um so leichter wurde Napoleons Einfluß auf die Presse, als man der Vergötterung seines Ruhmes von selbst die Spalten öffnete. Und er verstand es, die Zeitungen seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Schon 1796 auf seinem Feldzuge in Italien sagte er zu einem ihn begleitenden Journalisten: „Denken Sie daran, in den Berichten über unsere Siege nur mich zu erwähnen, nur mich, verstehen Sie?" Wie er als Welteroberer niemand neben sich dulden wollte, so sollte auch in den von ihm eroberten Gebieten nur eine einzige Ansicht, die seinige, herrschen. Daher sein Zorn gegen jede Bekrittelung seiner Taten durch die Presse, die er in der Senatssitzung vom 12. Dezember 1809 mit einem Arsenal vergleicht, „das nicht jedermann zugänglich sein sollte."

So sehen wir in der Person dieses Mannes, den die Freiheit Frankreichs geboren, den größten Absolutismus vertreten. Es war ihm ein Greuel, daß das Volk Politik treibe; daher der häufig von ihm angewandte Trick, das Volk — auch das eigene — durch äußerlichen Pomp, Gepränge, Gesellschaftsleben, literarische oder musikalische Zänkereien in den Blättern abzulenken ... Kam es jedoch Napoleon darauf an, für ein politisches Unternehmen Stimmung zu machen, so schrieb er selbst genau vor, wie sich die Zeitungen in diesem Falle zu verhalten hätten. Die Direktive dazu gab er persönlich meist in dem in Paris erscheinenden „Moniteur officiel", der von jeder Redaktion der von ihm unterworfenen Länder — auch in Deutschland — gehalten werden mußte. Dabei erregte es ihm absolut keine Gewissensbedenken, die Tatsachen zu entstellen oder gänzlich zu fälschen, wenn sein Interesse es erheischte.

Mit welcher Rücksichtslosigkeit er gegen die Leiter von Blättern vorging, die, bewußt oder unbewußt, seiner Meinung nach seine Politik schädigten, geht aus einem Schreiben hervor, das er am 26. Juli 1809 an den Polizeiminister Fouché sandte: „Ich schicke Ihnen eine Nummer der ‚Gazette de France', in der Sie einen neuen Artikel aus Berlin finden werden, den der Redakteur in sein Journal aufgenommen hat, und dessen Zweck es ist, die Allianz zwischen Frankreich und Rußland in Zweifel zu ziehen und unsere Verbündeten zu insultieren. Sie halten diesen Redakteur einen Monat gefangen und ernennen einen anderen an seiner Stelle. Sie haben mich wissen zu lassen, aus welcher Quelle die Artikel kommen."

Zur Zeit seiner höchsten Macht richtete er (5. Februar 1810) ein eigenes Generaldirektorium für die Druckereien und den Buchhandel ein, dessen Direktor Graf Portalis wurde. Auf Grund einer geheimen Instruktion sollte die neue Behörde, der man noch eine Anzahl von Zensoren zugesellt hatte, nach drei Seiten hin ihres Amtes walten: durch Beeinflussung,

Überwachung und Unterdrückung. Ferner lag der neuen Behörde die Redaktion des „Moniteur officiel“ ob, die Veröffentlichung offiziöser und offizieller Schriftstücke, sowie die Verleihung von Ämtern, um die Polemik zu vernichten. Aber nicht bloß auf die Zeitungen, auch auf die Vereine, die Predigten, die öffentlichen Vorträge, Theatervorstellungen und hundert andere Dinge bezogen sich diese Bestimmungen, die jede selbständige Geistesregung in den von Napoleon besetzten Ländern im Keime ersticken mußten. Mit einer weiteren Bestimmung vom 29. Mai 1809: „Jedes Blatt wird unterdrückt werden, das andere politische Nachrichten bringt als die dem ‚Moniteur‘ entnommenen“, wurde der Presse jede Selbständigkeit genommen.

Das hochgesteigerte, an Selbstvergötterung grenzende Herrscherbewußtsein Napoleons machte sich bei dem ehemaligen Advokatensohn in einem Grade geltend, wie man es selbst unter den autokratischsten Königen nicht gewohnt war. Bei den höchsten Würdenträgern, selbst bei den nächsten Verwandten, war an die Stelle der früheren Vertrautheit sklavische Unterwürfigkeit getreten. Seine Gemahlin Josephine zitterte vor ihm und wagte ihn nicht anders als „Eure Majestät“ anzureden; seine Brüder erlaubten sich nicht, in seiner Gegenwart sich zu setzen oder ungefragt zu sprechen. Sie lebten in beständiger Angst vor den Ausbrüchen seiner Reizbarkeit, die sich oft bis zu maßloser Heftigkeit, ja oft bis zu wilden Krampfanfällen und erschütternden Weinkrämpfen steigern konnten. Bei den großen Hofgesellschaften verharrten Hunderte von Personen in beklommenem Schweigen, was allgemach die Bälle, Cercles und öffentlichen Empfänge zur größten Pein für ihre Teilnehmer machte. Im gestickten Hofkleide — auch die alten Generale mußten in solchen erscheinen, da die Uniform allzuleicht an die Vertraulichkeit der früheren Kampf- und Schlachtgenossen erinnert hätte — in Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen bewegten sich die Geladenen auf dem kaiserlichen Parkett und übertrafen einander in der Betätigung ihres Servilismus für den Despoten, dessen Reizbarkeit und Jähzorn — namentlich wenn er an den Anfällen von Ruhelosigkeit und Arbeitswut litt — keine Grenzen kannte. Der Bann seiner mächtigen Persönlichkeit hielt alle in Schranken. Selbst ein Mann von der Rücksichtslosigkeit und Brutalität eines Vandamme mußte gestehen, „er fange an zu zittern, wenn er diesem Teufel von Menschen nahe komme; Napoleon könne ihn durch ein Nadelöhr ins Feuer treiben.“

Und zu solchen Anfällen nervöser Reizbarkeit gab es bei einer so übermäßigen, alles umfassenden, alles beherrschenden Tätigkeit nur zu häufig Gelegenheit. Als acht Wochen nach dem Frieden von Tilsit — um nunmehr die Erzählung der geschichtlichen Ereignisse wieder aufzunehmen — im Hauptquartier Napoleons die Kunde anlangte, daß eine Flotte der von ihm so besonders gehaßten Engländer am 1. September auf der Rhede von Kopenhagen erschienen sei, welche die sofortige Auslieferung der im Hafen liegenden dänischen Kriegsflotte verlangt und auf die Weigerung der dänischen Regierung die Hauptstadt drei Tage lang mit Granaten beschossen habe, geriet er in eine wahre Raserei. Die englische Flotte hatte dann auf der Rückfahrt den Sund passiert, war von dem erbittertsten Feinde Napoleons, dem Könige von Schweden, zu Helsingfors begrüßt worden und hatte dann die zu Dänemark gehörige Insel Helgoland als einen für den englischen Schleichhandel höchst günstig gelegenen Punkt in Besitz genommen. Umso größer war sein Zorn, als er selbst, der alles Überschauende, der alles Vorbedenkende, in diesem Falle der Überlistete war. War es doch damals Napoleon in einem geheimen Zusatzartikel zum Tilsiter Frieden gelungen, Dänemark zum Eintreten in den gegen England gerichteten Kontinentalbund zu veranlassen; durch dänische Schiffe sollte dann die englische Flotte aus der Ostsee vertrieben werden. Aber den mit hohen Summen bezahlten englischen Spionen war es gelungen, Kenntnis von diesem geheimen Zusatzartikel zum Tilsiter Frieden zu erlangen. Sie waren nun den Dänen

zuvorgekommen, hatten ihre Schiffe unschädlich gemacht und beherrschten die Zugangsstraße zur Ostsee, waren imstande, Preußen zu unterstützen, Rußland anzugreifen und die Bewegungsfähigkeit Frankreichs aufs empfindlichste zu hemmen.

Und bei alledem war Napoleon auch nicht einmal Rußlands sicher. Wenn auch der Zar im Tilsiter Frieden sich zur Unterstützung Frankreichs gegen England verpflichtet hatte, so kannte er doch die schwankende Natur des Selbstherrschers aller Reußen nur zu gut. Würde er ihm jetzt zu Willen sein und sich der Kontinentalsperre gegen England anschließen, trotzdem die wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands ganz und gar auf den Handel mit England angewiesen waren, trotzdem die Friedenspartei in Rußland sich energisch gegen einen Krieg sträubte? Da konnte nur eins helfen: Die Habgier des Zaren, von der er im Tilsiter Frieden so manche treffliche Probe erhalten, mußte aufgestachelt werden. Und so warf er mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers ihm einen gleißenden Köder hin: das zu Schweden gehörige Finnland, das den russischen Kaiser längst gereizt hatte. „Wollte er jetzt", so teilte er ihm mit, „die Gelegenheit ergreifen, um Finnland zu okkupieren, so sei er (Napoleon) damit einverstanden und würde ihm zur Erreichung dieses Planes das Armeekorps Bernadottes zur Unterstützung senden."

Napoleon war ein zu guter Menschenkenner, um nicht zu wissen, daß Alexander sich an dem Köder festbeißen würde. Unverzüglich ließ der Zar seine Truppen über die finnische Grenze rücken; freilich, der Erfolg entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Die Schweden wurden von den englischen Truppen wacker unterstützt; Bernadotte rückte nicht, wie Napoleon versprochen, über den Belt, und Alexander war gezwungen, seine Truppen aus den Donaufürstentümern zurückzuziehen, deren Besitz das heißeste Ziel seiner Wünsche war. Das aber war es gerade, was Napoleon gewünscht hatte. Als Meister diplomatischer Schachzüge, war ihm ein doppeltes Spiel gelungen: er hatte Rußland gegen England aufgestachelt und die russischen Truppen von den Donaufürstentümern fortgezogen, wo ihre Anwesenheit ihm sehr unerwünscht war.

Aber es gab noch eine andere Möglichkeit, das von ihm so gehaßte England zu züchtigen. Die Kontinentalsperre, d. h. die Verpflichtung aller europäischen Staaten, ihre Häfen den englischen Waren zu verschließen, hatte für Napoleon nur einen Sinn, wenn ihr sämtliche Uferstaaten des europäischen Kontinents beitraten. Bei der Erreichung dieses Zieles stand ihm noch die pyrenäische Halbinsel im Wege. Zunächst stellte er der portugiesischen Regierung die Forderung, dem Bunde mit England zu entsagen und den britischen Schiffen ihr Land zu verschließen. Als sich der Hof in Lissabon weigerte, diesem Machtgebot nachzukommen, brachte Napoleon mit Hilfe eines raffinierten Ränkespiels den allmächtigen Günstling des elenden Königs Karl IV. von Spanien und seiner sittenlosen Gemahlin, den „Friedensfürsten" Godoy, durch die Aussicht auf ein Fürstentum im südlichen Portugal auf seine Seite, ließ dann seinen Marschall Junot mit 20000 Mann durch Spanien nach Portugal rücken und verabredete in einen geheimen Vertrage mit der spanischen Regierung die Teilung Portugals zwischen Frankreich und Spanien. Als der Regent von Portugal in Erwartung der englischen Hilfe zögerte, sich dem Machtgebot Napoleons zu fügen, erließ dieser im „Moniteur" folgende Bekanntmachung: „Der Regent von Portugal verliert den Thron. Der Fall des Hauses Braganza ist ein neuer Beweis für den unvermeidlichen Untergang derjenigen, die sich an England anschließen." Das wirkte. Aller Mittel entblößt, flüchtete der portugiesische Hof Hals über Kopf auf englischen Schiffen nach Brasilien, das Land den fremden Eindringlingen überlassend. Marschall Junot, von seinem Kaiser zum Herzog von Abrantes ernannt, hatte leichtes Spiel. Er bemächtigte sich der völlig unbesetzten Hauptstadt und nahm das Land für Frankreich in Besitz.

Über alles Erwarten schnell war Napoleon dieser Streich gelungen. Portugal war sein; nun galt es den Besitz Spaniens. List und Gewalt sollten ihm dazu verhelfen. Die verhaßte Günstlingswirtschaft des „Friedensfürsten" Godoy hatte die Herzen des spanischen Volkes dem verächtlichen Königspaare entwendet und die Augen auf den beim Volke beliebten Kronprinzen Ferdinand gerichtet. Napoleon, diese Verhältnisse klug benutzend, ließ unter dem Anscheine, die Ansprüche des Kronprinzen Ferdinand zu unterstützen, schnell ein Korps von 40000 Mann unter General Dupont ins Land rücken. Aber das Volk zwang in einem begeisterten Aufstande den König, den verhaßten Günstling zu entlassen und auf die spanische Krone zugunsten seines Sohnes zu verzichten. Dieser Thronwechsel kam Napoleon sehr ungelegen. Aber schnell entschlossen, ließ er Madrid durch Murat besetzen, versagte der Thronfolge zunächst seine Bestätigung und lud schließlich das spanische Exkönigspaar samt dem „Friedensfürsten" Godoy und dem neugewählten König Ferdinand zu einer persönlichen Unterredung nach Bayonne, wo er die spanische Königsfamilie mit den Stricken einer falschen und tückischen Staatskunst so umgarnte und den schwachen Ferdinand so in Furcht setzte, daß dieser, eines kräftigen Entschlusses unfähig, die Krone an seinen Vater zurückgab und verzichtete. Aus den Händen des elenden Königs Karl IV. erhielt nunmehr Napoleon — ein diplomatischer Gewaltstreich ohnegleichen — die Krone von Spanien, die er dann sofort auf seinen Bruder Joseph übertrug. Am 6. Juni 1808 ernannte er ihn zum Könige von Spanien; in die stattliche Reihe der von ihm eingesetzten Fürsten war eine neue Marionette getreten.

Aber die Spanier empfanden diesen elenden Thronschacher als eine nationale Schmach. Noch vor der Ausrufung der neuen Kreatur Napoleons zum Könige erhoben sie sich am 2. Mai 1808 in einem furchtbaren Aufstande zu Madrid, und ehe noch das Ränkespiel in Bayonne sein Ende erreicht, erschlugen sie in wildem nationalen Grimme 1200 französische Krieger aus Murats Heer; unter der Führung der Geistlichkeit, welche den französischen Kaiser „als Räuber des päpstlichen Stuhles" brandmarkte, griffen sie für den jungen Ferdinand zu den Waffen. Kühne Führer sammelten in den Schluchten und Berghöhen ihres Landes bewaffnete Scharen zu einem furchtbaren Guerillakrieg. Blindlings folgten sie den Eingebungen fanatischer Mönche und Geistlicher, denen die kirchenschändenden Franzosen ein Greuel waren.

Immer wilder wurde das Ringen zwischen der entfesselten Volkskraft und den fremden Eindringlingen. Erstaunt blickte Europa auf den Kampf eines Volkes, das aus der Weltgeschichte gestrichen schien und nun für seine Unabhängigkeit und Freiheit, für seine Sitten, für seine Religion mutig in den Tod ging. Klug vermieden die Bandenführer die offene Feldschlacht. Mit unvermuteten Überfällen ihrer zuchtlosen, aber von heiliger Vaterlandsbegeisterung getriebenen Scharen wußten sie die Kraft des Feindes zu zersplittern. Zwar griffen die Franzosen die Hauptstützpunkte des Aufstandes, Valencia und Saragossa, mit stürmender Hand an; noch ehe es ihnen aber möglich war, den hartnäckigen Widerstand der Belagerten zu brechen, erscholl von einer anderen Stelle des Kriegsschauplatzes eine Kunde, welche die ganze spanische Nation mit neuer Begeisterung und Kampfeslust erfüllte: General Dupont war mit seinem gesamten Korps von 20000 Mann in den Schluchten des Gebirges in eine so schwere Bedrängnis geraten, daß er sich am 22. Juli 1808 bei Baylen in Andalusien dem spanischen Volke ergeben und schimpflich kapitulieren mußte. König Joseph verließ Madrid; die französischen Heere zogen sich über den Ebro zurück. Inzwischen war auch die englische Flotte unter Wellington in Portugal gelandet, hatte sich mit den dortigen Insurgenten verbunden und den Marschall Junot bei Cintra im August zur Kapitulation gezwungen, und als nun die Nachricht zu den Ohren Napoleons drang, daß Spanien und Portugal so gut wie für ihn verloren, die verhaßten Engländer Sieger, die Kontinentalsperre zerrissen und der französische

Kriegsruhm schwer geschädigt war, da geriet der jähzornige Mann in einen Zustand der Aufregung, daß seine Umgebung für sein Leben fürchtete.

In der Tat war seine Lage augenblicklich durchaus keine rosige. Zwar hatte er noch eine gewaltige Armee in Deutschland stehen, gebildet aus den erprobten Kerntruppen seines eigenen Heeres und den Landeskindern seiner gefügigen Werkzeuge, der Rheinbundfürsten; aber diese Armee hatte genügend zu tun mit der wichtigen Aufgabe, Preußen auszusaugen, die Grenzen gegen Rußland und Österreich zu bewachen und war gerade jetzt dort nötiger als je, wo die wunderbar wirkende Saat der Reformen Steins und Scharnhorsts ganz heimlich, wie keimende Spitzen unter dem Schnee, aufzugehen begann, wo von Königsberg aus jener mächtige, auf nationaler und sittlicher Grundlage beruhende „Tugendbund" sich über ganz Deutschland auszubreiten anfing, der alle franzosenfeindliche Elemente in sich zusammenschloß und gerade in gebildeten Kreisen großen Anhang fand.

Und noch gefahrdrohender als alles dies waren die ihm durch seine Späher überbrachten Nachrichten von den Rüstungen Österreichs und — was allem die Krone aufsetzte — von den Versuchen sowohl Preußens wie auch Österreichs und Englands, diejenige Macht zu einem Bündnis wider ihn zu gewinnen, deren habgierige Politik gerade in letzter Zeit ihm stets zu willen gewesen war — Rußland. Doch gerade der Gedanke an den Zaren Alexander war geeignet, den Imperator wieder rosiger in die Zukunft schauen zu lassen. Er kannte den schwankenden und eitlen Alexander zu gut; er kannte auch den Köder, auf den er sicher anbeißen würde: es waren die Donaufürstentümer. Mit ihm würde er schon fertig werden, wenn er ihn nur erst in seiner Nähe hatte. Er war sich des dämonisch gewaltigen Einflusses seiner Persönlichkeit auf den weichen, mystisch veranlagten Zaren nur zu gut bewußt; er verabredete deshalb mit ihm ein Zusammentreffen im Herzen Deutschlands. Es war jene berühmte, in den letzten September- und den ersten Oktobertagen 1808 stattfindende Fürstenzusammenkunft in Erfurt, wo auf Betreiben des ehemaligen Republikaners der ganze Glanz europäischer Fürstenherrlichkeit entfaltet wurde, und wo vier Könige und 34 Fürsten aus Deutschland sich einfanden, um dem Gewaltigen aus Korsika, dem ehemaligen Advokatensohn, pflichtschuldigst ihre Huldigungen darzubringen.

V. Die deutschen Patrioten an der Arbeit.

Bevor wir näher auf die politische Tragweite jener durch die Merkwürdigkeit der Begleiterscheinungen einzig in der Geschichte dastehenden Fürstenversammlung zu Erfurt eingehen, müssen wir, rückschauend, einen Blick auf die inneren Verhältnisse Preußens werfen, wie sie sich unter dem Einfluß der Reformen Steins und Scharnhorsts inzwischen entwickelt hatten. Es war begreiflich, daß in Preußen und Österreich die Nachricht von dem begeisterten Aufstand der Spanier und der Niederlage der französischen Waffen ein freudiges Echo weckten. In beiden Ländern glühte man vor Verlangen, die von dem übermütigen Feinde zugefügte Schmach zu rächen. Aber während man in Österreich rastlos sich auf den Krieg vorbereitete und die Kopfzahl der waffengerüsteten Mannschaft bereits auf 200000 Mann gebracht hatte, mußte man in dem noch von den Franzosen besetzten Preußen, das durch die blutsaugerischen Kontributionen bis aufs Mark ausgepreßt war, sich vor der Hand noch die größte Reserve auferlegen. Indes waren die aus Spanien herübergekommenen Nachrichten doch geeignet, den Hoffnungen der Patrioten mächtige Nahrung zu geben. Einmal war es doch sehr wahrscheinlich, daß die schwierige Lage der französischen Truppen in Spanien den Kaiser veranlassen mußten, die Truppen aus Preußen herauszuziehen; andererseits zeigte das schöne Beispiel des spanischen Freiheitskampfes, was ein für Vaterland, Ehre und Altar mit Begeisterung kämpfendes Volk zu leisten imstande war. „Warum sollen wir uns den Spaniern nicht gleich achten können!?“ rief damals der alte Blücher, welcher nur mit einer wahrhaft fiebrigen Ungeduld seinen Degen in der Scheide behielt. Blücher, zu jener Zeit Gouverneur von Pommern, galt schon damals neben Stein, Scharnhorst und Gneisenau als der Mittelpunkt aller auf die Befreiung des Vaterlandes gerichteten Bestrebungen. Durch seinen ungebeugten Mut, seinen offen

zur Schau getragenen Haß gegen alles Französische, war er einer der Wenigen, welche die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufrecht erhielten. Scharnhorst, der Blüchers hohe Bedeutung längst erkannt hatte und seine zornige Ungeduld oft gegen die Überängstlichen verteidigen mußte, schrieb an den damals kranken Helden von Königsberg aus: „Alle sagen und schreiben, und ich sehe es aus Ihrem eigenen Schreiben, daß der Geist nicht gelitten. Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie in der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden; nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück."

Die Krankheit Blüchers, von der hier die Rede ist, war nach seinen eigenen Worten entstanden, „durch allerlei Verdruß und die Fatiguen (Anstrengungen) der letzten Feldzüge." Sie hatte sich, durch Schlaflosigkeit und starken Kaffeegenuß vermehrt, zu einer krankhaften Erregung gesteigert, in welcher er allerlei wunderliche Erscheinungen hatte. Mit der zähen Macht einer fixen Idee hatte sich damals der Gedanke in ihm befestigt, daß es ihm sicher dereinst beschieden sei, den französischen Emporkömmling von seiner Höhe herabzustürzen. „Napoleon muß runter!" das waren die Worte, die man ihn im wachen und traumhaften Zustande oft vor sich hin reden hörte, „und ich werde schon helfen. Ehe das nicht geschehen, will ich nicht sterben. Er muß runter!"

So wie Blücher dachten und fühlten alle Patrioten. In erster Reihe waren es Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Grolmann, welche gerade den gegenwärtigen Augenblick zu einer energischen Befreiungstat für geeignet hielten. Napoleon sollte durch vorgespiegelte Freundschaftsversicherungen getäuscht, mit England und Österreich sollte ein Geheimbündnis geschlossen werden. Den Kaiser von Rußland, auf den Friedrich Wilhelm III. noch immer schwache Hoffnungen setzte, zog man von seiten Steins und seiner Anhänger überhaupt nicht mehr in Betracht. Stein hatte die feste Meinung, daß „dieser schwache, sinnliche, durch mehrere verunglückte, leichtsinnig angefangene und leichtsinnig aufgegebene Unternehmungen abgeschreckte Fürst" nicht imstande sei, für die Befreiung Europas etwas zu leisten; die Schlachten von Austerlitz und Friedland hatten nach Steins Meinung „den Nebel von Humanität und Liberalität, der ihn umgeben habe, gründlich zerstreut und das geringe Kraftgefühl vermissen lassen, das in jedem nicht ganz verwahrlosten jungen Mann aufzulodern pflegt." Von der in Erfurt zu erwartenden Zusammenkunft Alexanders mit Napoleon sei nichts anderes zu erwarten, „als blindes Hingeben eines weichen Charakters in den verruchten Willen eines felsenfesten und rastlosen Mannes." Dagegen ist es der Gedanke eines Volkskrieges mit Österreich, der den nimmer ruhenden Stein und seine Freunde Scharnhorst und Gneisenau mit warmer Begeisterung erfüllt und die drei Männer schließlich dazu treibt, ihre Ansichten über die Aussichten eines solchen Volkskrieges mit Frankreich dem Könige in drei verschiedenen Denkschriften zu unterbreiten.

Die von Stein verfaßte, vom August 1808 datierte Denkschrift führt die Überschrift: „Darstellung der Lage von Europa und der von Preußen zu befolgenden Politik." Sie gipfelt in der Forderung, „daß in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden müsse über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermütigen, täglich haltloser werdenden Volke; — — man muß die Unsrigen mit dem Gedanken der Selbsthilfe, der Aufopferung des Lebens und des Eigentums, das ohnehin bald ein Raub der Fremden wird, vertraut erhalten; man muß gewisse Ideen über die Art, wie eine Insurrektion zu erregen und zu leiten, verbreiten und beleben." Stein stellt der Verschlagenheit des Korsen die List der Selbsterhaltung eines geknechteten und getretenen Volkes gegenüber. Zur Erregung eines solchen Volksaufstandes werden sich nach seiner Meinung „Mittel finden und anwenden lassen, ohne daß die Regierung dabei tätig erscheint." Diese habe nur nötig, „bei schicklicher Gelegenheit und unter günstigen Umständen diesen neu er-

wachten Volksgeist zu benutzen." Allerdings setze ein solcher Schritt — und hier sehen wir den Realpolitiker Stein, der sich nicht nur von phantastischen Plänen leiten läßt — allerdings setze ein solcher Schritt eine Verbindung mit Österreich und England voraus, um Waffen und Geld und die Mitwirkung der Armee des ersteren Staates zu erhalten; mit Österreich müßte der Operationsplan, mit England die Unterstützung an Geld und Waffen verabredet werden und im Falle des Mißlingens die Sicherstellung der königlichen Familie." Steins Plan ist getragen von der großen sittlichen und nationalen Idee, daß ein Volk an seine Freiheit alles, auch das äußerste, setzen müsse. Es sei „ruhmvoller für den König und seine Nation, mit den Waffen in der Hand zu unterliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen zu lassen. Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes selber vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt." Vor allem aber sei es nötig, „alle trägen, gegen edlere Gefühle abgestumpften, jeder Aufopferung und Hingebung unfähigen, elenden Menschen zu entfernen, die alles lähmen und verderben, und denen es nur um ruhigen Genuß ihrer Erbärmlichkeit zu tun ist."

Dem treulosen Kaiser gegenüber, der noch jeden Vertrag gebrochen oder ihm nachträglich zu seinen Gunsten eine falsche Deutung gegeben, sei jede Täuschung, jeder Betrug erlaubt. Preußen solle, wenn es sein müßte, mit ihm eine Allianz schließen, aber diese Allianz solle nur zum Deckmantel der Veranstaltungen dienen, die man treffen wird, um sich loszureißen. Überläßt man Napoleon ein Truppenkorps, so kann man es doch so einleiten, daß es zur bestimmten Zeit sich mit Österreich vereinige und gegen den allgemeinen Feind wirke."

In einem Antwortschreiben Scharnhorsts, dem Stein diese Denkschrift zuerst mitgeteilt, zeigt sich dieser mit den Steinschen Vorschlägen vollständig einverstanden, indem er ausführt: „Durch Ströme von Blut haben unsere Vorgänger dem preußischen Staate Eigentümlichkeit und der Nation Ruhm gegeben; wir würden unwürdige Nachfolger sein, wenn wir das erworbene Eigentum mutlos hergeben würden. Mit Österreich, an dessen baldigem Losschlagen er nicht zweifle, müsse man in ein festes Schutz- und Trutzbündnis treten. Inzwischen war bei Stein auch eine Denkschrift des Oberstleutnants von Gneisenau „über Volksbewaffnung in Verbindung mit den stehenden Truppen" eingelaufen, welche Stein in einem Bericht an den König auch als den vollständigen Ausdruck seiner eigenen Überzeugung bezeichnet. „Was Volksbewaffnung in Verbindung mit stehenden Truppen vermag, wenn beide, Nation und Soldat, von einem gemeinschaftlichen Geiste beseelt seien, sehe man in Spanien. Die Erbitterung gegen einen übermütigen und räuberischen Feind in den preußischen Provinzen sei groß." Wie dieser Geist zu erhalten und zu verstärken sei, darüber stellte Stein dem Könige für die nächsten Tage verschiedene Pläne zur Genehmigung in Aussicht.

Immer zuversichtlicher werden nun die Hoffnungen Steins und seiner Freunde, immer kühner ihre Sprache, immer dringender ihre Vorstellungen dem Könige gegenüber. Vor allen anderen sind es Stein und Scharnhorst, die in jenen Tagen, erfaßt von edelster Vaterlandsliebe, von einem flammenden Haß gegen den Unterdrücker, auch vor den kühnsten Konsequenzen ihrer Pläne nicht zurückschrecken. Namentlich sind es die Pläne Steins, die sich damals zu einer geradezu wilden Entschlossenheit erheben, daß seinen Freunden bange wurde und sie ihn warnen mußten, „die Grenze des sittlich Erlaubten nicht zu überschreiten." „Er wäre", wie er einmal selbst hinwarf, „lieber Flibustier oder Kondottiere, als Staatsminister; er fühle eigentlich den Beruf in sich, Abenteurer zu sein."*) War dies auch nur ein Scherzwort, mit dem er beschränkte Menschen

*) Generalfeldmarschall Hermann von Boyen von Friedrich Meinecke I, 162.

erschreckte, so zeigte es doch die gewaltigen, zum Ausbruch drängenden Kräfte dieser vulkanischen Natur. Schon bald darauf übergab Stein dem Könige einen von Scharnhorst niedergeschriebenen „Entwurf über die dem österreichischen Hofe und England zu machenden Eröffnungen", welcher einen bis ins kleinste ausgearbeiteten Insurrektionsplan enthielt. Die Interessen Preußens und Österreichs waren darin als auf das engste miteinander verbunden bezeichnet. Die Operationen seitens des preußischen Heeres sollten folgende sein: „Die Truppen aus Ostpreußen brechen sogleich offensive über die Weichsel vor und dringen in Vereinigung mit den pommerschen Truppen gegen die mittlere Oder. Die Truppen in Schlesien vereinigen sich sogleich mit den österreichischen Truppen ... In dem Augenblick dieses Vordringens bricht ein allgemeiner Aufstand in Pommern, der Neumark, in der Mark und im Magdeburgischen, in Niedersachsen, Westfalen, Hessen, Thüringen und Franken aus; an einem Tage sucht man sich aller festen Plätze durch Verrat oder Überfall zu bemeistern. Ebenso bricht in Schlesien der allgemeine Aufstand los, wenn nicht die zu große Anzahl französischer Truppen es im ersten Augenblick verhindert. Gleichzeitig wird ein allgemeines Aufgebot in Ost- und Westpreußen entweder die vordringende Armee unterstützen oder die Polen im Zaum halten." Österreich sollte zur Unterstützung der allgemeinen Insurrektion mit einem Korps längs der Elbe operieren und von hier aus die Aufständischen mit Munition und Gewehren versorgen.

Alle Vergrößerungspläne, alle Eifersucht zwischen den beiden Staaten müßten schweigen. Bei dem Gedanken an die traurige Eifersucht früherer Zeiten findet der sonst so ruhige, leidenschaftslose Scharnhorst Worte von tiefster, sittlicher Entrüstung, von feuriger Beredsamkeit: „Eine kleinliche Eifersucht hat die Staaten Europas ins Verderben geführt, nur Vertrauen und Einigkeit im Glück und Unglück kann sie wieder herstellen; also: fort mit der elenden Sprache der Diplomaten, die sich nur wechselseitig betrügen wollen; eine gerade, freie Sprache sei unter den Mächten, die das große Werk, die Befreiung Europas, auf sich nehmen; vereint zu siegen oder zu fallen, sei ihre ganze, ihre innigste und heiligste Verbindung."

Diese Worte reißen auch den feurigen, leidenschaftlichen Stein mit sich fort, dessen Sturmwindsnatur in jenen Herbsttagen, wo er den König und sein Volk zu einer großen Tat entflammen will, zu voller Entfaltung kommt. Mit eigener Hand hatte er zu der flammenden Mahnung Scharnhorsts folgende Worte geschrieben, die schon damals in der Zeit des engherzigsten Partikularismus sein großes, weites deutsches Herz im hellsten Lichte zeigen: „Der Krieg müsse geführt werden zur Befreiung Deutschlands durch Deutsche." Auf den Fahnen des Landsturms sollte dies zum Ausdruck gebracht werden. Ja, in seinem Feuereifer versteigt sich Stein sogar zu dem Vorschlage einer einzigen Kokarde für die preußischen und österreichischen Truppen, welche die Farben schwarz-weiß-gelb tragen sollte.

Die Hilfe der englischen Regierung sollte nach den Vorschlägen Scharnhorsts sich auf die Lieferung von 40000 Infanteriegewehren, 12000 Kavalleriesäbeln und 30000 Armeemänteln erstrecken, außerdem auf eine Anleihe bezw. Hilfsgelder im Betrage von zehn Millionen Talern zur Unterhaltung einer Armee von 100000 Mann. Das waren die Vorschläge Scharnhorsts, denen sich Stein und Gneisenau in völliger Übereinstimmung anschlossen.

Aber die Begeisterung der drei patriotischen Männer erhielt eine empfindliche Abkühlung. König Friedrich Wilhelm III. zog die Vorschläge zwar in ernste und gewissenhafte Erwägung, konnte ihnen aber bei seiner bedächtigen, allem Ungewöhnlichen abholden Natur nicht seine Zustimmung geben. Er beschied sie zu sich und eröffnete ihnen, daß er in eine Nation, die ihn 1806 gänzlich verlassen habe, kein Zutrauen setzen könne, eine Insurrektion also für ihn nicht in

Frage kommen könne. An einem Kriege gegen Napoleon würde er nur in Gemeinschaft mit dem Kaiser von Rußland teilnehmen, und zwar nicht eher, als bis Österreich einen entscheidenden Sieg erfochten habe.

Dennoch hatte ihn das begeisterte Eintreten der drei Männer für die von ihnen vertretene Sache des Vaterlandes nachdenklich gemacht. Er setzte den geheimen Unterhandlungen, die fortgesetzt mit Österreich und England gepflogen wurden, keinen Widerstand entgegen. Es ist wahrhaft erhebend und ergreifend, wie diese drei Getreuen, auf deren rastloser Arbeit jetzt fast allein die Zukunft des Vaterlandes ruhte, nicht müde werden, kein Mittel unversucht lassen, das Herz des durch so viel Unglück und Enttäuschung mißtrauisch und mürbe gewordenen Königs zu stählen, ihm in immer wieder erneuten Denkschriften zu beweisen suchen, wie wenig er auf den schwankenden Kaiser von Rußland bauen könne, und wie alles darauf ankäme, die im Volke schlummernden Kräfte zu wecken und zu rechter Zeit auszunützen. Als von Österreich fortgesetzt günstige Zusicherungen eintrafen, welche die Hoffnung auf ein baldiges Losschlagen rechtfertigten, als auch von England Unterstützung von Geld, Mannschaft und Waffen in Aussicht gestellt wurden, „falls der Wille des Königs und der Nation für den Aufstand sei", als auch die Mission des Prinzen Wilhelm in Paris immer schwieriger wurde, den Napoleon unausgesetzt zum Anschluß Preußens an den Rheinbund drängte, da unternahmen es Stein und Scharnhorst noch einmal, den König für die Pläne eines allgemeinen bewaffneten Volksaufstandes zu gewinnen. In einem dem Monarchen unterm 30. August 1808 übergebenen Berichte wendet sich Stein mit Feuereifer gegen den Beitritt zum Rheinbunde, „welcher Preußen in der öffentlichen Meinung von Deutschland und Europa noch mehr herabsetzen würde." Er empfiehlt den engsten Anschluß an Österreich und England. Wolle man sich aber durchaus Frankreich in die Arme werfen und alles von der Gnade Napoleons abhängig machen, so fordert der charaktervolle Mann vom Könige unverblümt, diejenigen zu entlassen, die zu kräftigen Maßregeln raten."

Es schien, als ob die beiden Männer sich die Hand darauf gegeben hätten, auf das schwach gewordene Herz des Königs Sturm zu laufen, um es allgemach für kühne und entscheidungsvolle Entschlüsse zu stählen; denn kaum hatte er Steins Bericht vom 30. August in Händen, als auch der getreue Scharnhorst — schon zwei Tage später — am 1. September dem Könige in einer erneuten Denkschrift auseinandersetzte, daß Preußens politische Lage das entschlossenste Benehmen und die größte Kühnheit erfordere. „Geht die jetzige politische Krisis vorbei, so werden Se. Majestät der König bei den mit Frankreich eintretenden freundschaftlichen Verhältnissen, umgeben von Franzosen, gezwungen werden, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache gegen Österreich zu machen. Hat aber dieser Krieg gegen Österreich einen glücklichen Ausgang für Frankreich, so wird niemand die Alleinherrschaft Napoleons in Europa mehr hindern. Vernichtung der königlich preußischen Dynastie, ewiger Krieg für Frankreichs Interesse ist dann das Schicksal des preußischen Regentenhauses und der preußischen Völker." Unverblümt und mit einer seltenen Freimütigkeit weist Scharnhorst den König darauf hin, daß, wenn man den jetzigen günstigen Zeitpunkt nicht benutze, der königlichen Familie selbst die höchste Gefahr drohe; sie würde „unvermerkt in die Gewalt der Franzosen kommen"; hatte man doch bereits französischerseits die Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer napoleonischen Prinzessin allen Ernstes in Betracht gezogen.

Mit der Freimütigkeit wie Stein kommt Scharnhorst schließlich zu der Folgerung, daß, falls der König sich für Napoleon entscheide, dies für ihn nichts Geringeres bedeute, als sich aller derjenigen Männer aus dem Rate sowohl wie von dem Kommando des Heeres zu entledigen, „die nicht dem französischen System huldigten." Er stellte also den König vor eine schwere Alternative:

entweder gegen Napoleon oder Verlust der treuesten Stützen des Vaterlandes: der Stein, Scharnhorst, Hardenberg, Gneisenau, Grolmann, Boyen, Clausewitz u. a. Und als dritter im Bunde, das Herz des Königs zu stählen, hatte es Gneisenau unternommen, Friedrich Wilhelms ungerechtfertigtes Zutrauen zu dem doppelzüngigen und unter dem Einflusse Napoleons stehenden Alexander schwankend zu machen. Es geschah dies in einer Denkschrift Gneisenaus vom 24. August 1808: „Über die Unzulässigkeit russischer Hilfe und die wahrscheinlichen Folgen eines von Österreich allein unternommenen und unglücklich ausfallenden Krieges.“ Nach Steins Bericht gipfelte die Denkschrift, die er dem Könige und in einer Abschrift auch der Königin zugehen ließ, in den beiden durch Gneisenau mit Scharfsinn bewiesenen Sätzen: „daß 1. von Rußland keine Hilfe zu erwarten sei und daß 2. die Folge eines für Österreich unglücklichen Krieges die Vernichtung von Preußen und wahrscheinlich auch von Rußland selber sein würde.“ Die Schlußworte dieser Denkschrift sind von Steins eigener Hand. Sie weisen auf die nahe bevorstehende Zusammenkunft Alexanders mit Napoleon in Erfurt hin und verleugnen in ihrer granitenen Fassung, jeder Rücksicht auf die an Fürstenhöfen sonst gewöhnte Sprache der Konvention entbehrend, mit keiner Silbe die Autorschaft des gewaltigen Staatsmannes, der auch den Mächtigen gegenüber sein Herz nicht zur Mördergrube machte: „Die Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Kaiser Napoleon trübt die Aussichten nur noch mehr. Was kann aus dem Zusammentreffen eines vom Handeln abgeschreckten, lenksam weichen Charakters mit einem felsenfesten, rastlosen und ruchlosen Manne entstehen, als blindes Hingeben des ersteren in den verruchten Willen des letzteren.“

Es entsprach der immerdar erwägenden, so schwer zu einem entscheidenden Entschluß sich durchringenden Natur des Königs, daß er seine Entscheidung bis zu seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander hinausschob, der am 18. September auf seiner Durchreise nach Erfurt in Königsberg eintreffen wollte. Inzwischen ließen die aus Paris einlaufenden Mitteilungen des Prinzen Wilhelm erkennen, wie wenig der hinterlistige Korse geneigt war, sein Opfer fahren zu lassen, ohne es für die Zukunft völlig wehrlos gemacht zu haben. Nach langem Zögern und unendlichen diplomatischen Schachzügen, die den schlichten, gesunden Sinn des Prinzen Wilhelm zu verwirren bestimmt waren, hatte sich Napoleon endlich dazu bereit erklärt, die Bedingungen zu formulieren, unter denen er geneigt war, Preußen zu räumen. Mit einer Treulosigkeit, die keine Scham kannte, mit einer Wortbrüchigkeit, die auch den elendesten Verbrecher erröten gemacht hätte, hatte Napoleon die ursprünglich im Frieden zu Tilsit festgesetzten Bedingungen verschärft, die Summe der Kriegssteuern, die er schon früher willkürlich erhöht hatte, aufs neue um viele Millionen gesteigert; er forderte die Einräumung der Oderfestungen, bis die Kontribution bezahlt sein würde; verlangte für den Fall eines Krieges mit Österreich ein Aushilfskorps von 12000 Mann und drang ferner mit allen ihm zu Gebote stehenden Drohungen und Versprechungen auf den Eintritt Preußens in den Rheinbund. Um Preußens Macht aber für alle Zeiten lahm zu legen, sollte der König in einem geheimen „Konventionsartikel“ die Verpflichtung eingehen, innerhalb der nächsten zehn Jahre außer der Garde und einem Artillerie-Pionierkorps von je 6000 Mann, nur zehn Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter in der Gesamtstärke von nicht mehr als 42000 Mann zu halten; eine Miliz oder Landwehr sollte unter keiner Bedingung aufgestellt werden.

Niedergeschmettert, wie vom Blitz getroffen, stand Prinz Wilhelm dem Minister von Champagny gegenüber, als ihm dieser den Vertragsentwurf als den Willen Napoleons vorlegte. Sein treues patriotisches Herz, das er dem Wohle des unglücklichen Preußens hatte opfern wollen, krampfte sich zusammen in wildem Schmerz bei dem Gedanken, wie man daheim diesen Vertrag aufnehmen würde. Aber wunderbarerweise — ein Zeichen, daß eine andere Zeit gekommen —

er wirkte nicht nur auf die Schildträger der Erhebung am Königsberger Hofe, sondern auf den größten Teil der Gebildeten, insbesondere auf das Volk selbst, in mehr erregendem als niederdrückendem Sinne. Als die demütigende Bestimmung bekannt wurde, überreichten sieben hervorragende Patrioten — es waren Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Schön, Süvern, Nikolovius, Feldprobst Röckner — dem Minister Stein eine Denkschrift, in welcher sie dringend baten, dem Könige die Vollziehung dieses Vertrages abzuraten, „da der Vertrag im Geheimen doch gebrochen werden müsse, wenn man nicht gänzlich auf die Hoffnung eines Widerstandes in Verbindung mit einer anderen Macht verzichten wolle." Stein selbst setzte Himmel und Hölle in Bewegung, den König von diesem verhängnisvollen Schritt abzuraten. In einer Denkschrift vom 14. September 1808 wies Stein darauf hin, daß „durch Annahme der Verträge Napoleons der preußische Staat unrechtmäßige Forderungen als rechtmäßige anerkennen und Verbindlichkeiten eingehen würde, die er nicht erfüllen könne. Es sei unmöglich, bei der Erschöpfung des Landes, bei dem vernichteten Handel, monatlich 2478000 Taler in das Ausland zu zahlen. Er sei daher der Meinung, die Verträge des Herrn von Champagny nicht anzunehmen, sich längere Zahlungstermine auszubedingen, Österreich vom Gange der Unterhandlungen zu benachrichtigen und seine Mitwirkung zu fordern, dem Kaiser Alexander die Ungerechtigkeit der neuen Anträge des Herrn von Champagny und die Unmöglichkeit ihrer Annahme vorzustellen, wie auch den Prinzen zurückzurufen."

So wie Stein, dachte jetzt die Mehrzahl der ehrlich denkenden Patrioten mit Ausnahme der französischen Hofpartei, die von Kalckreuth, Wartensleben, Goltz und deren Anhang vertreten wurde. Friedrich Wilhelm III. wollte immer noch nicht von seinen Hoffnungen auf Alexander lassen. Er hatte ihm noch in einem Schreiben vom 28. August seine Lage dargelegt und hoffte sehnsüchtigst, daß die gütige Fürsprache des Zaren das Herz des mächtigen Imperators rühren und eine Verringerung der Kriegsgelder herbeiführen würde. Noch im letzten Augenblicke vor der Abreise des Zaren zum Fürstentage nach Erfurt (7. September) überreichte der preußische Gesandte am russischen Hofe, Freiherr von Schladen, als eifriger Patriot und furchtloser Beurteiler der politischen Verhältnisse Preußens uns schon von früher her bekannt (siehe Seite 143), dem Zaren eine Denkschrift, die den Zweck hatte, Alexander den preußischen Wünschen geneigter und dem dämonischen Einflusse Napoleons abwendig zu machen. Mit scharfsinniger, fast divinatorischer Vorhersage weist Freiherr von Schladen darauf hin, wie Napoleon kein Mittel scheuen würde, seinen Zweck zu erreichen, „wie die furchtbare Einbildungskraft dieses außerordentlichen Mannes" alles daran setzen werde, durch einen glänzenden und prunkvollen Empfang des Kaisers und seines Gefolges, durch die ausgezeichnetsten Aufmerksamkeiten, durch die Mitteilung von falschen oder entstellten Nachrichten über die Angelegenheiten in Spanien den Kaiser zu täuschen. Se. Majestät könne sich vielleicht gegen die traurigen Folgen solcher Schlingen sichern, wenn er den Wert der Freundschaftsversicherungen, mit denen Napoleon so verschwenderisch umgehe, nicht zu hoch anschlage. Am besten sei es, „unter verschiedenen Vorwänden den Augenblick der Zusammenkunft zu verzögern, dadurch würde Rußland einen ebenso wünschenswerten Vorteil erlangen, wie es wichtig für Österreich wäre." Hinsichtlich Preußens, dessen Interessen dem Freiherrn von Schladen natürlich am wichtigsten waren, fügte er — die preußische Diplomatie war unendlich bescheiden geworden — die demütige Bitte hinzu, Alexander möge alles daran setzen, daß wenigstens die Bedingungen des Tilsiter Friedens, so erniedrigend sie für Preußen gewesen waren, erfüllt würden. „Der Kaiser Alexander kann alle Mächte Europas von der Freiheit seines Willens sowie von der Festigkeit seiner Grundsätze überzeugen, wenn er auf der einfachen und vollen Erfüllung des Traktats von Tilsit besteht, oder allen Vorteilen entsagt, so bedeutend und glänzend sie auch scheinen mögen,

sobald er nicht vorläufig diesen einzigen und wichtigen Punkt erhält, bei dem sein Ruhm und seine Ehre so lebhaft beteiligt sind.*)

Auch Stein, so geringe Achtung er sonst vor dem Charakter Alexanders hatte, gewann es über sich, bei der Ankunft des Zaren, der am 18. September in Königsberg eingetroffen war, in einem Memoire, das er durch die Königin Luise überreichen ließ, dem Kaiser noch einmal die ganze Macht seiner Gründe vor die Seele zu führen, welche ihn bestimmen müßten, seiner Hinneigung zu Napoleon zu entsagen und sich auf die Seite Preußens und Österreichs zu stellen. Mit kühnem Freimut weist er auf die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit der russischen Eroberungspolitik in Schweden und den Donaufürstentümern hin, die seine Streitkraft nutzlos in Anspruch nehme. „Nur einen Feind seiner Selbständigkeit, seiner Sittlichkeit, seines Fortschrittes in der nationalen Entwicklung habe Deutschland: das ist Frankreich, und es bereite sich zu einem fortdauernden, hartnäckigen Kampfe mit dieser unruhigen, eitlen, herrschsüchtigen, ihrer Mitvölker Glück seit Jahrhunderten zerstörenden Nation. Es sei daher unter den gegenwärtigen Umständen dringend nötig, daß Rußland 1. Maßregeln ergreife, um seine Streitkräfte gebrauchen zu können zu dem großen Zwecke der Befreiung Europas; 2. daß Rußland, Österreich und Preußen in ein genaues Einverständnis treten, um Frankreich, während es mit Spanien beschäftigt ist, anzugreifen und Deutschland zu befreien; 3. daß in Erfurt auf die möglichst vorteilhafte Art über die Räumung von Preußen und Erfüllung des Tilsiter Friedens abgeschlossen werde."

Aber Alexander dachte gar nicht daran, auf den Inhalt dieser Denkschrift ernstlich einzugehen. Wenn er auch von der Beamtentüchtigkeit Steins eine hohe Meinung hatte, so kamen ihm doch seine Hinweise auf die allgemeinen europäischen Interessen jetzt so ungelegen, wie möglich. Er stand noch allzu sehr im Banne der dämonischen Macht Napoleons und seiner Eroberungspläne in den Donaufürstentümern. Gerade die augenblickliche schwierige Lage Napoleons in Spanien schien ihm für den Augenblick geeigneter denn je, den alten Traum der russischen Zaren seit Peter dem Großen von der Herrschaft Rußlands am Bosporus zu erfüllen. Was konnte ihm in diesem Augenblicke eine Erhebung Preußens und Österreichs sein? Für die Begeisterung eines seit Jahren geknechteten, nach Freiheit dürstenden unglücklichen Volkes hatte er in der gegenwärtigen Zeit durchaus kein Verständnis. Das wäre seinen Zwecken nur hinderlich gewesen. Er riet daher dem König von jeder übereilten Handlung gegen den französischen Kaiser ab, vertröstete ihn auf die Fügungen des Himmels und versprach, soviel an ihm läge, Preußens Fürsprecher bei Napoleon zu sein.

So hatte also Stein mit seinen Befürchtungen hinsichtlich der Bundesgenossenschaft des Zaren recht behalten. Der eitle, nur der Befriedigung seiner eigenen Machtgelüste frönende Mann ließ den ehrlich meinenden, treudenkenden Freund schnöde im Stich und nicht nur ihn, sondern die ganze Sache des nach Freiheit dürstenden Europa. Nicht zum mindesten durch Alexanders Schuld sollte die Knechtschaft des unglücklichen Preußen noch Jahre lang fortdauern, bis der wahnsinnige Ehrgeiz und die unermeßliche Ländergier des Mannes, in dessen magischem Banne er sich jetzt befand, ihn selbst und sein großes unermeßliches Reich zum Opfer ersah.

— —

Noch bevor das glänzende, für die deutschen Fürsten so beschämende Schauspiel des Fürstentages zu Erfurt seinen Anfang nahm, war ein Ereignis eingetreten, das für den ohnehin am Rande des Abgrunds stehenden preußischen Staat die höchste Gefahr in sich schloß. Ein an den Fürsten Wittgenstein, den früheren Gesandten in Cassel, gerichteter Brief des Freiherrn vom Stein vom 15. August 1808 war in die Hände des Feindes gefallen. Der Überbringer des Briefes,

*) v. Schladen, Preußen 1806—1807. S. 304.

Assessor Koppe, ein sonst treuer und zuverlässiger Mann, hatte unvorsichtigerweise in Berlin von seiner wichtigen Sendung geplaudert. Die französische Geheimpolizei, welcher es an feilen Kreaturen nicht gebrach, hatte Wind davon bekommen. Es ist betrübend, zu sagen, daß bei diesem Spiondienste einige der hochgeborenen Franzosenfeinde, welche Stein als „Volksaufwiegler" haßten und aus der Nähe des Königs zu entfernen suchten, ihre Hand im Spiele hatten.*) Stein selbst ist von dem Vorwurf der Unvorsichtigkeit nicht frei zu sprechen, da er einen Brief von solcher politischen Bedeutung nicht undchiffriert hätte abgehen lassen sollen. Nur zu erklären ist diese Unvorsichtigkeit mit der fast fieberhaften Aufregung, in der sich Stein in jener gärenden Zeit befand, da er mit Scharnhorst, Gneisenau und anderen Patrioten Tag und Nacht über die schnellsten Mittel zur Erhebung des deutschen Volkes nachsann, wo jeder Gedanke, jede Fiber seines Körpers der Schilderhebung Deutschlands galt. Der Assessor Koppe war in der Nähe von Spandau von französischen Gendarmen seiner Briefe und Depeschen beraubt und auf Befehl Soults, des damaligen Kommandanten von Berlin, als Staatsgefangener nach Frankreich transportiert worden. Im „Moniteur" aber erschien am 8. September Steins Brief mit Randbemerkungen, welche im Tone gut geheuchelter Entrüstung die ganze „Treulosigkeit" der preußischen Politik an den Pranger stellen sollten.

Freilich war der Brief geeignet, dem Prinzen Wilhelm, der immer noch in Paris mit Napoleon in Unterhandlungen stand, den Abschluß der Geschäfte nicht nur außerordentlich zu erschweren, sondern vielleicht ganz unmöglich zu machen. Es heißt an einer der schwerwiegendsten Stellen des Briefes: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte und diese wiederum mit anderen in Berührung setze. Sollten Ew. Durchlaucht mir hierüber Eröffnungen tun können, so bitte ich Sie, mir Herrn K. oder sonst einen vertrauten Mann wieder herzuschicken." — — — Der Brief verbreitete sich dann über die spanischen Angelegenheiten, „die man auf eine vorsichtige Art verbreiten müsse", über die Unausbleiblichkeit eines Krieges mit Österreich, sowie über die Ziele der preußischen Politik, die bei der Hinterlist und Treulosigkeit Napoleons damals leider auch mit recht zweideutigen Mitteln geführt werden mußte.

Die Folgen der Veröffentlichung dieses Briefes waren für Preußen sehr verhängnisvoll. In drohender Weise suchte man auf den Prinzen Wilhelm einzuwirken, daß er den ihm von Champagny vorgelegten Vertragsentwurf unverzüglich unterzeichne, da Preußen sonst von dem Zorne Napoleons alles zu fürchten habe. Der unglückliche Prinz war in einer schwierigen Lage. Von der Erwägung geleitet, daß Napoleon schon ohnehin nur ungern seine Verträge hielt, fürchtete er nicht ohne Grund, er würde diesen Vorwand benutzen, um den Frieden zu Tilsit für gebrochen zu erklären und die neuen Vertragsbestimmungen dann bis ins Ungemessene steigern. Um von zwei Übeln das kleinste zu wählen, unterzeichnete er schweren Herzens am 8. September 1808 den Vertrag, dessen Bestimmungen wir schon oben mitgeteilt haben, und dessen schlimmste Bedingung: Verringerung der Heeresstärke auf 42000 Mann, für Preußen nichts Geringeres bedeutete, als die völlige Lahmlegung seiner militärischen Widerstandsfähigkeit.

Aber wenn der Prinz auch, gezwungen durch die Macht der Verhältnisse, mit blutendem

*) Unterm 24. September 1808 schrieb ihm sein Freund Graf Reden aus Buchwald in Schlesien: „Sie sind das Opfer einer bestimmten, weit angelegten Verräterei (trâme), aber beschlossen und unvermeidlich in den Wirkungen. Hierüber kann kein unbefangenes Auge im Zweifel sein. Diese Folgen sind ebenso klar als die Absichten und Pläne".

Herzen und finsterer Stirn den Vertrag unterzeichnete, in seinem treuen patriotischen Herzen, das er einst sogar dem Vaterlande als Opfer darbringen wollte, lebte doch die Hoffnung auf eine bessere Zeit, geschöpft aus der Kraft, die er selbst in sich fühlte, geschöpft aus dem untrügbaren Zeichen der Zeit, die dem mit hellen Augen um sich Schauenden nicht verborgen bleiben konnten. „Je mehr Napoleon", so schrieb er unterm 9. September aus Paris, „von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja, ich habe hier in Paris selbst die Überzeugung geschöpft: dieser Augenblick wird kommen, und es handelt sich für uns darum, ihn abzuwarten."

A. F. F. Graf von der Goltz.

Von alledem hatte man in Königsberg am Hofe des verbannten Königs noch keine Ahnung gehabt. Stein war eben im Begriff, als Bevollmächtigter des Königs zum Fürstentage nach Erfurt zu reisen, als mit bestaubter Uniform und unheilverkündendem Gesicht Blüchers Adjutant, Hauptmann von Thiele, ins Zimmer des Ministers trat und ihm mit fliegendem Atem ein Zeitungsblatt des „Moniteur officiel" überbrachte, welches ihm der Marschall Soult mit den Worten gezeigt habe: „Hier sehen Sie, die Minister bringen ihren König um sein Land." Stein selbst, aufs höchste bestürzt, aber keinen Augenblick seine Fassung verlierend, begab sich mit diesem Zeitungsblatt in der Hand sofort zum Könige und bat ihn um seine sofortige Entlassung, da sein längeres Verweilen an der Spitze des Ministeriums dem Könige nur Gefahr bringen könne. Auf keinen Fall aber könne er raten, den Vertrag zu ratifizieren. Erst wenn auch Alexanders Verwendung in Erfurt keinen Erfolg habe, erst dann gäbe es kein anderes Mittel mehr, als „zu unterschreiben und zu halten, was man könne." Keinesfalls aber könne er jetzt noch seine Sendung nach Erfurt für ratsam halten. Der König lehnte eine sofortige Entlassung Steins ab;

er wollte sich darüber erst nach der Rückkehr Alexanders schlüssig machen. Er schrieb ihm, daß das Ereignis mit dem Briefe wie ein Blitzschlag auf ihn gewirkt habe; es würde wohl schwer sein, Stein nach dieser „unerklärlichen Unklugheit" noch halten zu können. Mit seiner Vertretung auf dem Fürstentage beauftragte der König den Grafen von der Goltz, dann vollzog er ohne Vorwissen Steins die verhängnisvolle Konvention und gab sie Goltz mit der ausdrücklichen Bedingung mit, sie erst dann zu überreichen, wenn alle Bemühungen um Milderung der napoleonischen Bedingungen erfolglos bleiben sollten. Stein erfuhr die Vollziehung des Schriftstückes erst später aus den Akten.

Stand es für Stein jetzt fest, daß seine Stunden als Leiter der Politik Preußens gezählt seien, war es für ihn schmerzlich, daß ihm ein tragischer Zufall das Heft aus den Händen wand, gerade in dem Augenblicke, da er dem Ziele seiner heißesten Wünsche nahe schien, den König zu einer großen Tat mit sich fortzureißen, so wollte er doch noch im letzten Augenblicke alles aufbieten, um dem unglücklichen Lande und seinem noch unglücklicheren Könige beizustehen. Er beschwor in einem Briefe vom 21. September den Kaiser Alexander in Erfurt, sich des unglücklichen Preußens anzunehmen und seine Vermittlung bei Napoleon in einem Sinne zu führen, daß dabei auch eine „billige und ausführbare Verständigung mit Preußen" zu ihrem Rechte käme. Um Napoleons Erbitterung zu besänftigen, gab er zum Schlusse seine Bereitwilligkeit zu erkennen, nach der Rückkehr des Grafen Goltz sowohl der Leitung der äußeren wie der inneren Angelegenheiten des Staates zu entsagen." Mit blutendem Herzen schrieb Stein diese Worte nieder; es war das schwerste Opfer, das er hier in Aussicht stellte; aber es mußte gebracht werden, wenn das Vaterland es verlangte. Wie ein Mann, dessen Haus von der Feuersbrunst ergriffen ist, noch eilenden Armes an sich rafft, was er dem verzehrenden Element entreißen kann, so wollte auch er noch retten, was zu retten war.

So trat Graf von der Goltz, mit dem verhängnisvollen Vertrag in der Tasche, der Preußens Ketten noch schwerer zu machen drohte, seine Reise nach Erfurt an, wo inzwischen Kaiser Alexander bereits eingetroffen war. Die engen, düsteren Straßen der alten Stadt, die seit dem Frieden von Tilsit dem französischen Reiche einverleibt war, erstrahlten in Pracht und Glanz. Seit den glorreichen Zeiten der Hohenstaufen, da hier die großen Kaiser ihre Reichstage abhielten, war ihnen ein so farbenprächtiges Bild nicht geboten worden. Damals waren diese Fürstenzusammenkünfte das Zeichen der Macht und Würde des deutschen Reiches, heute waren sie ein Bild von Deutschlands Schmach und Erniedrigung, und all der Glanz und der Schimmer konnten nicht über die traurige Tatsache hinwegtäuschen, daß die altehrwürdige Stadt in ihren Mauern 4 Könige, 5 Großherzöge und 34 Fürsten beherbergte, die allesamt gekommen waren, um dem Unterdrücker Deutschlands ihre Ergebenheit auszudrücken und sich in seiner Gunst zu sonnen. Fern von jeder Selbstachtung, in würdeloser Liebedienerei, merkten sie nicht, wie wenig es ihnen als deutschen Fürsten anstand, vor demjenigen zu antichambrieren, der dem deutschen Reiche den Todesstoß gegeben und sich als fremder Emporkömmling in stolzer Vermessenheit den „Nachfolger Karls des Großen" nannte. Während das deutsche Volk mehr denn je die tiefe Schmach der Erniedrigung fühlte, drängte sich die Schar der Großen mit ihrem Riesengefolge von Ministern, Diplomaten und Kammerherren in den Vorzimmern des Gewaltigen und wetteiferte in Bezeugungen ihrer Unterwürfigkeit.

Niemals hat der Sohn der Revolution einen größeren Triumph gefeiert, als am 27. September 1808, dem eigentlichen Tage der Fürstenzusammenkunft. Dabei hatte niemals seine Macht auf schwankenderen Füßen gestanden, als die seinige gerade jetzt. Durch die Mißerfolge seiner Waffen in Spanien hatte das Gebäude seiner Macht einen gewaltigen Stoß erlitten; er fühlte

den Boden unter seinen Füßen wanken und war deswegen mehr denn je geneigt, jede Stütze, die sich ihm bot, mit Freuden zu ergreifen. Aber niemand merkte ihm dies an. Der gewaltige Mann zeigte eine staunenswerte Selbstbeherrschung und spielte die Rolle des Weltenüberwinders vorzüglich. Vollends dem russischen Kaiser gegenüber wußte er den Schein der gesicherten Macht mit Meisterschaft zu wahren. Er behandelte ihn mit ausgesuchter Freundschaft und bevorzugte ihn allen übrigen Fürstlichkeiten gegenüber in auffallender Weise. Die Rheinbundfürsten, welche er in verbindlichen Schreiben hatte einladen lassen, an den Festtagen in Erfurt teilzunehmen, bildeten dem Kaiser aller Reußen gegenüber gewissermaßen nur die Dekoration. Ihm, dem eitlen und selbstsüchtigen Zaren, galten in erster Reihe all die glänzenden Veranstaltungen und militärischen Schaustellungen, ihm in erster Reihe die pomphaften Aufführungen französischer Tragödien, für die er die berühmtesten Schauspieler aus dem Théatre français aus Paris hatte kommen lassen. Bei jeder Gelegenheit zeichnete er den Zaren aus; die Könige und Fürsten Deutschlands dienten bei all diesen prunkvollen Aufführungen gewissermaßen nur als Staffage. Während der Dauer der Fürstentage wurden nacheinander 13 Trauerspiele — Napoleon bevorzugte in erster Reihe Tragödien — aufgeführt. Mehr als alle anderen Gestalten auf den Brettern des Theaters interessierte das Publikum natürlich die eine einzige Person, die nun schon seit fast einem Jahrzehnt auf der großen Weltbühne die Weltgeschichte machte. Neben diesem Gewaltigen, dem Manne mit dem olivenfarbenen, fast bronzeartigen Gesicht, aus dem, wie aus dem Medusenhaupte, „zwei rollende Feueraugen“ schauten, die jeden, den sie trafen, erstarren machten, neben diesem Manne erschien die geschmeidige, stattliche Gestalt des verbindlichen, „charmanten“ Kaisers Alexander wie „die lustige Person“ in den Stücken der Shakespeareschen Muse. Er war auch hier ganz in dem Banne der Persönlichkeit Napoleons, und als der berühmte Schauspieler Talma als Philoklet im Ödipus zu seinem Freunde Dinas die Worte sprach: „L'amitié d'un grand homme est le bienfait d'un Dieu“ (Die Freundschaft eines großen Mannes ist die Wohltat eines Gottes), da bereitete der von augenblicklichen Stimmungen so leicht beherrschte Alexander sich unbewußt eine Demütigung, indem er die Hand Napoleons ergriff, sich niederbückte, als ob er sie küssen wollte und in die Worte ausbrach: „Dies habe ich nie in meinem ganzen Leben tiefer empfunden, als in diesem Augenblicke!“ *)

So vereinigte sich alles, um den Fürstentag zu Erfurt für Napoleon zu einer Huldigung ohnegleichen zu machen. Er war der strahlende Mittelpunkt aller Veranstaltungen; ihm beugten sich Könige und Fürsten. Zu seiner Glorifizierung umgab er sich mit den berühmtesten Namen der Kunst und Wissenschaft. Auch Goethe und Wieland erschienen vor dem Gewaltigen; aber — zur Ehre der beiden deutschen Geistesfürsten muß es gesagt werden — daß sie nicht, wie so viele andere bedeutende Männer jener Zeit, vor ihm würdelos in den Staub sanken. Goethe hatte er nach Erfurt einladen lassen, Wieland ließ er sich in Weimar vorstellen. Beide zeichnete er durch das Kreuz der Ehrenlegion aus. Goethe empfing er mit den Worten: „Vous étes un homme“ (Sie sind ein Mann). Freilich, er hatte bis jetzt nur wenig Männer in Deutschland gesehen, die aufrecht vor ihm standen. Goethe, der nicht gern von dieser Zusammenkunft sprach und sie auch nur in einem kurzen Bericht zusammengefaßt hat, konnte sich gleichwohl des gewaltigen Eindruckes nicht erwehren, den dieser Mann auf ihn gemacht hatte. Vor allem bewundert er die Vielseitigkeit dieses gewaltigen Geistes. Während eines Gabelfrühstückes, „bei dem wir anderen das Zusehen hatten“, erzählt Goethe, „sprach er mit Soult über die Angelegenheiten Polens, mit Daru über die preußische Kriegskontribution, mit Goethe über seinen „Werther“, von

*) Friedrich Förster, Preußen und Deutschland unter der Fremdherrschaft 1807—1813.

dem er versicherte, daß er ihn siebenmal gelesen. Auf das Drama eingehend, sprach er mit Mißbilligung über die Schicksalsstücke. „Die Politik ist das Schicksal", sagte er, und nachdem Marschall Soult eingetreten, und er eine Weile mit diesem über unangenehme Ereignisse in Polen gesprochen, kam er mit Goethe wieder auf das Trauerspiel zurück, das er als das höchste bezeichnete, was der Dichter erreichen könnte. „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und Völker sein. Sie" — sich an Goethe wendend — „sollten den Tod Cäsars auf eine würdige Weise feiern, großartiger als Voltaire." Er lud Goethe schließlich nach Paris ein. Dort gäbe es eine größere Weltanschauung; dort würde er überreichen Stoff für seine Dichtungen finden.

Auf Wieland, den der Kaiser in Weimar zu sich befohlen, hatte Napoleon gleichfalls den günstigsten Eindruck gemacht. „Niemals habe ich", erzählt Wieland darüber, „einen ruhigeren, einfacheren, sanfteren, dem Anscheine nach anspruchsloseren Mann gesehen; nichts verriet bei ihm das Gefühl der Macht eines großen Monarchen. Er sprach mit mir wie mit einem alten Bekannten, und zwar anderthalb Stunden lang zum großen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, bis ich mich selbst bei ihm beurlaubte." Als man in der Unterhaltung, die zumeist die Geschichtsschreibung betraf, auf den römischen Geschichtsschreiber Tacitus kam, wollte Napoleon von diesem nicht viel wissen, sondern zog ihm Montesquieu vor, den er „billiger und wahrheitsgetreuer" finde. „Vielleicht finden Ew. Majestät Tacitus Griffel wahrhafter, wenn er die Tugenden unserer Vorfahren, der tapferen Germanen, schildert." „Bah!" sagte der Kaiser, „Tugenden der Germanen! Er übertreibt die Laster der Kaiser wie die Tugenden der Völker. Tugenden der Germanen! Er hat sie erfunden. Sehen Sie sich doch Ihre Landsleute näher an" — eben gingen einige deutsche Fürsten vorüber — „o, diese tugendhaften, tapferen Germanen!" —

Zu den wenigen Fürsten, welche die eigentümliche Situation, die dieser Fürstentag geschaffen, mit tiefem patriotischen Schmerz empfanden und dem Imperator gegenüber eine würdige Haltung beobachteten, gehörte in erster Reihe Prinz Wilhelm von Preußen, der dem Kaiser aus Paris nach Erfurt gefolgt war. Dem Kaiser imponierte das männliche, zurückhaltende Wesen des Prinzen, der sich ihm, wie wir wissen, zu Anfang seiner Unterhandlungen als Geisel angeboten hatte, und gab ihm wiederholt Beweise seiner Achtung. Es ist ein Irrtum, wenn behauptet wird, die von Napoleon im Umkreise von Jena veranstaltete Jagd sollte eine Kränkung des Prinzen sein. Die Jagd war dem Imperator von dem Herzog von Weimar angeboten worden; er hatte nur bestimmt, an welchem Tage auf Hochwild, an welchem Tage auf Hasen gejagt werden sollte.

Doch waren alle diese Dinge, so glänzend und anspruchsvoll sie auch in die Erscheinung traten, nur die äußeren Zutaten zum Fürstentage. Der Kaiser war nicht nach Erfurt gekommen, um sich Komödie vorspielen zu lassen, Goethe und Wieland Schmeicheleien oder Sottisen zu sagen oder eine Hasenjagd auf den Schlachtfeldern von Jena abzuhalten. Sein Hauptziel war, den Kaiser Alexander zu umgarnen, ihn für seine ins Wanken geratene Macht zur Stütze zu gewinnen. Des Pudels Kern war der Allianzvertrag mit dem Zaren aller Reußen. Und er kam zustande. Alexander übernahm die Verpflichtung, Preußen und Österreich in Schach zu halten, während Napoleon „die große Armee" aus Deutschland weg nach dem bedrohten Spanien führte. Um während seiner Aktion in Spanien von England nichts fürchten zu müssen, ließ Napoleon einen von ihm an den englischen König Georg IV. gerichteten „Friedensbrief" von dem Zaren unterzeichnen. Freilich, die ausschweifenden Hoffnungen Alexanders auf den Dank Napoleons erfüllten sich nicht. Von einer Teilung des osmanischen Reiches mit der europäischen Hälfte an Rußland wollte Napoleon nichts wissen. Immerhin aber war die Beute noch reich genug. Die beiden Kaiser versprachen sich, in ihren Eroberungsgelüsten einander keine Hindernisse zu bereiten. Ruß-

lands Herrschaft sollte durch Erwerbung der Moldau und Wallachei an der unteren Donau die nötige „Abrundung" erfahren. Artikel 11 des Traktates, der von den beiderseitigen Bevollmächtigten, Champagny und Romanzoff, in aller Form unterzeichnet wurde, besagte: „daß über eine vollständige Teilung der europäischen Besitzungen des großen Sultans noch weiter unterhandelt werden sollte." Schließlich war auch das von den Russen bereits besetzte, von den Schweden bisher so tapfer verteidigte Finnland als Beute Rußlands in den Allianzvertrag mit eingeschlossen worden.

Was Preußen betraf, so hatte der Fürstentag von Erfurt für den armen, ausgesogenen Staat wenigstens einen praktischen Erfolg gehabt. Kaiser Alexander, „dem charmanten Zaren", war in all dem Festtrubel, der ihm die Sinne umnebelt, doch noch Zeit und Muße geblieben, des armen verlassenen Bundesgenossen zu gedenken; seiner Fürsprache war es gelungen, eine Herabsetzung der Kriegskontribution um zwanzig Millionen zu erwirken.

Wie dankbar man an dem kleinen, gedrückten Hofe Friedrich Wilhelms in Königsberg für diese „freundschaftliche Tat" Alexanders war, geht aus den Tagebuchaufzeichnungen der Gräfin Voß hervor, die über den am 20. Oktober in Königsberg eingetroffenen Zaren schreibt: „Man hatte dem Kaiser zu Ehren die Trauer abgelegt. (Am 8. Oktober war in Berlin Prinz Heinrich verstorben.) Er kam sehr bald und war vortrefflich, gut und liebenswürdig wie immer. Er hat wirklich das Unmögliche für uns getan und sich sehr treu bewiesen." Und am nächsten Tage: „Der Kaiser und meine Herrschaften waren den ganzen Tag zusammen und schrecklich glücklich, sich wieder zu sehen." Man kann sich leicht denken, wie angenehm dem Zaren der freundliche Empfang von dem so treu und aufrichtig denkenden preußischen Fürstenpaare über die peinlichen Gefühle hinweghalf, wenn er an die doppelzüngige Rolle gedachte, die er auf dem Erfurter Fürstentage gespielt hatte.

VI. Erhebung Österreichs.

Die Veröffentlichung des Briefes Steins war der französisch gesinnten Partei am preußischen Hofe Wasser auf ihre Mühle gewesen. Nun sah man ja klar, wohin es „dieser Revolutionär" mit seinem „umstürzlerischen Treiben" gebracht. In der ersten Reihe seiner Feinde stand die Partei des begüterten Landadels, der allerdings unter Friedrich dem Großen treu zum Könige gehalten und große Opfer gebracht hatte, dafür aber durchaus nicht auf die durch die Steinschen Reformen arg bedrohten Standesvorrechte, wie Grundsteuerfreiheit, Alleinbesitz der Offizierstellen usw. verzichten wollte. Einer seiner schärfsten, wenn auch ehrlichen Gegner war der Oberstleutnant und Landschaftsdirektor Friedrich August Ludwig von der Marwitz, der den ganzen kurmärkischen Adel gegen Stein aufbrachte, und dessen Gesinnungsweise aus seinen 40 Jahre später veröffentlichten Tagebüchern*) klar hervorgeht. Es heißt darin mit bezug auf die Abtragung der Kriegskontribution: „Stein förderte die Sache gar nicht. Statt dessen brachte er uns die Revolution ins Land, deren Resultate dem Lande soviel gekostet haben, daß die Erpressungen Napoleons dagegen verschwinden, wie ein Gaukelspiel vor einer schmachvollen Wirklichkeit."

Schlimmer als die mit offenen Waffen kämpfende Partei der Marwitz war die mit den unlauteren Waffen der Hinterlist, der Heuchelei und Zuträgerei arbeitende Gefolgschaft der sogenannten französischen Hofpartei, welche sowohl in Königsberg als auch in Berlin ihre geheimen Verbindungen hatte. Diese Männer, deren Anschauungen im stärksten Gegensatz zu denen Steins

---

*) Aus dem Nachlasse Fr. A. L. v. d. Marwitz zu Friedersdorf in der Mark Brandenburg, Kgl. Preuß. Generalleutnant a. D. Berlin 1852.

standen, nahmen ihre Zuflucht zu den niederträchtigsten Verdächtigungen, um Stein bei dem König und der Königin anzuschwärzen. Steins Gesetzgebung hätte nach ihrer Meinung die sichere Vernichtung der Monarchie zur Folge; seine Zugehörigkeit zum „Tugendbund" zeige klar seine revolutionären Tendenzen.

Es verschlug diesen Ehrenmännern nichts, daß die Zwecke des Tugendbundes, dem die besten und edelsten Männer des Feindes angehörten, und der vom Könige selbst begünstigt wurde, von heißer, selbstloser Vaterlandsliebe eingegeben waren; zudem hatte Stein selbst niemals dem Tugendbunde angehört. Sogar die angeblichen Äußerungen französischer Generale wurden benutzt, um dem Könige zu beweisen, daß ein ferneres Bleiben des Premierministers die gefährlichsten Verwicklungen für den Staat haben würde. Ohnmächtiger Neid und kleinliche Eifersucht der über-

Friedrich August Ludwig von der Marwitz.

ragenden Persönlichkeit Steins gegenüber, waren, wie bei dem Geheimen Rat Nagler und seinem Schwager, dem Geheimen Rat Altenstein, der Grund, Intriguen gegen ihn zu spinnen und ihm vorzuwerfen, daß er wohl ein guter Minister des Volkes, aber nicht des Königs sei.

Ein treffliches Spiegelbild der damaligen Stimmung in den beiden Lagern hüben und drüben zeichnet ein Brief Gneisenaus an den uns bereits bekannten Patrioten Graf Götzen in Schlesien: „Unsere Gegner fangen an zu siegen. Man hat sich hier mit den Feinden des M. vom Stein affiliert, und die Franzosen dafür zu interessieren gewußt, daß sie auf die Entfernung dieses Ministers dringen. Wenigstens hat Graf Goltz,*) der einen sauberen Traktat in Berlin abgeschlossen hat, hierher die Nachricht überbracht, Davout, Daru und Bignon hätten erklärt, solange als Minister vom Stein nicht seinen Posten niedergelegt habe, würden die französischen Truppen nicht abmarschieren. Alles nur mündliche Äußerungen; durchaus nichts Schriftliches; noch weniger

*) Der bisher unter Steins Direktion das Ministerium des Auswärtigen leitete.

etwa vom französischen Kaiser selbst. Auch hat Kaiser Alexander hier bei seiner Anwesenheit erklärt, es sei nicht nötig, daß Minister vom Stein sich entferne, und Kaiser Napoleon habe es nicht verlangt. Aber die Feinde dieses Ministers haben sich der jetzigen Umstände sehr gut bedient, um selbigen los zu werden."

Der in dem Briefe erwähnte „saubere Traktat" war die uns bereits bekannte Konvention, welche Goltz, schon mit der Unterschrift des Königs versehen, ohne Vorwissen Steins auf den Erfurter Fürstentag mitgenommen, und die nun, da dem Könige nichts anderes übrig geblieben war, zum endgültigen Abschluß des Vertrages, ausgewechselt worden war. Napoleon hatte bei dieser Gelegenheit dem Grafen Goltz gegenüber seinem Zorn gegen Stein mit den Worten Luft gemacht: „Wie kann er ungestraft wagen, solche Gesinnung zu äußern!"

Schmerzte es Stein tief, daß er sich so vielen offenen und versteckten Feinden gegenüber nicht mehr lange werde auf seinem Posten halten können, so suchte doch sein erfinderischer Geist alles aufzubieten, seine Kraft gerade in dieser schweren Zeit dem Vaterlande an einer weniger in die Augen springenden Stelle zu erhalten. Hierzu schien ihm die Durchführung einer lange gehegten Idee, der Bildung eines Staatsrates, ein willkommenes Mittel zu sein. „Bei dieser neuen Verwaltungseinrichtung", schrieb er an den König, „könnte sich eine Stelle finden, die, ohne mich herauszustellen, mir die Mittel sicherte, um mich zu schützen." Um aber die öffentliche Meinung zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß die Regierung auch bei einem Ministerwechsel in dem Geiste der bisher zur Durchführung gelangten Reformen weitergeführt werden sollte, legte er dem Könige am 6. November den Entwurf einer „Proklamation an sämtliche Bewohner des preußischen Staates" vor, worin auf die großartigen Schöpfungen hingewiesen wurde, die in der schwersten Zeit des Vaterlandes geschaffen seien, und deren weiterer Ausbau Sorge des Königs sein solle. Die lästigen Schranken des freien Gewerbes und Güterverkehrs seien gebrochen; durch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit sei die Freiheit der Person allen Bürgern des Staates ohne Unterschied gesichert. Der Landmann solle fortan eines sicheren Eigentums froh werden; die ständische Verfassung solle erweitert werden; das Gemeindewesen solle in die Hand der Bürger der Städte gelegt, der freie Zutritt zu dem Offizierstande solle gewährleistet werden. Gleiche Stellung der Religion bei Erlangung von Ämtern und Würden, Gleichheit vor allem vor Gesetz und Recht — das waren die hauptsächlichsten Verheißungen des Aufrufes, der mit einem warmen Appell an die Liebe und Treue der Bürger schließt und sie bittet, der Welt das schöne Beispiel eines durch Unglück zwar gebeugten, aber umso fester vereinigten, umso inniger an seinen Fürsten geschlossenen Volkes zu geben.

In seiner niedergedrückten, noch zu sehr des Selbstzutrauens ermangelnden Stimmung verweigerte der König die Unterzeichnung dieses Aufrufes. Als Stein infolgedessen sein Abschiedsgesuch erneuerte, erklärte der König abermals, mit seinem Entscheide darüber bis zur Rückkehr des Grafen Goltz aus Erfurt warten zu müssen. Am 13. November traf dieser in Königsberg ein. Durch einen Brief des Staatsmannes Stägemann, welcher Goltz nach Erfurt begleitete, hatte Stein schon vorher erfahren, daß die französischen Gewalthaber in Berlin ihn ebenso sehr fürchteten, wie die franzosenfreundliche Partei des Fürsten Hatzfeld, des Grafen Voß, des Grafen Kalckreuth ihn haßte. Wie des Königs Entscheidung nach diesen Mitteilungen ausfallen würde, war klar; indessen dauerte es immer noch elf volle Tage nach der Ankunft des Grafen Goltz, bis die Entscheidung des Königs fiel.

Wie ein plötzlich dem Tode Verfallener noch Hals über Kopf sein Lebenswerk unter Dach bringen will, so arbeitete Stein mit dem Aufgebot fast übermenschlicher Kräfte daran, das große

begonnene Werk möglichst noch während seiner Amtszeit zu vollenden. Der 19. November 1808 bezeichnet den ewig denkwürdigen historischen Tag, da der König die Städteordnung unterzeichnete, den ersten Schritt zur Mündigwerdung des Volkes. Fünf Tage später, am 24. November, setzte der König seine Unterschrift unter den von Stein ausgearbeiteten Organisationsplan der obersten Staatsbehörden, welcher für die gesamte Entwickelung der preußischen Staatsverwaltung von so großer Bedeutung werden sollte. Dann kam der folgenschwere Moment, wo der König sich von dem großen Staatsmanne trennen mußte. Mit den ehrendsten Anerkennungen für Steins Wirksamkeit erteilte er ihm die nachgesuchte Entlassung, indem er den Verlust „eines so eifrigen und ausgezeichneten Staatsmannes" aufs tiefste bedauerte. „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich", heißt es dann weiter, „einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte, und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, sowie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugtuung und Beruhigung gewähren."

Die ganze reaktionäre Meute brach in ein Jubelgeheul aus, als der Sturz Steins ihr bekannt wurde. Selbst ein so trefflicher, seine eigenen Wege gehender Mann wie General von Yorck, welcher später selbst den ersten Anstoß zur Erhebung in Ostpreußen geben sollte, war damals in den Vorurteilen märkischer Edelleute und altpreußischer Offiziere noch so sehr befangen, daß er in den Triumphgesang über den Fall Steins mit einstimmte, indem er am 26. November 1808 an den Oberstleutnant von Oppen schreibt: „Unsere äußeren Verhältnisse fangen an, günstiger zu werden; auch unsere inneren nehmen eine vernünftige Wendung. Ein unsinniger Kopf — Stein — ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen." Schon die Reformen Steins waren dem noch in den alten feudalen Anschauungen preußischer Junker aufgewachsenen Soldaten ein Dorn im Auge gewesen. Nach seiner Meinung war Stein „zu unserm Unglück in England gewesen und hat von dort her seine Staatsweisheit geholt." Den damals von Stein und Hardenberg schon in Erwägung gezogenen Gedanken einer Verfassung tut er kurzer Hand mit der wegwerfenden Bemerkung ab: „Und nun diese gewaltsame Abschaffung aller Hofdienste der Bauern ohne irgend eine Entschädigung des Gutsherrn! Wie wird sie die Stände untereinander entzweien!" Am seltsamsten berührt bei dem späteren kühnen Unterzeichner der Konvention von Tauroggen seine damalige abfällige Ansicht über ein vorzeitiges Losschlagen: „In der Lage, in der wir uns befinden, ist ruhiges Abwarten der politischen Verhältnisse das Klügste und Sicherste; den Feind aber auf eigene Faust herauszufordern, wäre Unsinn!" Der eisenfeste, so streng an den alten pflichttreuen Traditionen des preußischen Offiziers hängende Yorck hat sich durch Tauroggen selbst belehren lassen müssen, daß die Vaterlandsliebe manchmal doch noch stärker sein könne als ein äußeres Pflichtgefühl.

Um so mehr entschädigten den scheidenden Stein die Beweise treuester Liebe und glühendster Bewunderung, die ihm aus allen Ständen des Volkes entgegengebracht wurden. Noch kurz vor seiner Verabschiedung war in der Königsberger Zeitung vom 27. Oktober 1808 nachfolgendes Gedicht erschienen:

An den, dem es gilt!

„Fest, Edler! steh' ein Fels, an dem in grausen Wettern
Des Sturmes Grimm vertobt, der Wogendrang sich bricht;
Empörtes Element umschlang ihn rings; zerschmettern —
Verrücken mag es ihn, den Ur-Granit-Stein, nicht.

Bleib' unser Hort! Geführt von Dir, mit Dir verbündet,
Hofft noch der Biedermann, hegt unverzagten Mut,
Und unerschüttert steht, unwandelbar gegründet,
Der Bau, der fest auf Dir, dem starken Grundstein, ruht.

Wer Dich besitzt, ist reich, ist sicher in Gefahren,
Ein Schatz von Geist und Kraft, vereint in Dir, ist sein.
O, mög er sorgsam Dich dem Volk zum Heil bewahren,
Dich, seines Diadems kostbarsten Edelstein!"

Aber diesem Edelstein sollten für eine Zeit die Kraft seiner Strahlen gebrochen werden. Noch Schlimmeres, noch Furchtbareres als das eben Erlebte stand dem treuen Manne bevor. War es schon tragisch, daß er, auf dem scheinbaren Gipfel der Macht, plötzlich aus einer Tätigkeit gerissen wurde, die ihn mit tausend glühenden Banden an das Vaterland kettete, so sollte er nun auch noch dieses selbst, seine Heimat verlieren. Der furchtbare Zorn des korsischen Tyrannen traf den edlen Mann. Nach dem Erfurter Fürstentage war Napoleon wieder nach Spanien geeilt, um dort den Oberbefehl zu übernehmen. Siegreich war er in Madrid eingerückt. Aber der Gedanke quälte den eisernen Mann immerfort, daß es dort, weit in der Ferne, in dem kleinen niedergetretenen Preußen, einen Mann gab, der mit Waffen, die ihm noch immer unheimlich gewesen waren, mit Waffen, geschmiedet aus Vaterlandsliebe und Volkskraft, an dem Sturze der französischen Herrschaft arbeitete. Er hatte die alte Welt in Trümmer geschlagen, und ein einziger Mann wagte es, ihm die Spitze zu bieten! Er hatte kurzen Prozeß mit gekrönten Häuptern gemacht; er hatte die Welt zu anderem Laufe gezwungen, und dieser eine armselige Wicht drohte ihm seine ganzen Erfolge zu vernichten? Der Mann mußte zerschmettert werden! Am 16. Dezember 1808 erließ Napoleon vom Schlosse zu Madrid aus folgende Ächtung:

1. Der p. p. Stein (le nommé Stein, cherchant a exciter des troubles en Allemagne), welcher Unordnungen in Deutschland zu erregen sucht, wird hierdurch für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

2. Die Güter, welche der genannte Stein, sei es in Frankreich oder im Gebiete des Rheinbundes, vielleicht besitzen möchte, werden sequestriert.

„Der genannte Stein wird aller Orten, wo er durch unsere Truppen oder die unserer Verbündeten erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.

Napoleon.

Und nun folgt die große Tragödie im Leben Steins. Im Dunkel der Nacht — es war am 6. Januar 1809 — muß er in einem offenen Schlitten aus dem Vaterlande fliehen, das er so heiß geliebt, für dessen Größe er eben den Grund gelegt hatte. Wahrhaft groß erscheint die edle Persönlichkeit Steins in dem Augenblicke, da er in die Verbannung geht und in einem ergreifenden Briefe an die Prinzessin Wilhelm von dem vaterländischen Boden Abschied nimmt. „In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit 675 Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein. Möchte mein Untergang in dem Sturm der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen."

Aber wenn nun auch der edle Mann verarmt und heimatlos umherirrte, der große Menschenknechter hatte sich geirrt, wenn er glaubte, ihn für immer vernichtet zu haben. Gedanken lassen

sich nicht totschlagen, und Steins Gedanken hatten im preußischen, hatten im deutschen Volke bereits feste Wurzel gefaßt. „Alle edlen Herzen sind durch Ihre Verbannung noch fester an Sie geschlossen“, schrieb ihm Gneisenau, und der treffliche Mann hatte damit die Gedanken des ganzen Volkes ausgesprochen.

Wie ein leuchtendes Gestirn am Himmel in dem Augenblick, da es untergeht, noch einmal im strahlendsten Lichte aufflammt, so hatten Steins Gedanken, bevor er in die Verbannung gegangen war, noch einmal aufgeleuchtet in dem wahrhaft großen politischen Testament, welches der fliehende Minister in dem letzten Rundschreiben an seine Gesinnungsgenossen im hohen Beamtentum richtete. Das denkwürdige historische Schriftstück, im Auftrage Steins von seinem bedeutendsten Mitarbeiter, Heinrich Theodor von Schön, verfaßt, atmet in seinen charakteristischen Partien echten Steinschen Geist: „Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbuntertänigkeit, ist vernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet ... Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigentums ist proklamiert ... Die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur einzelnen nützen und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst ...“ „Heilig“, heißt es zum Schlusse, „war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs, aber damit dieses Recht das Gute wirken kann, ist es nötig, der höchsten Gewalt Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann.“

Das war das große, unvergeßliche Vermächtnis des treuen Mannes, als er wie ein gehetztes Wild, bei Nacht und Winterkälte fliehend, mit heißen Segenswünschen dem geliebten Vaterlande den Rücken wenden mußte.

Bei furchtbarem Schneesturm auf ungebahnten Wegen ging die Flucht, meist im Schlitten, durch Schlesien dem Riesengebirge zu, wo er eine vorübergehende herzliche Aufnahme bei dem Grafen Reden auf Buchwald fand. Aber in allen Rheinbundstaaten war der Achtbrief bereits bekannt. In Berlin hatte die übereifrige Polizei sich sogar nicht gescheut, den Haftbefehl Napoleons, als des „Verbündeten Preußens“, an den Mauern anzuschlagen.

„An den Straßenecken ein rotes Plakat:
„Der Stein ist ein Feind von Kaiser und Staat,

Und wer ihn greift, den ‚namens Stein‘“,
Darf des Dankes des Kaisers versichert sein.“ —

„Wer ist der Mann? Wer ist der Stein?
Gewiß etwas Großes muß er sein.“

„‚Der Stein, gebt acht, das ist ein Mann,
Über den der Korse noch stolpern kann,

Sonst hätt' er nicht solches Wesen gemacht!‘“ *)
So spricht der Philister und drückt sich sacht. —

Am 12. Januar 1809 hatte der flüchtige Stein die österreichische Grenze überschritten, oft nicht wissend, wo er sein Haupt bergen sollte vor den Spähern und Verfolgern. Aber nun — in der Fremde das bittere Brot der Verbannung essend — sollte erst seine eigentliche Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes: die Aufrüttelung der Gemüter zum Kampfe gegen den verhaßten Eroberer, seine Arbeit an der Befreiung des Vaterlandes beginnen. Freilich zunächst ließen ihm seine Verfolger nicht Ruhe dazu. Eben in Prag angekommen, ereilte ihn ein höfliches, aber be-

*) C. Spielmann.

stimmtes Schreiben der österreichischen Regierung, die Hauptstadt Böhmens wieder zu verlassen; die Verleumdung, die ihn zum Haupt einer gefährlichen Sekte stempelte, war ihm auch hierher gefolgt. Er floh nach dem weiter entlegenen Brünn, der Hauptstadt Mährens. Hier hatte er die große Freude, mit seiner Gattin und seinen Töchtern zusammenzutreffen. Welches Wiedersehen nach all dem Erlebten. Tränen des Schmerzes und der Freude flossen. Und während die Frauen mit dem edlen, schwergeprüften Manne die Mühsale und Gefahren der Flucht teilten, hausten daheim auf seinen Gütern, die fast 700 Jahre im Besitze der Familie Stein sich befanden, die Schergen Napoleons, deutsche Beamte, die auf sein Geheiß mit der Beschlagnahme der Güter betraut waren.

Mit fast kindlicher Freude hatte Stein dem Eintreffen seiner Lieben entgegengesehen. Frau vom Stein hatte die bevorstehende Wiedervereinigung ihm in einem Briefe gemeldet. Unter dem freudig-schmerzlichen Eindruck ihrer Mitteilungen hatte er auf die Kehrseite des Briefes folgende Worte Schillers aus dem „Lied von der Glocke" geschrieben:

„Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück. —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuerswut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt."

Mit der Ächtung Steins glaubte Napoleon der deutschen Volkserhebung einen tödlichen Streich versetzt zu haben. Er ahnte nicht, daß diese Bewegung erst im Anfange stand, und daß mit dem abgeschlagenen Gorgonenhaupt der von ihm stets mit einem heimlichen Grauen beobachteten Volkserhebung immer neue wuchsen, die ihre unheimlichen Medusenblicke auf ihn richteten. —

Vor der Hand allerdings mußte er seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zuwenden. Augenblicklich gab es für ihn nur einen einzigen Gedanken, der ihn im Wachen und Träumen beschäftigte: den Volksaufstand in Spanien mit einem gewaltigen Schlage zu vernichten und dadurch seine Macht auf der iberischen Halbinsel für immer zu befestigen. Günstiger als je schienen die Sachen für ihn zu stehen. Den deutschen Eckstein hatte er zerschmettert, den König von Preußen hatte er an der Angelschnur der Septemberkonvention, und etwaige dennoch bei diesem auftretende Verbrüderungsgelüste zwischen Preußen und Österreich würde schon sein Freund und Bruder Alexander, laut des geschlossenen Allianzvertrages zu Erfurt, gebührend in Schach halten.

In Spanien standen ihm 300000 Mann zur Verfügung; mit ihnen hatte er die Spanier bei Gamonal, Tudela und Espinosa besiegt und war dann — am 4. Dezember 1808 — nach hartem Kampfe in Madrid eingezogen. Wieder schien er auf dem Gipfel der Macht. Von dem stolzen Königspalast zu Madrid aus schien sein wilder, ungebändigter Geist sich den kühnsten Flügen seiner ausschweifenden, nimmersatten Herrscherphantasie überlassen zu können.

Nur eins hatte er in seinen rasenden Welteroberungsplänen diesmal nicht in Rechnung gestellt: den glühenden, durch Priester gesteigerten Haß der Spanier, den bis aufs äußerste gesteigerten Todesmut eines geknechteten Volkes, das im Begriff war, seine Ketten abzuschütteln. Mit jedem Tage wuchs die wilde Energie des spanischen Volkes. Im offenen Kampfe und im geheimen, hinterlistigen Meuchelmord, mit Gift und Dolch wütete die Feindschaft des Volkes gegen die fremden Eindringlinge. Im ganzen Lande war der Guerillakrieg entbrannt und gestaltete sich unter verwegenen Führern immer blutiger, immer rasender. Alle Heldentaten, die

Napoleons Krieger — sei es bei Belagerungen und Erstürmungen — sei es auf mühsamen Märschen durch Gebirge und Schluchten unter der Glut der spanischen Sonne — vollbrachten, konnten nicht zum ruhigen Besitz des Landes führen. Mit einem Heldenmut ohnegleichen hatten die Verteidiger Saragossas die Angriffe der französischen Generale Lefebvre und Verdier zurückgewiesen, bis der kühne Verteidiger der Stadt, Palafox, endlich der Übermacht erlag. Trotz dieses bedrohlichen Zustandes war Napoleon mit der ihm eigenen unbeugsamen Willenskraft fest entschlossen, Spanien nicht aufzugeben. Da aber brachten seine Spione Nachricht aus Deutschland, die seinen kriegerischen Plänen zunächst eine andere Richtung gaben. In Valladolid war's, wo den Kaiser die ersten sicheren Nachrichten trafen, daß die lange drohende Rüstung Österreichs einen Umfang angenommen, der ihm gefährlich werden konnte, wenn er nicht schnell seine Gegenmaßregeln traf.

Selten hat sich die schnelle Entschlußkraft des Kaisers, sein eiserner Wille, seine zähe Ausdauer in so augenfälliger Weise gezeigt, wie in diesem kritischen Augenblicke, da er, ein wild empörtes Volk noch nicht ganz unter seinem Fuße, zu einem neuen Kriege aufbrechen muß. Schwierigkeiten, Gefahren und Strapazen gab es für diesen Fleisch gewordenen Willen nicht. In gewaltigen Tagestouren, bald zu Roß, bald zu Wagen, größtenteils auf elenden Wegen, legte er den Riesenweg von Valladolid bis Paris in einer unglaublich kurzen Zeit zurück. Schon am ersten Tage hatte er in sechs Stunden Zeit 26 Poststunden hinter sich gebracht, immer in Besorgnis, von den ihn auflauernden Guerillabanden aufgehoben zu werden. Am 22. Januar traf er in Paris ein. Noch an demselben Tage erging an sämtliche Rheinbundfürsten der Befehl für die unverzügliche Mobilmachung ihrer sämtlichen Korps. Für Frankreich selbst ordnete er eine neue Aushebung an, bei welcher er unter der wachsenden Mißstimmung des Volkes bereits gezwungen war, 17= bis 18jährige Jünglinge unter die Fahne zu zwingen; selbst auf alte, bereits zum Jahre 1806 zurückreichende, längst der Waffen entwöhnte Jahrgänge mußte er zurückgreifen. Der russische Gesandte wurde sehr deutlich an den Allianzvertrag seines Kaisers erinnert, und an den König von Preußen erging unter Hinweis auf die Septemberkonvention eine unzweideutige Drohung, unter keinen Umständen über das ausbedungene Heereskontingent hinaus (42000 Mann) Truppenansammlungen auszuführen.

Und dann hatte er ja noch in Süddeutschland ein ganzes Marionettenkabinett, das seines Winkes gewärtig war; er brauchte nur die Leine zu ziehen. Es ist vielleicht die traurigste Erscheinung jener schweren Zeit, daß Napoleon gerade in den Rheinbundfürsten die gefügigsten Werkzeuge seiner Pläne hatte. Sie wetteiferten förmlich, dem Eroberer die Blüte ihrer Jugend vor die Füße zu werfen, damit er sie hinaushetzte auf die blutgetränkten Schlachtfelder, wo sie ausersehen waren, den Ruhm der französischen Schlachtadler zu erhöhen. Dabei galt es — o Schimpf und Schande — dem Bruderkrieg, dem Brudermord; es galt dem letzten Rest der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit, der sich in die alten österreichischen Erblande geflüchtet hatte; es galt dem heiligsten Auflodern vaterländischen Zornes. Aber die blendende Sonne der kaiserlichen Gunst schien der Mehrzahl der Rheinbundfürsten den letzten Rest deutschen Gefühls in ihrer Brust verdorrt zu haben; sie konnten sich nicht genug tun in Unterwürfigkeit; ja sie merkten in ihrer Verblendung kaum die unwürdige Behandlung, die ihnen der Imperator zuteil werden ließ. Schon von Valladolid aus hatte er mehreren von ihnen — so dem Großherzog von Darmstadt — strenge Rügen erteilt: die Stellung ihrer Truppenkontingente wäre mangelhaft, und ihre (zu den Engländern übergehende) Soldaten seien unzuverlässig. Das äußerste an Schweifwedelei und unwürdiger Dienstfertigkeit leistete der Fürst=Primas des Rheinbundes, Freiherr von Dalberg, der auf eine ihm gleichfalls aus Valladolid zugegangene Zurechtweisung des Imperators sich beeilte, folgendes

Rundschreiben an die Rheinbundfürsten zu erlassen: „Unser allergnädigster Protektor hat von Spanien aus befohlen, daß wir ohne Verzug pünktlich unsere Kriegskontingente stellen sollen, und wir haben diesem Befehle sofortige Folge zu geben.“

Konnte man sich wundern, daß bei der schnellen Bereitwilligkeit, womit deutsche Fürsten die Blüte ihrer Jugend den französischen Marschällen zutrieben, der Übermut des Imperators bis ins Ungemessene stieg? Er trieb ihn dazu, in schneidendem Hohne den Truppen der Rheinbundfürsten, welche dazu ausersehen waren, der letzten selbständigen deutschen Fürstendynastie, dem Hause Habsburg, den Todesstoß zu versetzen, den schmachvollen Namen der „deutschen Armee“ zu geben. Wahrlich, als im Frühjahr 1809 der verhaßte Feind mit dieser „deutschen Armee“, in welcher die Krieger des Rheinbundes den Kern bildeten, durch die deutschen Lande zog, da wallte das deutsche Gemüt auf, da erhob sich drohend manche Faust, da wurde mancher Fluch ausgestoßen, manch stilles Gebübde getan, daß es so nicht weiter gehen könne, da wurde manche Hoffnung laut, daß es dem sieggewohnten österreichischen Doppelaar gelingen möge, dem unaufhaltsamen Siegeslauf der französischen Adler Halt zu gebieten.

Ganz Österreich flammte auf in schöner Begeisterung. An der Spitze der österreichischen Regierung stand ein Mann von hohem, edlem Geiste, Graf Philipp Stadion, der dem österreichischen Kaiserstaate geworden war, was Stein der preußischen Monarchie. Auch er hatte gleich Stein erkannt, daß nur durch Freimachung der im Volke wohnenden Kräfte an eine glückliche Bekämpfung Napoleons zu denken sei. Auch er hatte an der Bauernbefreiung, an der Bildung eines selbständigen Bürgerstandes, an der Mündigmachung des ganzen Volkes gearbeitet. War auch das Herz des Kaisers Franz nicht bei diesen Reformen, so brachte er doch das Opfer seinem Hasse gegen Napoleon. Was Preußen getroffen, konnte auch sein Reich alle Tage treffen. Auch das Heer war nicht ohne Reformen geblieben; an der Spitze stand seit 1806 ein erprobter Feldherr, Erzherzog Karl, der das Heer im Sinne einer modernen Kriegführung umgebildet hatte. Gleich Scharnhorst hatte auch er für die Zwecke der Vaterlandsverteidigung neben dem stehenden Heere eine Landmiliz geschaffen und beide Truppenkörper zusammen auf eine Höhe von 500000 Mann gebracht.

So schien ein Kampf zu entbrennen von gewaltiger Bedeutung, ein Volkskrieg, wie ihn die Geschichte lange nicht gesehen. Freiwillige aller Länder strömten zu den Fahnen; die Prinzen selber stellten sich an die Spitze der Heere. Die Sendboten der Freiheit gingen durch das ganze Land; freiwillige Gaben flossen reichlich zur Unterstützung der Zurückbleibenden, zur Pflege der Kranken und Verwundeten. Hervorragende Männer, wie Friedrich von Gentz und Friedrich Schlegel, befanden sich im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, um von hier aus in Gedichten, feurigen Aufrufen und Ansprachen die Flamme der Begeisterung über das ganze Land zu verbreiten. Vor allem hoffte man auf den Anschluß Preußens. Aber so sehr auch die Patrioten in den König drängten, den günstigen Augenblick nicht ungenützt verstreichen zu lassen, er beharrte bei seiner Mutlosigkeit und Unentschlossenheit, jetzt, wo ihm Steins mächtige Persönlichkeit fehlte, mehr denn je. Zudem hatte auch Kaiser Alexander, von dem er nicht lassen wollte, dringend zum Frieden geraten, und so fand in Preußen wieder der große Augenblick ein kleines Geschlecht.

Aber auch Österreich zeigte, daß es noch nicht reif war zu einem Kriege, bei welchem es dem großen Schlachtenmeister Napoleon gegenüberstand. Es ließ die herrliche Begeisterung des Volkes ungenutzt verpuffen. An Stelle schnellen, kraftvollen Handelns — zögernde Bewegung, schwerfälliges, langsames Wägen. Anstatt mit dem völlig gerüsteten Heere rasch in die Rheinbundstaaten Bayern, Württemberg und Baden einzufallen und dem Hauptfeind am Rhein entgegenzutreten, hatte Erzherzog Karl den Plan gefaßt, erst in Böhmen eine feste Stellung zu nehmen,

ließ dann aber einen Teil seiner Heere in Bayern, einen anderen in Italien einrücken, seine Kräfte dadurch unheilvoll zersplitternd. Napoleon dagegen raffte wie immer seine ganze Kraft zu einem gewaltigen Stoße zusammen. Mit Blitzesschnelle flog er herbei, und schon die ersten Schlachten entschieden über das Schicksal des Krieges. In den Kämpfen bei Pfaffenhofen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg vom 19. bis 23. April 1809 rangen die Österreicher in heldenmütiger Tapferkeit, aber vergebens, gegen die überlegene Heereskunst Napoleons, der am 23. April Regensburg mit Sturm nahm, und seine Feldherrngröße nie in hellerem Lichte zeigte. Tag und Nacht ließ er sich keine Ruhe; überall schien er zu gleicher Zeit, und seine Gegenwart war entscheidend für den Ausfall des Kampfes. Fast schien es unmöglich, daß ein solches Maß von geistigen und körperlichen Kräften fünf lange schwere Kampfestage hindurch von einem einzigen Sterblichen ausgehen konnte.

Nachdem Napoleon so den Feind bei dem ersten Anprall über den Haufen geworfen, zog er auf dem rechten Ufer der Donau abwärts und stand schon am 10. Mai vor den Toren Wiens. Erzherzog Maximilian verteidigte einige Tage die Hauptstadt, aber schon drei Tage später zog Napoleon in Wien ein, während Erzherzog Karl am nördlichen Donauufer gegenüber von Wien mit einem verstärkten Heere Stellung nahm. Da auch von Italien ein österreichisches Heer unter Erzherzog Johann nahte, das gegen den Vizekönig Eugen Beauharnais bei Sacile zwischen Tagliamento und Piave am 16. April siegreich gewesen war, so entbrannte der Kampf dicht in der Nähe Wiens von neuem. Auf der weiten Ebene von Aspern und Eßlingen, nicht weit von jener Stelle auf dem Marchfelde, wo der Ahn des österreichischen Kaiserhauses, Rudolf von Habsburg, einst den stolzen Ottokar von Böhmen bezwungen, war's, wo Napoleon dem österreichischen Doppeladler den Todesstoß geben wollte. Zunächst suchte er unterhalb Wiens bei der Insel Lobau sich den Donauübergang zu gewinnen. Dann wollte er zwischen den beiden schnell befestigten Dörfern Aspern zur Linken und Eßlingen zur Rechten hervorstürzen und die überraschten Österreicher zersprengen. Wieder wie bei Regensburg rechnete er auf die unwiderstehliche Gewalt seiner Reiterscharen, mit denen er die österreichische Schlachtlinie durchbrechen und ihre Flügel von einander trennen wollte.

Aber er traf auf einen ganz anderen Gegner. Erzherzog Karl hatte sich die Regensburger Erfahrung zunutze gemacht. Trotzdem kaum vier Wochen dazwischen lagen, hatte er seine Krieger nach dem Vorbilde der modernen französischen Fechtweise in dem Schließen fester Vierecke sich üben lassen; an ihnen sollten, wie an einer Mauer, die Attacken der Reiter zurückprallen. Prinz Hohenzollern warf sich dem Zentrum der französischen Schlachtreihe, als diese zwischen den beiden Dörfern hervordrängte, wuchtig entgegen; Hiller, Bellegarde, Reuß und Vacquant bestürmten den linken Flügel bei Aspern und drängten ihn aus dem brennenden Dorfe an das Donauufer zurück. Napoleon warf dem Prinzen Hohenzollern zwölf Regimenter seiner eisernen Reiter entgegen, um durch diesen gewaltigen Wurf das österreichische Zentrum zu zerschmettern; aber — wie ein zeitgenössischer Berichterstatter*) mit großer Anschaulichkeit schildert — das tapfere Fußvolk bot in Vierecken Trotz, ließ die Eisenreiter in die Zwischenräume traben, warf durch einen dichten Kugelregen eine Menge von den Pferden, brach mit dem Bajonett in die Lücken und jagte den Überrest in eine schmachvolle, blutige Flucht. Nicht besser erging es 2000 anderen dieser stolzen Reiter, welche bei Eßlingen den linken Flügel der Österreicher zerschellen sollten. Aber das brennende Dorf selbst konnte die österreichische Tapferkeit der französischen Verzweiflung nicht entreißen. Der bestürzte Korse trieb Scharen auf Scharen hinein, welchen die steinernen, überall mit Schießscharten

---

*) Christian Niemeyer, Verfasser des „deutschen Plutarch“.

durchbrochenen Gebäude zu unüberwindlichen Schutzwehren dienten. Schon neigte der blutige Tag sich seinem Ende zu. Noch einmal wollte es Napoleon mit seinen Eisenreitern versuchen. Er schleuderte zum dritten Male 3000 derselben gegen den linken Flügel seiner Gegner, um, wie bei Regensburg, ihn von dem rechten abzureißen; aber die ruhmvollen Regimenter Blankenstein und Riesch standen da wie zwei Festungen, faßten das eiserne Geschwader in beide Seiten und warfen einen Teil desselben sogar bis hinter die österreichische Schlachtordnung.

Alle Versuche der Franzosen, irgendwo durchzubrechen, waren vergebens. Das Dorf Aspern, der Mittelpunkt der französischen Schlachtstellung, ging ihnen am 21. Mai völlig verloren. In kluger Weise wußte Erzherzog Karl, der überall zugleich zu sein schien, sogar die Kraft des reißenden,

Erzherzog Karl von Österreich.

stark angeschwollenen Donaustromes als einen Mitkämpfer gegen die fremden Eindringlinge zu benutzen. Napoleon hatte Schiffbrücken über die Donau schlagen lassen, um seinem getrennt von ihm kämpfenden Heeresteile Hilfe zu bringen. Erzherzog Karl ließ gewaltige Baumstämme und brennende Kähne den Strom hinuntertreiben, welche im Verein mit der reißenden Strömung die Schiffbrücken zerstörten. Die Nacht breitete ihren Schleier über das Feld des Todes. Die Kriegsdonner verstummten; nur hier und da noch das Gestöhne der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden, übertönt von dem dumpfen Brausen der hoch aufrauschenden Donauwogen. Sich fast verzehrend in seinem Ingrimm, mußte Napoleon sich eingestehen, daß auch seiner gewaltigen Macht hier vorübergehend Fesseln angelegt waren. Er konnte sich weder zu seinen Truppenteilen hinüberretten, noch andere Hilfe für sich herüberziehen. So blieb er in trotziger Wut unter dem Schutze seiner Eßlinger Festung am linken Donauufer stehen, hoffend, daß mit dem neuen Tage das verlorene Aspern wieder in seine Hände fallen würde.

Die Sonne des neuen Maitages geht auf — ein herrlicher Frühlingsmorgen. Aber der lachende Frühlingsknabe, mit den zarten Blüten des Mai geschmückt, muß sich schreckhaft verbergen.

Der Schnitter Tod geht um und mäht mit blutiger Sense. Massena stürmt mit seinen Scharen wütend gegen Aspern an; aber Hiller und Vacquant lassen sich ihre Beute nicht entreißen. Welch ein Kampf zwischen Flammen und Trümmern! Massena faßt Fuß bei der steinernen Kirche. Da stürzt sich die Heldenschar Benjowsky mitten durch die Feuersbrunst auf ihn und treibt ihn mit dem Bajonett wieder zum Dorfe hinaus. Marschall Lannes bricht mit den Eisenreitern hervor und will den Hohenzollern aus der Mitte verdrängen; das unerschütterliche Fußvolk stößt die Reiter zurück, und Marschall Lannes wird mit zerschmetterten Schenkeln sterbend heimgetragen. Allenthalben gräßliches Handgemenge. Wo die Gefahr am größten, das Gemetzel am blutigsten ist, erblickt man den Helden Karl, um Verteidigung oder Angriff zu ordnen und den Mut zu beleben. Schon dringen Hiller und Bellegarde aus Aspern hervor und fallen den schwankenden, weichenden Franzosen in die linke offene Seite. Sie sind verloren, wenn jetzt auch ihr rechter Flügel aus Eßlingen vertrieben wird. Aber diese letzte Schutzmauer verteidigt Massena mit der Wut der Verzweiflung. Erzherzog Karl stürmt links und rechts mit dem Kern seiner Grenadiere hinein; die erbitterten Krieger stoßen ihre Bajonette in die Schießscharten; aber die verrammelten Steinmassen decken den innen versteckten Feind; die Mauern sprühen Blitze, Wunden und Tod. Karl muß seine Helden, die lieber sterben als ohne Sieg von dannen gehen wollen, mit Gewalt aus dem Feuerschlunde herausreißen.

Während diese letzte unüberwindliche Schutzwehr mit Aufgebot der letzten Kraft durch Massena verteidigt und behauptet wird, ziehen die übrigen geschlagenen Scharen über den einen Donauarm auf die Insel Lobau zurück, die Tausende ihrer Verwundeten in langem Zuge mit sich schleppend. Die Wellen der hochangeschwollenen Donau, die Feuerschlünde am Lobauufer, auch der Mangel an Schiffbrücken verhindern die Österreicher, dem blutenden Feinde nachzusetzen und ihm den Rest zu geben. Was nützte es ihnen — wenn es auch ein schönes symbolisches Zeichen ihres wohlverdienten Sieges war, — daß sie am eroberten linken Siegesgestade aus den 3000 Panzern der erschlagenen Eisenreiter ein stolzes Siegesmal errichteten; viel lieber hätten sie den Sieg verfolgen sollen. Hier hätte ihnen eine schönere Siegesbeute: Napoleon selbst, gewinkt. Auf der Insel Lobau zusammengepfropft, von Wien völlig abgeschnitten, aller Lebensmittel entbehrend, wäre es ein Leichtes gewesen, das Heer Napoleons völlig zu vernichten, wenn die Österreicher in Verfolgung ihres schönen Sieges den Übergang nach Lobau forciert hätten. Der menschliche, aber hier militärisch völlig verkehrte Gedanke des Erzherzogs Karl, seinen Truppen ein paar Ruhetage nach den furchtbaren Anstrengungen zu gewähren, rettete Napoleon. Im Verlauf von zwei Tagen — seine Armee mußte sich indessen von toten Pferden nähren — gelang es ihm, eine Brücke nach dem Wiener Ufer zu schlagen, auf welcher er sich und seine Truppen nach der rechten Stromseite hinüber zu retten vermochte. In Ebersdorf fiel der Imperator nach all der furchtbaren Spannung der beiden letzten Tage und Nächte in einen todesähnlichen Schlaf, der kein Ende nehmen zu wollen schien und seine Getreuen mit der bangen Sorge erfüllte, er würde aus demselben nicht wieder erwachen.

Die gewaltige Schlacht, bei welcher mehr als 30000 Tote und Verwundete die Walstatt deckten, erschütterte zum ersten Male die Meinung von Napoleons Unüberwindlichkeit und hob das Selbstvertrauen der gedrückten Völker. Zum ersten Male war Napoleon in offener Feldschlacht besiegt und trotz der Wachsamkeit der französischen Polizei, trotz der schärfsten Maßregeln gegen die geknebelte Presse, drang die Jubelkunde dieses Sieges mit Blitzesschnelle durch die Gauen, überall eine ungeheure Begeisterung erweckend. Ganz Deutschland, ganz Europa atmete erleichtert auf, und das brave österreichische Heer und sein tapferer Führer Erzherzog Karl wurden in begeisterten Liedern gefeiert.

Leider verstand es der Erzherzog nicht, den Sieg von Aspern auszunützen. Zeit genug hätte er dazu gehabt, denn Napoleon hatte länger als einen Monat nötig, um sich von den furchtbaren Verlusten der Schlacht zu erholen und neue Verstärkungen heranzuziehen. Der Vizekönig Eugen Beauharnais war inzwischen über die karnischen und julischen Alpen aus Italien unter fortwährenden Kämpfen nach Ungarn vorgedrungen, hatte in Raab den Erzherzog Johann besiegt und war dann zur Hauptarmee gestoßen. Mit ihm vereint, stürmte Napoleon in einer schwarzen Gewitternacht unter dem furchtbaren Krachen des Donners plötzlich über die Donau und sandte dem Erzherzog Karl, ehe Johann aus Ungarn ihm zu Hilfe eilen konnte, zwei mächtige Heereshaufen auf Umwegen in die linke Seite und den Rücken. In der zweitägigen, äußerst blutigen Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli 1809) widerstanden die Österreicher mit heldenmütiger Gegenwehr zwei lange heiße Kampfestage dem furchtbaren Ansturm Napoleons, mußten aber dennoch, obgleich sie schon auf dem rechten Flügel siegreich vorgedrungen waren, vor der überlegenen Macht des Feindes sich nach Mähren zurückziehen. Lange hatte der Kampf geschwankt. Der Verlust war auf beiden Seiten ziemlich gleich, und es hatte sich auch hier wiederum gezeigt, daß die Übermacht Napoleons im Felde nicht mehr wie früher unbestritten war.

Umso unbegreiflicher erschien es, daß Erzherzog Karl so schnell in seinem Widerstande erlahmte. Er schien den Krieg jetzt überhaupt nur noch mit halber Seele zu führen. Der Erzherzog war, wie Schlosser berichtet, „im ewigen Streit mit den Parteien am Hofe und mit seinen Brüdern. Seit der Schlacht bei Aspern hatte er mehrere Male das Kommando niederlegen wollen, nach der Schlacht bei Wagram war er desselben ganz überdrüssig. Er mochte einsehen, daß er mit Leuten umgeben sei, auf welche bei einem heldenmütigen Wagestück nicht zu rechnen wäre.“ Er schloß daher bereits am 12. Juli den Waffenstillstand bei Znaim. So bedauerlich dies auch war, immerhin lag für Österreich noch kein dringender Grund vor, daß dieser Waffenstillstand notwendig zum Frieden führen mußte. Immer noch besaß Österreich genügend Streitkräfte, und die Lage Napoleons war niemals eine mißlichere als gerade jetzt. Seine Truppen hatten durch die furchtbaren Schlachten bei Aspern und Wagram stark gelitten; in Tirol hatten sich die streitbaren Gebirgsbewohner in einem heldenmütigen Aufstande erhoben, um das Joch der verhaßten Bayern abzuschütteln, denen Tirol im Frieden zu Preßburg zugefallen war.

In verschiedenen anderen Teilen Deutschlands waren kühne Parteigänger aufgestanden, um das deutsche Volk zu einem einzigen, gewaltigen Aufstande gegen den Unterdrücker mit fortzureißen: in Hessen der Freiherr von Dörnberg, in Berlin der kühne, nach Freiheit dürstende Schill. In Böhmen hatte Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels ein Freikorps organisiert und war von hier aus ins Sachsenland eingefallen — alles kühne, verwegene, von glühender Vaterlandsliebe und männlichem Freiheitsdrange eingegebene Unternehmungen, von denen noch weiter unten eingehender die Rede sein wird. Erzherzog Ferdinand von Österreich war mit einer Heeresabteilung in das „Herzogtum Warschau“ eingedrungen und hatte die noch unter französisch-polnischer Besatzung stehende Festung Thorn eingeschlossen, um „dem preußischen Könige Luft zu machen.“ Dazu verzögerte sich die Ankunft der russischen Heeresabteilung, welche der Zar Napoleon zur Unterstützung der Franzosen in Polen zugesagt hatte, in bedenklicher Weise, und als sie nach ihrem Erscheinen sich fortgesetzt untätig zeigte, nagte wieder der bohrende Verdacht an seiner Seele, daß der russische Obergeneral Fürst Gallitzin sich mit dem Erzherzog Ferdinand verständigen könnte und das gerade in einem Augenblicke, wo mehr denn je am preußischen Hofe die führenden Geister der patriotischen Bewegung: Scharnhorst und Gneisenau, Boyen und Grolmann den König bestürmten, dem ungestüm im Volke lebenden Freiheitsdrange zu willfahren und Österreich offen und

ehrlich die Hand zu einem Bündnis zu bieten. Zu all diesen, auf den Imperator einstürmenden Widerwärtigkeiten, die ihm durch seine Spione mit peinlicher Genauigkeit zugetragen wurden, kam noch sein Grimm über die wachsende Mißstimmung eines Teiles seiner Marschälle, welche anfingen, gegen seinen bis ins Unerträgliche gesteigerten Despotismus sich aufzulehnen. Aber all dieses konnte den eisernen Willen dieses gewaltigen Mannes nicht erschüttern. Nur nicht sich schwach zeigen gegen diejenigen, denen man schon den Fuß in den Nacken gesetzt; nur keine falsche Milde, wo rücksichtslose Härte ihn schneller zum Ziele führte!

So fand er bei der österreichischen Diplomatie, trotz der achtungswerten Erfolge der österreichischen Waffen, keinen ernsten Widerstand. Unter den österreichischen Ministern war Graf Stadion der einzige, der nicht die Waffen strecken wollte, sondern mit Eifer die Erneuerung des Krieges betrieb. Aber vergebens suchte er die Friedensverhandlungen in die Länge zu ziehen; unter dem lähmenden Eindruck der Nachrichten von dem zögernden und unschlüssigen Verhalten des Königs von Preußen gewann schließlich die Partei der Mißvergnügten und Friedensfreunde am Wiener Hofe die Oberhand. Die Furcht vor gänzlicher Absetzung, womit Napoleon schon gedroht hatte, bewog schließlich Kaiser Franz, in den Frieden von Wien zu willigen, der am 14. Oktober 1809 in Schloß Schönbrunn geschlossen wurde; er kostete ihn abermals 2000 Quadratmeilen Land und drei Millionen treuer Einwohner. Österreich war durch den Frieden gezwungen, seine ganze adriatische Meerküste aufzugeben. Istrien, Dalmatien, Görz, Krain und Teile von Kärnten mußten an das französische Reich abgetreten werden. Der Rheinbund erhielt für seine Teilnahme an dem deutschen Bruderkrieg Salzburg und Teile von Oberösterreich. Einen Teil des östlichen Galiziens aber erhielt der Zar als Lohn für seine „Freundestreue.“

VII. Andreas Hofer und die Tiroler.

Die verderblichsten Folgen hatte der Schönbrunner Frieden für die wackeren Tiroler. Seit Jahrhunderten mit dem Hause Österreich vereint, hatten sie, nachdem im Frieden zu Preßburg 1805 Tirol an Bayern abgetreten werden mußte, sich nur mit schwerem Widerwillen und dem geheimen Vorbehalte unter die bayrisch-französische Herrschaft gebeugt, die Rückkehr unter den österreichischen Doppeladler zu gelegener Zeit mit all ihnen zu Gebote stehenden Kräften versuchen zu wollen. Treu an ihrem Kaiser und innig an ihrem alten Glauben hängend, mißfiel ihnen das bayrische Regiment als eine fremde, aufgedrungene Herrschaft in hohem Grade. Die Priester vor allen, die über die frommen Seelen jener strenggläubigen Katholiken eine so große Macht besaßen, verfolgten die rücksichtslosen Reformen des bayrischen Premierministers Montgelas, der ihnen alle seine früheren Zusagen schnöde gebrochen hatte, mit grimmem Hasse und betrachteten die Bayern als Bundesgenossen der neuerungssüchtigen und kirchenfeindlichen Franzosen. Mit Widerwillen hatten sich die Tiroler vor allem unter die strengen Forderungen der „Konskription“ gefügt, welche sie, die freien und kühnen Söhne des Gebirges, die bisher militärfrei gewesen waren, zum Waffendienste für eine fremde, ihnen aufgedrungene Macht zwang. So hatte das Land nur mit stillem Grimme das rheinbündische Joch getragen; so hatte es unter der trügerischen Decke einer vermeintlichen Ruhe in dem Lande gegärt und gekocht, bis der große österreichische Krieg im Jahre 1809 begann und Kaiser Franz, wie alle seine Völker, so auch seine treuen Tiroler zu den Waffen rief.

Da ging es wie ein gewaltiges Jauchzen durch die Volksseele. Auf diesen Ruf hatte das Volk gewartet. Einmütig erhob es sich zur Abschüttelung des verhaßten Joches. Da erklang die Sturmglocke in Dorf und Stadt; bis in die fernsten Gebirgsschluchten hinein drang ihr heller,

weckender Ruf. Da hallte das sonst so friedliche Land von wildem Waffengeklirr wieder; da wurde jeder Mann, jeder Knabe ein Held, jedes Weib, jedes Mädchen eine Heldin. Und wahrlich, den Gebrauch der Waffen brauchte man dort diese kühnen Gemsjäger, diese furchtlosen Wildschützen nicht erst zu lehren. Schon früh lernt der Knabe den Stutzen führen; schon der Jüngling ist Meister in seinem Gebrauch; mit ihm steigt der Mann furchtlos an steilen Abhängen empor, an schwankenden Abgründen vorbei, hinauf bis in die Firnen der Gletscher, bis an die Grenze des ewigen Schnees, „den flüchtigen Gemsbock zu jagen." So macht schon die große, erhabene, gefahrvolle Natur jeden zu einem Helden, dem kaltblütige Verachtung der Gefahr, Wage- und Opfermut zur zweiten Natur werden.

Dazu die innige Vertrautheit der Landeskinder mit ihren Bergen, Schluchten, ihren geheimen Wald- und Saumpfaden, ihr Selbständigkeitsgefühl, ihr ungestümer Freiheitsdrang — das

Andreas Hofer. Der Sandwirt aus dem Passeier Tal.

alles zusammen war die kriegerische Ausrüstung der Tiroler, als sie — in kindlicher Treue wie zu ihrem Landesvater, so zu ihrem Glauben stehend — im April 1809 zu den Waffen griffen und — nach altgermanischer Landesweise — sich selber aus den entschlossensten und erprobtesten Männern die Häupter erkoren. Jäger, Priester und Wirte waren die Führer jener entschlossenen Männer, die aus allen Gemeinden, von den Bergen und aus den Tälern, mit Sensen, Heugabeln, Knütteln und Wurfschleudern oft wunderbar bewaffnet, sich zum Kampfe drängten. An ihrer Spitze stand der hoheitsvollste und kühnste von allen, Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, mit seiner gewaltigen, ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit, dem prächtigen, schwarzen, bis auf den Gürtel reichenden Bart und seinem klaren, respektheischenden Blick schon äußerlich den Helden, den geborenen Führer kennzeichnend, in seinem Herzen ein schlichter, demütig-frommer Mann voll hingebender Vaterlandsliebe, leicht entflammbar in Haß und Liebe, aber auch allzu leicht vertrauend in seiner einfältigen Herzenstreue und schlichten Redlichkeit. Und neben ihm der ehemalige Wildschütz Joseph Speckbacher, furchtlos, kühn und treu wie er, als gründlicher Kenner der Wege und

Stege, auch der verstecktesten Schluchten, zum Führer in diesem Gebirgskriege wie geschaffen. Und dann der wilde, fanatische, mit feuriger Beredsamkeit begabte Kapuziner Johann Haspinger, volkstümlich schon als Priester und von glühender Begeisterung für sein Vaterland beseelt. Dazu half mit Rat und Tat der edle Freiherr Hormayr, später der Geschichtsschreiber des unvergeßlichen Tiroler Kampfes.*)

Das waren die Führer, die in jenen Sturmtagen (9. bis 13. April 1809) Ordnung und Plan in jene wild bewegten, von heiligem Zorne erfaßten Massen brachten, die den anrückenden Franzosen und Bayern bald in hohem Maße gefährlich werden sollten. Tod und Verderben trat ihnen auf Schritt und Tritt entgegen. Von allen Bergen rollten Felsstücke; hinter den starren, leblos scheinenden Klippen, aus schwarzen, menschenleer scheinenden Klüften, hinter Hecken, Hütten, Scheunen und Heustadeln pfiffen Kugeln hervor, und wahrlich, die Kugeln dieser Stutzen fehlten ihr Ziel nicht. Oben auf den schroffen Pfaden lagen die Schützen; Frauen und Mädchen, wie bei den alten Germanen ihren Männern in den Kampf folgend, luden wieder und wieder die Büchsen, glühend im Angesicht vor Kampfesfreude; aus versteckten Schründen und Gründen brachen vorwärts, seitwärts, rückwärts ergrimmte Scharen hervor, die Räuber ihrer Heimat und ihres Glückes zu vernichten. Ein blutiges Treffen, das Andreas Hofer auf dem Sterzinger Moose am 11. April siegreich bestanden, machte seinen Ruhm als Führer schnell im ganzen Lande bekannt und flößte Mut und Vertrauen zu seiner weiteren Führung ein. Die Bayern flohen nach Innsbruck, der alten Landeshauptstadt; Andreas Hofer rückte nach und nahm die Stadt mit stürmender Hand. Schon drohte den Bayern schimpfliche Ergebung, da nahte rechtzeitig zu ihrer Hilfe aus Italien ein französisches Korps. Auf gefahrvollen Wegen mühsam sich durchschlagend, von allen Höhen herab, aus allen Schluchten heraus beschossen, hatte es, dennoch den Brenner überschreitend, sich mühsam bis zum Iselberg bei Innsbruck durchgekämpft, sah sich hier aber plötzlich von allen Seiten umringt und mußte sich gefangen geben.

Von brausendem Jubel erscholl das ganze Gebirge; von allen Höhen loderten Freudenfeuer herab, und unter Glockengeläute zogen die österreichischen Soldaten unter General Chasteller in Innsbruck ein. Ganz Deutschland blickte mit hoffnungsvoller Begeisterung nach den Bergen Tirols; hier hatte die Freiheit endlich, wie es schien, eine Stätte gefunden; von hier aus, so hoffte man, würde sie mit gewaltigen Flügelschlägen sich verbreiten über die anderen deutschen Gauen. Da aber traf wie ein Donnerschlag aus blauen Höhen die Kunde ein von den unglücklichen Schlachten des österreichischen Heeres bei Regensburg. Die österreichische Armee war von dem Schlachtenmeister fast ganz auseinander gesprengt und zog sich nach Böhmen zurück. Das arme Tirol blieb fast ganz ohne Stütze und Rückhalt. Napoleon, wie immer aufs äußerste erbittert, wenn ein in seinen heiligsten Rechten gekränktes Volk sich zur blutigen Rache erhob, behandelte die Tiroler wie Meuterer; auf den Kopf des Generals Chasteller, der ihnen mit regulären Truppen beigestanden, setzte er einen Preis aus. Da begann man, in elender Knechtesfurcht vor dem Gewaltigen, im österreichischen Heere sowohl wie in den Kreisen der Regierung, von den treuen Bauern abzurücken. Man hatte mit einem Male für ihre heilige Sache kein Verständnis mehr; der österreichisch-aristokratischen Partei in erster Reihe war die Erhebung der Tiroler nichts mehr und nichts weniger als die Revolte aufrührerischer Bauern. Man tat vom Wiener Hofe aus nichts, um diesen letzten

*) Ein feuriger Aufruf der österreichischen Regierung, welcher die Tiroler zum Kampfe aufrief für die in ihren Grundfesten bedrohte österreichische Monarchie, „welche allein noch hervorragt, wie der Fels aus der Sündflut, als der europäischen einzige und letzte Wehrmauer", und den treuen Tirolern große Versprechungen für ihre Dienste machte, wurde, vorzüglich auf das Landvolk und die unteren Bürgerklassen berechnet, in tausenden von Abzügen auf geheimen Wegen bis in die entlegensten Täler verbreitet.

Rest des Widerstandes deutscher Volkskraft zu stützen; ja, man ließ die treuen Männer, als es zum äußersten kam, schnöde im Stich. So waren die wackeren Tiroler schon jetzt fast nur sich selbst überlassen. Aber der heilige Wille lebte in ihnen, ihre Berge zu verteidigen und lieber mit den Waffen in der Hand zu fallen, als ihre Freiheit elend zu verkaufen.

Inzwischen waren die Bayern wieder unter General Wrede von Salzburg aus vorgedrungen. Am Himmelfahrtstage hatten sie nach hartem Kampfe den Strubpaß genommen und waren dann über St. Johann in das Inntal hinabgestiegen. Unter furchtbaren Greueln drangen sie vorwärts. Blut, Brand und rauchende Schutthaufen kennzeichneten ihren Weg. Als dann am 13. Mai 1809 General Chasteller von den Franzosen unter Lefebvre und den Bayern unter General Wrede bei Wörgl besiegt worden war, stand ihnen Innsbruck, die alte Landeshauptstadt, wieder offen; Tirol schien wieder der Fremdherrschaft unterworfen, und Napoleon berief den bayrischen General Wrede ab. Da — in den Augenblicken höchster Not, als die Zwingherrschaft ihren Fuß wieder fest in den Nacken des freiheitsstolzen Volkes setzen wollte und die Grausamkeit des Feindes zum Himmel schrie, beschloß der kühne Hofer, die Verteidigung des Landes selbst in die Hand zu nehmen. Mit seinen Südtirolern brach er, einem Sturmwind gleich, am 25. Mai aus den Südtiroler Bergen hervor und überstieg den Brenner.

Wieder läuteten die Sturmglocken zum Kampfe; wieder scharten sich die Söhne des Gebirges um ihre Führer. Jede Felsenwand wurde eine Festung, jede Sennhütte eine Schanze, jeder Paß, jede Straße ein Kampffeld. In den wilden Schluchten des Gebirges, gedeckt von Felsenvorsprüngen und steilen Hängen, lagen die kühnen Schützen, ihre todessicheren Geschosse auf den verhaßten Feind niedersendend. Ihre treuen Weiber lösten sie ab im Kampfe, wenn sie todmüde neben ihren Waffen niedersanken; sie bewachten ihren Schlaf mit der Büchse in der Hand; sie luden sie, wenn der Kampf von neuem entbrannte. Ihren Mut zu erhöhen, ihre Kampfesfreude zu stärken, drang jetzt noch die Kunde von dem Siege des Erzherzogs Karl bei Aspern in die kampferfüllten Täler des Gebirges. Da raffte Andreas Hofer alle Kraft zusammen. Um den Iselberg bei Innsbruck entbrannte, wie das erstemal, ein erbitterter Kampf. Gegen 7000 Bayern sollte Hofer dies Bollwerk der Tiroler Freiheit verteidigen. Es gelang den tapferen Bauern mit Aufbietung all ihrer Kräfte, ihre Berge und Täler von dem Feinde zu säubern und ihn nach Bayern zurückzuwerfen. Bald war ganz Tirol wieder von der Knechtschaft frei, und als auf eine Ergebenheitsadresse der Tiroler Stände, die man nach Wien geschickt hatte, Kaiser Franz in einem Handbillet vom 26. Mai ihnen die allergnädigste Versicherung gegeben hatte, „daß er keinen anderen Frieden schließen werde als einen solchen, der Tirol und Vorarlberg unauflöslich an seine Monarchie knüpfe", da begann das Heldenvolk wieder zu den Beschäftigungen des Friedens zurückzukehren, in gläubiger Zuversicht des Kaisers Worten vertrauend.

Aber es sollte grausam aus seinen Hoffnungen gerissen werden. Auf Wagrams Blutgefilden war in einer zweitägigen mörderischen Schlacht der österreichische Doppeladler der Übermacht Napoleons unterlegen. Es ist schon berichtet worden, mit welcher Übereilung der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli) geschlossen wurde, der des kaiserlichen Versprechens mit keinem Worte gedachte und die Österreicher zwang, Tirol und Vorarlberg zu räumen und so das treue Land schutzlos der Rache des Feindes zu übergeben. Mit starken Heereskräften, aus Franzosen, Bayern und Sachsen bestehend — 40000 Mann an der Zahl — rückte Lefebvre wieder in das Land und drang ohne Widerstand bis Innsbruck vor, alles Widerstreben mit Tod und Verderben bedrohend. Da faßten die hochherzigen Tiroler den Entschluß, noch einmal all ihre Kräfte zur Befreiung des Vaterlandes zusammenzuraffen und entweder das fremde Joch abzuschütteln, oder als freie Männer

zu sterben. Zum dritten Male und gewaltiger als je zuvor erhob sich das kühne Bergvolk. Andreas Hofer erließ ein allgemeines Aufgebot. Da eilten sie wieder herbei, all die wackeren Führer, der Kapuziner Johann Haspinger, der Wirt Peter Mayr, der kühne Speckbacher, um ihre Scharen zu sammeln und das Höchste, was sie besaßen, ihr Vaterland und ihre Ehre, zu verteidigen.

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet sie den Fischen preis.
Schlagt sie tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

So sang gerade in jener Zeit Deutschlands unglücklicher Dichter, Heinrich von Kleist, und schien mit jedem Worte, jeder Silbe dabei an das kühne Tiroler Bergvolk gedacht zu haben. Von Süden her zog, einer schweren Gewitterwolke gleich, ein starkes Korps, meist aus Sachsen bestehend. Da ward es wieder lebendig in den finstern Schluchten und auf den lichten Höhen. Niemand sah den Feind; aber aus allen Ecken und Löchern, wie aus lebendigen Schießscharten, lugte der rotsprühende Mund der Stutzen. Unheimlich wurde es den heranziehenden Sachsen da unten in den engen Schluchten der Eisack. Felsen und Baumstämme stürzten auf sie herab und zerschmetterten die, welche den sicher treffenden Kugeln der Wildschützen entgangen zu sein glaubten. Der alte germanische Zorn war erwacht und tobte mit wildem Grimme in den unheimlichen, unzugänglichen Schluchten, die noch heute — ein Denkmal jener furchtbaren Kämpfe — an verschiedenen Stellen den Namen „Sachsenklamm" (Sachsenklemme) führen. „Den Getroffenen mochte es vorkommen, als wenn die Berge über ihnen zusammenstürzten." Nur wenige entkamen diesem furchtbaren Volksgericht.

Auch eine andere, im Oberinntal bei Landeck heranziehende Truppenabteilung verfiel dem Schicksale fast völliger Vernichtung. Marschall Lefebvre selbst vermochte dem kühnen Sandwirt von Passeier bei Sterzing nicht zu widerstehen; er zog sich auf Innsbruck zurück. Hier am Berge Isel erlag der französische Marschall am 13. August 1809 noch einmal dem grimmen Zorne des empörten Naturvolkes und seines tapferen Führers Hofer. Mit Mühe rettete er selbst in schmachvoller Flucht sein Leben, froh, mit heiler Haut „aus dem verwünschten Lande" entkommen zu sein. „Danach, als sie den Feind hinausgetrieben hatten", erzählt ein Zeitgenosse, „verrammelten sie alle Zugänge ihres Landes, verdarben die Straßen, zerstörten die Brücken und stellten sich rings auf die Zinnen und Kuppen ihrer Berge. Die Helden wollten, wie auf einer freien Felsenburg, mitten im rings unterjochten Deutschland, ihre Sache ganz allein ausfechten."*) Andreas Hofer aber zog als „Oberkommandant von Tirol" in die Hofburg zu Innsbruck ein und führte, da das Land vor der Hand herrenlos war, die Militär- und Zivilverwaltung mit großer Umsicht, bis der Friede von Schönbrunn (siehe Seite 221) all die schönen Hoffnungen des Tiroler Volkes rettungslos vernichtete.

Kaltherzig opferte die österreichische Regierung, nur um ihre eigene Haut besorgt, das treue Tirol und überließ es seinem eigenen Schicksal und der furchtbaren Rache Napoleons. Von allen Seiten ließ er seine Heere Sturm laufen gegen das unglückliche Gebirgsland; von Italien, von Bayern und von Österreich her; über 50000 Mann ergossen sich in die Täler und Berge Tirols: Drouet über Innsbruck, von Italien her verschiedene andere Führer unter Baraguay d'Hilliers; von Kärnten her über Villach der Vizekönig Eugen Beauharnais. Namentlich von letzterem er-

*) Christian Niemeyer, Verfasser des „deutschen Plutarch".

klangen anfangs durch das Kriegsgeschrei mildere Friedensworte; er versprach den aufständischen Tirolern Gerechtigkeit und Erfüllung ihrer Wünsche, und als selbst Erzherzog Johann zur ruhigen Ergebung mit den Worten riet: „Kaiser Franz wünscht es“, da folgte das treue, ehrliche Volk diesem landesväterlichen Wunsche. Selbst Hofer legte die Waffen nieder und forderte seine Getreuen auf, ein Gleiches zu tun. Aber durch falsche Nachrichten der Kriegspartei am österreichischen Hofe getäuscht, die zur Fortsetzung des Kampfes riet, durch feurige Schwärmer wie Johann

Andreas Hofer in der Schlacht am Berge Isel am 13. August 1809.

Haspinger beeinflußt, und empört über die grausamen Scheußlichkeiten, welche Bayern und Franzosen in Tirol verübten, stellte sich Hofer noch einmal an die Spitze der Landesverteidigung, und während in verschiedenen Orten die Bauern schon die Waffen niederlegten, entbrannte im Passeiertal noch einmal ein wilder, verzweifelter Kampf. „Ich bin getäuscht worden“, so rief Hofer in einem Sendschreiben den Oberinntalern und Vintschgauern zu; „aber alles in ganz Passeier ist wieder auf, alles ist bereit; ergreift auch ihr mit uns die Waffen! Streitet mit uns als Brüder; denn wenn wir uns den Feinden ergeben wollen, so werdet ihr sehen, daß binnen 14 Tagen ganz Tirol der jungen Leute beraubt und zuletzt unsere Gotteshäuser, Altäre und Klöster und die Religion vernichtet und, samt den Feinden, auch uns die ewige Verdammnis zubereitet würde. Streitet daher brüderlich nach dem Beispiel der übrigen Orte, glaubet niemandem etwas, außer ihr habt

meine Unterschrift, und dann will ich mit euch brüderlich streiten und nicht vergessen, euer Vater zu sein."

Da eilten, freudig, den alten Hauptmann wieder an der Spitze zu erblicken, die unverzagten Männer aus Wald und Kluft hervor und scharten sich um ihn oder bezogen anderen Ortes an den gefährlichsten Stellen die Wache. Ruska und Barbou, Baraguay d'Hilliers Unterfeldherren, die von zwei Seiten in das Passeiertal dringen wollten, wurden mit Verlust von anderthalb Tausend Mann zurückgeworfen (17. November); Torggler und die zwei Gebrüder Thalguter setzten nach, erstürmten mit ihrer kühnen Schar Meran, gewannen die umliegenden Höhen, eroberten einen bonapartischen Adler und jagten den verwundeten Ruska in die Flucht. — Nun aber nahm Baraguay d'Hilliers seine ganze Macht zusammen, um den Schimpf zu rächen und bereitete einen neuen Sturm; doch wollte er auf Bitten seiner Gattin, einer edlen deutschen Frau, zuvor Hofer wennmöglich retten und lud ihn sowie dessen treuen Begleiter, den tapferen Strobelwirt Holzknecht, auf Ehrenwort zu sich, sandte auch Sicherheitsbriefe für beide.

Aber Hofer hatte jetzt allen Glauben an die Ehrenworte der Franzosen verloren. Er meinte, sie seien allzumal Schelme, die nur den Tirolern das Haupt ablisten wollten, damit sie den übrigen, ungefügen Körper dann umso leichter in den Kot treten könnten. Darum wollte er sein Leben lieber in den Ratschluß des Himmels, als in die Hände der Franzosen geben. Zudem lauteten die Nachrichten auch über die übrigen Getreuen äußerst traurig. Mit gebrochenem Bein lag der getreue Speckbacher den ganzen Winter über in einem elenden Viehstall unter Stroh und Dünger, bis er, kaum imstande zu laufen, im Frühjahr sich durch die Flucht retten konnte. Auch Haspinger, wie alle anderen Führer von Bayern geächtet, floh und hielt sich lange Zeit bei einem Freunde verborgen, bis es ihm endlich gelang, durch die Schweiz und Oberitalien nach Wien zu entfliehen.*) Andreas Hofer aber hatte alle Sicherheitsbriefe zurückgewiesen und sich, schon von allen Seiten wie ein gehetztes Wild umstellt, Ende November zwischen den Klippen der Schneewüste, vier Stunden über seinem Wirtshause im Sande, in einer einsamen Sennhütte, genannt die „Kellerlahn", gerettet, wo er den Winter über unter Schnee und Eis hauste.

Hier wäre er vielleicht sicher gewesen, wenn nicht ein Judas aus der Schar seiner Kampfgenossen, der Bauer Raffl, um den auf Hofers Kopf gesetzten Preis von 300 Dukaten zu verdienen, zum Verräter geworden wäre. Er führte am 28. Januar 1810 eine starke italienische Truppenabteilung zu Hofers Versteck auf der verschneiten Alm, um den wehrlosen Mann gefangen zu nehmen. Man band ihm die Hände auf dem Rücken und behandelte ihn mit bestialischer Roheit. Barfuß ließ man ihn über Schnee und Eis gehen; die feigen, elenden Henkersknechte zausten ihm den Bart, bis das Blut floß. Unter starker Bedeckung wurde er dann durch die Dörfer und Städte Tirols wie ein wildes Tier zur Schau herumgeführt. Wo aber der Zug durchging, standen die entmenschten Henkersknechte des korsischen Gewalthabers in langen Reihen und verhöhnten den edlen Freiheitshelden durch lustige Türkenmusik. Aber mit lächelnder Geduld, nach dem Vorbilde des Heilandes, trug der fromme Held alle seine Unbill; heiter und ruhig bat er unterwegs alle, die er beleidigt zu haben glaubte, um Verzeihung.

So brachte man Andreas Hofer nach der italienischen Festung Mantua, einst seinem Kaiser gehörig. Hier stellte man ihn vor ein Kriegsgericht, das, wie bei dem unglücklichen Palm, weniger der Beweiskraft seiner Gründe als vielmehr dem Machtspruch des mörderischen Korsen folgend, das Todesurteil über ihn aussprach. Mit frommer und stiller Ergebung hörte er den Todesspruch an

---

*) 1839 war er noch Zeuge der Einweihung des Hoferdenkmals in der Domkirche zu Innsbruck.

und bat nur noch um einen Geistlichen. Dieser wurde ihm in der Person des Probstes Manifesti gegeben, der nach dem Tode des Helden bezeugt hat, daß er wie ein wahrer, christlicher Held den Todesweg betreten und als ein unerschrockener Märtyrer den Tod gelitten hat." Eine Stunde vor seinem Tode hatte er noch an einen Freund geschrieben: „Ade, meine schnöde Welt, so leicht kombt mir das sterben, daß mir nit die Augen naß werden. Um 9 Uhr Reiß ich mit der Hülf aller Heiligen zu Gott." Dann kam die blutige Stunde des 20. Februar, da ihn die Kugeln der Tyrannenknechte auf den Wällen der Festung niederstrecken sollten. Dumpf erschollen die Wirbel des Generalmarsches. Ein Grenadierbataillon trat unter die Waffen, und Hofer ging getrost und heiter zum Tode. Wo er an Gewölben vorbeikam, in welchen gefangene Tiroler steckten, lagen alle auf den Knieen, beteten, weinten laut und streckten ihre Hände durch die Gitter, laut um seinen Segen flehend. Dann starb er heldenmütig, wie er gelebt. Er duldete nicht, daß man ihm die Augen verband. In die Mündungen der Gewehrläufe blickend, hat er noch: „Hoch der Kaiser Franz!" gerufen. Das Antlitz der Sonne zugewendet, selbst „Feuer" kommandierend, fiel er unter den Kugeln der französischen Soldaten, wenige Tage bevor der „gute Kaiser Franz" seine Tochter Marie Luise dem verhaßten korsischen Emporkömmling verlobte. Keine Hand hatte sich für den hochherzigen Freiheitskämpfer gerührt; kein Begnadigungsversuch war für denjenigen gemacht worden, der für die Unabhängigkeit Tirols und der österreichischen Monarchie sein Blut verspritzt hatte. Der blutige Leichnam Hofers wurde nach der Kirche St. Michael getragen und dort öffentlich ausgestellt, damit alle Welt sehen sollte, wie die bonapartischen Helden nun wirklich den furchtbaren „General Sandwirt", wie man Hofer nannte, überwunden hätten. Später wurde seine Leiche (in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1823) auf dem Friedhof zu Mantua ausgegraben und am 23. Februar 1823 in der Hofkirche zu Innsbruck neben dem berühmten Grabmale Kaiser Maximilians I. beigesetzt. Seit 1834 erhebt sich über dem Grabe des Freiheitshelden in der Hofkirche das herrliche Monument, welches Kaiser Franz durch Professor Schaller in Wien dem Andenken Hofers in Marmor hat errichten lassen. Ein erzenes Standbild Hofers schmückt seit dem 28. September 1893 den Berg Isel bei Innsbruck, von dem er so oft an der Spitze seiner Getreuen „den Tod ins Tal geschickt" hatte.

VIII. Das Staatsschiff in Nöten.

Aber das Blut Andreas Hofers war nicht umsonst geflossen. Die Kunde von dieser neuesten Gewalttat Napoleons verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch alle Gauen Deutschlands, überall gerechte Empörung gegen den Gewalthaber weckend und die Herzen aufrüttelnd zu Gedanken heiligen Zornes, zu Taten der Rache. Voll Bewunderung für den kühnen Volkshelden schrieb die Königin Luise im September 1809 an Frau von Berg: „Hat es denn nicht, wie in Spanien, so auch in Tirol gezündet? „„Auf den Bergen wohnt die Freiheit."" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! seine Waffe — Gebet, sein Bundesgenosse — Gott. Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Alpenvolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angehimmelt hat. Ein Kind an Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind, doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an ihrer Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen. Ach! Auch in meinem Schiller hab ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell sich auch wohl hätte verblenden lassen, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen! Nein!

Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!““ ....“ — — —

Wie hatte sich inzwischen das Schicksal Preußens gestaltet? Es war noch trostlos genug. Steins Weggang hatte eine empfindliche Lücke gerissen. Seine gewaltige Persönlichkeit wäre dazu angetan gewesen, den Staat um ein Jahrhundert vorwärts zu schieben, wenn ihm in einer längeren Wirksamkeit Gelegenheit gegeben worden wäre, seine Ideen schnell und energisch in die Wirklichkeit umzusetzen. Jetzt stand alles wieder still; es war, als ob aus einer kunstvollen Uhr, aus einer im Gange befindlichen Wundermaschine der Meister die treibende Feder, das geheime Triebrad, herausgenommen hätte, das alles in Bewegung setzte. Jetzt tappten die blöden Gesellen mit plumpen Fingern in dem Kunstwerk herum und konnten es nicht in Gang bringen. Leider hatte der König sich nicht bereit finden lassen, die ihm von Stein vorgeschlagenen Männer als Nachfolger im Ministerium zu wählen.

Für den in so großer finanzieller Bedrängnis schwebenden preußischen Staat war die richtige Wahl eines erfahrenen Finanzministers vielleicht das Allerwichtigste. Stein hatte bei seiner Entlassung dem Könige den Geheimen Finanzrat von Schön vorgeschlagen. Der König war nicht darauf eingegangen, hatte vielmehr, dem Rate des Geheimen Rats Nagler folgend, welcher es trefflich verstanden hatte, sich bei dem Königspaar einzuschmeicheln, den Schwager Naglers, den Freiherrn von Altenstein, zum Finanzminister ernannt. So war die Wahl des Königs auf einen Mann gefallen, der zwar, solange er unter dem gewaltigen Einfluß der Persönlichkeit Steins gestanden, diesem nicht unwesentliche Dienste bei der Neugestaltung der obersten Staats- und Provinzialbehörden geleistet, auch bei den ersten Schritten zur Veränderung der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse mitgewirkt hatte, der aber mit dem Finanzwesen so gänzlich unbekannt war, daß er sich nicht an eine durchgreifende Finanzreform wagte und — wie wir später sehen werden — durch die maßlosen Kontributionsforderungen der Franzosen in eine solche Ratlosigkeit versetzt wurde, daß er dem Könige als einziges Rettungsmittel die — Abtretung Schlesiens vorschlug. Unter Steins Leitung gern und willig auf die freisinnigen Ideen Steins und Schöns eingehend, ließ er sich, nachdem er Minister geworden, von den kühner und kühner ihr Haupt erhebenden Gegnern der Steinschen Reformen einschüchtern. Und so kam es, daß die vom Könige bereits vollzogene Verordnung vom 24. November 1808, betreffend den Organisationsplan der obersten Staatsbehörden, vorläufig nur auf dem Papier stehen blieb.

Stein hat später (in seinem handschriftlichen Nachlaß) seinen Nachfolger Altenstein selber bezeichnet als einen Mann, „der bei philosophischem Geiste und Gelehrsamkeit“ weder seinem Posten als Finanzminister in so gebieterischen Zeiten noch der Wiederbelebung und Erhaltung des preußischen Staates gewachsen gewesen sei, und den nicht sein hervorragendes Verdienst, sondern vorzüglich die geheimen Verbindungen seines Schwagers Nagler auf den ersten Platz erhoben hätten. Ohne Kenntnis vom Finanzwesen, von der Geschichte und Verfassung fremder Staaten und von Preußens Zustand und Truppen habe er sich noch durch Entfernung des Herrn von Schön eines kraftvollen Ratgebers und Verwalters beraubt. So habe er von Anfang an den Plänen Steins entgegengewirkt, sich offen gegen alle Einwirkung auf das Volk erklärt und diese Gesinnung auch dem neuen Minister des Innern, Graf Dohna-Schlobitten, mitgeteilt, einem „zwar edlen aber schwachen Manne“, dem nach Steins Zeugnis „jede Spur eines großen Gedankens fremd war“, und der in einer Zeit, die mehr denn je einen großen Charakter forderte, „wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird“, dastand, und zu Gehilfen „noch schwächere Menschen wählte, als er selbst war.“ So war es denn gekommen, daß die Ausführung der Steinschen Reformen nach und nach in Vergessenheit geriet, ja, daß ihnen direkt entgegen gearbeitet wurde.

Noch weniger konnten sich die Anhänger der Steinschen Reformen auf Beyme, den neu ernannten Justizminister, verlassen. Zwar hatte er seine während der Kabinettsregierung gezeigte Hinneigung zu Frankreich nach 1806 gänzlich aufgegeben, war sogar zu einem energischen Gegner Napoleons und zu einem eifrigen Verfechter der Ideen seines früheren Widersachers Stein geworden; ja, er hatte bei seiner Übernahme des Portefeuilles erklärt, „er werde nicht eher Anteil an der Verwaltung nehmen, als bis Steins Pläne und Entwürfe ausgeführt sein würden.“ Aber er war keine festgefügte Natur in dieser sturmbewegten Zeit; er überließ sich allzu leicht den Einwirkungen Naglers und schloß sich dann, als ihm dessen Intriguen unheimlich geworden, enger und enger an den Grafen Goltz an, der das Ministerium des Auswärtigen erhalten hatte.

Wilhelm von Humboldt.

Dagegen hatte man mit der Wahl Wilhelm von Humboldts zum Direktor der Angelegenheiten des Kultus, der Kirche und des Unterrichts, die dem Ministerium des Innern unterstellt waren, entschieden einen glücklichen Griff getan. In ihm, dem genialen Bruder des genialen Alexander von Humboldt, hatte man einen ebenso gelehrten wie charaktervollen Vertreter für eine der wichtigsten Angelegenheiten des neu sich bildenden Staatswesens gewonnen.

Am wichtigsten für die Zukunft Preußens war es, daß Scharnhorst das Departement des Krieges behalten hatte. Seine stille, rastlose, immerdar auf die Wehrbarmachung des Volkes gerichtete Tätigkeit blieb sich stets gleich. In der schwersten Zeit, da der König im Widerstande gegen einen allgemeinen Erhebungskampf im Bunde mit Österreich hartnäckig verharrte, Grolmann, Gneisenau und zahlreiche andere Offiziere den preußischen Dienst verließen, stand er fast einsam, fast verlassen da. Man fing an, ihn zu isolieren; man zog ihn nicht mehr bei den Staatsangelegenheiten zu Rate; ja bei der eigentümlichen Atmosphäre, die bei Hofe und bei der neuen Regierung wehte, durfte kaum

noch das Wort „Volksbewaffnung“ ausgesprochen werden, so daß dieser treueste aller Patrioten jetzt fast zu den „Verdächtigen“ gehörte.

So schien Steins und Scharnhorsts schöne Aussaat fast erstickt zu werden von der Gleichgültigkeit und dem Kleinmut derjenigen, die jetzt an der Spitze der preußischen Regierung standen, und die Wiedergeburt Preußens schien ein schöner Wunsch der Vaterlandsfreunde zu bleiben. Im grimmen Schmerze „über die Jämmerlichkeit der Gegenwart“ gegenüber „der Trefflichkeit der Vergangenheit“ schrieb der auch von der Königin Luise so hoch verehrte Kriegsrat Scheffner am 16. März 1809 an Stein: „Wie würde Ew. Exzellenz doch zu Mute werden, wenn Sie anschauen könnten, wie man mit vielen Ihrer Ideen umgeht, weil man nicht verstehen will oder kann, was Sie mit diesen Ideen und wie Sie sie realisieren wollten. Hätten wir nicht das Edikt vom 9. Oktober*) und die Städteordnung, so würde mir noch banger werden.“

Eine große Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich jetzt wieder aller Patrioten. Selbst die edle Prinzeß Wilhelm, der wir als eifrige Anhängerin der Ideen Steins schon einige Male begegnet sind, und die sich einst in hochherziger Weise nebst ihrem Gemahl, dem Prinzen Wilhelm, Napoleon als Geisel bis zur Abtragung der schweren Kriegskontribution angeboten hatte, konnte sich nicht enthalten, ihrem Schmerze um die Vernichtung aller Hoffnungen in einem Schreiben an Stein Ausdruck zu geben. Dieser konnte in seinem aus Prag datierten Antwortschreiben nur mit Wehmut auf die schöne Zeit in Königsberg zurückblicken, die allen unvergeßlich sei und die er „eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem bessern und edleren Zustand der Dinge“ nannte. In begeisterter Verehrung für die junge hochherzige Fürstin fügte er hinzu: „Mir wird das Andenken an eine junge Fürstin, die mit allem Glanze äußerer Schönheit ein herrliches, für jedes Edle und Große empfängliches Gemüt verbindet, unvergeßlich sein; ihre Lage im Leben, sei welche sie wolle, so wird sie sie durch ihre Gesinnungen und Betragen veredeln und erheben.“ In seiner mannhaften Weise aber weiß er auch zu trösten und aufzumuntern, „die peinlichen Lagen, die unserer noch warten, mit Mut und Resignation zu durchleben und seinen innern Frieden zu bewahren.“ Er ist schließlich im Hinblick auf die französische Gewaltherrschaft überzeugt, „daß ein System, begründet auf Gewalt und Willkür zur Verherrlichung des Einzigen, nicht zur Beglückung des ganzen Volkes, früher oder später der öffentlichen Meinung und der Gegenwirkung gereizter Kräfte und gekränkter Gefühle unterliegen muß.“

So war der 3. Dezember 1808 herangekommen, der Tag, an welchem — der Septemberkonvention zufolge — die französischen Truppen, welche der Kaiser in Spanien brauchte, Berlin räumen sollten. Am Brandenburger Tor, dem seit dem Einzuge Napoleons in Berlin sein herrlichster Schmuck, die Siegesgöttin von der Meisterhand Schadows fehlte, legte der bisherige französische Kommandeur Graf St. Hilaire die Schlüssel der Stadt Berlin in die Hände des Prinzen Ferdinand zurück. Einige Tage später nahmen unter dem Jubel der Bevölkerung die ersten preußischen Truppen wieder von der Stadt Besitz. Am 10. Dezember 1808 erfolgte der Einzug des 2. brandenburgischen Husarenregiments und der Schillschen reitenden Jäger. An ihrer Spitze ritt ein Mann, dessen Namen schon damals in aller Munde war, in jedem Herzen eine Stätte hatte, und dessen Volkstümlichkeit so groß war, daß man sein Bildnis auf allen Pfeifenköpfen, auf allen Pfennigbilderbogen erblickte: Major Ferdinand von Schill. In der traurigen Zeit des Niederganges Preußens war er einer der wenigen gewesen, welche die preußische Waffenehre hoch gehalten. Man hatte sie nicht vergessen, jene unglaublich verwegenen Taten des kühnen Husarenoffiziers, der

*) Scheffner meint hier das Gesetz vom 9. Oktober 1807, betreffend die Aufhebung der persönlichen Erbuntertänigkeit der Bauern.

zwei Jahre vorher bei der Verteidigung der Festung Kolberg an der Seite des braven Nettelbeck und des genialen Gneisenau wahre Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte. Von seinen verwegenen Reiterstücken, die zum großen Teile mit dazu beigetragen, daß die Festung sich hielt, war noch jetzt alle Welt voll, und selbst die Augen bedeutender Männer, wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Ernst Moritz Arndt, richteten sich mit Hoffnung auf diesen kühnen Offizier. Nach dem Frieden von Tilsit war er Kommandeur des aus seiner Reiterei errichteten Leibhusarenregimentes geworden; diese Truppe war es, mit der er am 10. Dezember 1809 in Berlin einzog.

Wie er so dahinritt, der bleiche, schöne Offizier mit den schwärmerischen Augen, an der Spitze seiner wackeren Reiter, er, von dessen Taten man in ganz Deutschland erzählte, war es nicht zu verwundern, daß man ihn und seine braven Reiter mit brausendem Jubel empfing. Der

Ferdinand von Schill.

Tag seines Einzuges gestaltete sich zu einem Volksfeste, wie man es seit der Heimkehr Friedrichs des Großen nach dem glücklich beendeten ersten schlesischen Kriege nicht wieder erlebt hatte. Ganz Berlin war auf den Beinen. Angehörige aller Volkskreise und jeder Altersstufe strömten den Einziehenden entgegen. Tücher wehten ihnen aus allen Fenstern entgegen, und Kränze, von schöner Hand geworfen, flogen auf ihre Köpfe nieder. Die Straßen waren zu beiden Seiten dicht besetzt, und wo der kühne Schill durchkam, da drängten sich Männer und Frauen heran, um ihn aus nächster Nähe zu sehen, um vielleicht die Mähne seines Pferdes zu berühren. Alte, ergraute Krieger aus der glorreichen Zeit Friedrichs des Einzigen, machten sich mühsam Bahn, um mit Tränen in den Augen ihm die Steigbügel oder die Säbelscheide zu küssen.

So sah man, daß es noch eine Begeisterung im Volke gab für mannhafte, kühne Taten. Aber, war so eine festliche Gelegenheit, welche die Herzen höher erhob, vorübergerauscht, so legte sich wieder wie ein Bleigewicht die Untätigkeit und Schwerfälligkeit des Ministeriums Altenstein und seiner Mitarbeiter auf all die schöne, herzerhebende Begeisterung. Selbst die besten Männer verloren die Geduld. Gneisenau, jeder Hoffnung beraubt, mit dem Degen in der Faust unter

seinem Könige für die Freiheit des Volkes zu kämpfen, trug sich mit den abenteuerlichsten Ideen und Entschlüssen. Während in Preußen die Ruhe eines Kirchhofes herrschte, war in Österreich der Kampf mit dem Imperator eben gerade jetzt gewaltig entbrannt. Verschiedene preußische Offiziere, die in der verkleinerten preußischen Armee keinen Platz mehr fanden, waren bereits in österreichische Dienste getreten. Und so faßte auch Gneisenau, noch bevor der Krieg in Österreich begonnen, den Gedanken, in Preußen den Abschied zu nehmen, um im österreichischen Dienste eine preußische Legion zu bilden. Er wollte alle diese vereinzelten, aus Preußen stammenden Kräfte zu einem großen Unternehmen zusammenfassen, das zugleich in dem augenblicklichen Kampf ein Gewicht in die Wagschale warf und den Zusammenhang mit dem erhofften zukünftigen Beitritt Preußens offen hielt. Diese Legion sollte aus preußischen, nicht im Dienste befindlichen Offizieren und Soldaten bestehen, die alle im Moment der preußischen Kriegserklärung ohne weiteres zu Preußen zurücktreten durften.*)

Gneisenau hatte diese Idee in einem Briefe dem damals in Prag befindlichen Freiherrn vom Stein mitgeteilt. Dieser, immerdar ein Freund der verwegenen Tat, auch im Exil ungebrochen, war von dem Plan ganz entzückt und fordert ihn auf, zu kommen. Der Erzherzog Karl würde sich im Falle eines Krieges gern mit ihm in Verbindung setzen. Dann heißt es in der alten flammenden Sprache Steins: „Die Idee, womit Sie Ihren Brief schließen, halte ich bei dem Eintritt gewisser Konjunkturen für die einzige, die einem Manne von Ehre zu fassen übrig bleibt. Was ich dann zur Ausführung beitragen kann, werde ich gewiß mit allen Kräften tun; denn überhaupt ist jetzt nicht mehr die Rede vom Erhalten, sondern vom ehrenvollen Fallen und von Vermeidung der Schmach, die das System der Lüge und Knechtschaft vorbereitet."

Zu seinen Nachfolgern hat Stein jedes Vertrauen verloren. „Trauen Sie doch nie der Schwäche", schreibt er unterm 27. März nach Königsberg; „Graf Goltz ist der Widerhall seiner Umgebung, sein Benehmen in Erfurt und Berlin war gar zu erbärmlich; er ist schlechterdings unfähig, eine große Situation zu verstehen. Spannen Sie sich nicht zusammen mit ihm; das wäre Pegasus und Rosinante, gut genug zum Reitpferd für den seichten, eitlen, pfiffigen, bebänderten Nagler."

Mit wachsender Hoffnung sah Stein von seinem Exil aus dem Verlauf des blutigen Ringens zwischen Österreich und Napoleon zu. Der Opfermut des österreichischen Volkes, die glühende Vaterlandsliebe der ihr Land unter Andreas Hofers kühner Führung verteidigenden Tiroler, der Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern — alles das erfüllte ihn mit steigender Hoffnung auch für die Erhebung in Preußen und dem übrigen Deutschland. Ja, noch nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram hält er an dem Plan einer Volkserhebung des westelbischen Norddeutschland fest. An ihre Spitze sollte nach seinem Plane ein deutscher Fürst treten — Stein schwebte hierbei einer der glühendsten Anhänger der Kriegspartei, der entthronte Prinz von Oranien, Herzog von Fulda, vor. Er selbst wollte sein Exil verlassen, um den Aufstand organisieren zu helfen, dem eine englische Landung, wie sie damals tatsächlich in Betracht gezogen worden war, zur Stütze dienen sollte. Aber er wollte seine Hoffnungen hierbei weder auf die kleinen Fürsten stellen, noch auf den wohlhabenden Adel, sondern einzig und allein auf den Mittelstand, auf den Bauer und Bürger, „der treu und fest an Deutschland, seinem alten Landesherrn und dem alten Zustande der Dinge hänge, während es den kleinen Fürsten nur „auf die Erhaltung ihres winzigen Daseins" ankäme, und bei dem wohlhabenden Adel „überwiegend nur der Wunsch vorherrschend sei, sein Eigentum ruhig zu genießen."

*) Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. I, 158.

Ja, die Untätigkeit Preußens in dieser Zeit, wo Österreich kühn auf den Plan trat, erfüllte ihn, der bisher seine Kräfte einem einzigen engeren Vaterlande zugewendet hatte, mit solcher Bitterkeit, daß er sich ein Deutschland unter Führung Preußens nicht mehr denken kann, sondern, angeregt durch Österreichs Freiheitskampf, nur diesen Staat dafür würdig erachtet. Aber der unselige Friede von Schönbrunn zeigte Stein, daß auch von Österreich nicht das Heil zu erwarten sei, das er so ersehnt. Und dennoch — wie fest der eiserne Mann überzeugt ist von dem endlichen Siege der Freiheit, erhellt aus einem Briefe, den er in jenen unglücklichen Tagen schrieb: „Ich glaube nicht, daß der Geist des Bösen triumphiert; Napoleons Herrschaft gründet sich nur auf Gewalt und Eigennutz; die öffentliche Meinung steht ihr entgegen. Man muß sich daher nicht niederschlagen lassen; man muß an den Grundsätzen einer großherzigen und edlen Politik festhalten und durchaus nicht weichen. Mit dieser Denkungsart sehen Sie, daß ich weit davon entfernt bin, Schritte zu tun, die mich vor Napoleon demütigen können, um bei ihm meine Verzeihung nachzusuchen. Die Umstände haben mich in eine Lage versetzt, die mich auffordert, das Beispiel eines festen, ausdauernden und unabhängigen Charakters zu geben. Ich will einen so ehrenhaften Beruf nicht für erbärmliche Rücksichten auf Vermögen und Geld verlassen."

Durch das weitere Eindringen der französischen Truppen in das Herz Österreichs war der Aufenthalt Steins in Brünn nicht mehr sicher. Er flüchtete mit den Seinen weiter bis in die Nähe der polnisch-preußischen Grenze. Aber trotzdem der ehemalige Reichsfreiherr vom Stein von drückendem Mangel bedroht war, trotzdem er oft morgens nicht wußte, wo er abends das Haupt hinlegen sollte, trug er sein Los mit bewunderungswürdiger Seelengröße, brachte er doch das Opfer dem geliebten Vaterlande — ja, als König Friedrich Wilhelm in herzlichen Worten an ihn geschrieben, daß er den Kaiser von Rußland gebeten, zugunsten Steins bei Napoleon zu vermitteln, und als er erfuhr, daß einflußreiche Freunde den Versuch machen wollten, bei dem übermütigen Weltbeherrscher Gnade für Stein zu erbitten, bat er, von diesen freundlich gemeinten Versuchen abzustehen. „Lieber Armut, als erniedrigende Demut!" rief er ihnen hochaufgerichtet zu.

Neben Stein und Scharnhorst war es vor allen Dingen Blücher, der in jenen Tagen, da Österreich sich zum Kampfe gegen den Unterdrücker erhob, fortwährend direkt oder indirekt auf den König einzuwirken suchte, die Waffen zu ergreifen. Er hatte seinen Rittmeister Eisenhart nach Königsberg geschickt, um dem Monarchen seine Wünsche vorzutragen. Aber Friedrich Wilhelm konnte sich nicht entschließen, diesem Drängen zu willfahren. Er mißtraute der Macht und Ehrlichkeit Österreichs und der Tüchtigkeit seiner Generale und ließ Blücher durch Eisenhart bestellen: „Grüßen Sie den General von mir und sagen Sie ihm, daß ich bitten ließe, sich um alles in der Welt ganz ruhig zu verhalten; es ist der Zeitpunkt jetzt noch nicht, loszubrechen, wenn wir nicht völlig vernichtet sein wollen. Doch lasse ich ihm herzlich für alles danken, und werde ich es ihm gewiß gleich schreiben, wenn Aussichten eines glücklichen Erfolges vorhanden sind." Blücher war dann gerade um jene Zeit, wie wir wissen, infolge von „allerlei Verdruß und den Fatiguen der letzten Feldzüge" in einen krankhaften Zustand der Erregung verfallen, bei welchem sich in ihm mit der zähen Macht einer fixen Idee der Gedanke festgesetzt hatte, daß es ihm sicher dereinst beschieden sei, den französischen Emporkömmling von seiner angemaßten Höhe herabzustürzen. „Napoleon muß runter!" Diese Worte konnte man ihn im Wachen wie im traumhaften Zustande oft vor sich hinreden hören. „Ehe das nicht geschieht, will ich nicht sterben!"

Aber bald ist der Alte wieder auf dem Damme. „Von meiner unglücklichen Krankheit bin ich so geheilt, daß ich weit gesünder bin als ich nie war", schreibt er am 17. April 1809 seinem Adjutanten von der Goltz. „Es geht wieder alles nach alter Weise; des Morgens treibe

ich meine Geschäfte, und dann genieße ich unter Freunde das Leben; Karte biege ich nach alter Weise; um mich habe ich lauter gute Menschen.“ — „Übrigens bin ich in einiger Fehde mit den Herren in Königsberg. Nach meiner unglücklichen Krankheit haben die Herrn sich beikommen lassen, mich für einen halben Invaliden zu betrachten, aber ich hole sie jetzt heran und habe den König geschrieben, wo er meine Dienste nicht gebrauchte, mich meinen Abschied zu geben, ich wisse Brot zu finden und verlangte nichts; aber der Monarch behandelt mich in alter Weise und die andern — werde ich schon dienen.“

Mit den „anderen“ meinte er eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die nach seiner Meinung nachteilig auf den König einwirkten, wie Feldmarschall Kalckreuth, General von Köckeritz, Lottum und andere, Männer, über die auch Gneisenau und Clausewitz, in merkwürdiger Übereinstimmung mit Blücher, die leidenschaftlichsten und schärfsten Urteile fällten, wie man aus einer Äußerung Gneisenaus vom Jahre 1809 ersieht, der sich darüber beklagt, daß diejenigen Männer, „die aus Bequemlichkeit, Genußsucht oder Feigherzigkeit immer gegen den Krieg sprechen, triumphieren“, und zu dem schwarzseherischen Schluß kommt, daß „König und Staat um des Egoismus einer verabscheuungswürdigen Horde willen zugrunde gehen müsse.“ Noch drastischer äußert sich Blücher über jene Männer in einem Schreiben an Gneisenau. Er war damals dem König mit politischen Ratschlägen gegenübergetreten, in denen er an einen Anschluß an Rußland mahnte. Gneisenau sollte ihm eine Vollmacht verschaffen, wie er sie 1807 in Schwedisch-Pommern gehabt hatte. Mit dieser und des Königs ganzem Vertrauen, „nicht mit dem halben“ ausgerüstet, wolle er dann schon zeigen, was er leisten könne. Der Schluß ist wieder ganz Blücherisch: „Machen Sie doch, daß der König all die Sicherheitskommissare und Faultiere von sich entfernt; das Achselzucken und Seufzen verrät allemal einen Schuft.“

Die im Jahre 1809 erfolgte Ernennung des ungeduldig wartenden Blücher zum General der Kavallerie zeigte, daß auch der König große Hoffnungen auf ihn für die Zukunft setzte, wenn er auch durch die Macht der Umstände gezwungen war, vorläufig auf seine Dienste zu verzichten. Grollend und schimpfend zog sich der alte Haudegen zurück, aber in seiner unverwüstlichen Natur auch wieder voll froher Hoffnung; er wußte, daß seine Zeit kommen würde.

IX. Dörnberg — Schill — Herzog Oels.

Das Jahr 1809 bezeichnet mit seinen ewig denkwürdigen Erscheinungen kühner Erhebungsversuche in der erwachenden Völkerbewegung zur Abschüttelung des französischen Joches gewissermaßen den Vorfrühling. Der österreichische Krieg war es, der zu all diesen Erhebungsversuchen den ersten Anstoß gegeben. Durch die Schlacht von Aspern war die einer dämonischen Macht ähnlich wirkende Legende von der Unbesiegbarkeit Napoleons zerstört worden. Neue Hoffnungen zogen durch die Völkerherzen. Überall zeigte sich der erweichende Volkszorn in eigentümlichen Einzelerhebungen, die aber doch fast unbewußt einen gewissen Zusammenhang zeigten. Schon im Dezember 1808 hatte in der Altmark Hauptmann von Katte den Versuch gemacht, die Bauern zur Ergreifung der Waffen aufzufordern, um sich durch einen Gewaltstreich der Festung Magdeburg zu bemächtigen. Ohne genügende Vorbereitung und unbesonnen im Plane angelegt, nahm das Unternehmen ein jähes Ende, und Hauptmann von Katte hatte kaum Zeit, sich durch Flucht in Sicherheit zu bringen. Seit dieser Zeit war die Wachsamkeit der französisch-westfälischen Polizei nur noch umso größer geworden.

Unabhängig von diesem abenteuerlichen Plane war das Unternehmen des Freiherrn von Dörnberg in Hessen, damals unter König Jérôme von Westfalen Oberst der Gardejäger in „König Lustiks“ Diensten. Empört über die Bedrückung seines Vaterlandes, trug er, wie das gesamte Hessenvolk, nur mit äußerstem Unwillen die Schmach des fremden Joches und hatte schon längere Zeit an den geheimen Verbindungen teilgenommen, die durch ganz Deutschland zur Abschüttelung der Fremdherrschaft unterhalten wurden. Diese Verbindungen waren nicht ohne Zusammenhang mit dem vorn erwähnten Plane Steins, wodurch im ganzen westlichen Norddeutschland die ihren

alten Fürstenhäusern noch treue Bevölkerung in Braunschweig, Hessen und Hannover zu den Waffen gerufen werden sollte. Gleichzeitig mit dem Losschlagen in Österreich sollte eine Landnng der Engländer an der Ems- oder Wesermündung mit einer Truppenmacht von etwa 50000 Mann stattfinden. Gelang die Ausführung dieses Planes, dann hoffte man, auch Preußen mit sich fortzureißen, und dann stand einer allgemeinen Erhebung des ganzen Mitteleuropas gegen Napoleon nichts mehr im Wege. Daß England in seiner alten Selbstsucht, anstatt die versprochene Landung bei Walchern auszuführen, lieber sich in den Niederlanden zu schaffen machte, wo es Antwerpen zu gewinnen hoffte, ein Unternehmen, welches freilich scheiterte, ahnten die vertrauenden Patrioten eben nicht.

Oberst Freiherr Wilhelm von Dörnberg.

Dörnbergs Plan ging auf kein geringeres Ziel, als den König von Westfalen mit Hilfe des getreuen Hessenvolkes und seines eigenen Bataillons, dessen er sicher zu sein glaubte, in seiner Hauptstadt Kassel gefangen zu nehmen. Für ganz Niederhessen war der Aufstand bereits vorbereitet; Dörnberg hoffte dabei auf den Anschluß an die Unternehmungen Schills und des Herzogs von Braunschweig-Oels. Aber der Aufstand brach zu früh los und brachte den ganzen Plan zum Scheitern. Dörnberg mußte aus Kassel flüchten, stellte sich aber am 22. April 1809 an die Spitze der Aufständischen, deren Zahl bald bis auf etwa 10000 anwuchs. Mit ihnen zog er gegen Kassel in der Hoffnung, die Soldaten würden zu ihnen übergehen. Aber die undisziplinierten, schlecht bewaffneten Bauernscharen stoben bei den ersten Kartätschenschüssen und Reiterangriffen nach allen Seiten auseinander, und Dörnberg, als Hochverräter zum Tode verurteilt, war gezwungen, in einen Bauernkittel verkleidet nach Böhmen zu flüchten, wo er nach vielen Abenteuern in das Korps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels trat, das dieser eben für einen ähnlichen Rachezug gegen Napoleon geworben hatte.

Die verwegenste unter allen jenen Taten kühner Volkserhebungen war unstreitig das Unternehmen Ferdinand von Schills. Der kühne Husarenmajor hatte den hochherzigen, wenn auch frei-

lich etwas voreiligen Plan gefaßt, den Anstoß zu einer norddeutschen Volkserhebung zu geben und hoffte, daß dieses Beispiel alle wahren Vaterlandsfreunde mit sich fortreißen würde. Es war am 28. April 1809, als er sein aus etwa 500 Reitern bestehendes Husarenregiment vor die Tore Berlins zu den gewöhnlichen Exerzierübungen geführt hatte.

Weiter als gewöhnlich hatte man sich von Berlin entfernt. Schweigend und in tiefe Gedanken versunken, war Schill seiner Schar voraufgeritten, deren frische Lieder wenig zu der Trauer paßten, die diese freie Seele über die Schmach des Vaterlandes empfand. Plötzlich hatte er Halt geboten und in einer schwungvollen, von warmer Begeisterung getragenen Rede ihnen mitgeteilt, daß er nicht mehr nach Berlin zurückzukehren beabsichtige, sondern fest entschlossen sei, auf eigene Faust einen Kampf gegen Napoleon zu wagen, in dem er entweder siegen oder ruhmvoll untergehen wolle. Wer sich fürchte, diesen Kampf mit ihm zu wagen, möge umkehren; wer aber ein echtes, deutsches Herz in der Brust habe, möge ihm folgen auf Leben und Tod. Lautlos hatten alle den Worten zugehört. Als er geendet, brach die ganze Schar in stürmische Jubelrufe aus, und aus aller Mienen leuchtete ein Feuer warmer Begeisterung. Die Kunde von Schills kühnem Entschlusse hatte bald Berlin erreicht und war dem mutigen Parteigänger schnell voraufgeeilt. Unterwegs hatte sich der Zug fortwährend verstärkt. Nachdem Schill den Durchgang durch Wittenberg erzwungen, eilte er auf Halle zu.

Die Nachricht von dem Anrücken Schills auf Halle hatte dort eine große Bewegung hervorgerufen. Die treue preußische Stadt hatte sich, so schnell es ging, in ein Festgewand gehüllt. Die Fenster der Häuser waren mit dem jungen Laube und den ersten Blumen des Lenzes geschmückt. Breite Guirlanden von Tannenzweigen hingen quer über die Straßen. Unendlicher Jubel empfing die wackeren Husaren, als sie durch die geschmückten Straßen von Halle ritten, an ihrer Spitze der schweigsame Schill mit dem interessanten, bleichen Gesicht, der kühnen Stirn und den melancholischen Augen. Wie einen Befreier begrüßte man ihn, und mancher Jüngling verließ damals die Stadt — auf Nimmerwiedersehen, um sich ihm anzuschließen.

In Bernburg, wo Schill am nächsten Tage, dem 4. Mai, einrückte, empfing er wie einen lähmenden Schlag die Kunde, daß die kühnen Unternehmungen des Obersten von Dörnberg in Hessen und die des Hauptmanns von Katt in der Altmark verunglückt seien. Aber nur einen Augenblick zauderte er, dann wandte er sich nördlich der Elbe zu und beschloß, sich nach Mecklenburg und Pommern zu wenden. Bei Dodendorf, in der Nähe von Magdeburg, traf er am 5. Mai auf eine ihm entgegenrückende Heeresabteilung, welche er mit Ungestüm angriff und nach einem heißen Gefecht in die Flucht schlug. Es war die Feuerprobe der jungen Schar. Nachdem noch etwa 200 Mann vom Schillschen Infanterie-Bataillon, die ihm von Berlin nachgerückt, mit ihm zusammengetroffen waren, stürmte er am 12. Mai die kleine, aber starke Festung Dömitz und „jagte die Schelmenfranzosen hinaus“.

Aber sein kühnes Vordringen war weit und breit bekannt und gefürchtet worden. Napoleon hatte bereits den verwegenen Husarenmajor, den „nommé Schill“, als „Räuberhauptmann“ für vogelfrei erklärt, und sein Bruder Jérôme hatte auf seinen Kopf einen Preis von 10000 Franks gesetzt. Größere Streitkräfte, aus Franzosen, Holländern und Dänen zusammengesetzt, waren gegen ihn im Anzuge, und so mußte er sich vor ihnen, die Küste Mecklenburgs entlang, nach Wismar und Rostock und dann nach Pommern zurückziehen. Längst hatte er schon eingesehen, daß trotz einzelner schöner Zeichen begeisterter Erhebung das Volk in seiner Gesamtheit noch nicht reif war zur Abschüttelung der französischen Ketten, und diese traurige Gewißheit verdüsterte seine Stirn mehr und mehr, war aber nur geeignet, seinen Mut und seinen Trotz zu erhöhen. Durch den Sieg bei Damgarten

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Schills Tod in Stralsund.
(31. Mai 1809.)

Original von Professor R. Knötel.

an der mecklenburg-pommerschen Grenze hatte er sich den Weg nach Stralsund offen gehalten, wo er sich festsetzen wollte, und anstatt sich vor den ihm nachdrängenden Truppenmassen nach Rügen oder auf britische Schiffe zu retten, wie man ihm von allen Seiten riet, warf er sich wirklich in die Festung, überrumpelte die nichts ahnende französische Besatzung und versuchte in aller Eile, die alten, wenig verteidigungsbereiten Festungswerke herzustellen. Aber hier sollten sich die Befürchtungen seiner Freunde bewahrheiten, denen später Ernst Moritz Arndt in seinem „Liede vom Schill" einen so wehmütigen Ausdruck gegeben:

„O Schill, o Schill, Du tapferer Held!
Was sprengst Du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließt Du in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund da sollst Du begraben sein."

Bald sollten die alten, ehrwürdigen Straßen Stralsunds Zeugen werden eines blutigen Straßenkampfes, in dem die wackeren Männer, um die edelsten Güter des Vaterlandes kämpfend, unterliegen sollten. Am 31. Mai bereits griff ein aus Holländern, Franzosen und Dänen bestehendes Heer von 5000 Mann die Stadt an. Trotz der heldenmütigsten Gegenwehr, trotz des geradezu tollkühnen Mutes, der selbst den Feinden Achtung abnötigte, waren die Getreuen Schills schnell überwunden.

Bald war es still in den Straßen der Stadt. Die Toten deckten das Pflaster, noch im Antlitz Grimm und Verachtung. Die traurigen Überlebenden lagen gefesselt in der Hauptwache neben Verwundeten und Sterbenden, an denen die betrunkenen Wachsoldaten noch ihre Wut ausließen. Nur noch an einigen Stellen tobte vereinzelt der Straßenkampf.

Es war 2 Uhr nachmittags. An der Stelle, wo die Knieperstraße in die Johannisstraße einmündet, nicht weit von dem heutigen Knieper Tor, hielt der holländische und dänische Generalstab zu Pferde. Plötzlich sahen die Bewohner der Fährstraße den Major Schill mit geschwungenem Säbel an sich vorübersprengen und in die Johannisstraße einbiegen. Schon von einigen Schüssen getroffen, die von mehreren holländischen Soldaten aus feigem Hinterhalte, hinter einigen Kellervorsprüngen hervor, auf ihn abgefeuert wurden, sprengte er gerade auf den feindlichen Generalstab los, der nach allen Seiten auseinanderstob, und mit den Worten: „Hundsfott, bestell mir Quartier!" hieb er den holländischen General Carteret vom Pferde. Nachdem er sich dann noch mit zwei dänischen Husaren herumgehauen, kehrte er nach der Fährstraße zurück. Schon im Sattel schwankend und stark blutend, traf ihn dann noch ein Schuß, der ihn vom Pferde streckte.

Ein noch traurigeres Schicksal erlitten die übrigen Offiziere, denen es nicht einmal vergönnt war, im ehrlichen Kampfe mit dem Schwerte in der Faust, wie der edle Schill, zu sterben. Sie wurden von Napoleon als Hochverräter behandelt. Vierzehn von ihnen wurden in schimpflicher Weise nach Braunschweig und elf nach Wesel transportiert, wo sie, zwei und zwei aneinander gefesselt, mit unverbundenen Augen und selber „Feuer" kommandierend, unter dem mörderischen Blei der französischen Schergen zu Boden sanken. Aber auch ihr Los war noch beneidenswert gegen das der übrigen Getreuen Schills. Ein Teil wurde auf die französischen Festungen gebracht, ein anderer nach den südlichen Hafenstädten Frankreichs transportiert, wo man sie mit Mördern und gemeinen Verbrechern an die Galeeren schmiedete. Napoleon hatte in grausamem Hohne bestimmt, daß die Gefangenen zu den Befestigungsarbeiten des Hafens von Toulon verwandt würden. Seltsame Laune des Schicksals! Hier hatte der Gewaltige Europas als junger Artillerieoffizier seine ersten Lorbeeren geholt; hier mußten die Bedauernswerten, an die Galeeren geschmiedet, ihm helfen, die Bollwerke seiner Macht zu befestigen.

Wie traurig das Schicksal gerade dieser Unglücklichen war, erfahren wir aus den Aufzeichnungen eines freiwilligen Jägers vom Schillschen Korps.*) „Am 3. Dezember 1809", so heißt es darin, „kamen wir endlich in Toulon an; wir bogen gleich in den Hafen und bestiegen ein am Lande liegendes Schiff. Aber ach, dieses Schiff war eine Galeere! schwere Ketten hingen an starken Pfählen; in schwarze Röcke gehüllte Gestalten, mit Ketten an den Füßen, saßen auf den Bänken.

„Zieht euch aus, Canaillen", donnerte ein fratzenhaftes Gesicht, das eher einem Teufel als einem Menschen glich, mit einem Wachshut auf dem Kopfe und einer Peitsche in der Hand; „zieht euch aus, Bestien, oder ich werde euch helfen!" Wir folgten mechanisch dem Gebot; man gab uns ein graues Hemde, dergleichen Beinkleider, einen schwarzen Rock und ebensolche Mütze, ein Paar fürchterlich schwere Schuhe, einen aus Eselshaaren gefertigten Mantel, schnitt uns die Haare kahl ab und schmiedete uns an eine 38 Pfund schwere Kette, die an einem Pfahl befestigt war. — — Nach und nach kamen noch neunzig unserer Kameraden an, die anderen waren auf die Galeeren nach Brest gesendet worden. Von diesen erfuhren wir den Tod unserer braven Offiziere in Wesel. Ach! wie beneideten wir ihr Geschick, sie konnten wenigstens in heimatlicher Erde ein Grab finden und als Helden sterben. Aber wir, wie traurig war unsere Lage dagegen; unter Mörder und Diebe, unter die größten Verbrecher hatte der harte, eiserne Wille des Kaisers uns zeitlebens geschleudert; hier sollten wir den Frevel büßen, es gewagt zu haben, das Vaterland vom Joche des Tyrannen zu befreien; an unserem Schicksal sollte jeder den Gedanken an Freiheit aufgeben. Nachdem nun alle Kameraden an dem Ort unserer Qual angekommen waren, wurden wir je zwei und zwei aneinandergeschmiedet, der eine bekam die Kette am rechten, der andere am linken Fuß, und nun mußten wir arbeiten. Was konnten wir weiter tun, als uns geduldig fügen und ein festes Vertrauen auf Gott setzen.*) — — —

Das war das Schicksal so vieler Getreuen des Majors von Schills, dessen trauriges Ende der alte Blücher mit den Worten beklagt, „daß er als ein braver Kerl" gefallen sei und „sein Haupt teuer verkauft habe." Auch im Herzen des Volkes ist Schills kühner Zug nicht vergessen worden, und Ernst Moritz Arndt sang:

Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein!

Aber — so war's in jener bewegten Zeit — wenn einer der Helden fiel, so sprang ein anderer dafür in die Bresche. Es gab noch einen anderen kühnen Mann, in dessen Brust die Schmach des Vaterlandes wie Feuer brannte, dessen ganze Seele aufging in dem Gedanken der Rache gegen den Eroberer, der ihm das Teuerste, das Heiligste geraubt, was ein Mensch auf Erden besitzen kann: den Vater, sein Erbe, seine Heimat. Es war der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Oels, der Sohn des unglücklichen Herzogs von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, dem bei Auerstedt die feindliche Kugel beide Augen zerschmettert, und dem der unmenschliche Sieger nicht einmal Ruhe zum Sterben gelassen hatte. Auch sein Land war zum Königreich Westfalen geschlagen und der junge Herzog von Napoleon seines Erbes verlustig erklärt worden. Heimatlos irrte er umher, aber das Heldenblut seines großen Ahnen, Heinrichs des Löwen, lebte in ihm, und der Stolz des gebornen Fürsten ließ ihn die Schmach doppelt schwer empfinden.

Als in Österreich 1809 unter all den erhebenden Anzeichen eines Freiheitskampfes der Krieg gegen Napoleon begann, schloß er sich dem Kampfe an und faßte voll heißen Rachedurstes den verwegenen Plan, auf eigene Hand ein Freikorps zu werben, mit diesem in das Königreich West-

*) Aufzeichnungen des freiwilligen Jägers Grundt vom Schillschen Freikorps.

falen einzufallen und sich sein Erbe selber zurückzuholen. Geld und Hilfsmittel bot ihm Preußen, dem er dafür seine Güter in Schlesien (Oels) verpfändete. Dann warb er an der böhmischen Grenze schnell ein Freikorps, aus etwa 1000 Reitern und einigen Hundert Schützen bestehend, Sachsen und Tiroler, die „Schwarzen“ oder „die Schar der Rache“ genannt. Ganz in Schwarz gekleidet, trugen sie als Sinnbild ihres todesverachtenden Mutes den Totenkopf an dem mit dem Roßbusch geschmückten Tschako.

Schnell vermehrte sich der Zulauf zu der kühnen Schar. Am 21. Mai 1809, gerade zu der Zeit, da Erzherzog Karl seinen Sieg bei Aspern erfocht und zehn Tage vor dem traurigen Ende des kühnen Schill in Stralsund, brach Herzog Oels mit seinem Korps auf, fiel in Sachsen ein und nahm, durch eine österreichische Abteilung verstärkt, Dresden und Leipzig, das ihm entgegengesandte sächsisch-französische Korps unter Thielemann zurückdrängend. Eine Zeitlang von

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.

den Österreichern nur lau unterstützt, stockte das Unternehmen eine Weile, bis der wackere österreichische General von Kienmayer, über die in Sachsen und Franken operierenden Truppen zum Oberbefehlshaber ernannt, die „Schwarze Schar“ mit Nachdruck unterstützte. Mit ihm vereint schlug Herzog Friedrich Wilhelm am 12. Juni 1809 den französischen General Junot bei Berneck; nur mit Mühe gelang es Junot, sich mit den Überbleibseln seines Heeres in der Finsternis einer Gewitternacht über den weißen Main zu retten und nach Bamberg zu entfliehen. Hierauf wandte der Herzog sich unverweilt nach Sachsen, um den Räuber seines Erbes, den König Jérôme, zu strafen. Dieser zog sich eilig durch Sachsen hinter die festen Mauern Erfurts zurück.

Der Waffenstillstand von Znaim zwischen Österreich und Frankreich vernichtete auch die Hoffnungen des Herzogs von Braunschweig-Oels und seiner kühnen Anhänger. Wollte der Herzog als Offizier in österreichischen Diensten gelten, so mußte auch er sich den Bestimmungen des Waffenstillstandes fügen. Aber in dem Stolze des geborenen Fürsten, dem man sein Land geraubt hatte

nahm er das Recht einer selbständig kriegführenden Macht für sich in Anspruch. Ein verhängnisvoller Augenblick war für ihn gekommen. Er sammelte seine Getreuen um sich und fragte sie, ob sie im Vertrauen auf Gott, ihr gutes Schwert und ihn es wagen wollen, sich durch eine Strecke von 70 Meilen, umstellt von Feinden, hindurchzuschlagen bis zu den Küsten des deutschen Nordmeeres, um über die Wogen hinaus ihre guten Waffen nach England zu retten, bis glücklichere Zeiten wieder ins Land gezogen seien. „Wir folgen Dir bis in den Tod!" scholl es ihm aus ihren Reihen entgegen. Und mit einem Korps von etwa 1300 Jägern, 650 Reitern, 80 Artilleristen und 4 Geschützen tritt der Held am 20. Juli 1809 von Franken aus jenen kühnen Zug an, der seinen Namen und den seiner „Schwarzen" für alle Zeiten berühmt gemacht hat. In hundert Gefahren muß die List, in aberhundert die Tapferkeit helfen. Die alte germanische Vorzeit schien wieder erwacht, wo die treuen Mannen ihrem Fürsten auf Leben und Tod folgten und es für eine Schande hielten, ihn zu überleben. Auf all den kühnen, verwegenen Gesichtern dieser schwarzen Gesellen stand es geschrieben wie mit Flammenlettern: T[illegible] dem Führer, Verachtung der Gefahr, Tod den Unterdrückern! [illegible] in he[illegible]

So zog die mutige Schar durch das urdeut[illegible] unsere Lage da[illegible]kinder — o Schmach und Schande — in den Reihen der Unterdrücker f[illegible] eiserne Wille des Kaise[illegible] sie mit demselben brausenden Jubel, mit dem man — es war erst [illegible] haben, das Vaterland [illegible] begrüßt hatte. Mancher Student verließ den Hörsaal, um sich dem verwege[illegible] an Freiheit aufgeben. [illegible]ging der Zug wei[illegible] über Quedlinburg nach Halberstadt, wo gerade ein aus Westfälern be[illegible] unter dem [illegible]rbe[illegible] des französischen Generals Meyronne in Quartier lag. Die Nachricht von der Ankunft der Schwarzen wirkte wie ein gewaltiger Aufruhr. In aller Eile suchte man die alten Türme und Tore Halberstadts zu befestigen. Aber der Herzog bestürmte in der Nacht vom 29. zum 30. Juli die Stadt, sprengte mit Kanonen die Tore, und nach einem nächtlichen Straßenkampf erlag der Feind. Von den zahlreichen Gefangenen — alles Kinder Westfalens, kerndeutsch im Denken und Fühlen und Wollen und nur mit Widerwillen dem aufgezwungenen Könige dienend — schlossen sich viele dem kühnen Zuge an.

Und nun zog der Held auf Braunschweig, die Stadt seiner Väter. Wehmut und tiefer Ingrimm ergriff die treuen Braunschweiger beim Anblick ihres geliebten Fürsten. „Sein gebräuntes, ernstes Antlitz", so schildert ihn ein Zeitgenosse,*) „die starken, vom Kummer ergrauten Augenbrauen, der gewaltige Knebel- und Backenbart und das schwarze Kleid stellten ihn dar als einen der alten, wieder aus dem Grabe hervorgestiegenen Welfen, gekommen, wegen der verfolgten Enkel Rache zu nehmen. Auch ergriff sein Anblick die Braunschweiger dergestalt, daß eine große Menge wackerer Bürger aufstehen und für den geliebten Fürsten Gut und Leben in die Schanze setzen wollte. Aber er wehrte ihnen ab und sprach: „Das sei ferne, daß ich meine Kinder der Rache des Tyrannen preis gäbe. Wartet eine günstigere Zeit ab! Nur diejenigen, welche ohne augenscheinlichen Schaden für ihr bürgerliches Wohl das Wagstück unternehmen dürfen, mögen zu mir treten." Nicht einmal Herberge nahm er in seiner Stadt. Nur im Dunkel der stillen Nacht, umgeben von seinen schwarzen Begleitern, lodernde Pechfackeln in den Händen, besuchte er einmal sein väterliches Schloß und wandelte gedankenvoll durch die öden Hallen. Draußen aber flutete mit dumpfem Getöse das Volksgewühl, wie ein Waldstrom, der gegen den hemmenden Damm zürnend anschlägt. Dann verließ er die wehklagende Stadt und schlief vor dem Tor unter freiem Himmel auf Stroh. Aber feierlichen Besitz nahm

*) Christian Niemeyer, Verfasser des „deutschen Plutarch".

er von seinem Lande durch eine Proklamation, in welcher er den König Jérôme für einen Räuber erklärte und sein Volk zur Erhebung aufforderte.

Und gerade hier, wo seine Wiege gestanden, sollte er den entscheidenden Kampf kämpfen. Ein neues westfälisches Korps unter dem General Reubel, 6000 Mann stark, warf sich ihm in den Weg; ein noch größeres unter dem holländischen General Gratien, demselben, der Schill mit seinen Getreuen in den Tod gehetzt hatte, zog über Wolfenbüttel heran, beide bestrebt, den Herzog

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels mit seinem „Schwarzen Korps"
in Halberstadt am Abend des 29. Juli 1809.

in seiner eigenen Wiege zu erdrücken. Aber mit einer bewunderungswürdigen Kühnheit und mit einer strategischen Ausnutzung der Situation, die auf kein geringes Feldherrntalent schließen ließ, wußte er sich seiner beiden Gegner zu erwehren. Zunächst stürzte er sich am 1. August auf Reubel, dem er bis über Oelper hinaus, ein etwa eine halbe Stunde von Braunschweig entferntes Dorf, entgegenrückte. Durch kluge Verteilung seiner wackeren Schützen auf zerstreut liegenden Posten wußte er das anrückende Fußvolk über die geringe Zahl seines Häufleins zu täuschen. Aus allen Ecken und Büschen, aus den Hopfenpflanzungen, aus einem Hohlwege und dem Mühlgraben, der sich in die Ocker ergießt, pfiffen die Kugeln seiner wackeren schwarzen Gesellen.

Als dann fünfhundert gepanzerte Feinde heranrasselten, um das Dorf im Sturm zu nehmen und die Schlachtordnung des Herzogs zu zersprengen, pfiffen ihnen, wie von unsichtbaren Händen losgedrückt, aus allen Häusern, Gärten und Ecken die Kugeln entgegen, so daß eine Menge Feinde

den Boden deckten und die anderen wild auseinanderstoben. Noch aber drohte dem Herzog die Verbindung Reubels mit den Truppen des holländischen Generals Gratien. Um dieser gefährlichen Umarmung zu entgehen, brauchte er eine Kriegslist, die seiner Feldherrnkunst alle Ehre machte. Hatte er die Feinde schon früher durch übertriebene Nachrichten über die Menge seiner Streiter zaghaft gemacht, so suchte er jetzt bei ihnen die Meinung zu erwecken, daß er willens sei, bei Oelper durchzubrechen und auf die große Landstraße nach Celle rechts auszubiegen. Während beide Streitkräfte dann, ihm zur Rechten, ihre Hauptmacht zusammenhielten, wollte er links, auf der freigelassenen Straße von Peine über Hannover und Bremen, die Mündung der Weser zu erreichen suchen, wo ein englisches Geschwader seiner wartete. Die List gelang vollständig. Der getäuschte Feind besetzte mit ängstlicher Sorgfalt alle Landstraßen zur Rechten des Schwarzen Korps und sah am nächsten Tage verblüfft und enttäuscht, daß der Herzog bereits mit einem großen Vorsprung zur Linken über Peine abgezogen war.

Mit einer Kühnheit ohnegleichen ging es nun weiter, meist auf requirierten und von der Bevölkerung freudig dargebotenen Wagen. Unter fortwährenden, auf die Täuschung des verfolgenden Feindes berechneten Schwenkungen gelangte man über Hannover, Nienburg, Heya, Delmenhorst nach Elsfleth an der niederen Weser. Hier bemächtigte sich der Herzog in aller Eile aller leerstehenden Handelsschiffe und Weserfahrzeuge. Dann schiffte sich die kleine ritterliche Schar unter den Kugeln der Dänen ein, die sie, als willige Schergen Napoleons, vom jenseitigen Ufer aus beschossen. Aber die Helden schienen von einer höheren Macht gefeit zu sein; unter dem übermütigen Spott der schwarzen Gesellen sausten die Kugeln wirkungslos an ihnen vorüber.

Der Herzog war der letzte, der ein Fahrzeug bestieg. Bald grüßte er mit den Seinen das freie, große Meer, aufatmend nach unendlicher Mühe und Gefahr. In vierzehn Tagen hatten sie unter steten Kämpfen, verfolgt und gehetzt von der Meute der Feinde, sich von der böhmischen Grenze bis zur Nordsee durchgeschlagen. Am 8. August sammelte sich das Korps auf der Insel Helgoland. Britische Schiffe brachten es von hier aus nach England, damals der letzten Zufluchtsstätte aller freiheitsliebenden Seelen. Zum größten Teil wurde es der „deutschen Legion" einverleibt, die unter Wellingtons Befehl in Spanien an der Seite der Engländer gegen Napoleons Heere noch oft Gelegenheit hatte, dem deutschen Namen Ehre zu machen. Herzog Oels aber und seine Schwarze Schar lebt seitdem im Liede fort.

X. Die Glut unter der Asche.

Schwerer und düsterer war die Zeit geworden. Eine Hoffnung nach der anderen ging zu Scheiter. Mit der Rücksichtslosigkeit, die einen Teil seines Selbst ausmachte, bestand Napoleon jetzt immer unerbittlicher auf Zahlung der rückständigen Kriegskontributionen in Preußen. Vergebens hatte ihm König Friedrich Wilhelm wiederholt mitteilen lassen, daß die Finanzen des Staates völlig erschöpft seien, daß er sich bereits seines königlichen Privat- und Familienbesitzes, des goldenen Tafelservices, des Silbergeschirrs, der Diamanten und anderer Edelsteine zur Tilgung der Kriegskosten entledigt habe. Auf des Kaisers Gemüt machten dergleichen „Sentimentalitäten" keinen Eindruck. Voll schneidenden Hohnes hatte er erwidern lassen: Man solle ihm von dergleichen Jämmerlichkeiten nicht sprechen, so lange man insgeheim noch für Kriegsrüstungen, Pferdeankäufe und Lagerbauten Geld vergeude."

Dieser versteckte Vorwurf Napoleons wirft ein helles Schlaglicht auf sein wachsendes Mißtrauen gegen Preußen. So vorsichtig Friedrich Wilhelms III. Verhalten gegen den französischen Machthaber auch sich zeigte, so abweisend er sich öffentlich den Erhebungsversuchen patriotischer Hitzköpfe gegenüber verhielt, durch die französischen Spione, die den Hof des Königs auch im Exil umgaben, wußte Napoleon genau, daß die Grundstimmung des Königs und seines Volkes gegen die französischen Unterdrücker die des Hasses sei. Die stille Resignation des Königs beunruhigte den Despoten; sie hatte für ihn etwas Unheimliches; ja den fortdauernden Aufenthalt des Königspaares im fernen Osten des Landes, nahe der russischen Grenze, empfand er wie eine unaufhörliche geheime Drohung mit Rußlands Bundesgenossenschaft.

Dieses Mißtrauen hatte neue Nahrung erhalten durch die Reise des Königspaares nach Petersburg Ende 1808 und Anfang 1809. Die Einladung zu dieser Reise war durch den Zaren gelegentlich seiner Rückreise vom Erfurter Fürstentage persönlich in Königsberg erfolgt, und wir wissen, daß ihre Befolgung von Stein aus politischen und finanziellen Gründen aufs dringendste widerraten worden war. Der treue Mann hatte Recht behalten. Napoleon betrachtete seit dieser Reise seinen ehemaligen Bundesgenossen mit wachsendem Argwohn, der durch die glänzende Aufnahme, welche der Zar dem preußischen Königspaare bereitet hatte, noch gestiegen war.

So hatte nach und nach die wilde Ungeduld des gewalttätigen Mannes, sich Preußens als seines gefährlichsten Gegners durch seine völlige Vernichtung zu entledigen, immer rücksichtslosere Formen angenommen. Es wurde offen ausgesprochen, daß es im ureigensten Interesse Frankreichs läge, Preußen zunächst finanziell völlig zu ruinieren, und die französischen Intendanten und Kriegszahlmeister wurden angewiesen, bei Einforderungen der Restzahlungen der Kriegskontributionen sich auch vor den brutalsten Mitteln nicht zu scheuen.

Welche Unsumme von Elend hatten die grausamen Kriegskontributionen seit dem Jahre 1806 über das arme, zerrüttete Vaterland bereits heraufbeschworen! Niemals im Verlauf der Weltgeschichte hat ein Eroberer die von ihm besiegten Länder finanziell so ausgepreßt, wie Napoleon. Es ist zahlenmäßig erwiesen, daß Bignon, der Generalzahlmeister Napoleons, im Jahre 1806, als das französische Heer seinen Kampf gegen Preußen begann, nicht mehr als 24000 Francs in seiner Kriegskasse hatte. Wenn man nun erfährt, daß nach der erfolgten Niederwerfung Preußens 200000 Mann auf dieses Landes Kosten verpflegt, bekleidet wurden und ihren Sold empfingen, und daß trotz alledem Bignon noch 447 Millionen an baren Überschüssen heimbrachte,*) so kann man sich einen Begriff machen, mit welcher schonungslosen Brutalität dem ohnehin armen Volk das Mark aus den Knochen gepreßt wurde. Und doch stand man damals erst im Anfang der Kontributionen. Viel schlimmer wurde es, als der Friede zu Tilsit geschlossen war und die letzte Ausbeutung der Volkskraft planmäßig auf Grund der Friedensparagraphen betrieben wurde. Napoleon selbst hatte den Befehl gegeben, daß „keine Flinte, kein Pulverhorn, kein Ausrüstungsgegenstand“ in Preußen zurückbliebe, und sich dem Grafen Roederer gegenüber am 6. März 1809 mit dem Geständnis gebrüstet: „Ich habe aus Preußen eine Milliarde gezogen“,**) und Bignon selbst hat zugegeben, „daß niemals bis dahin irgend eine fremde Okkupation einen Staat so grausam gedrückt, wie die der Franzosen Preußen drücke.“

Und nun war zu Napoleons Ingrimm — schon während des österreichischen Krieges — eine vollständige Stockung der ratenweisen Kontributionszahlungen eingetreten, die Napoleon mit dem Mißtrauen des Despoten als ein neues Symptom heimlicher Pläne mit Österreich oder wohl gar mit Rußland aufgefaßt hatte. Um auf den König einen stärkeren Druck auszuüben und ihn aus der verdächtigen Nähe der russischen Grenze zu entfernen, drängte er unaufhörlich auf die Rückkehr des Königspaares nach Berlin. „Wenn der König nicht nach Berlin gehen will, so gehe ich nach Berlin“, hatte er 1809 dem preußischen Gesandten erklärt. Militärische und politische Rücksichten waren es in erster Reihe gewesen, welche den König und seine Gemahlin, so sehr sie auch ihr Herz nach der Residenz zog, bisher abgehalten hatten, nach Berlin zurückzukehren. Dem fortgesetzten Drängen Napoleons gegenüber und bei der Unmöglichkeit, die geforderten Zahlungen,

---

*) Max Jähns, Das französische Heer von der Großen Revolution bis zur Gegenwart.

**) Max Duncker, weiland Direktor der preußischen Staatsarchive, hat diese Summe genauer auf 1020299494 Francs berechnet. Diese Summe bezieht sich jedoch nur auf die baren Zahlungen. Die Kriegsschäden, die das unglückliche Land während des langen französischen Joches getroffen, beziffern sich, soweit sie sich überhaupt feststellen lassen, auf mehrere Milliarden.

zu denen noch unerhörte Wucherzinsen gekommen waren, jetzt zu leisten, entschloß sich der König, dem Verlangen nachzukommen. Eine Denkschrift des Schriftstellers Archenhold, welche vom politischen Standpunkte aus dem Könige die Rückkehr sehr dringend empfahl,*) sowie die Erwägung der Minister, „die Residenz, Regierung und Verwaltung näher an die Grenze der abgetretenen (westlichen) Provinzen zu rücken, um so mit den treuen Bewohnern der alten preußischen Landesteile in Verbindung zu bleiben, waren schließlich ausschlaggebend für den Entschluß des Königs gewesen.

Voll heißer Sehnsucht, die geliebte Heimat wiederzusehen, die Stätten, wo sie in ihrer jungen Ehe so glücklich gewesen, schreibt die Königin im Dezember 1809 aus Königsberg an ihre Schwester Friederike: „So werde ich denn bald wieder in Berlin sein und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Tränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen; ich hoffe, es soll anders werden . . .“

Welch eine Freude, als die königliche Familie nach einer Abwesenheit von 3¼ Jahren wieder in die Landeshauptstadt, ihr geliebtes Berlin, zurückkehren konnte! Auf der fast 80 Meilen weiten, acht Tage dauernden Fahrt von Königsberg nach Berlin wurden der schwergeprüfte König und seine Luise überall mit den begeistertsten Freuden- und Teilnahmebezeugungen von dem treuen Volke begrüßt. Welch ein Wiedersehen nach so langer Zeit, als sie sich dem treuen Vater mit einem Aufschrei wehmütiger Freude an die Brust warf. Welch lange, bange, schwere Zeit hatte sie durchlebt seit jener furchtbaren Stunde, da sie Berlin als Flüchtende verlassen! Sie selbst war — das fühlte das Volk in tiefer Ergriffenheit — nicht mehr die Alte. Über den glänzenden, lachenden Luisenaugen lag es wie ein Schleier der Wehmut, ein Schleier, gewoben aus Tränen; doch die unendliche Liebe, Milde und Güte blickten noch aus ihnen wie früher.

Aber es war nichts Erfreuliches, was sie erblickten, auch in der Reichshauptstadt. Überall die Spuren französischer Willkür. Das Land verarmt, die Kassen geleert, dazu die französischen Kontributionen, die immer drohender, immer unerbittlicher auftraten. Schon war das Silberzeug des Königspaares in die Münze gewandert; das große goldene Service war in Amsterdam verpfändet. Auch ihre Juwelen hatte die Königin hingegeben. Nur ihre Perlen hatte sie behalten. „Ich liebe sie auch so sehr“, hatte sie gesagt, „denn Perlen bedeuten Tränen, und ich habe deren so viele vergossen.“ Eine ganz besonders freudige Überraschung erwartete die Königin vor den Toren Berlins. In Weißensee, dem nächsten Dorfe vor Berlin, harrten die Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft unter den mit Orangeblüten und Cedernadeln bekränzten Ehrenpforten des ankommenden Königspaares. Weiß gekleidete junge Mädchen streuten den Majestäten frische Blumen. Der Bürgermeister Büsching begrüßte im Namen der Stadt Berlin das schwergeprüfte Herrscherpaar und lud die Königin ein, ihren Einzug in die treue Landeshauptstadt in einem ihr von der Bürgerschaft Berlins dargebrachten viersitzigen Galawagen zu halten.

Aber auf den Jubel, welchen das Königspaar in der Hauptstadt erregte, war bald eine starke Ernüchterung gefolgt. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen durchdrang alle Schichten der Bevölkerung. Zunächst zeigte sich ein starker Gegensatz zwischen dem von Königsberg nach Berlin übergesiedelten Regierungspersonal, das schon unter dem Einfluß der Steinschen Reformen stand und den in Berlin verbliebenen Hof- und Regierungsbeamten, die dem alten

*) Die Denkschrift erschien damals in allen Berliner Zeitungen.

Schlendrian treu geblieben. Am stärksten zeigte sich dieser Gegensatz in dem Verhalten des frondierenden Adels, der sich um seinen Führer, den altmärkischen Junker Freiherrn von der Marwitz, geschart hatte und die neuen Einrichtungen, wie sie sich aus den Reformen der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung ergaben, mit unsäglichem Hasse verfolgte, und dem die Lauheit der Nachfolger Steins in der Ausführung seiner Ideen deswegen durchaus gelegen kam. Umso größer war in den Kreisen der Patrioten die Mißstimmung gegen das Ministerium Altenstein, welches sich in keiner Weise den Forderungen der Zeit gewachsen zeigte. In einem Briefe an Stein vom 18. Januar 1810 beklagt sich Graf Reden bitter über die „Schwäche der Charaktere, die Elendigkeit gewisser Leute (der Minister), die Planlosigkeit im Handeln und den Mangel an Konsequenz." Noch trostloser klangen die Klagen des Oberpräsidenten von Sack, als braver, ehrlicher Patriot uns schon von früher bekannt, der in einem Briefe vom 17. April 1810 an Stein seinem Herzen darüber Luft macht, „wie unzusammenhängend, kleinlich, töricht und erbärmlich alles behandelt wird und daher auch so schlecht gehe." Von den Ministern werde er „mit gütigen Worten, statt mit kräftigem Handeln abgefunden, von dem Könige gar nicht gehört. Seine Tätigkeit werde durch jeglichen Mangel an Entschluß, besonders im Ministerium des Innern, völlig gelähmt"; und in einem weiteren Briefe klagt er, „daß alles in niederdrückendem Detailkram untergehe", daß alles unterbleibe, „was dem Staate Verfassung und Haltung geben könne; der rechtschaffene Mann habe keine Aussicht; der Patriot könne nur trauern."

Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin. (23. Dezember 1809.)

Die ganze Ohnmacht des Ministeriums Altenstein sollte sich denn auch bald in verhängnisvoller Weise zeigen. Wir wissen, daß die Stockung in der Zahlung der Kriegskontribution während des österreichischen Krieges Napoleon schwer gereizt hatte. Nach dem Frieden von Schönbrunn machte er denn auch seiner Mißstimmung in unzweideutiger Weise durch einen in recht unangenehmen Formen gehaltenen, von Herrn von Knobelsdorff überreichten Mahnbriefe „an den treulosen und undankbaren König" Luft, „der seine und seines Reiches Existenz doch nur der Gnade und Langmut Frankreichs verdanke." Der König, der nach seiner Rückkehr sich mehr mit den Zuständen des Heeres als mit den politischen Angelegenheiten des Staates beschäftigt hatte, sah sich plötzlich gezwungen, den Minister Altenstein sehr dringend um Auskunft zu ersuchen, wie es denn eigentlich mit seinem von ihm längst in Aussicht gestellten Organisationsplan stehe, und welche Vorschläge er ihm zur möglichst schnellen Geldbeschaffung machen könne.

Die Antwort, die der Minister von Altenstein in einer Denkschrift niederlegte, war ein trauriges Zeichen seiner gänzlichen Unfähigkeit, das Steuerruder des Staatsschiffes zu regieren. Er bekannte darin, daß er weder die verlangten Gelder, noch ein festes politisches System, weder die Ideen noch den Mut zu einer Reform habe. Sein letztes Ziel erblickte er „in der verständigen Benutzung der augenblicklichen Konjunkturen". Abwarten und abwarten, heißt seine Parole; die Unsicherheit der Existenz mache es unmöglich, außerordentliche Aufopferungen für die Finanz und große Reformen für die Organisation im Innern zu wagen. Es sei unmöglich, gleichzeitig für die Zahlung der französischen Kontribution, für die Verzinsung der Staatspapiere und für die Provinzial- und Kommunalschulden zu sorgen; ja, die gesamten Hilfsmittel reichten nicht hin, um dem ersten Punkte zu genügen. Das Tadelnswerteste an seinen Ratschlägen war, daß er „einer offenen Darlegung der Verhältnisse" widerriet, „welche nur unnütze Kritiken erregen und dem Ansehen der Regierung, welches durch eine mystische Verehrung besser erhalten wird, großen Nachteil bringen könnte." Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen und doch etwas Positives zu raten, schlug Altenstein als das A und O seiner Staatsweisheit — die Abtretung von Schlesien vor.

Diese Zumutung wirkte selbst auf den milden und ruhigen König wie ein Peitschenhieb. Er war geradezu entrüstet über dieses Ansinnen. Er, der Neffe des großen Königs, dem dieser schon in der Jugend gelegentlich einer kindlichen Ballspielszene, bei welcher der kleine Prinz sich sehr trotzig und energisch gezeigt, gesagt hatte: „Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen" — er sollte in die Abtretung Schlesiens willigen, der glorreichen Errungenschaft dreier schwerer Kriege! Und das konnte ihm sein eigener Premierminister raten?

Aber was tun, wo alles um ihn herum ratlos war? In dieser schweren Lage rettete ihn ein Vorschlag des Oberkammerherrn Fürsten zu Sayn-Wittgenstein, der, obwohl ein heftiger Gegner der Steinschen Reformen, doch in diesem Augenblicke eine äußerst günstige Wendung in dem verfahrenen Kurse des preußischen Staatsschiffes hervorbrachte, indem er dem Könige riet, den Freiherrn von Hardenberg wieder zur Leitung des Staates zu berufen. Die Vorliebe des Königs für den formgewandten, liebenswürdigen und nicht die harten Ecken des „starrköpfigen Stein" zeigenden Freiherrn von Hardenberg kennend, erbot er sich, sofort mit diesem wegen Wiedereintritts in das Ministerium in Verbindung zu treten.

Freudig ging der König auf diesen Vorschlag ein, der ihm wie ein Hoffnungsstrahl in dunkler Wetternacht gekommen war. Zwar fand sich sofort eine starke Gegnerschaft am Hofe gegen den Eintritt Hardenbergs. Zwei hohe Staatsbeamte, der Geheime Rat Nagler, der Schwager Altensteins, und der im Finanzministerium beschäftigte Geheime Rat Niebuhr waren es, die auf

ihre, das Ansehen der Minister fast übertreffende Macht pochend, den Vorschlägen Wittgensteins entgegenarbeiteten. Aber der König blieb fest und schickte sofort einen Kurier an Hardenberg, der in Grohnde bei seinem Bruder in der Verbannung lebte, mit der Einladung, seine Rückkehr nach dem Hoflager zu beschleunigen und zuvörderst in dem vorliegenden Streite seinen Ausspruch abzugeben.*)

Noch unter dem Banne Napoleons lebend, der ihm verbot, sich der Residenz des Königs auf 20 Meilen zu nähern, begab sich Hardenberg, beglückt von dem Gedanken, dem Vaterlande einen Dienst erweisen zu können, sofort auf die Reise und traf zunächst am 2. Mai zu einer geheimen Zusammenkunft mit dem Könige und der Königin auf der Pfaueninsel bei Potsdam ein.

Wilhelm Fürst zu Sayn-Wittgenstein.

Eine zweite geheime Zusammenkunft hatte er mit der Königin bei Frau von Berg, eine dritte mit dem Könige in Beeskow bei Potsdam.

Es ist leicht begreiflich, daß die Kritik, welche Hardenberg an der Altensteinschen Denkschrift, zuerst mündlich, dann schriftlich, vornahm, keine Lobeshymnen sang. Die Behauptungen Altensteins, „es sei unmöglich, im Innern eine große Aufopferung zu machen“, war nach Hardenbergs Auffassung nichts Anderes als die indirekte Erklärung, „daß man den Staat aufgibt.“ Ebenso irrig erklärt er die Behauptung, „daß innere Reformen nicht an der Zeit wären und nur Unzufriedenheiten erregen würden. Niemals sei das Bedürfnis nach Reformen größer, niemals der Wunsch der Nation dringender, nie der Augenblick günstiger gewesen.“

Hardenbergs ganz besonderen Unwillen erregt die Forderung Altensteins nach „einer mystischen Verehrung des Volkes für die Regierung.“ In der Begründung seiner abweisenden Kritik dieser Forderung findet Hardenberg treffliche Worte, die als Grundlagen für ein neues Verhältnis zwischen Fürst und Volk für den späteren Verfassungsstaat Preußen wohl nicht ohne Bedeutung

*) Klose, Hardenberg Seite 257.

geblieben sind. „Es ist sträflich", heißt es darin, „und dem Vertrauen der Nation zur Regierung höchst nachteilig, Hoffnungen zu erregen, die man nicht halten kann oder will. Die Verhüllung der Maßregeln der Regierung in ein mystisches Dunkel erregt die Vermutung einer falschen Einsicht oder eines bösen Willens. Nur der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde kann, obgleich unsichtbar, doch verehrt und angebetet werden; menschliche Handlungen müssen offen dargelegt und vor Mitmenschen gerechtfertigt werden. So wie die Bürger der Regierung von ihrem Tun Rechenschaft abzulegen bereit sein sollen, so soll die Regierung offen zu den Bürgern sprechen, damit eine Einigung entstehe, ohne welche niemals auch nur der geringste Erfolg möglich ist."

In bezug auf die seit dem Abgange Steins befolgte Politik Preußens findet Hardenberg die schärfsten und freimütigsten Worte des Tadels über die kleinen und kleinlichen Mittel des vorübergehenden Ausflickens, des „Temporisierens". Die Nation erkenne in diesen zeitweisen Mitteln von Fall zu Fall „nur Mangel an Einsicht und Kraft, in allen kleinen Maßregeln sieht sie nur die Last, nicht die Hilfe." Das Aussetzen der Kontributionszahlungen während des österreichischen Krieges erklärt er für den größten politischen Fehler Altensteins. „Preußen mußte Österreich gleich beitreten", sagte er, „oder die Kontribution an Frankreich fortzahlen, unsichere Schritte und halbe Maßregeln vermeiden. Ein festes politisches System wird den Kaiser eher befriedigen, als ein schwankendes; Aufrichtigkeit wird ihm eher genügen als Rückhalt. Daraus entsteht Sicherheit für das Bestehen des Staates, Kredit im Auslande, Vertrauen im Inlande."

Der Schluß der Kritik enthält den vernichtendsten Schlag für das Ministerium Altenstein. „Es ist im Innern des Landes auch noch nicht eine einzige große Maßregel unternommen, viel weniger durchgeführt; noch dauern die entsetzlichsten Übelstände fort, welche die Kräfte der Nation lähmen; noch hat man keinen Schritt getan, ein buntscheckiges, verkehrtes Abgabensystem zu berichtigen, und doch wagt man zu behaupten, das Maximum sei bereits erreicht, man wagt eine Länderabtretung als letztes Rettungsmittel vorzuschlagen. Dahin also hätte das Temporisieren, die kleinen Mittel, die ängstliche Geheimhaltung geführt!"

Hardenbergs freimütige Kritik der Nachfolger Steins hatte auf den König einen tiefen Eindruck gemacht. Er war sofort bereit, ihm die oberste Staatsleitung zu übertragen. Als einziges Hindernis war nur noch der Bann zu beseitigen, den Napoleon einst gegen ihn geschleudert. Hierzu erbot sich der französische Gesandte Graf St. Marsan als geeigneter Vermittler. Ein von Hardenberg an Napoleon nach Paris gerichtetes Schreiben versah der Gesandte mit den besten Empfehlungen der Persönlichkeit Hardenbergs, wobei er — als wichtigstes Argument — nicht vergaß, hinzuzufügen, daß Hardenberg der einzige Staatsmann sei, welcher imstande wäre, die zur Abzahlung der Kontributionen notwendigen Mittel herbeizuschaffen.

Wider alles Erwarten traf schon bald darauf ein aus Schloß Laeken bei Brüssel vom 16. Mai 1810 datierter Bescheid an das preußische Kabinett ein: „Der Kaiser habe schon seit längerer Zeit die Ansichten, welche er über Herrn von Hardenberg gehabt, berichtigt. Se. Majestät hätten durchaus nichts gegen die Ernennung des Baron von Hardenberg zum Minister des Innern einzuwenden und würden es sogar mit Vergnügen sehen, daß er auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhalte."

Das große Entgegenkommen Napoleons mußte außerordentlich überraschen, wenn man in Erwägung zieht, daß noch am 31. Oktober 1806 der Marschall Davout, um dem Grolle Napoleons gegen diesen von ihm bestgehaßten Staatsmann einen recht greifbaren Eindruck zu geben, dem Magistrat der Stadt Frankfurt a. O. den Befehl hatte zugehen lassen, auf Rechnung des Herrn

von Hardenberg seinem Korps binnen kurzem 34000 Flaschen Wein zu liefern, ein Ansinnen, dem auch — so übermütig und unglaublich es schien — wirklich stattgegeben werden mußte.*)

Hardenberg hatte an die Übernahme der Staatsgeschäfte die Bedingung geknüpft, daß das ganze alte Ministerium beseitigt und ihm die oberste Leitung sämtlicher Staatsangelegenheiten übergeben werde. Der König war nach Überwindung verschiedener Bedenken darauf eingegangen, und Hardenberg hatte am 6. Juni 1810 unter dem für ihn neu geschaffenen Titel eines Staatskanzlers sein Amt angetreten. Schon am 7. Juli erfolgte die Auflösung des Ministeriums Altenstein, mit dem Beyme und Nagler, später auch der bisherige Minister des Innern, Graf Dohna, zurücktraten. Mit der Übernahme der Staatsgeschäfte durch Hardenberg kam ein neuer Geist in die gesamte Verwaltung. Das planlose Hin- und Herbalanzieren der Politik, die gewissermaßen von der Hand in den Mund gelebt hatte, das Tuscheln und Heimlichtun, das „Temporisieren", das Fassen von Entschlüssen von Tag zu Tag, das Benutzen der „augenblicklichen Konjunkturen" hatte ein- für allemal ein Ende. Eine feste Hand hatte das Steuerruder des Staates wieder ergriffen, und daß die Leitung des Staatsschiffes wieder im Geiste der Steinschen Reformen geschah, war eine Tatsache, welche die Patrioten mit heller Freude, die Gegner mit neuem Hasse und Ingrimm erfüllte.

Es war zu bedauern, daß unter den Gegnern Hardenbergs selbst Männer waren, die, wie Niebuhr, sich unter Steins Verwaltung unleugbare Verdienste um den Staat erworben hatten, nun aber, wohl aus einem gewissen Gefühl des unbefriedigten Ehrgeizes, um nicht zu sagen des Neides, die überlegene Stellung des so plötzlich zum allmächtigen Oberhaupt des Staatswesens erhobenen Hardenberg nur unwillig anerkennen wollten. Niebuhr war unter den im Ministerium verbliebenen hohen Staatsbeamten unzweifelhaft der im Finanzfache fähigste und bewandertste Kopf, und da Hardenberg den Vorsatz gefaßt hatte, ihm im Finanzministerium eine bedeutende Stellung anzuweisen, teilte er ihm seine Pläne in bezug auf das Finanzwesen mit und ersuchte ihn in der ihm eigenen verbindlichen und liebenswürdigen Form um sein Gutachten. Wie Hardenberg bald darauf an Friedrich von Raumer schrieb, verwarf jedoch Niebuhr seinen Plan, zwar nicht aus sachlichen, sondern aus rein persönlichen Gründen gekränkten Ehrgeizes, und als Hardenberg ihn aufforderte, einen anderen Plan aufzustellen, erwiderte ihm Niebuhr kurz und bündig, „er sei dazu außer stande, wenn er nicht die alleinige und oberste Ausführung habe, d. h. also Finanzminister sei." Auf Hardenbergs abermaligen liebenswürdigen Versuch, dieses Hindernis aus dem Wege zu räumen, erwiderte Niebuhr in stolzer Weise, „er halte es für unrecht, tüchtige Mittel zu offenbaren, so lange sie neben anderen verkehrten Maßregeln gebraucht werden könnten, die zum Untergange führen."

So sah sich denn Hardenberg bei der unendlich schwierigen Aufgabe, die ungestümen Mahnungen Napoleons zu befriedigen, und, bei möglichster Schonung des durch Steuern schwer bebelasteten Landes, die Staatskasse neu zu füllen, einzig und allein auf seine eigene Kraft angewiesen. Aber er schreckte nicht zurück vor dieser Riesenaufgabe. Niemals hat sich vielleicht Hardenbergs elastischer Geist, sein fester, eiserner Wille, der sich trotz seiner beharrlichen Zähigkeit jedem gegenüber in den liebenswürdigsten Formen hielt, größer gezeigt, als in jenen schweren Tagen, da er, umgeben von Feinden, Neidern und Zweiflern, den völlig festgefahrenen Staatskarren wieder flott machen mußte. Vor ihm lag der schon früher in Riga von ihm ausgearbeitete Finanzplan. Aber er wollte nicht die Verantwortung auf sich nehmen, ehe er mit demjenigen sich darüber verständigt

*) Magnus Freiherr von Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesamtstaates Preußen während der Zeit vom 22. Oktober 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höheren Staatsbeamten. I, 89.

hatte, als dessen geistiger Testamentsvollstrecker er sich gewissermaßen fühlte: mit dem Freiherrn vom Stein.

Stein war inzwischen wieder nach Prag übergesiedelt und verfolgte von seinem Exil aus die Entwickelung der Dinge mit größter Aufmerksamkeit. Im Juli 1810 schickte Hardenberg heimlich den Staatsrat Kunth an ihn ab und ließ ihn unter Überreichung des Schriftwechsels, den er mit Freiherrn von Schön, damals Regierungspräsident von Gumbinnen, dem Oberpräsidenten Sack und zuletzt mit Niebuhr gehabt, bitten, sein Urteil über seine (Hardenbergs) Finanzpläne bekannt zu geben. Schon unterm 2. August sandte ihm der treue Mann den Plan, den er einer gründlichen Prüfung unterzogen hatte, mit dem gewünschten Gutachten zurück, in welchem er, um das Wichtigste daraus mitzuteilen, zur Erzielung der notwendigsten Einnahmen als die gleichförmigste und einträglichste Steuer die Einkommensteuer empfahl, vornehmlich auch aus dem Grunde, weil durch diese gerade „die bevorrechteten Stände zur Mitleidenschaft herangezogen werden würden.“

Zur weiteren Vermittelung der geistigen Verbindung zwischen Hardenberg und Stein erklärte sich erfreulicherweise ein geistig hochstehender und vorurteilsfreier Edelmann, Graf Arnim zu Boytzenburg in der Uckermark, bereit. Schon von Anfang an ein warmer Bewunderer und Verteidiger der Reformen Steins und ganz in Hardenbergs Pläne eingeweiht, reiste er nach Prag, um die Weiterführung der Reformen im Geiste Steins und Hardenbergs zu ermöglichen. Punkt für Punkt wurde Hardenbergs Finanzplan bezüglich der Zahlung der Kriegskontribution, die Deckung der Staatsschulden durch Papiergeld, die Aufnahme der Anleihen u. s. w. durchgegangen. Hardenberg hatte ferner den Plan gehabt, nach dem Vorbilde der englischen Banken eine von der Regierung nicht abhängige preußische Bank zu gründen; diese sollte Papiergeld ausgeben und für eine ausländische Anleihe sowie für eine inländische Zwangsanleihe die notwendige Deckung gewähren. Niebuhr hatte gerade die Ausgabe von Papiergeld stark bekämpft, da dessen Kurs bald sinken würde, auch die „Fundierung“ der vorgeschlagenen „Preußischen Bank“ erschien ihm sehr zweifelhaft.

Stein hatte im Prinzip nichts gegen die Errichtung einer preußischen Bank einzuwenden, obgleich ihm die von Hardenberg vorgeschlagene Fundierung auch ungenügend erschien. Die von Hardenberg vorgeschlagene Ausgabe von Papiergeld konnte er nur gutheißen. War er auch mit Niebuhr darin einverstanden, daß das Papiergeld in seinem Kurs bald sinken würde, so schien ihm doch, wie er schrieb, „ein Papiergeld mit einem Diskont, das als Geld gebraucht werden kann, besser als garnichts.“ Unter allen Umständen, das schien ihm klar, mußte doch ein neues Zirkulationsmittel geschaffen werden, und so machte er ebenso sehr gegen Niebuhrs „versteinerten Egoismus“ wie gegen Schöns „esprit à système“ als eine in diesem Augenblicke höchst unfruchtbare und unangebrachte Kritik energisch Front. Dem letzteren schrieb er in seiner drastischen aber höchst bezeichnenden Weise: „Habt Ihr andere Mittel bei Krebs und Brand als Schnitt, Schierling und Höllenstein, so sagt es! — Wollt Ihr sie mit Froschlaichpflaster heilen?“

Die Hauptsache ist aber dem gewaltigen, im Exil lebenden Donnerer, wie er an Hardenberg in seiner unverblümten Manier schreibt, eine völlig andere Zusammensetzung des Ministeriums: „Entfernung des schwachköpfigen, geist- und willenlosen Grafen Dohna, des durch Leerheit, Schlaffheit und elende sonstige häusliche Verhältnisse unbrauchbaren und verächtlich gewordenen Grafen Goltz; die Stelle des ersteren könnte mit Vincke, die des letzteren mit Humboldt besetzt werden, der zugleich die Sektion des öffentlichen Unterrichts verwalten würde. Das Finanzministerium müßte man Schön, aber unter ausdrücklicher Verpflichtung, einen verabredeten Finanzplan zur Ausführung zu bringen, übertragen. Labbaye ist ein Buchhalter, Stägemann ein gewandter, pfiffiger Justiz-

kommissar, Oeltsen ein schlauer Mann, der sein Glück zu machen sucht; Heydebreck besitzt Verstand und Charakter; ihn würde man, wenn mit Schön nicht auszukommen wäre, an die Spitzen der Finanzen setzen. Den redlichen, äußerst geschickten Klaatsch empfehle ich zum Rendanten der Hauptkasse."

Wie hochsinnig die Gedanken des großen Staatsmannes waren, wie weit sie seiner Zeit vorausflogen, wie sehr sie andererseits mit philosophischer Durchdringung in die Tiefe gingen, das beweisen seine Ansichten über die Erziehung des Volkes, die Stein zum Volkserzieher großen Stiles stempelten und zur Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes unendlich viel beigetragen haben. „Es ist aber nicht hinreichend", schreibt er in der dem Grafen Arnim von Boytzenburg zur Überbringung an Hardenberg anvertrauten Denkschrift, „es ist aber nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu leiten, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich kräftig geschehen durch Anwendung der Pestalozzischen Methode, die die Selbsttätigkeit der Geister erhöht, den religiösen Sinn und die edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Hang zum Leben im Genuß mindert oder ihm entgegenwirkt. Die Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang von Kenntnissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist der Nation erweckt und der Besitz kriegerischer Fertigkeiten durch Unterricht in gymnastischen Übungen allgemein verbreitet werde."

So gewaltig hatte sich das Gedankenmaterial in den Köpfen der beiden Staatsmänner angesammelt, daß es nicht mehr rätlich erschien, sich auf den schriftlichen Austausch zu beschränken und Hardenberg den Plan faßte, mit dem geächteten Stein eine heimliche Zusammenkunft zu suchen. Bei der Gefährlichkeit des Unternehmens und in Anbetracht der zahlreichen über das ganze Land verstreuten Spione Napoleons mußte mit größter Vorsicht zu Werke gegangen werden. Der König unternahm am 31. August eine Reise nach Schlesien. Hardenberg begleitete ihn und machte in unauffälliger Weise dem Grafen Reden, den wir schon als Freund Steins kennen gelernt haben, einen Besuch auf dessen schön gelegenem Schlosse Buchwald. Von hier aus schickte Graf Reden einen vertrauten Boten an Stein nach Prag und ließ diesen in Kenntnis davon setzen, daß Hardenberg ihn in einer einsam gelegenen Riesengebirgsbaude bei Hermsdorf erwarte. Die Zusammenkunft fand am 16. September 1810 statt, und beide Staatsmänner konnten sich verhältnismäßig schnell über die von ihnen verfolgten Ziele einigen. Die Einwände Schöns und Niebuhrs hatten Stein aber dennoch veranlaßt, Hardenberg den Rat zu geben, die Ausgabe von Papiergeld noch bis zur Beendigung der Kontributionszahlungen hinauszuschieben. Zu Hardenberg hatte er nach jener Zusammenkunft das größte Vertrauen gewonnen. Er hoffte, wie er unterm 27. September 1810 an die Prinzessin Wilhelm schrieb, daß „die Wiederanstellung eines verständigen, fähigen und rechtschaffenen Mannes, wie Herr von Hardenberg, in die Geschäftsführung Leichtigkeit und Einheit bringen werde", und der Prinzessin Luise Radziwill hatte er schon drei Tage vorher geschrieben: „Man muß sich um einen achtungswerten Mann wie Hardenberg sammeln, seine Arbeit teilen, erleichtern, ihm Anhänglichkeit zeigen und aufrichtiges Verlangen, ihm beizustehen."

Der durch so mannigfache Vorarbeiten im harmonischen Zusammenklange mit Steins Ansichten zustande gekommene Finanzplan Hardenbergs wurde im Sommer 1810 der Vorberatung einer Kommission unterworfen, zu der auch der Geheime Staatsrat Heinrich von Beguelin, ein intimer Freund Gneisenaus, gehörte. Einer der wärmsten Patrioten und geistig bedeutendsten Männer seiner Zeit, war Beguelin unter den Mitarbeitern Steins und Hardenbergs einer der besten und vornehmsten, die in schwerer Zeit aus reinem Pflichtgefühl ihre geistigen und körperlichen

General von Yorck in der Versammlung der ostpr

Original von Pr

chen Stände zu Königsberg am 5. Februar 1813.

W. Friedrich.

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellten. Er hatte seiner Zeit auf Steins Wunsch die Bekanntschaft zwischen ihm und Gneisenau vermittelt und gehörte für die Folge zu den patriotischen Männern, welche an der Wiedergeburt Preußens am eifrigsten mitarbeiteten.*)

Die Stellung Hardenbergs war glücklicherweise eine mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattete. Die Berichte sämtlicher Staatsminister mußten durch des neuen Staatskanzlers Hand gehen; er war sogar ermächtigt, „bereits getroffene Maßnahmen der Minister durch die seinigen aufzuheben.“ Diese unbegrenzte Machtvollkommenheit gestattete ihm uneingeschränkt die gesetzgeberische Durchführung der geplanten Reform, welche mit dem 27. Oktober 1810 ihren Anfang nahm. Sie bedeutete einen völligen Bruch mit den politischen, vornehmlich aber den wirtschaftlichen Verhältnissen des alten Feudalstaates Preußen. Es waren vier Verordnungen, welche mit allen Privilegien, Zwangsrechten und Ausnahmebestimmungen, Grundsteuerbefreiungen, Vorspannverpflichtungen, Fouragelieferungen und Banngerechtigkeiten gründlich aufräumten und neue, gleichmäßig über das ganze Land verteilte Konsumtions- und Luxussteuern einführten. Die Aufhebung der Bannrechte betraf in erster Reihe die Dorfbewohner, welche bisher gezwungen waren, im Bannkreise eines Rittergutes oder einer Stadt das von diesen produzierte Mehl, das gebraute Bier oder den von einer bestimmten Brennerei hergestellten Branntwein zu kaufen, obwohl sie anderwärts diese Artikel besser und billiger haben konnten. Am 30. Oktober erfolgte dann die Aufhebung der Verpflichtung zur Lieferung für Brot und Fourage für das Heer in Friedenszeiten und endlich am 2. November jene am meisten in das gewerbliche Leben und den Handel eingreifende Verordnung, welche eine allgemeine Gewerbesteuer einführte, sonst aber mit allen Zunft- und Innungsbeschränkungen brach und volle Gewerbefreiheit schuf.

Niemals während des Bestehens des preußischen Staates hat wohl eine gesetzgeberische Maßregel so das ganze Staatswesen in seinen innersten Tiefen aufgerührt, wie die Verkündigung der Stein-Hardenbergschen Reformgesetze. Sie schnitten tief in alle Verhältnisse des Staates, in alle Schichten des Volkes ein. Es war wie ein einziger Schrei der Erregung, der durch das ganze Land ging. Zu tief waren alle Stände in den alten Schlendrian eingelebt, zu fest gewurzelt in den ehrwürdigen, Jahrhunderte alten Vorurteilen. Neben den zahlreichen Befreiungen und Erleichterungen von bedrückenden Lasten, die die Brust Hunderttausender wie nach einem langen Albdruck befreiend hoben, gab es jetzt besonders für die bisher privilegierten Klassen zahlreiche Einschränkungen, Aufhebungen, die man bei diesen als lästig, unbequem, ja als bedenklich empfand. Es war der Kampf der neuen Zeit gegen die alte, der Kraft gegen die abgelebte Schwäche, der siegreichen Vernunft gegen Dünkel, Hochmut und Unvernunft.

Während ein großer Teil des gebildeten Adels den neuen Gesetzen Verständnis entgegenbrachte, gebärdete sich namentlich die märkische Junkerpartei (der wackere General von Boyen hatte sie „Maulwürfe“ genannt) geradezu wie toll. Sie erblickte in der Durchführung dieser „revolutionären Gesetze“, in dem „Raube an ihren heiligsten Vorrechten“ schon jetzt den leibhaftigen Zusammenbruch des Staates; sie seien, wie jeder Fürst, grundbesitzende Herren, die dem Könige nichts weiter als Vasallentreue zu bewahren, im übrigen aber auf ihrem Grund und Boden auch ihren Gutsuntertanen zu befehlen hätten. „Durch die neuen Edikte“, so hieß es in einer Eingabe der Stände des Lebusschen Kreises, „seien alle ihre Exemtionen und Freiheiten, nicht etwa geschenkte, sondern ursprünglich vertragsmäßige und durch königliches Wort ge-

*) Aus dem brieflichen Nachlaß des Feldmarschall Neithardt von Gneisenau, enthalten in dem Werk: Aus der Zeit der Not 1806—1815, Schilderungen zur preußischen Geschichte. Auf Veranlassung des Urenkels Gneisenaus aus dem gräflichen Archiv zu Sommerschenburg, herausgegeben von Albert Pick.

heiligte, mit ihnen das bestehende Grundgesetz des Staates, die Heiligkeit der Verträge und der Worte, folglich die Grundsätze, nach welchen wir bisher gelebt haben und regiert worden sind, mit einem Federzuge vernichtet und eben dadurch jene fremden Grundsätze auch in diesem Lande eingeführt und dessen Revolutionierung begonnen worden."

Die ganze Höhe der Spannung in dem Verhältnis des Staatskanzlers zu den Vertretern des kurmärkischen Adels zeigte sich im Verlauf der „Notablenversammlung", welche Hardenberg zum Zwecke einer gemeinsamen Aussprache anfangs des Jahres 1811 nach Berlin berufen hatte. Sie bestand der Mehrzahl nach aus Rittergutsbesitzern; der Bürger- und Bauernstand war schwach vertreten. Hardenberg selbst eröffnete am 23. Februar 1811 in einem Saale des Königlichen Schlosses die Versammlung mit einer Rede, in der er gleich zu Anfang betonte: „Der König fordert nicht bloß stummen Gehorsam, er wünscht bei Ihnen die Überzeugung hervorgerufen, daß die Opfer, welche er höchst ungern von Ihnen fordert, zur Rettung und Erhaltung des Ganzen notwendig sind, des Ganzen, von dem das Heil des Einzelnen abhängt." „Das neue System", so heißt es im weiteren Verlauf der Rede, „sei das einzige, durch welches neuer Wohlstand begründet werden könne, und beruhe im wesentlichen darauf, daß jeder Einwohner des Staates persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines anderen daran behindert zu werden; daß niemand eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde; daß die Gleichheit vor dem Gesetz einem jeden Staatsuntertan gesichert sei, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde; daß endlich durch Erziehung, echte Religiosität und jede zweckmäßige Einrichtung Ein Interesse und Ein Sinn gebildet werde, auf dem Preußens Wohlstand und Sicherheit begründet werden könne!"

Mit edlem, ungezwungenem Anstande hatte der Staatskanzler gesprochen. Seine achtunggebietende Persönlichkeit, seine ungezwungene Liebenswürdigkeit hielt die Anwesenden eine Zeitlang in seinem Banne. Die dem Bürger- und Bauernstand angehörigen Vertreter hatten die Ausführungen des Staatskanzlers mit sichtbarer Befriedigung aufgenommen; anders die Herren des Großgrundbesitzes und des kurmärkischen Landadels. Sie wollten von all den durch den Staatskanzler gerühmten Neueinrichtungen nichts wissen. Die neue, ihnen von Hardenberg in Aussicht gestellte „Repräsentativverfassung", die für das ganze Königreich und für alle Stände gelten sollte, war ihnen ein Dorn im Auge; sie verlangten, „daß die alte preußische Verfassung" ebenso wie ihre Reservatrechte in keiner Weise angetastet würden. Sie forderten nichts Geringeres als die Aufhebung der gesamten Oktobergesetze. Auch die Steinschen Reformen, ja die ganze Justizgesetzgebung Friedrichs II. war ihrem Todesurteil verfallen. So ging die ganze Notablenversammlung zwecklos auseinander, aber nur, um in Eingaben und Denkschriften, von denen die des Professors Adam Müller die bemerkenswerteste ist, ihren Entrüstungssturm gegen die neue Gesetzgebung fortzusetzen. Am schärfsten kam der Zorn der Unzufriedenen zum Ausdruck in einer Eingabe „der Stände des Lebusschen, Storkowschen und Beeskowschen Kreises", deren Hauptunterzeichner der bekannte Herr von der Marwitz und der Reichsgraf von Finckenstein waren. Die Schrift erging sich in den schärfsten Angriffen, die auch vor dem Staatskanzler, selbst vor dem Könige nicht Halt machten. Hardenberg hatte sie, mit Randbemerkungen versehen, dem Könige zur Kenntnisnahme übergeben. Eine dieser Randbemerkungen bezieht sich auf eine Stelle in der Eingabe, in der von „jungen Fremdlingen" die Rede ist (Hardenberg war Hannoveraner), die den König beeinflussen und „gerade an unserm Lande ihre neumodischen Theorien machen". Diese Theorien seien allein auf den Erwerb

des Geldes und auf die Emporbringung ihrer eigenen Person gerichtet. Daneben hatte Hardenberg geschrieben: „Diese Stellen sind höchst unverschämt und anmaßend. Sie beleidigen in dem Minister die höchste Person des Königs und greifen diese an, da nur von dieser jener seine Autorität hat, die durchaus aufrecht erhalten werden muß, wenn er wirken soll. Dergleichen Behauptungen von Influenz sind mir übrigens nicht neu. Ich habe sie oft in Beziehung auf mich und andere erlebt. Sie sind ebenso unwahr als ungerecht."

Der König war mit seinem Staatskanzler darüber einig, daß diese Opposition, die vor der höchsten Autorität des Staates nicht Halt machte, zu weit ging. Gegen zwei der größten Schreier, Graf von Finckenstein und von der Marwitz, wurde die Untersuchung eingeleitet; sie wurden auf fünf Wochen nach der Festung Spandau geschickt, nach Verlauf dieser Zeit aber „in Gnaden" entlassen.

Hatte auch das Verfahren gegen diese beiden „Notablen" einen guten Eindruck im Lande gemacht, so nahmen doch die Mäkeleien und Verdrießlichkeiten für Hardenberg kein Ende. Ja, der Streit tobte von neuem auf, als das Gesetz über die Gewerbefreiheit vom 2. November 1810 durch ein Ergänzungsgesetz vom 7. September 1811 die größtmöglichste Ausdehnung erhielt, und als am 14. September 1811 das „Edikt, betreffend die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse erlassen wurde, jenes Gesetz, welches den Bauern auch der östlichen Provinzen ein freies Eigentum von Gottes- und Rechtswegen zusprach, da stand die ganze Meute der Kläffer wieder auf dem Plane, die Hardenberg das Leben sauer machte, so daß er mehr als einmal sich mit dem Gedanken vertraut machte, den undankbaren Kampf aufzugeben. Aber die Not des Vaterlandes, die Tatsache, daß die Patrioten mit unbegrenzter Hoffnung auf ihn blickten und auch der König — so schwankend er, der die Macht der Ideen mehr von ihrer destruktiven Seite ansah, manchmal auch wurde — ihn mit seinem Vertrauen stützte, bewogen den treuen Mann immer wieder, auf seinem schweren Posten zu bleiben.

Die größte Stütze hatte Hardenberg an der Königin Luise gehabt. Wie seinerzeit auch bei dem Freiherrn vom Stein, hatte sie auch bei Hardenberg manches Hindernis, das in der schwankenden Sinnes- und Denkweise des Königs seinen Ursprung hatte, aus dem Wege geräumt.

Aber dieser treue Schutzgeist Preußens sollte nicht mehr lange über dem unglücklichen Lande walten. Die Rückkehr der Königin in die geliebte Hauptstadt war das letzte bedeutsame Ereignis in ihrem Leben, das ihrem Dasein einen neuen Impuls, einen neuen Aufschwung zu geben bestimmt schien. Aber es war nur Täuschung. Seit längerer Zeit kränkelte sie schon. Die Rosen des Todes lagen bereits auf ihren Wangen. Eine letzte große Freude bereitete ihr die Reise zu ihrem geliebten Vater nach Neustrelitz. Wie ein Kind hatte sie sich darauf gefreut. Am 25. Juni war sie an der Seite des geliebten Vaters, der ihr bis Fürstenberg entgegengefahren war, in Neustrelitz eingetroffen, freudig begrüßt von der versammelten Volksmenge. Einige Tage später, am 28., war auch ihr Gemahl aus Berlin eingetroffen. „Nun erst bin ich ganz glücklich", hatte sie zu ihrem Bruder Georg gesagt. Noch am Abend war sie dann mit dem König nach Hohenzieritz, dem Landsommersitze ihres Vaters, übergesiedelt. Leidend schon kam sie dort an. Brust- und Herzbeklemmungen machten ihren Zustand von Tag zu Tag schlimmer. Am 19. Juli hauchte sie ihre edle Seele aus. Der König war zuerst wie zerschmettert. Dann raffte er sich auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken . . . „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet." Unermeßlich war sein Schmerz. „Bin ich nicht ein unglücklicher Mann?" hatte er erschütterten Herzens zu Dr. Heim, dem alten treuen Leibarzt, gesagt und, wenige Tage später zu seinem damaligen Flügeladjutanten, Graf Henckel von

Donnersmarck: „Dies ist der härteste Schlag!" War sie doch die einzige gewesen, die in der schweren, schweren Zeit, die beide durchlebt, ihm Trost, Zuversicht und Hoffnung zuzusprechen vermochte.

Ein Wehruf ging durch das ganze Land. Die Patrioten hatten ihre beste Stütze, ihre tatkräftigste Fürsprecherin verloren. Niemand war mehr davon erschüttert als Blücher, der die Königin mit einer Art schwärmerischer Liebe verehrt hatte. An einen Freund, den Rittmeister Eisenhart, schreibt er in wahrhaft rührender Weise: „Lieber Eisenhart. Ich bin vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist von der Erde geschieden; sie muß vor uns zu gut gewesen sein."

Nicht nur das preußische Volk, ganz Deutschland nahm teil an dem Schmerze des Königs; doppelt fühlte man den Verlust der edlen Frau in den Provinzen, die Napoleon dem Könige entrissen hatte, und die sich nun gerade in ihrem Leiden doppelt eins fühlten mit dem alten Königshause. Damals schrieb Henrich Steffens, Professor in dem ebenfalls zum Königreich Westfalen geschlagenen Halle: „Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Überwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Selbst die Feinde schienen die Gefühle zu ehren; aber sie ahnten nicht, welche feindseligen Gesinnungen sich in jedem Gemüte zusammendrängten und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu. Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getötet. Ein Gefühl der Rache und ein, wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volkstümliche Gesinnung, die jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen."

So wie Steffens brachten auch andere bedeutende Männer den Tod der Königin in Beziehung zu den großen, schweren Ereignissen der Zeit. Jetzt in diesen schweren Tagen der Trauer erinnerte man sich mit umso tieferem Schmerze, was die edle Frau dem Könige, was sie dem ganzen Lande gewesen in den vergangenen entsetzlichen Jahren; wie sie, das schwache Weib, mit dem warmfühlenden Herzen und den hellen, offenen Augen, oft die zagenden Männer beschämt hatte. Jetzt verstand man erst den Inhalt jenes ergreifenden Gedichts zu würdigen, das Heinrich von Kleist der Königin zu ihrem letzten Geburtstage am 10. März 1810 überreicht hatte, und das sie, wie er schreibt, „vor den Augen des ganzen Hofes zu Tränen gerührt hat."*)

Erwäg ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern edel hast getragen;

Wie von des Kriegs zerriss'nem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin! Die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert!
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

*) Das ursprünglich 32zeilige Gedicht hatte in seiner ersten Lesart eine andere Form bei fast dem nämlichen Inhalte und wurde erst später von Kleist in die Form des obigen Sonetts umgestaltet, wie es auch in seinen nachgelassenen Werken steht.

Einen ergreifenden Nachruf hat der heimgegangenen Königin vor allem Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher in seiner Trauerpredigt gewidmet. Wie Fichte zu den furchtlosen Patrioten gehörend, die damals, ungeschreckt durch die Bajonette der Feinde, ihre Stimme laut gegen den Unterdrücker erhoben, fand er jetzt die tiefsten, erschütterndsten Worte zur Würdigung der Königin: „Wir wissen, wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechts feststellt, Anteil genommen hat an allen großen Begebenheiten; wie sie sich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die teuren Kinder alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechts und der Ehre; wie begeisternd ihr

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging! — Wir wissen, wie ihre Anmut und Würde auch die schwereren Handlungen der Ergebung und Entsagung zu adeln und zu verschönen vermochte. Aber in dem allen war auch sie nicht die Herrin ihrer Taten, der Erfolg stand nicht in ihrer Hand, und wir wissen, wie wenig von dem, was sie sehnlich wünschte, in Erfüllung gegangen ist. Sollten wir aber deswegen ihre Wirksamkeit für gering halten? Nein! Wollen wir diese ihrem Umfange nach schätzen: so laßt uns auch dahin sehen, wo wir sie, gesondert von allem Fremden, betrachten können. Jene innere stille Wirksamkeit des Gemütes, die sie ausgeübt auf den König, ihren Gemahl, stärkend, beruhigend, erheiternd, im häuslichen Kreise ein Glück bereitend, zu dem er immer zurückkehren konnte; ein Bild innerer Schönheit darstellend, vor welchem alles andere verschwand; die Wirksamkeit, die sie ausgeübt hat auf jene schönen Hoffnungen besserer Zeiten, ihren köstlichen Nachlaß; einpflanzend eben jenes Bild in die Gemüter der königlichen Kinder, welches sie auf immer festhalten wird an dem Guten und Schönen und sie bewahren vor allem, was der vollendeten Mutter unwürdig sein könnte. Und von diesem innersten Heiligtum aus, wie weit hat

sich dieselbe Wirksamkeit verbreitet über alle, die ihr nahten, die ihr in Liebe und Verehrung angehörten! Darauf laßt uns sehen: so werden wir bezeugen müssen, wieviel sie gewirkt hat."

So war nun auch die schöne Königsrose von dem furchtbaren Sturme geknickt, der über Preußen dahinbrauste. Aber als Preußens Genius, als „guter Engel für die gute Sache", lebte sie im Bewußtsein des Volkes fort, wurde die Frühverklärte, mit der Dornenkrone der Märtyrerin Geschmückte, das weibliche Ideal für Deutschland. Sie hat den Glauben an eine große, herrliche Zukunft Preußens in Deutschland wieder geweckt; sie wurde in den Freiheitskriegen das Panier, um das sich die Streiter für das Vaterland scharten, als die Flammenzeichen auf den Bergen rauchten und das ganze Volk zum heiligen Kampfe aufriefen. In ergreifender Weise sang Max von Schenkendorf:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckensvollen Lose?

Lippen, welchen Trost entflossen,
Augen, die wie Sterne funkeln,
Muß Euch Grabesnacht umdunkeln,
Hat Euch schon der Tod geschlossen?

Seid Ihr, hochgeweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkest Du zum Schlummer nieder?

Sink' in Schlummer; aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem Du schrittest,
Ist der Kranz, um den Du littest,
Ruhe labt am Quell der Wunden.

Auf, Gesang vom Klagetale!
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Siegeshymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle!

Sink' an Deiner Völker Herz,
Du im tiefsten Leid Verlorner;
Du zum Märtyrtum Erkorner,
Auszubluten Deine Schmerzen.

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in himmelsweiten Fernen
Alle Heiligen sie loben.

Der Name der Frühverklärten wurde fortan das Palladium, unter dem alles Große und Schöne geschah. Der stille, aufbauende Geist der Heimgegangenen wirkte auch auf den König fort. Er sah ein, daß zur völligen Umwandlung des Staats- und Volkslebens es auch einer ganz besonderen Tätigkeit der großen wissenschaftlichen Kreise bedurfte. Eine geistige Wiedergeburt mußte geschehen, das war dem König klar. Schon nach dem Tilsiter Frieden, als das ganze linkselbische Gebiet, mitsamt der Universität Halle, dem Königreich Westfalen einverleibt worden war und die alten, treuen Lehrer dieser Universität, die Professoren Schmalz und Froriep, dem Könige in Memel die Bitte vorgetragen hatten, die Universität Halle jenseits der Elbe, vielleicht nach Berlin, zu verlegen, hatte der König das schöne Wort gesprochen: „Das ist recht! Das ist brav! Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Das Wort hatte nachgewirkt. Unter der geistigen Führung von Männern wie Wilhelm von Humboldt, Friedrich August Wolf und Schleiermacher war im Jahre 1810 auch in Berlin eine Universität gegründet worden, nicht nur als eine bloße Lehranstalt zur Heranbildung von Kräften für die höheren Beamtenstellen im Staate, sondern als eine Bildungsstätte des reinsten Menschentums. Charaktere, Menschen mit nationalem Denken und Fühlen, wie sie Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" gezeichnet hat, sollten aus ihr hervorgehen, welche die geistigen Waffen schmieden helfen sollten, um die Fremdherrschaft Napoleons abzuschütteln. Der König selbst hatte mit edler Freigiebigkeit die Mittel dazu angewiesen, einen seiner schönsten Paläste, das Palais des Prinzen Heinrich, zur Universität hergegeben; 1810 wurde sie eröffnet. Zweimal hintereinander war kein Geringerer ihr Rektor als Johann Gottlieb Fichte. Eine Reihe glänzender Namen, von denen hier nur Schleiermacher ge-

nannt werden soll, wirkte an ihr. Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, einer der reichsten und tiefsten Geister seiner Zeit, schon 1796 Prediger am Charité-Krankenhause in Berlin, seit 1804 Professor in Halle, war nach Auflösung der dortigen Universität im Unglücksjahr 1806 nach Berlin zurückgekehrt. Durch Wort und Schrift suchte er gleich Fichte den nationalen Geist im Volke zu wecken. Seit 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, übten seine kraftvollen, tiefsinnigen und mannhaften Predigten bald eine mächtige Wirkung auf die Berliner Bevölkerung und halfen die Flamme der Begeisterung schüren. Bei der Begründung und wissenschaftlichen Einrichtung der Universität waren seine Ratschläge und Erfahrungen von wesentlichem Einflusse gewesen. Seine Vorlesungen zogen die Hörer mächtig an; in ihnen machte er ebenso gegen das streng-dogmatische Kirchentum, wie gegen die nüchtern-verstandesmäßige Aufklärung energisch Front und führte durch seine kluge Vereinigung innigster Frömmigkeit, eines reichen, religiösen Gemütlebens mit wissenschaftlicher Freiheit und mutiger Kritik wieder viele der Kirche abgewandte Kreise zu einer innigen und ehrlichen Betätigung ihres Glaubenslebens zurück. Mehr von der Kanzel als vom Katheder herab schleuderte er seine Donnerreden gegen den Unterdrücker, aber auch gegen die Gleichgültigkeit und Stumpfheit der gebildeten Kreise, in das Volk hinein und wurde so neben Fichte einer der feurigsten Wecker und Mahner.

Gerade in jene wunderbare Zeit des Werdens und Wachsens, des Hoffens und Bangens, des Hassens und Liebens, in die Zeit, da das deutsche Volk sich wieder auf die in ihm schlummernden Kräfte besann, fällt die vorbereitende Tätigkeit zweier Männer, welche zur Wiedergeburt Deutschlands dadurch beigetragen, daß sie dem Geiste durch Ausbildung des Körpers die gesunde Wohnstätte bereiteten: Friedrich Ludwig Jahn und Friedrich Friesen. Schon bald nach dem Unglücksjahre 1806 hatte Jahn, übereinstimmend mit den übrigen Patrioten, den glühenden Gedanken gefaßt, daß man sich im Geheimen gegen die Feinde des Vaterlandes verbinden und mit vereinter Kraft die Mittel zur Befreiung des Vaterlandes herbeischaffen müsse. Diese Mittel fand er in der Ausbildung des Körpers, in der Turnkunst. Er war in alle Pläne der Patrioten eingeweiht; mit den hervorragendsten, wie z. B. mit Gneisenau, stand er in reger Verbindung. Nach mannigfachen Reisen war er 1809 nach Berlin gegangen und wirkte als Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster und der berühmten, nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichteten Plamannschen Erziehungsanstalt. Hier in dem reichen Verkehr mit den Schülern, in den gemeinschaftlichen körperlichen Übungen, in den Wanderungen in Wald und Feld, um Herz, Lunge und Geist zu stärken, sind die ersten Wurzeln seiner späteren Wirksamkeit zu suchen, die ihn zu dem Begründer der deutschen Turnkunst machten.

Daneben wirkte er als gedankenreicher und fruchtbarer Schriftsteller für die Belebung des deutschen Nationalsinnes unter der Jugend, und seine kernigen, tiefsinnigen und flammenden Schriften, vor allem die über das „Deutsche Volkstum", haben zur Wiedergeburt und zur Wehrbarmachung des Volkes nicht wenig beigetragen. Prophetisch schaut er, selbst in dem Zustande der tiefsten Demütigung, Preußens zukünftige hohe Bestimmung in der Führung Deutschlands: „So ahnte ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reiches, und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde."

Wie Fichte, dessen „Reden an die deutsche Nation" von unverkennbarem Einfluß auf Jahns „Volkstum" waren, fand er das Hauptmittel zur Wiedergeburt des deutschen Volkes in dem Streben, das in den Staub getretene deutsche Vaterland geistig wieder emporzurichten. In wunderbaren Worten spricht er davon, daß er mit der Mutterliebe die Liebe zum Vaterlande getrunken habe. „Nie ist sie seitdem an der Hoffnungslosigkeit gestorben; schon als Knabe erweckte sie mich

aus dem Schlummerdasein, beschwingte meinen Geist als Jüngling und begeistert mich noch jetzt unter Trümmern. Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuren, nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein!"

Und im Frühjahr 1811 war es dann, als Jahn eine Schar von Schülern des Grauen Klosters und von Zöglingen der Plamannschen Anstalt zu frohem Spiel und kräftigender Körperübung hinausführte nach der Hasenheide. Wenige Monate später wurde an derselben Stelle, wo sich heute das Denkmal des „Turnvaters" erhebt, der erste Turnplatz eröffnet. Hier wurden jene Körperübungen gepflegt, die, zuerst von den alten, zopfigen Pedanten verspottet, im Laufe der Zeit für die Stählung der jugendlichen Körper zur Mannhaftigkeit und zum Mut und für die Pflege der vaterländischen Gesinnung so bedeutungsvoll werden sollten.

Hier auf dem Turnplatz, wie in der Plamannschen Anstalt, wirkte Jahn zusammen mit dem edlen, jugendlich schönen und mit begeisterter Liebe am Vaterlande hängenden Friedrich Friesen. Wie so vielen deutschen Männern lag auch ihm die Schmach des deutschen Volkes, die Unterdrückung durch den fremden Eroberer, schwer auf dem Herzen. Die Jugend waffenfähig zu machen zur schnellsten Abwerfung des verhaßten Joches, war Friesen mit anderen gesinnungsverwandten Männern in eine große Fechtbodengesellschaft eingetreten. Offiziere, Künstler, Lehrer, Beamte und Kaufleute übten sich hier im Hieb- und Stoßfechten und im Schwimmen. Der Geist der Zeit machte den Fechtboden, machte den Turnplatz zu einer Weihestätte des Lebens und zu einem Herde aller nationalen Tugenden, und jeder Turner betrachtete sich als im Dienste des Vaterlandes stehend.

So strebten alle diese Männer — ein jeder nach seinem Können, ein jeder nach seiner Eigenart — dem einen großen, hehren Ziele zu: der Erhebung des deutschen Volkes. Sie alle halfen die geistigen Waffen schmieden zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft; sie alle trugen durch Wort und Schrift, durch Persönlichkeit und Beispiel dazu bei, daß in jener schweren und doch so erhebenden Zeit der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes, nicht erlosch — die Glut unter der Asche.

Drittes Buch
Die Erhebung

F. Stassen

I. Napoleon auf dem Gipfel der Macht.

Mit dem Beginn des Jahres 1811 nimmt die große europäische Krisis ihren Anfang, welche in ihrem weiteren Fortgange jener unnatürlichen Spannung, die nun schon seit Jahren über dem ganzen Abendlande lagerte, ein Ende bereiten sollte. „Kometen winken, die Stunde ist groß!“ so hatte damals, im Hinblick auf das Auftreten jener seltsamen Himmelserscheinung in dem nämlichen Jahre, Wolfgang Goethe, der große Olympier, in des „Epimenides Erwachen“ gesungen und damit jene ahnungsvolle, in der Luft liegende Gewitterschwüle bezeichnet, deren Entladung man mit halb bangen, halb frohen Gefühlen entgegensah. Vollends die ahnungsreichen, dem Aberglauben früherer Jahrhunderte noch nicht ganz abgeneigten Gemüter wollten in der feurigen Rute, welche der Herrgott „drohend am Himmelsfenster aushing“, etwas Unheilvolles, Schreckliches erblicken, etwas wie ein Menetekel, von dem man nur nicht genau wußte, galt es der sündigen Menschheit oder galt es dem vermessenen Manne, der nun schon über ein Jahrzehnt die Bevölkerung des ganzen Erdballes in Atem hielt, und der jetzt, im Bewußtsein seiner Gottähnlichkeit, vermessen die Hand nach der Weltherrschaft ausstreckte. Ja selbst die freier und vorurteilsloser Gerichteten, welche nicht an die Vorbedeutung des Kometen glaubten, wollten aus all den Fieberzuckungen und Windungen, in denen das alte, lebensmüde Europa lag, schließen, daß eine große, weltgeschichtliche Wendung nahe bevorstehe.

Napoleon hatte den Gipfel seiner Macht erstiegen. Seit Karl dem Großen hatte kein Gewaltiger dieser Erde eine ähnliche Machtfülle in seiner Hand vereinigt. Außer dem eigentlichen „Empire“, dem Kaisertum Frankreich, mit seinen 14000 Quadratmeilen und 42 Millionen Ein=

wohnern, gehorchten seinem machtvollen Zepter die Nebenvasallenstaaten: Neapel, das Herzogtum Warschau, die Großherzogtümer Berg und Frankfurt, das Gebiet von Danzig und zahlreiche andere Herrschaften in den von ihm unterworfenen Staaten. Dazu kamen die ihm zur unumschränkten Verfügung stehenden Streitkräfte des Rheinbundes und der Schweiz, so daß, von Spanien abgesehen, in dem seine Macht trotz fortgesetzter blutiger Kämpfe immer noch nicht Wurzeln schlagen konnte, dem Willen dieses einzigen Menschen sich mehr als 80 Millionen Menschen beugten.

Aber das alles genügte dem unersättlichen Manne nicht, für den die Erde zu klein schien, der in seiner Vermessenheit nach den Sternen greifen wollte. Seit dem Jahre 1809, da er Österreich niedergeworfen, den Freiheitskampf des treuen Tiroler Volkes mit blutiger Hand niedergeschlagen und die Aufstände patriotischer Männer im Norden und Süden Deutschlands durch seine Schergen mit frecher Brutalität hatte niedersäbeln lassen, schien sein wahnsinniger Ehrgeiz keine Grenzen mehr zu kennen. Das tolle Hirngespinst der Weltherrschaft hatte seine Gedanken ergriffen und um seine sonst so kühle Besonnenheit einen dichten Nebelschleier gewoben. Mit der Zähigkeit einer fixen Idee ließ ihm dieser Weltherrschaftstraum Tag und Nacht keine Ruhe. In Paris wollte er „einen allgemeinen Gerichtshof für Europa und ebenso ein allgemeines Archiv" gründen; zuvor müßte aber das barbarische Rußland „in die Grenzen einer asiatischen Macht zurückgedrängt" werden. Aber Europa konnte einem Napoleon allein nicht mehr genügen. Bei einer Jagd in Fontainebleau hatte er, dem Treiben der Jagd wie gewöhnlich nicht das geringste Interesse schenkend, abseits sitzend und mit dem Stocke die Erde aufwühlend, während er seinen Weltreichträumen nachhing, halb zu sich, halb zu dem in seiner Nähe stehenden bayrischen General Wrede gesagt: „Noch drei Jahre, und ich bin der Herr der Welt."*)

Daß dieser Weltreichstraum nicht nur ein vorübergehendes Hirngespinst war, sondern später festere Formen annahm, darüber lassen seine zu Anfang des Jahres 1811 an den Marineminister ergangenen Weisungen keine Zweifel. Zwei Flotten, eine „ozeanische" und eine „mittelländische", sollten im Laufe der nächsten beiden Jahre fertiggestellt werden. „Wer kann es mir wehren", sagte er am 24. Mai 1811 zu einer Abordnung der Kaufmannschaft, „in zwei Jahren habe ich, wenn ich es will, eine Flotte von zweihundert Schiffen ersten Ranges." Mit der „ozeanischen Flotte" strebten seine Gedanken hinaus bis über das Kap der guten Hoffnung hinweg nach Surinam und Martinique; die „mittelländische" sollte, der „ozeanischen" die Hand reichend, nach der Eroberung Ägyptens, Syriens das englische Indien in Besitz nehmen und dann, weiter und weiter ihre Welteroberungsbahn ziehend, Hinterindien, China und Japan seinem Weltreich einverleiben.

Nur eins war es, was bei diesen Weltherrschaftsträumen bisher stets seine Stirn umwölkt hatte: das Fehlen eines Thronerben, der nach seinem Tode sein gewaltiges Reich fortführen sollte. Hatte er auch in einer schwachen Stunde — und die schwachen Stunden waren für ihn immer die, in welchen er im Gefühl seines Nichts als Mensch zum Menschen sprach — hatte er in solchem Augenblicke auch dem General von Bubna in Schönbrunn gesagt: „Ich weiß es wohl, mit mir geht mein Reich zugrunde", so lechzte doch sein ehrgeiziges Herz nach dem Glücke, seinem Reiche für die Zukunft durch einen Thronerben dauernden Bestand zu geben. Von seiner Gemahlin Josephine war ein solcher nicht mehr zu erwarten. Das war für ihn sehr schmerzlich; aber mußte denn das ein Hindernis sein? Wozu gab es denn Ehescheidungen? War eine solche nach dem katholischen Ritus auch noch so schwer, mußte auch das Herz der anmutigen Josephine darüber brechen, über solche sentimentalen Dinge setzte sich der eiserne Mann kaltblütig hinweg; war

*) „Encore trois ans et je serai le maître de l'univers!" Hormayr, Lebensbilder. III, 401.

er doch schon mit ganz anderen Dingen als mit solch einem winzigen Menschenherz fertig geworden; hatte er doch mit Thronen, Königreichen und ganzen Völkern gespielt. Gewissensskrupel gab es für ihn so wenig wie gesetzliche oder kirchliche Hindernisse, für ihn, der selbst das Gesetz machte, der von sich sagte, daß er selbst das Gesetz sei. Da der Papst Pius VII., mit dem er damals gerade im heftigen Streite lag, wovon noch weiter unten die Rede sein wird, die Scheidung der Ehe verweigert haben würde, ließ er durch Senatsbeschluß am 16. Dezember 1809 seine Ehe, angeblich eines Formfehlers wegen, für ungültig erklären.

Seine Brautwerber hatten inzwischen an verschiedenen Fürstenhöfen schon Umschau gehalten. Er hatte bereits in St. Petersburg beim Kaiser Alexander angeklopft, dessen 15jährige Schwester, die Großfürstin Anna, ganz nach seinem Sinne gewesen wäre; aber er war — abgewiesen worden. Es war zwar nicht gerade ein Korb gewesen, der von dort eingelaufen war, „aber doch“, wie Johann Scherr*) sagt, „in feinste Phrasenbaumwolle eingewickelt, ein Ding, welches einem Korbe so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.“ Aber so schnell gab der Emporkömmling die Absicht, seinen Thron durch die Begründung einer Dynastie nach den Grundsätzen der Legitimität zu stützen, nicht auf. Graf Narbonne mußte an den österreichischen Hof nach Wien gehen, und bald durchflog die unglaublich scheinende Kunde den Erdball, Napoleon habe um die Hand der blühend jugendlichen Tochter des Kaisers Franz von Österreich angehalten, und der Kaiser, nach dem Frieden von Schönbrunn in allen seinen Hoffnungen geknickt und von schwerster Finanznot gedrängt, habe sein Ja und Amen dazu gegeben.

Es war wie ein böser Witz der Weltgeschichte. Frau Klio schien in dieser wunderlichen Zeit ganz närrisch geworden; sie machte die tollsten Sprünge. War das nicht derselbe Kaiser Franz, der — es waren kaum siebzehn Jahre her — mit dem König von Preußen ins französische Land gerückt war, um Marie Antoinette, die Tochter Maria Theresias, gleich ihrem unglücklichen Gemahl den Händen des Henkers zu entreißen, was ihm leider nicht gelungen war?**) Und nun mußte die Welt erleben, daß dieser nämliche Kaiser Franz seine eigene Tochter, eine Nichte der hingerichteten Marie Antoinette, dem Sohne der Revolution, dem einstigen militärischen Ratgeber des blutigen Robespierre und weiland der wirksamsten Stütze des radikalen Konvents, zum Weibe gab?

Ähnliche Erwägungen über diese Verbindung, die am 2. April 1810 in Wien durch denselben Kardinal Fesch geschlossen wurde, welcher die Ehe mit Josephine eingesegnet hatte, stellten die europäischen Fürstenhöfe an. Das englische Kabinett zeigte sich geradezu entsetzt. „Das Wiener Kabinett hat die Revolution geheiligt“, hieß es; „es hat sich mit dem revolutionären Kaiser verbunden!“ Und noch schärfer lautete das Urteil am Petersburger Hofe: „Man hat die Erzherzogin Marie Luise auf einen Thron gesetzt, der noch über und über mit dem Blute Marie Antoinettes befleckt ist.“

Der große Machthaber ohne Gewissen, der nie gewohnt war, auf die Urteile anderer Wert zu legen, rief solchen Äußerungen ohnmächtigen Grimmes gegenüber triumphierend aus: „Noch ehe zehn Jahre vergangen sein werden, wird meine Dynastie die älteste in Europa sein!“ Und als ihm dann nach Jahresfrist, am 20. März 1811, der heißersehnte Sohn geboren war, den er schon in der goldenen Wiege zum „König von Rom“ ernannte, da wurde er von einem wahren Taumel der Freude erfaßt. Der Senat lag lakaienhaft dem Säugling zu Füßen, und der Präsi-

*) Johannes Scherr, Blücher, seine Zeit und sein Leben. Buch VII.

**) Sie wurde am 16. Oktober 1793 hingerichtet, nachdem ihr Gemahl, Ludwig XVI., schon am 21. Januar desselben Jahres unter dem Beile des Henkers gefallen war.

dent sprach die überschwänglichen Worte: „Ein neues Gestirn ist am Himmel Frankreichs aufgegangen, und sein erster Strahl hat das Dunkel der Zukunft vollständig zerstreut."*)

Es schien, als ob mit der Geburt des Thronerben ein förmlicher Rausch über ihn gekommen war, welcher ihm in seinen Strebungen und Plänen die klare Erkenntnis, die ruhige Überlegung raubte und ihn zu der tollsten Anspannung seiner ohnehin überreizten Nervenkräfte trieb. Der Traum seiner Welteroberungspolitik fing an, mehr und mehr seine Sinne zu umnebeln; der Cäsarenwahn, alles zu seinen Füßen zu sehen, fing an, seinen Genius zu umdunkeln. Das zeigte sich — wie Henckel von Donnersmarck berichtet, der 1810 eine Audienz bei Napoleon mitgemacht hatte — schon in seinem Äußern, in seiner ganzen Art, sich zu geben. „Sein Gefolge wagte nicht, sich zu rühren, nicht zu atmen, denn zu dieser Zeit, im Jahre 1810, dunkelte schon, flüchtige Augenblicke ausgenommen, stets eine Zornwolke auf der Empereurstirne, blitz- und donnerschwanger und allfort bereit, Unheil und Verderben aus ihrem Schoße zu schütten. Nur noch dann und wann erinnerte des Gewaltigen Gebaren und Sprache an den Menschen Bonaparte von ehemals; sonst zeigte er der Welt bloß den grollenden Gebieter Napoleon, der sklavisch-unterwürfiges Bezeigen als einen seiner Allmacht gebührenden Tribut forderte. In den Schulen des Empire wurde ein Katechismus**) gelehrt, worin es ausdrücklich hieß, daß Gott Napoleon den Großen ‚zu seinem Bilde auf Erden bestellt habe', weshalb folgerichtig alle, die ‚gegen unsern Kaiser treulos handeln, der ewigen Verdammnis schuldig und verfallen sind.' Mit ‚Furcht und Zittern' ward der weiland Unterleutnant verehrt. Seine großen Audienzen, während deren Dauer ‚eine Totenstille' herrschte, gaben Großwürdenträgern, Gesandten, Prinzen, Königen, Männern der Wissenschaft wie Männern des Krieges ein Gefühl, als befänden sie sich unter einer Luftpumpe. Sein Kommen beklemmte den Atem, sein Gehen erlöste vom Alb. Ein feiner Beobachter hat im Jahre 1810 den Kaiser im Audienzsaal in den Tuilerien so gesehen: in seiner Uniform, den kleinen Hut unter dem Arm, schwerfälligen Ganges, in einer Haltung, welche ‚den Widerstreit eines Willens' ausdrückte, der etwas erreichen möchte, und zugleich eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden sollte. Daher Nachlässigkeit und Absicht abwechselnd in ihm hervortraten und nur in Unruhe und Mißbehagen zusammenflossen. Seine Augen waren dunkel umwölbt, auf den Boden geheftet und streiften nur ruckweise und scharf über die Anwesenden hin. Wenn er lächelte, so lächelte bloß der Mund mit einem Teile der Backen, unbeweglich finster blieben Stirn und Augen. Zwang er auch diese, so bekam sein Gesicht einen noch verzerrteren Ausdruck. Diese Verbindung von Lächeln und Ernst hatte etwas furchtbar Abschreckendes. Er sprach kurz, hastig, hingeworfen, die gleichgültigsten Sachen mit einer leidenschaftlichen Schnelle; ja, wenn er gütig sein wollte, klang es immer noch, als sei er zornig." ***)

Dieser Cäsarenwahn, der in Selbstvergötterung überging, trieb ihn immer mehr auf jene Bahn der Welteroberungspolitik, bei der er jede Übersicht verlor, die ihn Fehler über Fehler begehen ließ. Die Glückssonne, die nach der Geburt eines Thronerben von ihm auszustrahlen schien, fing an, ihn selbst zu blenden und ihm den richtigen Blick, die richtige Schätzung der Dinge zu nehmen, so daß sich ihm, dem Manne des sonst so klaren Wollens, schließlich das Ziel verwirrte.

---

*) Das „neue Gestirn", der später von Kaiser Franz II. zum Herzog von Reichsstadt ernannte Sohn Napoleons, starb bereits im Alter von 21 Jahren an der Lungenschwindsucht in demselben Zimmer zu Schloß Schönbrunn, in dem sein Vater einst den Frieden von Wien diktiert hatte.

**) Der in Rede stehende Katechismus war auch in den von Frankreich abhängigen deutschen Gebieten eingeführt. Eine deutsche Ausgabe wurde 1809 zu Trier gedruckt. Vgl. Eilers, Meine Wanderung durchs Leben. II, 26.

***) Johannes Scherr, Blücher und seine Zeit. Buch VIII. Vgl. auch Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen, 81 und Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. II, 300.

Neue, ungeheure Gebietserweiterungen mußten seiner Eitelkeit frönen; sein wahnwitziges Streben nach Machtzuwachs trieb ihn zu unerhörten Mißgriffen, zu Gewaltschritten, die ihm in früheren Jahren die klare Vernunft widerraten hätte. Cäsarenwahnsinn! Sein erster Schritt auf der abschüssigen Bahn seiner Macht war die Aufhebung des Kirchenstaates. Schon 1808 hatte Napoleon, getrieben von brennendem Haß gegen England, den Papst zum Abschluß eines Offensiv- und Defensivbündnisses gedrängt mit der Bedingung, daß der Kirchenstaat dem englischen Handel alle Häfen verschließe. Die standhafte Weigerung Pius VII., auf diese Zumutung einzugehen, veranlaßte den in höchste Wut versetzten Imperator im Mai 1809, von Schönbrunn aus die Einverleibung des Kirchenstaates und der Stadt Rom in Frankreich zu dekretieren. Das Dekret hatte er mit staatsrechtlichen Erwägungen umkleidet, in denen er sich wiederum als Nachfolger Karls des Großen bezeichnete und die in dem Papst verkörperte „Mischung der weltlichen und geistlichen Macht eine nie versiegende Quelle von Zwistigkeiten nannte, die das Wohl unseres Reiches alterieren". Der streitbare Papst protestierte in feierlicher Weise und verhängte schließlich über den „Frevler am Stuhle Petri" die Exkommunikation.

Die Wirkung des päpstlichen Bannstrahles war eine tiefgehendere, als man in dem „aufgeklärten Frankreich", das in den Tagen der Revolution die Religion abgeschafft und den Herrgott abgesetzt hatte, erwarten konnte. Selbst in dem leichtlebigen Paris zündete sie wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, und als die Nachtschwärmer eines Morgens nach Hause trollten und den päpstlichen Bannfluch an den Türen der Kathedrale von Notre Dame erblickten, wollten sie kaum ihren Augen trauen. Den damaligen Polizeiminister Savary schreckte die unerwartete Nachricht aus dem süßen Morgenschlummer auf; seine Aufgabe, sie dem jähzornigen Kaiser zu melden, war keine angenehme. Wie sie von Napoleon aufgenommen wurde, berichtet die Generalin Durand, damals erste Palastdame der Kaiserin, in ihren „Denkwürdigkeiten": Die im Kabinett stattgefundene Szene soll eine entsetzliche gewesen sein. Der Kaiser war vor Wut ganz außer sich, und da gerade an jenem Morgen der Staatsrat in die Tuilerien berufen war, so eilte er, wie er ging und stand, direkt in den Sitzungssaal.

Die Herren erschraken heftig, als der Kaiser so ohne jedes Zeremoniell hereingestürmt kam, und, ohne irgend jemand zu begrüßen, wie ein Besessener in dem großen Raume auf und ab lief, hier einen Sessel mit dem Fuß beiseite stieß, dort irgend ein Gerät ergriff und hinschleuderte und dabei nur unzusammenhängende Worte hören ließ.

Alle saßen wie gebannt und rührten sich nicht. Als der Direktor der kaiserlichen Druckerei, der auch Mitglied des Staatsrates war, in den Saal trat und sich auf seinen Platz begeben wollte, fuhr der Kaiser auf ihn los:

„Da sind Sie also! — Bleiben Sie stehen und verantworten Sie sich! — Sie wußten, was vorging, und, anstatt mich sofort davon zu benachrichtigen, drucken Sie den Wisch und lassen ihn verbreiten! — Herr! Wissen Sie, was Sie verdient haben? — Verantworten Sie sich! — aber keine jesuitischen Ausflüchte!"

„Sire", stotterte leichenblaß der Direktor, „ich wußte allerdings — —"

„Sehen Sie! — Da sagen Sie es selbst! — Sie wußten es und duldeten es — ja! Sie boten die Hand dazu, daß man mich öffentlich beschimpfte! — Mich! Den Kaiser! In meiner Haupt- und Residenzstadt! — Eine Exkommunikationsbulle gegen mich, die meine Untertanen ihrer Eide und Pflichten gegen mich entbindet! — Es ist entsetzlich! Und Sie — Sie boten die Hand dazu!"

„Sire", entgegnete der Direktor, der sich mittlerweile etwas gesammelt hatte; „ich dachte,

gerade durch die Veröffentlichung die Richtigkeit einer solchen Prozedur am besten zu kennzeichnen. Jetzt kann der Papst doch nicht mehr als ein verfolgter Märtyrer dastehen, wenn er Ew. Majestät mit solchen Waffen angreift!" Schließlich wurde der Papst von französischen Gendarmen im Quirinal gefangen genommen und über Florenz und Grenoble nach Savona gebracht, wo er längere Zeit in Haft blieb.

Auf die Einverleibung des Kirchenstaates folgte eine Reihe weiterer Vergewaltigungen und Annexionen, für welche die amtliche Sprache des Empire noch aus den Staatsakten der Zeit Ludwig XIV. das schöne Wort Réunion (Wiedervereinigung) hervorgesucht hatte. Zuerst kam Holland an die Reihe, das am 9. Juli 1810 dem französischen Reiche einverleibt wurde, nachdem bereits am 1. Juli Ludwig Bonaparte, Napoleons charaktervollster Bruder, der die Wohlfahrt des Landes über den tyrannischen Willen seines Bruders gestellt, die Krone niedergelegt hatte. In seiner brutal-ironischen Weise hatte Napoleon diese neue, gegen den eigenen Bruder gerichtete Gewalttat damit zu rechtfertigen gesucht, daß Holland nichts weiter sei, als „eine Anschwemmung der französischen Flüsse Maas, Schelde, Rhein, also gewissermaßen eine ‚Ausströmung des Empire.'" *)

Es folgte dann ein neuer Akt brutaler Gewalt, die Einverleibung des Kantons Wallis in die Schweiz, welche im November 1810 unter dem Namen eines „Departements Simplon" einen neuen Zuwachs des gefräßigen Ungeheuers, Empire genannt, bildete. Und noch bevor das Jahr 1810 abgelaufen, hatte er sein ländergieriges Auge auch auf den ganzen Küstenstrich des nordwestlichen Deutschlands, links der Elbe, gerichtet. Ohne auch nur einen Schatten von Vorwand, als den, daß die Annexion „durch die Umstände geboten sei" („commandé par les circonstances"), verfügte er die Einverleibung der alten Hansagebiete Hamburg, Lübeck, Bremen und im Anschluß daran die der Herzogtümer Lauenburg und Oldenburg, zusammen ein Gebiet von 600 Quadratmeilen, in den Riesenrachen seines Reiches.

Daß in der Tat der Cäsarenwahn des Weltherrschertums sein ganzes Sinnen und Trachten mehr und mehr in Besitz nahm, beweist die unerhörte Drohung, die er 1811 an das ehrliche Schweizer Volk richtete: „Die Eidgenossen würden von ihm nichts zu befürchten haben, wenn sie seinen Willen nicht durchkreuzten; er würde in diesem Falle ihr Land in der Verfassung lassen, in welcher es sich befinde. Aber es könnte ihm doch eines schönen Tages einfallen, um Mitternacht die Einverleibung ihres Landes in das Kaiserreich zu unterzeichnen. (Un beau jour au minuit je signerais la réunion.)"

Und all diese Unternehmungen, so widersprechend sie im einzelnen oft schienen, standen dennoch gewissermaßen unter einer einheitlichen Grundidee. Den Engländern die Herrschaft auf dem Meere zu entreißen, das war der gigantische Gedanke, dem alle übrigen sich unterordnen mußten, und — es war vielleicht die einzige Methode in dem erwachten Cäsarenwahnsinn des Welteroberers. Schon seit Jahren war, wie wir wissen, sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, die Kontinentalsperre mit größter Rücksichtslosigkeit durchzuführen. Dieses ihm so verhaßte, überall ihn schädigende und nirgends zu fassende England wollte er an seiner empfindlichsten Stelle treffen, in seinem Handel, den er von allem Verkehr mit dem europäischen Festlande abzuschließen suchte. Alle Hafenplätze von den Küsten des südlichsten Spaniens bis hinauf zu den eisumstarrten Gestaden des nördlichen Rußland sollten dem Handel „dieses englischen Krämervolkes" gesperrt werden. Unter diesen Gesichtspunkten waren alle Verträge abgeschlossen.

Aber gerade dies mit so unsinnigem Trotze festgehaltene „Kontinentalsystem", das im europäischen Handel so schwer einzuhalten war, daß Napoleon selbst durch Erteilung von Erlaubnis-

*) La Hollande a été réunie à l'empire, elle n'en est q'une émanation.

Die Trümmer der großen Armee

Original von P

C.R.

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

dem Rückzuge aus Rußland 1812.

or C. Röchling.

scheinen, sogenannten „Lizenzen"*) Ausnahmen zu machen gezwungen war, sollte ihm verhängnisvoll werden. Es brachte den ersten Zusammenstoß mit dem bisherigen „Freunde und Bundesgenossen", dem Zaren. Noch bei der bereits im ersten Buche geschilderten Kaiserzusammenkunft auf dem Memelflusse (siehe S. 141) hatte Alexander mit der ihm in solchen Augenblicken eigentümlichen Überschwänglichkeit ausgerufen: „Niemand haßt die Engländer mehr als ich!" Ähnliche Versicherungen hatte er noch bei der Fürstenzusammenkunft in Erfurt abgegeben. Aber freilich, in der Praxis sehen solche Dinge oft ganz anders aus. Selbst wenn er es gewollt hätte, wäre es ihm im Interesse seines Landes unmöglich gewesen, sich in der von seinem Bundesgenossen gewünschten Weise von England abzuschließen; in diesem Sinne hatte er auch bereits in einer Depesche durch seinen Kanzler Romanzow dem französischen Kabinett die Erklärung abgegeben: „Es sei seine Pflicht, seiner Untertanen Wohl zu fördern."

Auf das gereizte, schon den Stempel des Zerwürfnisses an sich tragende Dekret Napoleons vom 2. Juli 1810, „daß kein Schiff aus einem französischen Hafen auslaufen dürfe, welches für einen fremden Hafen bestimmt sei, das nicht einen von seiner Hand unterzeichneten Erlaubnisschein habe", antwortete Rußland durch den Ukas vom 19. Dezember 1810, „daß es die Einfuhr englischer Waren in Rußland auf neutralen Schiffen gestatte." Der neue russische Zolltarif vom 29. Dezember verschärfte die Spannung noch dadurch, daß eine ganze Reihe von Erzeugnissen der französischen Industrie von der Einfuhr nach Rußland gänzlich ausgeschlossen war. Mitbestimmend für diese scharfen Maßregeln Alexanders war der unerhörte Gewaltakt Napoleons gegen den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten des Zaren. In einer im Februar 1811 an die europäischen Kabinette gerichteten Note legte Alexander gegen die Einverleibung des Herzogtums Oldenburg in das französische Kaiserreich einen scharfen Protest ein. Der sich im Anschluß hieran entwickelnde diplomatische Notenverkehr zwischen den beiden Herrschern zeigte immer deutlichere Spuren des Zerfalls der französisch-russischen Allianz. In einem Briefe bezeichnete Napoleon den Ukas des Zaren „als einen Wechsel des russischen Systems, der in den Augen Englands und ganz Europas so angesehen werde, als ob unsere Allianz nicht mehr existierte."

Es war dies nur ein Fühler, den er hier ausstreckte; als er wußte, wie es in Wirklichkeit um die russische Freundschaft stand, wurde er deutlicher. Den französischen Gesandten am russischen Hofe, Caulaincourt, dem eine kalte Behandlung seitens Alexanders wiederfahren war, und der ihm überdies zu russenfreundlich schien, rief er kurzer Hand ab und äußerte bei dieser Gelegenheit einem Vertrauten gegenüber: „Ich sehe, ich werde dem Kaiser Alexander über kurz oder lang doch noch den Krieg erklären müssen." Noch schärfer beleuchtete das gespannte Verhältnis eine Äußerung Napoleons der Kaufmannschaft von Paris gegenüber, die ihm am 24. Mai 1811 zur Geburt seines Sohnes ihre Glückwünsche dargebracht hatte. Sein Groll gegen Alexander raubt ihm sogar bei dieser Gelegenheit seine sonst gewohnte Ruhe und Vorsicht. Im Hinblick auf die bestehende Spannung prahlt er den Kaufleuten gegenüber damit, „daß ihm ein Krieg mit Rußland keine Schwierigkeiten mache. Er habe zwanzig Millionen im Keller liegen, vollwichtige Napoleons, mein Privateigentum, das ich im Notfalle dem Staate zur Verfügung stelle." Wenn es sein müßte, würde ihm „ein Marsch nach Petersburg oder Moskau nicht mehr Schwierigkeiten machen, als eine Spazierfahrt nach Fontainebleau."

So waren die Wissenden schon lange darauf vorbereitet, daß die Spannung zwischen den beiden Autokraten über kurz oder lang zu einer Explosion dränge. Diese fand denn auch am

*) Mit diesen „Lizenzen", die Napoleon sich teuer bezahlen ließ, machte er selber ein gutes Geschäft. Überdies begünstigte das Kontinentalsystem den Schmuggel in außergewöhnlicher Weise.

15. August 1811 in den Tuilerien statt, als der Brief des Generals Lauriston, des Nachfolgers Caulaincourts, mit der Nachricht in Paris eintraf, „daß der Zar in dem ausgebrochenen Zwiste durchaus kein Entgegenkommen zeige.“ Der russische Gesandte Kurakin mußte die ganze Schale des Zorns über sich ergehen lassen. „Was will Ihr Kaiser mit seinem Protest gegen die Réunion Oldenburgs mit meinem Reiche?“ herrschte er ihn an. „Der Herzog von Oldenburg hat sich durch Gestattung des Schleichhandels in seinem Lande gegen mich als Protektor des Rheinbundes versündigt; kraft eines alten deutschen Rechtes hätte ich ihn ächten können . . . Rußland möchte das Herzogtum Warschau haben; aber ich trete keine Fußbreite von meinem Gebiete ab, gebe Polen niemals her, niemals! . . . Ich will den Krieg nicht, aber Ihr Gebieter rüstet, und so muß auch ich rüsten.“

Und er rüstete — ja, er hatte schon lange gerüstet. „Man sei noch niemals auf einen Krieg so gut vorbereitet gewesen, wie diesmal“, hatte der Kriegsminister, wie Kurakin nach Petersburg schrieb, einem Vertrauten gegenüber geäußert. Und Napoleon hatte selbst über den Zustand seiner Heeresbereitschaft in höchst selbstzufriedener Weise gesagt: „Mit solchen Mitteln überwindet man alle Hindernisse.“

Während so im Westen Preußens die Rüstungen des Welteroberers sich immer furchtbarer gestalteten und im Osten der russische Bär grimmig die Tatzen erhob, schwebte das kleine zerstückelte Preußen in der größten Gefahr. Es glich einem an Händen und Füßen gefesselten Körper, welcher, zwischen zwei Kolosse eingeklemmt, jeden Augenblick erwarten muß, von ihnen erdrückt zu werden. Es war unabwendbar, daß bei einem Zusammenstoß der beiden furchtbaren Mächte das arme, durch Kriege verheerte Preußen von neuem der blutige Schauplatz für einen entscheidenden Kampf werden mußte, der an Furchtbarkeit alle bisherigen zu übertreffen drohte; im günstigsten Falle würde es die Militärstraße für endlose Truppendurchzüge und Heereskonzentrationen bilden, die das unglückliche, ausgesogene Land völlig zugrunde richten mußten. „Wir sitzen zwischen Boom und Borke“, hatte Blücher mit treffender Anschaulichkeit gesagt. Das unglückliche Volk hatte die traurige Wahl, zwischen den Bajonetten der Franzosen oder den Lanzen der Kosaken zu verbluten. In der Tat hatte sich Preußen auch in der schlimmsten Zeit des französischen Joches nie in einer verzweiflungsvolleren Lage befunden. Seine Hauptfestungen vom Feinde besetzt, in seiner Heeresstärke auf einen winzigen Teil herabgesetzt, aller Geld- und Verteidigungsmittel beraubt, gewährte Preußen den furchtbaren Anblick eines Gefesselten, der, sehenden Auges, von zwei Seiten zugleich den Todesstoß erwartet.

II. König Friedrich Wilhelm in schwerster Bedrängnis.

Während aber der unglückliche Friedrich Wilhelm III., von dem Vorgefühl dieser Vernichtung zu Boden gedrückt, nicht wußte, ob er die Hilfe suchenden Arme nach Westen oder Osten ausstrecken sollte, hatten die Führer der patriotischen Partei, die Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, Boyen, Clausewitz, Bunsen, Chasot und andere nie mutiger und hoffnungsfreudiger ihr Haupt erhoben. Der große Moment einer Weltkoalition schien jetzt gegeben. Wenn dieser große Augenblick jetzt ein großes Geschlecht fand, wenn Rußland sich mit Preußen und Österreich zusammenschloß und England mit seinen reichen Mitteln diesen Bund unterstützte, so war die lang ersehnte Zeit gekommen, wo das Joch, unter dem ganz Europa seufzte, abgeschüttelt werden konnte.

In dieser furchtbar schweren Krisis, da die Existenz des preußischen Staates an einem schwachen Faden hing, war es vielleicht ein Glück, daß dem zu Boden gedrückten, nach beiden Seiten schwankenden Könige ein Mann treu zur Seite stand, der, wie Hardenberg, ein Verständnis für die Eigenart des Königs hatte und mit Bewußtsein und Methode die Politik verfolgte, „sich anscheinend dem Willen Napoleons widerspruchslos zu unterwerfen und alle Absichten einer künftigen Erhebung auf das sorgfältigste zu verhehlen, ohne sie doch im Innersten seines Herzens aufzugeben . . ., um auf diese Weise den gänzlichen Untergang des Staates solange hinauszuschieben, bis vielleicht inzwischen der günstige Moment der Erhebung herangekommen war."*) Es entsprach dieser Politik, daß die Anhänger der französischen Partei, Feldmarschall Kalckreuth und Fürst Hatzfeld, nicht nur im Dienste blieben, sondern zu anscheinenden Vertrauensstellungen verwandt wurden, wogegen die

*) Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. I. 200.

Führer der Patriotenpartei, deren Treiben den französischen Aufpassern nur zu gut bekannt war, sich möglichst in den Hintergrund zurückziehen mußten. Scharnhorst hatte schon im Jahre 1810 auf direktes Verlangen Napoleons vom Kriegsdepartement zurücktreten müssen, war aber Chef des Generalstabs verblieben und hatte, zum Chef des Ingenieurkorps ernannt, auf Grund eines geheimen Kabinettbefehls die militärischen Angelegenheiten auch fernerhin geleitet; ja, sein Nachfolger im Kriegsministerium, Oberst von Hake, war sogar durch einen geheimen Befehl angewiesen worden, sich in allen schwierigen Fragen an Scharnhorst zu wenden, den er in Wirklichkeit noch immer als seinen Vorgesetzten anzusehen habe. Mit Gneisenau hatte der Staatskanzler gerade zu jener Zeit geheime Verbindungen angeknüpft. Für den hochgesinnten, aber leidenschaftlich veranlagten Mann war unter den Argusaugen der französischen Späher noch viel weniger ein Platz in der preußischen Armee gewesen, als für den stillen, vorsichtigen, klug erwägenden Scharnhorst. Wir wissen, daß Gneisenau 1809 vor dem Ausbruch des österreichisch-französischen Feldzuges, bei der völligen Untätigkeit Preußens, den Plan gefaßt hatte, im österreichischen Heer eine preußische Legion zu gründen. Durch seine plötzliche Abberufung nach Königsberg war ihm dies unmöglich geworden. Da ihm in Preußen keine Aussicht auf Betätigung im patriotischen Sinne blieb, war er nach dem unglücklichen Ausgange des österreichischen Krieges nach England gegangen, um von hier aus im Dienste der Befreiung Deutschlands tätig zu sein.

Der König hatte ihm den Abschied bewilligt mit der ausgesprochenen Hoffnung, „daß er im höheren Sinne im Dienste Preußens weiter wirken werde." Gneisenau hatte hierauf England, Rußland und Schweden bereist, immer im geheimen Briefwechsel — oft unter Deckadressen — mit den Patrioten stehend, und war dann 1811 wieder nach Preußen zurückgekehrt. Aber von der preußisch-französischen Partei stark verdächtigt, von den französischen Späheraugen scharf beobachtet, getraute er sich nicht, in Berlin offen zu erscheinen. Clausewitz hatte in dem nahegelegenen Pankow ein Zimmer für ihn gemietet; von hier aus kam er dann oft heimlich nach Berlin, um Gedanken und Pläne mit seinen Gesinnungsgenossen auszutauschen und sich über den Stand der Bewegung auf dem Laufenden zu erhalten. Die Fernerstehenden täuschte er durch die Erklärung, daß er sich von allen öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe. „Ich bin zu streng bewacht", schrieb er diesen; „ich darf Personen, die ich hoch achten muß, nicht kompromittieren; ich habe eine zahlreiche Familie, deren Subsistenz ich vorerst feststellen muß. Unbesonnene bringen uns in Gefahr, und es ist nötig, unsere Feinde zu desorientieren."*) Briefe seiner eingeweihten Freunde trafen ihn meist unter der Adresse „Herrn von Neithardt."**)

Ende Februar 1811 war es, als Hardenberg an Gneisenau eine vorsichtige Botschaft ergehen ließ, durch welche er ihn zu einer geheimen Zusammenkunft nach seinem Gute Tempelhof in der Mark einlud. Gneisenau möge unter Anwendung der größten Vorsicht unter dem Charakter eines Amtmannes entweder zu Pferde oder zu Wagen dort eintreffen, da er dringende Angelegenheiten mit ihm zu besprechen habe. Gneisenau erschien und verabredete für die Folge eine Art Geheimsprache für den Briefwechsel (Hardenberg sollte danach „Haug" und Gneisenau „Knoth" angeredet werden). Von dem Staatskanzler über die Verhältnisse in England befragt, konnte er ihm nur mitteilen, daß man in England kein Zutrauen zu der künftigen preußischen Erhebung mehr habe; man könne nicht eher an eine Unterstützung durch England denken, als bis Preußen durch einen völligen Bruch mit seiner bisherigen schwankenden Politik bewiesen habe, daß es ihm ernst sei mit energischen Maßregeln zur Abschüttelung des Joches. Seine Ansichten über die augenblicklich so

*) Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. I, 201.

**) Aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls von Gneisenau, herausgegeben von Albert Pick.

kritische Lage und die Aufgaben der Regierung legte er dem Staatskanzler in der Folge in eingehenden Denkschriften nieder.

Nach dem Inhalte dieser Denkschriften konnte Preußen in dem bevorstehenden Kampfe nicht neutral bleiben, da sein Gebiet zwischen den kriegführenden Mächten lag. Einer der beiden Mächte müsse sich Preußen anschließen. Zu Rußland hatte Gneisenau jedes Zutrauen verloren. Dieser „Koloß mit den tönernen Füßen" würde, selbst wenn er wolle, kaum die Kraft haben, Preußen zu schützen. Bezüglich Frankreichs zweifelte Gneisenau, ob sich Napoleon auf ein Bündnis mit Preußen einlassen würde, da es nach seiner Meinung Napoleons feste Absicht sei, Preußen über kurz oder lang völlig zu vernichten. Sein Rat ging dahin: „Die preußischen Truppen auf der Stelle mobil zu machen, um sich an festen Stellungen in Verteidigungszustand zu setzen. Selbst, wenn man die Hoffnung auf ein Bündnis habe, sei es am ratsamsten, sich stark zu zeigen und den französischen Kaiser merken zu lassen, daß man unter Umständen imstande sei, der Durchführung seiner Pläne bedeutende Hindernisse in den Weg zu legen." „Wir haben soviel Truppen", heißt es in einer späteren Denkschrift vom 16. April 1811, „um unsere acht Festungen damit zu besetzen und noch zwei Korps übrig zu behalten. So etwas kann man nicht im Rücken lassen. In verschanzten Lägern (wo, will ich hier nicht andeuten), können diese beiden Korps nicht sogleich bezwungen werden. Mit Belagerungen müßte demnach Frankreich beginnen, und das ist zu Anfang eines Feldzuges unangenehm. Alle acht Festungen kann man weder belagern noch einschließen. Aus den uneingeschlossenen vereinigen sich die Besatzungen und werfen die Beobachtungs-Korps nieder, wenn sie schwach sind. Macht sie der Feind stark, so schwächt er dadurch seine Armeen gegen Rußland und gibt diesem Zeit, seine Rüstungen zu vervollständigen — soviel dies nämlich möglich ist. — Eine solche Stellung gebietet Achtung und möchte allein Napoleon geneigt machen, mit uns ein Bündnis zu schließen. Sonst nichts in der Welt. Diese Ansicht muß man den Schwachmütigen geben; ich dächte, gegen deren Bündigkeit wäre nichts einzuwenden. Mag Frankreich dennoch unser Bündnis nicht, so mögen wir noch zwei Jahre fortdauern und dann ohne Schande, vielleicht mit Ruhm, zugrunde gehen. Wir haben dann für unsere jetzige verzweifelte Lage genug geleistet und unsere frühere Schande getilgt. Binnen zwei Jahren kann sich manches ereignen, und auf jeden Fall haben wir dann wieder Vertrauen und Achtung gewonnen.*)

Diese Vorschläge erschreckten den zweifelnden, zwischen beiden Kriegsparteien hin und her schwankenden König mehr, als sie ihn beruhigten. Sie würden nach seiner Meinung, „den sofortigen Ausbruch des Krieges zur Folge haben." Er griff wieder zu der unseligen Politik der Mittelwege, welche ihm in seinem Leben schon so oft verhängnisvoll geworden war. Noch wiegte er sich in den Gedanken, der Krieg würde sich vermeiden lassen; er selbst wollte den Vermittler zwischen Napoleon und Alexander spielen und schrieb am 12. Mai 1811 von Potsdam aus an den Zaren, „er sei überzeugt, daß der französische Kaiser den Krieg nicht wolle, und daß es von dem russischen Kaiser abhänge, den Krieg zu vermeiden.**)

Alexanders Antwort auf diesen Brief war auffallend kurz und kalt, um nicht zu sagen: grob. „Es ist nicht billig, mir die Neigungen zuzutrauen, den Frieden zu stören (il ne'st pas raisonable de me supposer l'envie de troubler la paix), heißt es an der schärfsten Stelle. „Ich hatte geglaubt, daß meine Weise zu sehen, und meine politischen Prinzipien Ihnen bekannt seien; demnach hat mich der Inhalt des Briefes nur überraschen können."

---

*) Delbrück I, 211.

**) „Je me tiens assuré, que l'empereur des Français ne veut point la guerre, et il me semble aussi qu'il ne dépendrait que de Votre Majesté impériale de l'éviter."

In welcher Besorgnis der König um die Existenz seines Staates war, beweist die fast nervöse Hast, womit er zwei Tage nach Absendung des Briefes an Alexander ein Schreiben an Napoleon richtet, worin er ihm klipp und klar ein Offensiv- und Defensivbündnis anträgt, nach welchem er ihm ein seinen Kräften angemessenes Hilfskorps, „über dessen Stärke man sich näher verständigen müsse", anbietet. Allerdings war diesem Entschlusse eine Meldung seines Gesandten aus Paris, des Freiherrn von Krusemark, voraufgegangen, daß „der Kaiser gegen ihn ein Wort von dem Beitritt Preußens zum Rheinbunde habe fallen lassen." Als Gegenleistung sollte ihm Napoleon „die Unabhängigkeit und den Bestand des gegenwärtigen preußischen Staates und seiner Besatzung gewährleisten"; auch spricht der König die Erwartung aus, daß 1. die Festung Glogau geräumt werde, daß 2. zur Mobilmachung des Heeres ein Nachlaß und bei dem Beginn des Krieges ein völliger Erlaß der rückständigen Kontribution gewährt würde; und 3. daß der Kaiser nicht mehr auf die durch die Konvention vom 8. September 1809 festgesetzte Beschränkung des Heeres auf 42000 Mann bestehen würde."

Es konnte nicht überraschen, daß der schlaue Korse diesen unter Mitwirkung Hardenbergs entstandenen Plan sofort durchschaute. Was war dies ihm mit solcher Bereitwilligkeit angetragene Zusammengehen mit ihm anders als ein Scheinbündnis, dessen Vorteile nicht ihm, sondern Preußen zugute kommen würden! Er hielt es unter seiner Würde, darauf jetzt zu antworten. Er verzögerte die Antwort absichtlich, um den König noch mehr zu ängstigen. Auch als Fürst Hatzfeld Anfang Juli 1811 aus Paris zurückkehrte, brachte er nichts als leere Versprechungen mit. Im Gegenteil: Napoleon hatte, anstatt Glogau zu räumen, die Besatzung daselbst noch erheblich verstärkt, und die Anhäufung starker französischer und polnisch-sächsischer Truppenkräfte in der Nähe von Bromberg mußte das größte Bedenken erregen.

Während der König über Napoleons Verhalten aufs äußerste beunruhigt war, erblickte Gneisenau in dem mangelnden Eingehen Napoleons auf den Bündnisantrag Preußens eher ein Glück als ein Unglück. Wie er sich dem Grafen von Chasot gegenüber*) am 14. Februar 1811 aussprach, hoffte er, daß gerade die Verweigerung des Bündnisses seitens Napoleons Preußen zum Verzweiflungskampfe treiben würde.

Als Gneisenau in den letzten Julitagen 1811 in Berlin eintraf, um dem Namen nach als Staatsrat in dem Departement des Herrn von Sack im Zivildienst beschäftigt zu werden, in Wahrheit aber mit seinem militärischen und politischen Rat in der Nähe zu sein, war die Gefahr für den Bestand des preußischen Königshauses auf einem besonders kritischen Punkt angelangt. Wenige Tage nach seiner Ankunft schrieb Gneisenau an den Grafen Münster in London,**) daß man jeden Augenblick hier den Vormarsch der Franzosen erwarte, um den König von allen Seiten zu umstellen und in ihre Gewalt zu bringen. „Es wird dann sehr viel Mut, Einsicht und — Glück dazu gehören, den König zu retten, der, er gehe nun nach Pommern oder Schlesien, immer durch ein Nadelöhr gehen muß. Was möglich ist vorzubereiten, um dem Unglück zu begegnen und zu wehren, daß uns nicht ein Schimpf widerfahre, soll redlich geschehen. Ich rede und schreibe im Vereine mit dem vortrefflichen Scharnhorst, ich hauche Mut ein, ich gebe die Mittel zur Rettung an, ich beweise, daß sie groß sind, und vielleicht wird es gelingen, zu kräftigen

*) Louis August Friedrich Adolf Graf von Chasot, während der französischen Fremdherrschaft einer der wärmsten Patrioten und Hauptförderer der Erhebung. Zum Major ernannt, war er 1804 Flügeladjutant König Friedrich Wilhelms III., 1809 zu derselben Zeit Kommandant von Berlin, als Ferdinand von Schill sein Regiment von dort wegführte. Infolge dieser Ereignisse verabschiedet, trat er 1812 in russische Dienste, übernahm die Organisation der russisch-deutschen Legion, erlebte aber leider nicht mehr die großartige Erhebung Deutschlands, da er schon am 16. Februar 1813 starb.

**) Der Brief ist bei Pertz, dem Biographen Gneisenaus, vom 28. Juli datiert.

Entschlüssen zu bewegen. Ich dringe darauf, daß der König nach Königsberg gehe, weil ich voraussehe, daß dort seine Entschlüsse kräftiger und rücksichtsloser sein werden, und er dann auch nicht durch so viel schlechte Menschen umgeben ist. Gelingt mir dies, so haben wir alles gewonnen. Das Schlimmste wäre, wenn binnen wenig Tagen bereits der letzte Akt begönne. Dann ist nichts weiter zu tun, als die wenigen Truppen hier zu sammeln und den Kampf der Verzweiflung zu fechten, der uns vielleicht gelingt. Ich trachte hierfür zu begeistern."

War nun auch die Gefahr noch nicht so nahe, so bestand sie doch unausgesetzt fort. War doch gerade um diese Zeit ein Bericht des Herzogs von Bassano an Napoleon durch Hardenbergs in Paris unterhaltene Agenten an den Staatskanzler eingegangen, worin ersterer mit unzweideutigen Worten erklärt, „daß das Wohl Frankreichs noch vor dem Beginn des nahe bevorstehenden Krieges mit Rußland die Entthronung der Dynastie Hohenzollern und die Zerstückelung des Königreichs Preußen erfordere." Dieser Bericht war für Hardenberg bestimmend gewesen, sich noch enger den Ansichten Scharnhorsts und Gneisenaus anzuschließen. Da man gerade durch die Verzögerung der Antwort Napoleons an diesen noch nicht gebunden war, wollte man es noch einmal mit Rußland versuchen. Scharnhorst sollte nach Petersburg gehen, um dort noch einmal den Versuch zu machen, den Kaiser zu einem gemeinschaftlichen militärischen Vorgehen gegen Frankreich zu bestimmen. Der König hatte Scharnhorst ein eigenhändiges Schreiben an Alexander mitgegeben, in welchem er diesen beschwört, „Preußen nicht der Übermacht Napoleons preiszugeben und demselben kräftige Hilfe zuzusichern." Über alle diese Dinge sollte Scharnhorst selbst unter Zugrundelegung seiner Denkschrift die nötigen Anträge machen und womöglich den gemeinschaftlichen Kriegsplan feststellen. Unter dem Vorwande einer Festungsinspizierung reiste Scharnhorst Ende Juli nach Ostpreußen ab, um auf seinem Gute den Augenblick abzuwarten, wo er von dem preußischen Gesandten benachrichtigt werden würde, daß Zeit und Gelegenheit günstig seien, zu kommen.

Inzwischen hatte Gneisenau an dem Verteidigungsplan gearbeitet, den er schon nach vierzehn Tagen so weit gefördert hatte, daß er ihn dem Könige vorlegen konnte. Es entsprach der schwungvollen, hinreißenden Persönlichkeit Gneisenaus, daß er seinen Aufsatz mit zwei poetischen Strophen einleitete. „Bei dem vorseienden großen Entschlusse", heißt es, möchte man unserm Könige zurufen:

Plötzlich kann sich's umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten!
Mutig auf der steilsten Bahn!
Trau dem Glücke! Trau den Göttern!
Steig trotz Wogendrang und Wettern,
Kühn, wie Cäsar, in den Kahn!

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen;
Leben gilt es oder Tod.
Laß die Woge donnernd branden,
Nur bleib immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot."

Gneisenau empfahl in dieser Denkschrift, die Truppen in festen Lagern, wie Kolberg und Spandau, zusammenzuziehen, weil sie hier nicht so bald überwältigt werden könnten. Namentlich hielt er Kolberg für sehr wichtig, weil es der einzige, in preußischem Besitze befindliche Hafen sei, durch den man von England mit den nötigen Waffen versehen werden könnte. Die Erhebung sollte auf Befehl des Königs in Form eines allgemeinen Volksaufstandes vor sich gehen, der sich auch über die alten, verloren gegangenen Provinzen erstrecken sollte. Diese Volkserhebung sollte

in zwei verschiedenen Formen vor sich gehen, die man mit der späteren Landwehr und dem Landsturm vergleichen kann. Der Landsturm — Gneisenau bezeichnet ihn in Anlehnung an die Volkserhebung in Spanien mit dem Namen Insurrektion — sollte alle waffenfähigen Männer umfassen. Wie beim alten deutschen Heerbann, so sollte jedes Dorf unter seinem eigenen Anführer stehen. Alle Zivilverwaltung sollte bei Todesstrafe aufhören. Die neben dieser Insurrektion gebildete Miliz oder Landwehr, welche mit ihrer Einteilung in regelmäßige Kompagnien, Legionen und Brigaden, mit Offizieren und möglichst einexerzierten Mannschaften versehen, den Formen des regulären Heeres schon näher kam, sollte dem unaufhörlichen „Kleinkrieg“ dienen auch in Verbindung mit den regulären Truppen fechten. Sie sollte nur, soweit möglich, mit Gewehren, sonst aber mit Piken bewaffnet werden. In Gefahr, aufgehoben zu werden, sollte sie gehalten sein, ihre Waffen zu verstecken und als bloße Landbewohner zu erscheinen.

Man erkennt unschwer, daß dem unermüdlich arbeitenden Manne bei diesem Plane die spanische Volkserhebung mit ihrem Guerillakrieg zu Modell gesessen hatte. Hier waren die Franzosen durch den Mangel an Lebensmitteln und durch den unablässigeu Kleinkrieg oft in die größte Verlegenheit geraten. Dieses Beispiel hatte Gneisenau immerdar vor Augen geschwebt. Er hatte sich vorgenommen, wie Clausewitz schreibt, „aus Spandau ein Torres-Vedras*) zu machen“, Männer wie Chasot, Schleiermacher, Eichhorn, Jahn, Rektor Manso, General Yorck u. a. sollten durch eine planmäßige Agitation durch das ganze Land diese Erhebung vorbereiten, und die Prediger sollten im ganzen Lande angewiesen werden, auf der Kanzel in diesem Sinne zu predigen.**)

In den Randbemerkungen, mit welchen der König diesen Entwurf Gneisenaus versehen, gibt der König zunächst zu, „daß der Kampf der Verzweiflung allerdings besser und ehrenvoller sei als freiwillige Unterjochung.“ Im übrigen durfte es nicht Wunder nehmen, daß der König bei seiner ganzen Veranlagung und Gemütsbeschaffenheit den Gneisenauschen Vorschlägen mit Zweifel gegenüberstehen würde. Da zu einer Übung der Miliz keine Zeit mehr bleiben würde, könnten diese unerfahrenen Truppen nichts leisten und würden bei den ersten Flinten- und Kanonenschüssen davonlaufen. Die vom Feinde vollstreckten Exekutionen würden bald Schrecken verbreiten und „wenn ein einziger Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende.“ Darauf erwiderte Gneisenau, der die Randbemerkungen des Königs durch Gegenbemerkungen zu entkräften versucht hatte, daß das durch solche Exekutionen vergossene Blut nicht unnütz fließen, sondern zur Rache reizen und anstatt Schrecken zu verbreiten, die Erbitterung mehren würde.

Von ergreifender Schönheit und würdig, der Nachwelt als ein Vermächtnis des herrlichen Mannes immerdar vor Augen gehalten zu werden, sind die Worte, die Gneisenau gelegentlich dieser „Polemik in Randbemerkungen“ über die Bedeutung der Poesie im Dienste des heiligen Kampfes niederschreibt. Zu der Forderung Gneisenaus, die Prediger müßten sich in den Dienst der heiligen Sache stellen, mit feurigen Zungen die Erhebung predigen und dabei auf den Heldenkampf der Makkabäer hinweisen, hatte der König die etwas ironische Bemerkung gemacht: „Als Poesie gut!“ Diese Randbemerkung gibt Gneisenau unbewußt Gelegenheit, sein ganzes reiches Innere, den ganzen Schwung seiner Seele in Worten von hinreißender Kraft und dichterischer Schönheit niederzulegen. Seine Gegenbemerkung lautet: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie, keine Herzens-

*) Durch die in der Nähe der alten portugiesischen Stadt Torres-Vedras befindlichen, in einer Länge von 45 km bis zum Tajo reichenden starken Verschanzungen hielt im Oktober 1810, im spanisch-französischen Kriege, Wellington den französischen Vormarsch unter General Massena auf und zwang ihn am 4. August 1811 zum Rückzuge.

**) Hans Delbrück I, 217.

erhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können; wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er, statt zu fühlen, berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden und gibt seine Lieben einer ungewissen Zukunft preis. Das ist Poesie, und zwar von der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang.“

Nichtsdestoweniger genehmigte der König einen Teil der Gneisenauschen Vorschläge, allerdings nur diejenigen, welche „ohne direkte Provokation Frankreichs“ ausgeführt werden konnten. War dies Zugeständnis auch nicht groß, so schien schon das stillschweigende Gewährenlassen des Königs günstig auf den Fortgang der patriotischen Sache zu wirken. Auch Scharnhorst war inzwischen nicht untätig gewesen. Wir wissen, daß er eine Zeitlang, um die Blicke der zahlreichen Späher und überall herumlungernden Spione von sich abzulenken, von der Leitung der militärischen Angelegenheiten zurückgetreten war. Wenn seine Gegner glaubten, daß er „jetzt ein toter Mann“ sei, so war seine Tätigkeit im geheimen eine umso wirksamere gewesen. Die Bildung der Landwehr — das war der Punkt, um den sich seine ganze Tätigkeit in den Jahren 1810 und 1811 drehte. In fortwährender Verbindung mit dem Könige, dem Minister von Hardenberg, sowie mit seinem Nachfolger, dem Kriegsminister von Hake, war es ihm möglich, von seinem stillen Zufluchtsort aus wie mit unsichtbaren Händen eine ungemeine Rührigkeit zu entfalten und an der weiteren Gestaltung seiner Zukunftsideen unablässig zu arbeiten.

Um das Volk mit diesen Ideen immer mehr und mehr bekannt zu machen, ihm den Haß gegen den Unterdrücker immer tiefer und tiefer in die Brust zu pflanzen, und die patriotische Begeisterung zu immer größerer Flamme zu entfachen, entsandte er nach allen Seiten der deutschen Gaue die in seinem Geiste ausgebildeten Missionare der Freiheit. So unübersteiglich auch die Hindernisse geschienen, die sich vor ihm aufgetürmt hatten, der alles überwindenden Tätigkeit seines Willens und seinem rastlosen Eifer war es gelungen, bereits 1811 eine Armee von 120000 Mann zur Hand zu haben, die, nach dem „Krümpersystem“*) ausgebildet und sodann entlassen, jeden Augenblick schlagfertig auf dem Plane erscheinen konnte. Dies sogenannte Krümpersystem, welches für die Wehrbarmachung des Volkes im Frühjahr 1813 so bedeutungsvoll werden sollte, bestand in der regelmäßigen unausgesetzten Ausbildung und Wiederentlassung überzähliger Mannschaften. Jede Kompagnie zog monatlich fünf Rekruten ein und beurlaubte ebenso viele ausgebildete Mannschaften in den Kantonen des Truppenteils, wo dieselben unter Kontrolle blieben. Vom Jahre 1811 ab wurde die Zahl dieser Mannschaften auf acht für jede Kompagnie und jeden Monat gesteigert. So wußte Scharnhorst der Forderung Napoleons, daß Preußen nur ein stehendes Heer von 42000 Mann halten durfte, gerecht zu werden, und dennoch durch die kluge Einrichtung des „Krümpersystems“ im Laufe der Zeit eine bedeutende Zahl waffengeübter Mannschaften auszubilden und für die Stunde der Befreiung bereitzustellen. Weniger schnell war nach dem Rücktritt Scharnhorsts vom Kriegsministerium die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Organisation der Landwehr vor sich gegangen. Hier waren zuviel Widerstände zu überwinden, die sich

---

*) Der Name „Krümper“, welcher in der Volkssprache etwas Überflüssiges und Minderwertiges bezeichnete, war ganz zufällig angenommen, aber später beibehalten worden, gerade aus dem Grunde, um durch die Bedeutungslosigkeit des Ausdrucks von der wichtigen, gerade für die Franzosen so verhängnisvollen Einrichtung abzulenken.

in alle Klassen des Volkes erstreckten und die — wie die Zukunft lehren sollte — erst durch das Feuer der Begeisterung im Frühjahr des Befreiungsjahres 1813 hinweggeräumt werden sollten.

So schien die Sache der Patrioten eine Weile den besten Fortgang zu nehmen. Gneisenau war, namentlich auf den Vorschlag von Clausewitz, für den Oberbefehl in Schlesien bestimmt worden. „Wer aus Spandau ein Torres-Vedras macht", hatte er geschrieben, „der macht ein Spanien aus Schlesien."

Gneisenaus Hoffnung wuchs mit jedem Tage. Am 14. August schrieb er dem Grafen Münster in London: „Wir haben in diesem Augenblicke 124000 Mann völlig ausgerüstet und können hoffen, das ganze Land unter die Waffen zu bringen." Man möge nur Waffen und Munition bereit halten, um sie beim ersten Kanonenschuß nach Kolberg abgehen lassen zu können. Wenn der König sich entschließen könne, sogleich die passenden Mittel zu seiner Verteidigung anzuwenden, so sei Preußen in einer wahrhaft glänzenden Lage. Über den König selbst fügte er hinzu: „Ich kann Ihnen jetzt die Nachricht geben, daß der König entschlossen ist."

Auch die übrigen Patrioten waren frohen Mutes und der Hoffnung voll. Blücher kann, wie immer, die Zeit zum Losschlagen nicht erwarten. „Dürfte ich", schreibt er aus Treptow vom 19. August 1811 an Gneisenau, „nur meine Krümper bewaffnen und in Abteilungen von Bataillonen und Kompagnien zu bringen, so geschähe doch was; ich habe den König schon gebeten, daß er doch die Chefs der Bataillone ernennen möge; und wenn er die Offiziere, so dabei nötig, nicht selbst normieren wolle, mich zu erlauben, daß ich sie wenigstens aufs Papier darstellte, damit sie zu jeder Stunde einberufen werden könnten." Über seine wahrhaft fieberhafte Tätigkeit zur Instandsetzung von Kolberg entwirft er in demselben Briefe ein anschauliches Bild: „Seien Sie unbesorgt, es soll alles fertig werden. Alles Holtz, so bei Collberg wahr, habe ich in Beschlag nehmen lassen, gleich wie ich vor sechs Tagen in Collberg war; alles Schantzzeug habe ich vom Lande requirieren lassen und es ist alles seit drei Tagen in Arbeith. 3000 Mann werden dabei angestellt, und ich gehe alle vier Tage selbst hin und sehe, wie sich alles fördert; wenn zuletzt es noch Noth thun sollte, so fordere ich aus allen herumliegenden Dörffern bey Collberg aus jedem Hause einen Mann." In einem späteren Briefe heißt es sehr drastisch: „Machen Sie doch, daß der König alle die Sicherheits-Kommissare und Faulthiere von sich entfernt, das Achselzucken und Seuffzen verräth fast alle Mahl einen Schufft."*)

Aber die Hoffnung der Patrioten, den König mit sich fortzureißen, hatte sich leider wieder als eine Täuschung erwiesen. Der König konnte sich nicht zu einer entschlossenen Tat aufraffen. Er hatte nun einmal mit Frankreich angeknüpft und wollte erst den Erfolg abwarten. Und auch von Rußland, wo Scharnhorst noch immer in Petersburg der entscheidenden Antwort des Zaren harrte, mußte doch erst der Bescheid abgewartet werden. So horchte man im Berliner Kabinett mit einem Ohr nach Frankreich, mit dem anderen nach Petersburg, immer in Angst, etwas Schreckliches, etwas Furchtbares hören zu müssen. Nie hat sich Preußen in einer entsetzlicheren, einer unwürdigeren Lage befunden, als im Sommer und Herbst des Jahres 1811. Der Staat Friedrichs des Großen bot das furchtbare Bild eines in höchster Sturmnot befindlichen Schiffes, bei dem der Kapitän, der Steuermann und das ganze Schiffsvolk den Kopf verloren hatten. Der König wußte weder ein noch aus; der Staatskanzler, welcher eine Weile sich von der Begeisterungswoge der patriotischen Erhebungsbestrebungen hatte mit forttragen lassen, war den Bedenklichkeiten und der Zweifelsucht des Königs gegenüber wieder schwach geworden. Es rächte sich jetzt, daß man mit beiden Staaten zugleich Verhandlungen angeknüpft hatte. Da eine zusagende Antwort weder von

*) Blasendorff, Gebhard Leberecht von Blücher.

dem einen noch von dem anderen Kabinett eintraf, wußte man für den Augenblick nicht, ob Frankreich oder Rußland der Feind sei.

Am schlimmsten waren die militärischen Oberbefehlshaber daran, die ohne jede Direktive waren. „Unsere Lage wird mit jedem Tage bedenklicher", schreibt Yorck am 13. Juli an Scharnhorst; „die meinige ist unter allen gewiß die kritischste . . . Werde ich, wenn das Gewitter plötzlich los bricht, wohl Zeit genug haben, zu allem die erforderlichen Arrangements zu treffen?" Dem unter seinem Kommando zu Neustadt in Westpreußen kommandierenden Oberst von Corswant, welcher anfragt, ob die Franzosen oder Russen als Feinde zu erwarten wären, kann er in seiner Ratlosigkeit nur anheimgeben, die Sicherstellung der Provinz Westpreußen, die Verteidigung der westpreußischen Küste nach den gegebenen Verhältnissen ins Auge zu fassen. Das preußische Kabinett zeigte den immer anmaßlicher auftretenden Forderungen Napoleons gegenüber die größte Nachsicht. Vergebens hatte der preußische Gesandte die Räumung Glogaus in Paris gefordert; dagegen hatte Napoleon mit gebieterischen Worten die Einstellung der Rüstungen in Preußen verlangt. Bald zeigte sich die Nachgiebigkeit Preußens noch an einem anderen Beispiele. Blüchers energische Befestigungsarbeiten von Kolberg (siehe seinen Brief Seite 282) waren den Franzosen höchst verdächtig geworden. Der französische Gesandte reichte eine Anklageschrift gegen Blücher ein und forderte seine Abberufung. Der König mußte darauf eingehen und erteilte ihm unterm 11. November 1811 den Abschied. „Wie wird der ehrwürdige Held ergrimmen über die neue Botschaft, die ihm von hier aus zukömmt!" schrieb Gneisenau dem Sohn Blüchers am 10. Oktober. „Ich habe es an Bitten und Beschwörungen nicht fehlen lassen, um diese neue Demütigung von uns abzuwenden; vergebens! Des Königs Entschluß war schon genommen, als ich ihn erfuhr, und meine Vorstellungen dagegen beim Staatskanzler fruchteten nichts mehr."

— —

So war im Heere Preußens, wie es schien, kein Platz mehr für die Männer des Schwertes und der Tat. Auch der charaktervolle und energische Yorck war es müde, seine militärischen Maßnahmen fortwährend von den Handlungen einer nachgiebigen Kabinettspolitik gelähmt zu sehen, deren verschlungenen Windungen, wenn sie auch durch die traurige Lage des Staates vielleicht geboten schienen, er in seiner Gradheit nicht zu folgen vermochte. In seiner schneidig scharfen Weise war er mit folgenden Begründungen um seinen Abschied eingekommen: „Unter solchen Umständen, wo Dinge vorgehen, die mir unbegreiflich sind, riskiere ich meine Ehre ohne Nutzen und Ew. Majestät Gnade und Vertrauen ohne Schuld zu verlieren. — — Entbinden mich Ew. Majestät meines Postens! Das Amt eines Gouverneurs ist meinen Schultern zu schwer, wenn mir in einem Augenblicke die Hände gebunden sind, wo die Existenz des Vaterlandes durch den kleinsten Mißgriff verloren gehen kann."

Nahm der König auch das Abschiedsgesuch Yorcks nicht an, so beleuchtete doch die Tatsache die politische und militärische Lage Preußens in grellem Lichte. Die Antwort, die ihm auf seine dringenden Vorschläge betreffs der Zusammenziehung seiner Truppen zum Schutze gegen einen Ausfall aus Danzig zuteil wurde, zeigte von neuem, daß man am Berliner Hof immer noch die Politik des Hinhorchens und Abwartens derjenigen des Zuschlagens vorzog. Weil man „allgemein glaubte, daß vor der erhaltenen Antwort aus St. Petersburg französischerseits keine Feindseligkeiten angefangen würden", sei der König nicht gewillt, in die vorgeschlagene Zusammenziehung der preußischen Brigaden zu willigen; „zu einem augenblicklichen Ausfall aus Danzig sei keine Besorgnis vorhanden."

Kurze Zeit vorher hatte Gneisenau noch einmal in einem eindringlichen Schreiben sich an

den König gewendet, um ihn zum bewaffneten Widerstande aufzufordern. In eingehenden Darlegungen suchte er dem Könige zu beweisen, daß seine Lage gar nicht so verzweifelt sei, wie er annehme. „Ew. Majestät scheinen Allerhöchst Ihre Streitkräfte zu gering zu achten. Mit einer Armee von 124000 Mann, die auf Allerhöchst Ihren Wink um ein Fünftel vermehrt werden kann, sobald die Waffen dazu vorhanden sind, ist man ein achtbarer Feind. 35000 Mann für die Festungen abgerechnet, bleiben noch etwa 115000 Mann zur Verfügung im freien Felde übrig, und diese in stark verschanzten Stellungen, woraus sie bei günstigen Verhältnissen starke Ausfälle machen, aufgestellt, möchten dem Feinde eine ganz besondere Scheu einflößen. Auch das Mittel des Heerbannes (Landmiliz) sowie des Landsturmes möchte nicht so verächtlich sich ausweisen, als Ew. Majestät davon in Allerhöchst Ihren Bemerkungen zu unserem Milizplan urteilen."

Mit warmen Worten sucht er dem Könige klarzulegen, wie hinter ihm die Liebe eines treuen Volkes stände. „Die Fürsten dieser Erde kennen häufig nicht den Zauber, der in ihren freundlichen Worten und in ihrem Zorne liegt. Wenn Ew. Majestät sich der unwiderstehlichen Freundlichkeit bewußt wären, die Sie Ihren Zügen zu geben vermögen; wenn Allerhöchstdieselben diesen Zauber anwenden wollten, um Ihren Thron, Ihren Staat, Ihre Kinder dem Schutze des Volkes zu empfehlen; Ew. Majestät würden Wunder tun und schlummernde Kräfte entwickeln, worüber die Welt erstaunen sollte. Es sind nicht immer die stehenden Heere gewesen, die Throne und Staaten gerettet haben. Häufig war es die Liebe eines für seinen Herrscher begeisterten Volkes. König Alfred von England hatte nichts mehr übrig als ein Bauerngewand und dennoch rettete er Thron und Volk aus der Gewalt der damals allfurchtbaren Dänen." Zum Schlusse des Briefes reißt ihn sein heißes Gefühl fort: „Zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daran setzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnung nach; ich werde mich Bestreben, ihnen ähnlich zu werden. In diesen Gesinnungen und pflichttreuer Ehrfurcht verharre ich Ew. Majestät alleruntertänigst treugehorsamster N. von Gneisenau. Berlin, den 20. August 1811."

Noch einmal hatte die hinreißende Art, mit welcher Gneisenau seine Ansichten zu vertreten wußte, auf den König in dem von ihm gewünschten Sinne eingewirkt. Eine Kommission, bestehend aus Boyen, Hake, dem Staatsrat Sack und Gneisenau, sollte unter Hardenbergs Leitung die Rüstung energisch in die Hand nehmen. Die Kommission ging sofort an die Arbeit. Ihre dringendsten Forderungen waren zunächst: die schleunige Abreise des Königs aus Berlin behufs Sicherstellung der Person des Monarchen, die Versetzung des Feldmarschalls Kalckreuth in den Ruhestand und die Ernennung des Grafen Chasot zum außerordentlichen Kommissar in den Marken. Ein weiteres praktisches Resultat ihrer schnellen Beratungen war der Entschluß, aus den überzähligen Krümpern 51 neue Bataillone zu errichten. Diese Rüstungen sollten allerdings nach des Königs Absicht vorerst nur den Zweck haben, Napoleon zu zeigen, daß er mit einem Gegner, wie dem jetzigen Preußen, zu rechnen habe; er wollte ihn auf diese Weise einem preußischen Bündnis geneigter machen, eine Ansicht, die allerdings garnicht nach dem Herzen Gneisenaus und Scharnhorsts waren. Schließlich entschloß sich Hardenberg, wenigstens nach außen hin, Frankreich gegenüber eine energische Haltung zu zeigen, da die Rüstungen Preußens nicht mehr verheimlicht werden konnten. Ein Gespräch mit dem französischen Gesandten Graf St. Marsan gab ihm dazu die gewünschte Veranlassung: „Sie rüsten also?" fragte St. Marsan den Staatskanzler. „Allerdings", antwortete Hardenberg „und warum sollten wir nicht, da alles um uns her ein Gleiches tut?"

„Aber was wollen Sie denn mit Ihren Truppen machen?" „Mit dem Degen in der Hand sterben und niemals mit Schande zugrunde gehen", hatte Hardenberg stolz geantwortet.

Gerade in jenen schweren Tagen des Hangens und Bangens, da eine positive Entscheidung weder von Frankreich noch von Rußland einlaufen wollte, schien ein Hoffnungsstrahl von England herüber zu leuchten. Die Verhandlungen mit dem Inselreich hatte der unermüdliche Gneisenau bisher mit Geschick geführt. Sie waren ihm umso schwerer geworden, als man von England nicht verlangen konnte, die so dringend nötigen Waffen zu liefern, als bis es die sicheren Garantien hatte, daß Preußen kein Bündnis mit Frankreich anknüpfe. Gerade jetzt waren im Auftrage der englischen Regierung zwei englische Agenten zu den Verhandlungen herübergekommen, der Hannoveraner Ompteda und der uns von seinem kühnen Erhebungsversuche wohlbekannte hessische Oberst von Dörnberg. Letzterer war, noch von der westfälischen Regierung verfolgt, heimlich von England herübergekommen, hielt sich unter dem Namen Peter Müller in Kolberg auf und stand in lebhaftester Verbindung mit dem Admiral der englischen Flotte in der Ostsee.*) Diesem sollte er mitteilen, wann der geeignete Zeitpunkt zur Ausschiffung der mitgebrachten Waffen gekommen sei. Gneisenau hatte mit Dörnberg und Ompteda eine geheime Zusammenkunft in Eberswalde, die leider für beide Teile in Ansehung der noch nicht im geringsten geklärten politischen Lage wenig befriedigend war. Der preußische Kommandeur, Ribbentrop, hatte preußischerseits Befehl erhalten, für den Fall, daß Preußen sein System ändern sollte, die Waffensendung nicht anzunehmen, sondern zurückzuschicken. Da die Frage, ob „Preußen sein System ändere" bei Gott und dem Könige stand, konnte Gneisenau natürlich den englischen Unterhändlern keine bestimmte Zusage machen.

Mitte Oktober 1811 hielt es der Gewaltige an der Seine endlich an der Zeit, sich über den Bündnisantrag Preußens zu äußern. Er versah seinen Gesandten mit den nötigen Instruktionen. Diese stellten aber Preußen vor eine furchtbare Wahl: „Der König von Preußen tritt entweder dem Rheinbunde bei oder schließt mit dem Kaiser der Franzosen ein Schutz- und Trutzbündnis für ewige Zeiten, für alle Fälle, für jeden Krieg in Europa zu Wasser und zu Lande."

Die tiefe Erschütterung Gneisenaus nach dem Bekanntwerden dieser Bedingungen malt sich in einem Briefe an Hardenberg vom 29. Oktober 1811 wieder. „Nun sind wir soweit gekommen, daß die höchste Gefahr für die Freunde der guten Sache entsteht. Die entgegengesetzte Partei ist im Begriff zu siegen. An Ew. Exzellenz durch die festesten Bande gefesselt, wird es mir Pflicht, Sie auf die Gefahr abermals aufmerksam zu machen, worin Sie sich begeben, wenn Sie das Staatsruder unter französischem Einfluß noch ferner fortzuführen gedenken. Alles, alles wird zutage kommen, was Sie gegen das französische Interesse getan haben und nichts, nichts wird vergeben werden. Den Oberst von Dörnberg muß ich nun zurücksenden. Es wäre Verrat, solchen länger festzuhalten, und wir würden eine schwer lastende Blutschuld auf uns laden, die unser Unglück mehren würde. Warum damit zögern, wo keine Hoffnung mehr ist! Was könnte uns noch von auswärts Hoffnungsvolles kommen, wenn in unserer Brust Schwäche wohnt! Was sage ich, Schwäche, nein Ehrlosigkeit! . . . Für mich ist nun auch keines Bleibens mehr hier, wo keine Sicherheit mehr ist . . . Ich muß demnach Ew. Exzellenz bitten, mir einen Auftrag nach Schlesien zu geben, unter dessen Vorwand ich mich entfernen kann. Wohin mein Verhängnis mich führen werde, weiß ich noch nicht. Die Verhältnisse meiner zahlreichen Familie erlauben mir nicht, selbige wo andershin zu verpflanzen; wahrscheinlich werde ich also auf immer von ihr getrennt sein . . ." Der Brief verwendet sich dann noch für den „vortrefflichen Boyen" und preist das Geschick, „daß ich Ew. Exzellenz

*) Delbrück I. 230.

näher gekommen bin und ein Gemüt, wie das Ihrige kennen gelernt habe." Die himmlische Güte Hardenbergs habe ihn oft beschämt. Ergreifend heißt es zum Schlusse: „Die alten Dynastien werden untergehen, und nur gemeinsame Not wird an gemeinsame Rettung denken lehren. Unterdessen muß man vorbereiten und die erschütterten zerstreuten Elemente zusammenzuhalten trachten."

Darauf erhielt Gneisenau folgenden dringenden Brief des Staatskanzlers:

„Freund, lieber Freund! Lassen Sie sich doch so nicht von zu frühzeitigen Besorgnissen hinreißen, und vor allem tun Sie noch keine Schritte in bezug auf D. und C. (Dörnberg und Chasot.) Sie übereilen sich! Sprechen Sie mich erst. Es ist noch bei weitem nicht die Hoffnung verloren. Wenig Tage können noch viel ändern. Kommen Sie morgen früh gegen 11 Uhr zu mir. Ganz der Ihrige Hardenberg. 29. Oktober abends.

Besser wäre es, weit besser, Sie kämen noch heute Abend, sogleich und sobald Sie können."

Aus den wenigen Zeilen Hardenbergs ersieht man den schweren Kampf, den der treue Mann in diesen schweren Augenblicken des Staates kämpfte. Sein Verhalten ist von übereifrigen Kritikern während dieser furchtbaren Sturmzeit Preußens mit dem Drehen einer „politischen Wetterfahne" verglichen worden. Man verkenne aber nicht die unendlich schwierige Stellung, in welcher er sich damals befand. Dem Könige ein treu ergebener Diener, konnte er diesen in jenen schweren Augenblicken nicht verlassen, war gezwungen, seinen Ideen und Wünschen, wenn auch unter fortwährenden Protesten, Rechnung zu tragen; auf der anderen Seite hing er, wie aus den Briefen Gneisenaus und anderer Patrioten hervorgeht, mit Wärme an dem Gedanken einer tatkräftigen Erhebung. Was sollte er machen in dieser schweren Krisis? Die ehrlichen geraden Mittel eines Scharnhorst, Yorck, Blücher und anderer Männer des Krieges verfingen nicht mehr. In dieser furchtbaren Zeit mußte man auch andere Mittel entschuldigen, Mittel der Diplomatie, Mittel, wie sie Napoleon selbst seine Feinde gelehrt hatte, wie sie vor allem Talleyrand unablässig angewandt, der selbst die Äußerung getan hatte, „daß die Sprache dazu da sei, seine Gedanken zu verbergen." Hardenberg hatte von diesem Meister unzweifelhaft gelernt, und man kann mit Recht fragen, ob es in diesen gefährlichen Augenblicken, wo es sich um die Weiterexistenz des preußischen Staates handelte, nicht geratener war, diese Sprache der Diplomatie als die offene, ehrliche der Kriegsmänner reden zu lassen.

Hinhalten, Verdecken, Geheimhalten der Pläne war vorläufig noch die Parole. In diesem Sinne hatte Hardenberg noch einmal versucht, auf den König einzuwirken. Scharnhorst war noch nicht von Petersburg zurück; da die letzten Nachrichten von dort ermutigend gelautet hatten, war vielleicht immer noch zu hoffen. In einem Gutachten vom 2. November über die augenblickliche Lage der Dinge gibt Hardenberg dem Könige folgendes zu erwägen:

„Ich mag es überlegen, von welcher Seite ich will, so finde ich in der Lage, in der die Sachen sind, keine anderen Ratschläge." In acht Punkten kommt er nun zu dem Schlusse, sobald als möglich mit Rußland im Geheimen abzuschließen; ebenso geheim mit England Unterhandlungen anzuknüpfen; auch den Bund mit Österreich nicht aus dem Auge zu verlieren. Während man vorerst die Verhandlungen mit Frankreich fortsetzte, sollte in der Stille alles zu einem energischen Kampfe gegen den Kaiser der Franzosen vorbereitet werden. Vor allem sei auf die Sicherheit des Königs und seiner Familie Bedacht zu nehmen. Für den sichersten Zufluchtsort des Königs empfiehlt er Glatz. Zur Begründung seiner Besorgnisse um die Sicherheit der königlichen Familie bezieht sich Hardenberg auf zwei beigefügte Blätter des Fürsten Hatzfeld aus Paris, worin dieser das angedrohte Einrücken Davouts und die Aufhebung des Königs mitteilt.

Auch die Nachricht, die Scharnhorst, der um jene Zeit aus Petersburg zurückgekehrt war,

mitbrachte, klärte die Situation nicht. Trotz der immerwährenden Freundschaftsversicherungen Alexanders hatte er garnicht daran gedacht, sich Scharnhorst gegenüber offen über seine Pläne in bezug auf Frankreich und Preußen auszusprechen. Den schärfer Blickenden war es doch klar, daß der Zar auf ein Bündnis mit dem zerstückelten und ausgesogenen Preußen keinen Wert mehr legte. Nur offen aussprechen wollte er es nicht; er hatte ein Interesse daran, Preußen über seine Absichten im Dunkeln zu lassen. Stürzte sich Preußen in den nach seiner Meinung hoffnungslosen Kampf, so spielte es für ihn die willkommene Rolle als „Puffer", indem es den ersten Anprall Napoleons gegen Osten zu bestehen hatte. Aber wissen brauchte dies keiner. Daher die ausweichenden Antworten auf des Königs Briefe. Daher zuletzt sein langes Schweigen. Als Scharnhorst nach seiner heimlichen Ankunft in Petersburg endlich eine bindende Zusage forderte, erklärte man sich nach langen Verhandlungen zunächst ganz im allgemeinen zur Hilfe bereit; das einzige tatsächliche Resultat, was Scharnhorst erreichte, war die Verpflichtung, zwölf Bataillone und acht Schwadronen zu stellen, welche jedoch über Ostpreußen nicht hinausrücken sollten. So trieb der furchtbare Ernst der Lage immer mehr einem Bündnis mit Frankreich entgegen. Auch ein Versuch des treuen Scharnhorst, der sich noch einmal auf die weite Reise machte, die schon lange im Gange befindlichen Verhandlungen mit Österreich zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen, hatte keinen Erfolg.

Während man im preußischen Kabinett, gezwungen durch die Not der Umstände, immer noch an der Politik von Fall zu Fall festhielt, je nach dem der Wind schärfer von West oder Ost wehte, war Napoleons Wollen, wie immer, fest und unverrückt auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Der Krieg gegen Rußland war bei ihm beschlossene Sache. Der Attilazug „mit umgekehrter Richtung" sollte beginnen. Das unglückliche Preußen war dazu bestimmt, den ersten Stoß auszuhalten. Allen Ernstes hatte Napoleon damals erwogen, ob er die preußische Herrscherdynastie noch vor Beginn des Feldzuges beseitigen, oder ob er damit bis zum Schlusse des Feldzuges warten solle. Der preußische Gesandte am Pariser Hofe, General von Krusemark, sollte durch einen Brief des Herzogs von Bassano über das furchtbare Schicksal, das seinem Herrscherhause drohte, bald aufgeklärt werden. „Der Augenblick ist endlich gekommen, über Preußens Schicksal zu entscheiden", heißt es in dem Schreiben. „Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß es eine Entscheidung über Leben und Tod Preußens ist. Sie wissen, daß der Kaiser schon zu Tilsit sehr strenge Absichten hatte. Die Absichten sind noch immer dieselben und ihre Erfüllung kann nur abgewendet werden, wenn Preußen unser Bundesgenosse, und zwar unser ganz treuer Bundesgenosse wird. Die Augenblicke sind kostbar und die Umstände sehr ernst.".

Zur Bekräftigung dieser Nachricht rückte bereits am 26. Januar 1812 auf Befehl Napoleons die Division Friant aus Mecklenburg in Schwedisch-Pommern ein, bereit, die preußische Grenze zu überschreiten. Diesem drohenden Einfalle gegenüber empfahl Yorck in einem Ende Januar an den König gerichteten Briefe die Insurrektion (das Volksaufgebot) „längs der Warschauischen Grenze von Osterode über Ortelsburg und Lötzen bis Goldap; von diesem letzteren Orte bis zum Niemen (Memel) sollte man einstweilen Nationalgarden formieren." Aber es sollten fast noch drei Wochen vergehen, ehe ihm auf seine wiederholten Anfragen bestimmte Verhaltungsbefehle zugingen.

Endlich am 12. Februar traf eine von Hardenberg eigenhändig geschriebene, vom Könige unterzeichnete Kabinettsordre ein, in welcher unter der Bedingung der Verschwiegenheit die überraschende Mitteilung enthalten war, daß die Umstände den König nötigten, unter Beiseitesetzung der Unterhandlungen mit Rußland eine Allianz mit Frankreich abzuschließen. Die diplomatisch abgefaßte Kabinettsordre enthielt eine solche Fülle einander scheinbar widersprechender Befehle und vertraulicher Mitteilungen, daß der alte Soldat dadurch in die peinlichste Verlegenheit versetzt

wurde. Noch viel schlimmer war die Lage Scharnhorsts, der eben mit dem russischen Gesandten einen Angriffsplan gegen Frankreich auszuarbeiten beauftragt war, während die Nachricht über den nahen Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich immer drohender auftrat. „Wir unterliegen einem labyrinthischen Gewirr, welches die Zukunft entwickeln wird", klagt er Yorck auf dessen Anfrage, was zu tun sei. „Ich habe jetzt keinen anderen Wunsch mehr, als einen ehrenvollen Tod, wenn das Verhängnis ein Unglück für den Regenten und den Staat herbeiführen sollte."

Und das Verhängnis rückte näher. Am 26. Februar 1812 war die Division Friant ohne vorherige Anfrage bei dem preußischen Kabinett über die preußische Grenze gegangen; im Hafen von Swinemünde waren die preußischen Schiffe besetzt worden. Gleichzeitig setzte sich ein französisch-sächsisches Heer gegen die märkische Grenze in Bewegung. Da es von Berlin nur einen Tagesmarsch entfernt war, erwartete man jeden Augenblick einen Gewaltstreich gegen den König. Schon standen die Wagen bereit, die Koffer gepackt. Der König war bereit, sich durchzuschlagen. Alle Vorbereitungen waren bereits dazu getroffen. Etwa 8000 Garden standen dem Könige zur Verfügung; auf etwa 20000 Mann Freiwillige aus dem treuen Volke hätte man rechnen können. An die Spitze dieser „heiligen Schar" wollte sich Gneisenau stellen, um dem Könige mitten durch die Schwerter und Bajonette der Feinde einen Weg zur österreichischen Grenze zu bahnen.

Die Minister und Generale waren eben — es war am 2. März — in dem Vortragszimmer des kleinen Königlichen Palais am Zeughausplatz versammelt, um über die Verlegung des königlichen Hoflagers angesichts der drohenden Gefahr die notwendigen Beschlüsse zu fassen, als im schnellsten Tempo ein Kurierwagen die Linden entlang raste, die Rampe hinaufrollte und vor der Tür des Palais hielt. Alle stürmten an die Fenster, während der im Wagen sitzende Feldjäger sich hastig erhob und, auf seine Kuriertasche deutend, den am Fenster Stehenden freudig zuwinkte und dann eilig im Hause verschwand. Er brachte — den schmachvollen Traktat vom 24. Februar 1812, der Preußen an den Siegeswagen seines Todfeindes anschmiedete.

Breslau in den Tagen d

Original von P

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

[...]rhebung. (März 1813)

[...]r R. Knötel.

III. Hinter dem Siegeswagen des Eroberers.

Wie ein kalter Guß auf das schöne Feuer ihrer Begeisterung hatte die Nachricht von dem abgeschlossenen Bündnis auf die Vaterlandsfreunde gewirkt. Mit tiefem Ingrimm schrieb Gneisenau am 10. März 1812: „So ist alles vergeblich gewesen! Wir haben einen Unterwerfungsvertrag unterzeichnet, welcher Blut und Vermögen des Volkes fremder Willkür preisgibt. Und wenn man weiß, durch welche Personen dieses Unglück über uns gekommen ist! Ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib von üblem Ruf, ein durch Stupidität ausgezeichneter General, ein Hofpfaff und was sich denn sonst noch für Hundepack von den höheren Ständen an diese Koryphäen schloß, diese haben dem armen, geängstigten König soviel von den Gefahren, denen eine Waffenerhebung gegen Frankreich ihn bloßstellte, so viel von dem Unglück, das dadurch über das Volk komme, und so viel von den Vorteilen, die ein Bündnis mit Frankreich herbeiführen könne, vorgeredet, daß er sich zuletzt zu dieser Meinung hinneigte.“ Blücher tobte förmlich. An Gneisenau schrieb er: „Nach der unglücklichen Schlacht schrieb Friedrich der 2. alles ist verlohren, nuhr die Ehre nicht, jetzt Schreibt man, alles ist verlohren und die Ehre auch.“

Blücher war, nachdem er seiner Stellung in Pommern, auf Veranlassung der französischen Regierung enthoben worden war, anfangs 1812 nach Berlin gekommen. Hier, wo die Franzosen trotz der Anwesenheit des Königs fast die Herren und Meister spielten, ließ sich Blücher, jede Vorsicht vergessend, von seinem wilden und starken Hasse oft so hinreißen, daß er ganz offen auf den „Schwerenotskerl, den Napoleon“, auf die „Sakramentswelschen“, vor allem aber auf das „Dreckzeug von Federfuchsern“ und „Diplomatikern“ in so elementaren Ausbrüchen fluchte und wetterte, daß die Lauen und Weichen und Halben, die ihn nicht verstanden, ihn für halb verrückt erklärten und den Köckeritzen und Zastrows vor Schrecken die Haare zu Berge standen. Man war froh, als der König „in Anerkennung der treuen Dienste“ dem alten Haudegen, der überdies noch verschiedene Forderungen aus dem Jahre 1806 hatte, das Gut Kunzendorf bei Neisse in Schlesien

schenkte. Blücher siedelte dorthin über. Die Zeit, welche er nicht auf seine Gutsangelegenheiten verwandte, verbrachte er, wie Scherr berichtet, in Schweidnitz und Breslau „mit Brummen und Spielen, nicht selten zum Entsetzen ängstlicher Seelen in neue Anwandlungen seiner Berserkerwut von anno 1808 zurückfallend.“ Nur die ihm Näherstehenden wußten, daß dies alles nur der Ausdruck seiner starken, nach Taten ringenden Persönlichkeit war, auf die man für die Zukunft noch große Hoffnungen setzen konnte.

Fast noch tiefgehender, im Grunde seines Herzens ihn erschütternd, wirkte der Abschluß des Bündnisses mit Frankreich auf den ruhigen, stillen Scharnhorst; er war wie niedergeschmettert gewesen, und der stählerne Kriegsmann hatte bittere Tränen geweint, als er die Nach[illegible] [illegible]richt von der Annahme des schmachvollen Traktates erhielt. 20000 Mann sollte [illegible] [illegible]reußen zum Kriege gegen Rußland stellen; das brave Volk sollte seine Vaterlandsliebe [illegible] [illegible]verleugnen, sie in seine Brust verschließen, damit sie nicht als Verrat ausgelegt würde. N[illegible] [illegible], das ertrug er nicht! Alle seine Hoffnungen waren zerknickt; er wünschte jetzt nichts me[illegible] [illegible] als einen ehrlichen Soldatentod. Mit [illegible] [illegible]en Worten: „Majestät, ich kann nicht unter de[illegible] Franzosen dienen!“ bat er um sein[illegible] [illegible]ntlassung. „Mich also verlassen wollen?“ fragte der [illegible] [illegible]nn nicht unter den Franzose[illegible] [illegible]enen“, wiederholte Scharnho[illegible] [illegible] ergriffen. „Majestät, ich k[illegible]en nicht, treuer Freund“, antwo[illegible] [illegible]riedrich Wilhelm; „aber m[illegible] [illegible]ewegt. „Verdenk's [illegible] Auf die Zukunft hoffen; kann ja besser werden.“ Der König, selber aufs [illegible] ganz verl[illegible]ichte diese seine einzige Stütze zu erhalten und ernannte Scharnhorst zum Inspektor [illegible] [illegible]sischen Festungen, eine Stellung, in der dieser das Abhängigkeitsverhältnis von Frankreich nicht so bitter zu empfinden brauchte.

Auch für die übrigen Patrioten konnte in dem von neuem zu einem Vasallenstaat Frankreichs herabgedrückten Preußen kein Platz mehr sein. Gneisenau und zahlreiche seiner Gesinnungsgenossen nahmen den Abschied, entweder eine bessere Zeit abzuwarten oder im Dienst einer Frankreich feindlich gesinnten Macht indirekt an dem Sturze des Eroberers zu arbeiten. Clausewitz, Boyen, Chasot und noch gegen 20 andere Offiziere gingen nach Rußland, um in die dort gebildete „deutsche Legion“ einzutreten, deren treibende Kraft der Freiherr vom Stein war. Der wackere Grolmann hatte bereits 1809 den preußischen Dienst aufgegeben und in der spanischen Armee gegen Frankreich gekämpft, war dann in französische Gefangenschaft geraten, aus welcher er sich durch eine kühne Flucht nach Deutschland gerettet hatte. Freiherr vom Stein hatte nach dem Bekanntwerden des Vertrages an Graf Münster mit Bitterkeit geschrieben: „Nun kann man in Deutschland nichts mehr von einer Impulsion von oben erwarten. Es mag sein, daß Rußland den Krieg besteht. Möge er einen glücklichen Erfolg haben oder ich mein Ende darin finden!“

So hat[illegible] [illegible]e Kunde von dem Vertrage wie ein böser, vergiftender Föhn alle wahren Freunde des Vaterl[illegible] aus der Nähe des Königs fortgeblasen. Still und öde war es um den armen Monarche[illegible] [illegible]eworden, der selbst am meisten darunter litt und in einem Briefe an Alexander schrieb, [illegible] schwer ihm der Entschluß geworden sei. Nur einer harrte an seiner Seite aus: Hard[illegible]berg. Und das war gut für den König. Der Männer des Schwertes konnte der König i[illegible] gegenwärtigen Zeit wohl entbehren; aber nicht des Mannes des Rates, des einzigen, auf de[illegible] er jetzt seine Hoffnung setzte. Und hier ist wohl die Stelle, noch einige Worte über den sel[illegible]en Mann zu sagen, der i[illegible] [illegible]er schwersten Zeit der Not das Steuer des leck gewordenen Staatsschiffes in Preußen lenkte [illegible] [illegible]tand Hardenberg an Größe des Charakters und Geistes auch Stein nach, so war er doch ungle[illegible] gewandter und geschmeidiger als dieser, besaß eine ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit an Menschen und Verhältnisse und war deswegen der skrupellosen Staatskunst Napoleons und Talleyrands gegenüber vielleicht noch besser geeignet, das vom Sturm erfaßte

Fahrzeug des Staates durch all die drohenden Klippen und Fährnisse der schwersten Zeit Preußens hindurchzusteuern. Besaß er auch nicht selbst, wie Stein und Gneisenau, die Kraftnatur und jenen festgefügten Charakter, der, einem Granitbau gleich, auch im größten Sturm der Zeiten sich nicht beugte, so hatte er doch die seltene Fähigkeit, von den Augenblicken der Begeisterung hingerissen, diese Kräfte anzuempfinden und sich ihrer zur rechten Zeit zu bedienen. Vor Gneisenaus Rückkehr nach Berlin hatte Hardenberg, wie wir gesehen haben, dem Könige in seinem Anschlusse an Frankreich nachgegeben; an Gneisenaus kräftigem Eintreten für die Organisation des Verzweiflungskampfes hatte er sich wieder aufgerichtet. Der überströmenden, oft die kluge Vorsicht außer acht lassenden Begeisterung der Patrioten gegenüber repräsentierte Hardenberg die kühle Geschäftskenntnis und diplomatische Gewandtheit des Staatskanzlers. In demselben Maße wie Gneisenau und seine Genossen ihn mit ihrer Begeisterungsfähigkeit beeinflußten, überließen sie sich doch in den Dingen, die seine staatsmännische Gewandtheit betrafen, wieder völlig seiner Leitung. So repräsentiert Hardenberg, wie Delbrück treffend von jener Zeit sagt, „immerhin am vollkommensten die schwierige und unentbehrliche Doppelseitigkeit der preußischen P[illegible]itik, das Bindeglied zwischen dem politischen Idealismus und der politischen Situation, welch[illegible]ht zerreißen durfte, ohne den Staat der Gefahr eines augenblicklichen physischen oder eines sp[illegible] geistigen Todes auszusetzen."

Traurig genug für das unglückliche, ze[illegible] Preußen war der Inhalt des preußisch-französischen Allianzvertrages, mit raffinierter Be[illegible] ganz dazu angetan, den Staat Friedrichs des Großen völlig der Vernichtung entgegenzuführen. Preußen war ein Verbündeter Frankreichs geworden, aber Napoleon schleppte diesen Verbündeten gewissermaßen „mit Handschellen und Fußeisen gefesselt" mit sich umher. Die Hilfsmacht, welche Preußen nach Artikel 2 des geheimen Traktates — es waren zwei Verträge abgeschlossen, ein öffentlicher und ein geheimer — zu stellen hatte, bestand aus 14000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 2000 Artilleristen, im ganzen aus 20000 Mann. Das preußische Kabinett hatte vor Abschluß des Traktates alles aufgeboten, Napoleon zu bestimmen, die unselige Zusatzbestimmung des Tilsiter Friedens aufzuheben, wonach Preußen nur 42000 Mann halten durfte. Man hatte französischerseits nicht die geringste Rücksicht auf diese Bitte genommen; im Gegenteil setzte Artikel 11 des geheimen Traktates fest: „Preußen verpflichtet sich, keine Truppen auszuheben, kein Heer zusammenzuziehen, keine militärische Bewegung zu machen, solange die Franzosen auf preußischem oder feindlichem Gebiete stehen, es sei denn, daß dies zum Vorteil der Verbündeten und nach einer ausdrücklichen Übereinkunft beider Teile geschehe." Setzte auch Artikel 13 fest, „daß die von der französischen Armee und den Rheinverbündeten in Preußen gemachten Requisitionen entweder bar bezahlt oder am Ende des Feldzuges von den noch rückständigen Kontributionen in Abrechnung gebracht werden sollten", so sollten doch die nächsten W[illegible]n und Monate von neuem zeigen, daß Napoleon wohl streng auf die Beobachtung der Vertragsbestimmungen seitens seiner Bundesgenossen hielt, selber aber sich nicht im mindesten daran kehrte.

Preußen war und blieb für ihn das finster drohende Gespenst der Zukunft, ein [illegible] seiner Seele lastender schwerer Alb. Daher kann er sich nicht genug tun in immer neuen bru[illegible] Anordnungen und Gewaltmaßregeln diesem „Bundesgenossen" gegenüber. Marschall Davout [illegible]ielt am 24. April 1812 den ausdrücklichen Befehl: „auf die Bewohner Preußens ein wachsames Auge zu haben, im Falle sie etwa bei irgend einem unglücklichen E[illegible]gnis zu einer Erhebung gegen die Franzosen gereizt werden sollten." Eine ähnliche Ordre be[illegible] Marschall Oudinot, Herzog von Belluno, am 21. und 22. April: „Er solle das Land zwischen Weichsel und Elbe überwachen; er sei beauftragt, Preußen im Zaume zu halten und den Rücken der Armee zu sichern." Wie der Kaiser das in Artikel 13 gegebene Versprechen hielt, daß alle Lieferungen bar bezahlt oder später

von der rückständigen Kontribution in Abrechnung gebracht werden sollten, darüber belehrt sein an Davout gerichtetes Schreiben: „Alle Truppen müssen mit den Hilfsmitteln erhalten werden, die man aus den Gegenden ziehen kann, wo sie liegen; man solle die eigenen Vorräte nicht anrühren, welche sorgfältig für den Augenblick aufbewahrt werden müssen, wo man über den Niemen geht." Mit zynischer Offenheit enthüllt Napoleon dem General Berthier gegenüber seine Absichten dem neuen „Bundesgenossen" gegenüber. „Die beste Art, sich der Ruhe Preußens zu versichern, ist die, daß man es in Unfähigkeit versetzt, sich im Falle eines Nachteils oder eines Unfalls auf unserer Seite auch nur regen zu können." Klar und unverhüllt war hier des Imperators Absicht kund gegeben, Preußen auf alle Fälle zu vernichten. Der gewaltige Mann, der von 24 Stunden nur 6 schlief und 18 arbeitete, war gerade jetzt dem Staate Preußen gegenüber von einer unheimlichen Geschäftigkeit und Allwissenheit. „Er diktiert", wie ein Augenzeuge berichtet, „sobald er bei der Armee angekommen, wie jede kleine Einzelheit geordnet werden, wieviel Mannschaften nach Spandau und Pillau geschickt, welche Offiziere als Aufpasser nach Kolberg und Graudenz beordert, wie einzelne Bataillone und sogar Kompagnien verteilt, wie in Berlin alles unter geheime Polizei gestellt werden soll. Er weiß alle Zahlen, er weiß jeden kleinen Punkt, wo eine Brücke geschlagen oder befestigt werden soll; er weiß, wo die verborgenen Flinten und Munition der Preußen liegen, zählt die preußischen Truppen genau auf und befiehlt, streng darüber zu wachen, daß sie nicht um einen Mann vermehrt werden."*)

Die wachsende Besorgnis vor dem neuen Bundesgenossen hatte ihn auch bestimmt, bei der Wahl des Oberbefehlshabers für das preußische Hilfskorps das Gewicht seines Willens in die Wagschale zu werfen. Der fügsame General Grawert, dem Kaiser längst als einer seiner enthusiastischsten Bewunderer bekannt, war auf seinen Wunsch, der fast einem Befehle gleichkam, ausersehen, unter dem Marschall Macdonald, der den linken Flügel des französischen Heeres bildete, das preußische Bundeskorps zu führen. Es war, als ob ein guter Stern über Preußens Schicksal geschwebt hatte, als König Friedrich Wilhelm diesem Manne, der in Napoleon „etwas Übermenschliches, in Davout und Macdonald die Jünger eines Propheten zu erblicken glaubte" und ein Lächeln des Herzogs von Auerstedt mit preußischen Festungen bezahlte,**) den scharfkantigen General Yorck als zweiten Befehlshaber beigab. Daß der König hierbei nicht eine zufällige Wahl getroffen, sondern mit gutem Bedacht diesen eisenfesten, charaktervollen Mann dem mehr schmiegsamen und nachgiebigen General Grawert zur Ergänzung beigegeben, geht schon aus der Ernennungsordre hervor, worin der König schreibt, daß es „mir sehr wichtig ist, das ganze Korps noch einem General untergeordnet zu wissen, der sich durch seine Kriegserfahrungen, seine Tüchtigkeit und seine Anhänglichkeit an meine Person mein Vertrauen erworben hat." Ein ferneres Glück für die spätere Gestaltung der Verhältnisse war es, daß General Grawert, „wie jetzt schon vorweg genommen sein mag" — schon nach wenigen Monaten infolge Kränklichkeit zurücktrat und General Yorck den Oberbefehl allein übernahm. Ohne diese Krankheit Grawerts hätte es — kein Tauroggen gegeben. Überdies hatte Yorck schon lange vorher, nicht nur bei seinen eigenen, sondern auch bei den „alliierten" französischen Truppen sich eine solche Achtung erworben, daß man fast nie von dem „Grawertschen", sondern fast immer nur von dem „Yorckschen" Korps gesprochen hatte.

Während so die Truppen des preußischen Hilfskorps schon auf den Kriegsfuß gesetzt waren, und nur des Winkes des allmächtigen Gebieters harrten, hatte Friedrich Wilhelm immer noch nicht gänzlich die Hoffnung aufgegeben, Kaiser Alexander zum Frieden zu bestimmen. Obwohl

*) Chambray, la campagne de Russie 1812.

**) Nach einer Denkschrift Yorcks.

er, gezwungen durch die Übermacht der Umstände, mit Frankreich ein Bündnis eingegangen, war er in seiner treuen Art im Herzen immer noch dem alten Bundesgenossen zugetan. Hatte er sich auch dem äußeren Scheine nach von Rußland losgesagt, so trug er doch im Innersten seines Herzens gleich vielen anderen die stille Hoffnung, der Gewaltige werde auf den Schlachtfeldern des weiten Rußland an seinem eigenen Unternehmen zugrunde gehen. Dieser Wunsch hatte seinen Ursprung in einem Gedanken, den schon 1807 der verwundete russische General Barclay de Tolly zu Memel Napoleon gegenüber ausgesprochen hat. Durch Niebuhr war er zur Kenntnis des Obersten von dem Knesebeck gekommen, und dieser wieder hatte ihn König Friedrich Wilhelm III. bei einer wichtigen Veranlassung mitgeteilt. Der König hatte noch einmal in letzter Stunde den Versuch machen wollen, Alexander zum Frieden zu bestimmen, da ihm hierdurch die Ausführung des ihm so verhaßten Bündnisvertrages mit Frankreich erspart geblieben wäre. Mit dieser Sendung hatte der König den Obersten und Generaladjutanten von dem Knesebeck betraut. Dieser hatte kurz vor seiner Abreise nach Petersburg dem Könige Vortrag gehalten über einen dem Zaren vorzulegenden Kriegsplan, „gegen den Feind der Ideologen, Napoleon, zwei ideelle Mächte aufzubieten: Raum und Zeit, denen sich dann noch zwei andere sehr reelle Bundesgenossen zugesellen würden: Hunger und Frost." Das Bündnis Friedrich Wilhelms mit Napoleon könne dessen schnellen und möglichst tiefen Einbruch in Rußland nur Vorschub leisten. Auf die 20000 Bundestruppen käme es nicht an; nur darauf müßte gesehen werden, daß sie möglichst zusammenblieben, damit, „wenn das Glück sich wenden sollte, sie möglichst schnell umkehren und sich der Fesseln entledigen könnten."

Knesebeck hatte sich schließlich bereit erklärt, diesen Plan in einer Sendung dem Zaren gegenüber zu vertreten. Der König war bereit gewesen, seine Genehmigung hierzu zu erteilen. Knesebeck wurde mit zwei Schreiben ausgerüstet; das eine — mit Kenntnis und Unterschrift des Staatskanzlers — enthielt noch einmal die für den Frieden sprechenden Gründe; das andere — ohne Kenntnis Hardenbergs und Scharnhorsts — bestand in einem eigenen Handschreiben des Königs vom 31. Januar 1812, worin der König dem Zaren die „Ansichten und Vorschläge des Obersten von dem Knesebeck, welche ganz seine eigenen seien, zu geneigter Aufnahme und Erwägung" empfahl. Knesebeck hatte in mehreren Audienzen, deren letzte am 2. März stattfand, die freundlichste Aufnahme am russischen Hofe gefunden. Seine Vorschläge fanden die Zustimmung des Zaren sowohl wie die seiner Feldherren, des Generals von Phull, vor allem des Oberbefehlshabers Barclay de Tolly. Sie sollten, wie wir weiter sehen werden, für die ganze Art der russischen Kriegsführung und dadurch für den ganzen Feldzug von großer Bedeutung werden. Bereits am 28. März war Knesebeck schon wieder in Berlin und brachte dem Könige einen offiziellen schriftlichen Bericht mit, der sich über die Friedensaussichten in nichtssagenden, zu nichts verpflichtenden Ausdrücken erging, die in dem Satze gipfelten: „Der Zar würde den ersten Kanonenschuß auf seinem Gebiete erwarten." Viel wichtiger war die nach Knesebecks eigener Mitteilung gemachte geheime Verabredung betreffs der Gestaltung des oben mitgeteilten Feldzugsplans. Auch über das Verhalten des preußischen Hilfskorps waren damals zwischen Alexander und Knesebeck Besprechungen gepflogen worden. Schweigt auch der offizielle Bericht Knesebecks hierüber, so geht doch aus seinen mündlichen Mitteilungen hervor, daß er schon damals dem Zaren die Zusicherung gemacht habe, „daß das preußische Hilfskorps, sobald das Glück Napoleons sich wenden würde, umkehren und sich der Fesseln entschlagen würde, in denen Napoleon Preußen geknebelt halte."

Daß im übrigen an Friedenshoffnungen im Ernste niemand mehr dachte, ging aus den ungeheuren Rüstungen auf beiden Seiten und aus zahlreichen anderen unzweideutigen Anzeichen

hervor. Der Kaiser von Rußland hatte sein Hauptquartier bereits nach Wilna vorgeschoben, und die Vorbereitungen seines Heeres zum Übergange über den Niemen bei Maratsch, Grodno und Olita waren im besten Gange. Napoleon hatte zuletzt, um die dem Feldzuge abgeneigten Pariser nicht zu reizen, in St. Cloud residiert. Von hier aus brach er am 9. Mai 1812 in Begleitung seiner Gemahlin und eines riesenhaften Hofpersonals auf, um zunächst die Reise nach Dresden anzutreten, wo er über seine Getreuen, die ihm bei seiner „Expedition nach dem Orient“ Gefolgschaft leisten sollten, eine Art Heerschau abhalten wollte. In Mainz, wo man am 12. Mai anlangte, „inspizierte“ Napoleon ein Armeekorps. In Aschaffenburg harrten zwei seiner vornehmsten „Vasallen“, der König von Württemberg und der Großherzog von Baden, der Ankunft ihres „Oberherrn“, um sich alsdann dem Zuge anzuschließen. Die zweite Huldigung wurde dem Imperator in Freiburg zuteil, wo der König von Sachsen samt Gemahlin das Kaiserpaar empfing und nach Dresden geleitete. Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen, erfolgte hier am 17. Mai der feierliche Einzug.

Die Tage der Fürstenzusammenkunft in Erfurt schienen wiedergekehrt; nur daß das schöne Dresden zur Entfaltung der kaiserlichen Pracht eine günstigere Schaubühne darbot, als die altertümliche Provinzialstadt mit ihren engen Straßen und Plätzen. „Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt“, so umstanden hier die unterworfenen Könige und Fürsten, mit den Marschällen und Generalen fast auf einen Rang gestellt, den mächtigen Gebieter, den ehemaligen Sohn der Revolution, der sich hier noch einmal in dem höchsten Glanze seines Glückes sonnte. Selbst seine Schwiegereltern, der Kaiser und die Kaiserin von Österreich, waren erschienen. Viel zu stolz, sich hier als Gast aufgenommen zu wissen, machte er selbst den Wirt, und die anwesenden Kaiser, Könige und Fürsten wurden von ihm zur Tafel „befohlen“.

Auch hier galt, wie ein Zeitgenosse, Dr. Friedrich Förster, berichtet, der den größten Teil der Festlichkeiten in der Nähe des Kaisers zu beobachten Gelegenheit hatte, das Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ „Während Napoleon mit seinen Marschällen für den neuen Welteroberungsplan die Landkarten vor sich ausbreitete, erbat sich der Oberhofzeremonienmeister den Allerhöchsten Befehl: ob die Damen zur Cour mit oder ohne Fischbein-Reifröcke, die Herren mit oder ohne Haarbeutel erscheinen sollten; während der Kaiser dem Chef des Geniekorps die Punkte zur Anlegung von Brückenköpfen, Parapets, Schanzen in Form des Sternes oder des Halbmondes angab, legte der Oberhofmarsch[illegible] zugleich den Plan zur Anordnung der Tafel in runder oder in Hufeisenfor[illegible], daß es „mir sehr wich[illegible]dere wurde von Napoleon mit gleicher Wichtigkeit behandelt und [illegible] der sich durch sei[illegible]schieden. Durch die Anordnung der Tafel hatte der Kaiser einen großen Str[illegible]on mein[illegible]dem er dieselbe auf eine Zeremonientafel in Hufeisenform von sechszehn Personen zu [illegible]ken befahl, an welcher nur die Personen der beiden kaiserlichen Familien, die königlich sächsische Familie und die Königin von Westfalen sitzen sollten. Als Nachbarin zu seiner Rechten wählte er die Königin von Sachsen; neben dieser saß der Großherzog von Würzburg, dann die Prinzessin Auguste von Sachsen. Zur Linken Napoleons saß die Kaiserin von Österreich, neben dieser die Kaiserin von Frankreich, neben dieser der Kaiser von Österreich, dann die Königir von Westfalen, der König von Sachsen u. s. w. Hochgeborne Grafen drängten sich zu der Ehre, dem Kaiser, hinter seinem Lehnsessel stehend, die gewöhnlichen Lakaiendienste zu erweisen, ihm die Gläser zu füllen, die Teller zu wechseln, die Servietten zu reichen, den Sessel zu rücken. Die Mittagstafel am 18., bei welcher Napoleon sich ausdrücklich das Ausbringen von Gesundheiten und Kanonensalven verbeten hatte, währte nicht länger als eine Stunde, von 8 bis 9 Uhr abends; der Kaiser stand, wie er zu tun pflegte, auf, sobald er satt war, ohne Rücksicht

auf den Küchenzettel und den Appetit der anderen Gäste zu nehmen." Den Höhepunkt serviler Beweihräucherung erreichte die Huldigung bei der Aufführung einer eigens zu dem Zwecke gedichteten und in Musik gesetzten Festkantate im italienischen Opernhause, als der Oberpriester (die Kantate begann mit einem Chor der Priester und Priesterinnen vor dem Sonnentempel) hervortrat und gegen den Kaiser gewendet, folgendes Rezitativ sang: „Groß und unaufhaltsam steigt der Sonnengott, die Welt erleuchtend und erwärmend, am Himmel empor. Du aber, größer als er, zwingst ihn durch deine Erscheinung, seinen Wagen zurückzulenken und zu bekennen, daß die Welt nicht mehr seiner bedarf u. s. w." Über dem Eingange zum Tempel wurden jetzt, während die aufgehende Sonne erbleichte, die Worte sichtbar: „di Lui men grande e men chiaro il Sole" (weniger groß und weniger hell als Er ist die Sonne) eine Verhimmelung, die den Franzosen Ségur in seiner „Geschichte Napoleons 1812" zu der Bemerkung veranlaßt: „Auf den Theatern erniedrigten sich die Dichter so tief, daß sie den Kaiser vergötterten."*)

Am würdigsten und stolzesten von all den geladenen Fürsten hielt sich König Friedrich Wilhelm III., der erst am 26. Mai, zwei Tage vor der Abreise Napoleons, infolge einer eigenhändigen Einladung des Kaisers in Dresden eintraf. Seinem Kommen war ein Beschwerdebrief des Königs und eine Denkschrift vorausgegangen, worin Friedrich Wilhelm sich darüber bitter beklagte, daß die in Preußen kommandierenden Marschälle seinen Vertrag mit Napoleon aufs gröblichste verletzt hätten, indem sie eigenmächtig feste Plätze besetzt und unermeßlich hohe Lieferungen aufgeschrieben hätten, die nach dem Vertrage entweder bezahlt oder doch von den Kontributionen abgezogen werden sollten. Napoleon geriet durch diese Vorstellung in den größten Zorn und fuhr, nach dem Bericht eines Augenzeugen,**) den Marschall Duroc in äußerst gereizter Weise an: „Was will dieser Fürst hier?" rief er voll Zorn; „war's noch nicht genug mit der Zudringlichkeit seiner Briefe, dem Ungestüm seiner beständigen Reklamationen? Was verfolgt er mich mit seiner persönlichen Gegenwart? Bedarf man denn seiner?" Nur der dringenden Gegenvorstellung Durocs, daß man der Bundesgenossenschaft des Königs von Preußen in dem bevorstehenden Feldzuge dringend benötige, gelang es, den Kaiser zu besänftigen und ihn zur Unterzeichnung der Einladung zu bewegen. Die erste Begrüßung zwischen den beiden „Bundesgenossen", die instinktiv fühlten, daß sie Todfeinde waren, verlief denn auch mit äußerst gemessener Förmlichkeit. Am Abend war der König nebst Hardenberg und dem Fürsten Hatzfeld zur Tafel eingeladen. Am nächsten Tage ließ sich der Kaiser den damals 17jährigen Kronprinzen von Preußen vorstellen.

Die schlichte, einfache Persönlich[illegible] weiter sehen werden, [illegible]ildete einen scharfen Gegensatz zu dem schreienden Gepränge und dem aufdring[illegible] von großer Bedeu[illegible] Napoleon und die Rheinbundfürsten umgaben. Keine Hofequipage hielt vor seiner [illegible] dem Kö[illegible]e Paraden fanden unter seinen Fenstern statt; still und stumm war es in den Vorzim[illegible] und doch hatte der König etwas vor Napoleon voraus, was dessen bohrende Eifersucht erregte: die stille Teilnahme des Volkes für den unglücklichen König. Während die Stimmung der öffentlichen Meinung und der Bevölkerung Dresdens, soweit sie Napoleon betraf, seit 1807 völlig zu dessen Ungunsten umgeschlagen war, empfing man den unglücklichen König von Preußen mit rührender Teilnahme. Stundenlang war man ihm entgegengegangen; eine zahlreiche Menge erwartete ihn vor dem Neustädter Tor; sie empfing ihn mit lautem Jubel, und unter seinen Fenstern wogte von früh bis spät eine zahlreiche Volksmenge auf und nieder, welche so lange in Lebehochs ausbrach, bis der König und der Kronprinz sich zeigten. Stumm und lautlos war es vor den Fenstern Napoleons, so daß dieser, eifer-

*) Ségur, Histoire de Napoleon 1812.

**) Ségur, Histoire de Napoleon 1812. I, 109.

süchtig auf diese Gunstbezeugungen des Volkes, schließlich den Befehl erteilte, die Zusammenrottung auf der Straße „in seiner Nähe“ zu verbieten.

Bald darauf reiste der König mit dem Kronprinzen über Meißen und Wörlitz nach Potsdam zurück. Dem niedergedrückten Gemüte des schwergeprüften Monarchen tat die Herzlichkeit, ja der laute Jubel, womit man ihn in allen Städten, die er passierte, empfing, unendlich wohl. Geradezu begeistert war der Empfang in Meißen. Ein Bericht vom 2. Juni meldet darüber: „Das Glück, den verehrungswürdigen König von Preußen in unseren Mauern zu sehen, hatte alle Einwohner dieser Stadt mit Freude erfüllt. Alle Fenster waren mit Lichtern, Blumengehängen und grünen Zweigen verziert. Man versammelte sich vor den Fenstern des Königs, um des Glückes seines Anblickes teilhaftig zu werden, und als der gütige Monarch in Begleitung des hoffnungsvollen Kronprinzen zu Fuß durch einige erleuchtete Straßen und Plätze ging, um die Illumination in Augenschein zu nehmen, drückte sich die überströmende Freude des Volkes in unaufhörlichen Vivatrufen aus. Sichtbar gerührt durch die Ausbrüche der Liebe und Verehrung eines fremden Volkes, welches deutschen Sinn und Tugend zu schätzen weiß, dankte der Monarch nach allen Seiten mit großer Huld ... Wann konnte man wohl mit mehrerem Rechte sagen, ‚daß die Stimme des Volkes Gottes Stimme sei.‘“

Am 29. Mai war auch Napoleon von Dresden aufgebrochen. Kurz vorher hatte er noch — die letzte Äußerung seines gewaltigen Willens — den stolzen Befehl erteilt: „Die Rheinbundfürsten haben sich zu ihren Heeresabteilungen zu begeben!“ Während der König von Sachsen bei der Abreise Napoleons seinen „hohen Gast“ mit wortreichen Segenswünschen begleitet hatte, folgten die Verwünschungen der Väter, Mütter und Brüder demjenigen, der, um seinem wahnsinnigen Ehrgeiz zu frönen, die Blüte der Jugend mit hinaus schleppte auf die öden Schnee- und Eisfelder des unermeßlichen Rußland.

IV. Der Völkerzug nach Rußland.

Der Frühling des verhängnisvollen Jahres 1812 war angebrochen. Ungeheure Truppenmassen, so zahlreich, wie sie noch nie eines Menschen Auge geschaut, wälzten sich durch die Auen Deutschlands dem fernen Osten zu. Die Zeiten der Völkerwanderung schienen wieder gekommen; die Heereszüge eines Xerxes oder Attila, des wilden Hunnenkönigs, schienen neu erstanden, nur daß der Zug diesmal von Westen nach Osten ging. Niemals zuvor war ein Feldherr an der Spitze einer so riesigen Streitmacht ins Feld gezogen. Im schönsten Glanze erschienen die ungezählten Scharen, in tadelloser Ausrüstung und im stolzen Gefühl ihrer Unbesieglichkeit. Weit über eine halbe Million Menschen*) waren es, ungerechnet die riesige Gefolgschaft und das große Heer der Bediensteten, welche durch die Provinzen des ausgesogenen Preußens sich der Grenze des russischen Reiches entgegenwälzten, um hier in die Besitzungen eines friedlichen Volkes räuberisch und mörderisch einzubrechen, ohne daß dies Volk dem Eroberer auch nur mit einem Schatten des Unrechtes zu nahe getreten wäre. Und welche prachtvollen Regimenter waren es, die der All=

---

*) Über den Umfang der französischen Armee gehen die Ansichten namentlich der älteren Historiker auseinander. Einer der neueren Militärschriftsteller, Oberstleutnant Freiherr von der Osten=Sacken und von Rhein, gibt die gesamte Stärke der im Laufe des Feldzuges verwandten Truppen auf 612000 Mann und die Gesamtanzahl der Geschütze auf 1372 an. Darin ist die große Gefolgschaft des Heeres an Beamten, Bediensteten u. s. w. nicht einbegriffen. In Preußen und den angrenzenden Ländern blieben etwa 73000 Mann und 60 Geschütze zurück, namentlich der Rest des Augerauschen XI. Armeekorps. Das 20000 Mann starke preußische Hilfskorps gehörte zu dem unter Marschall Macdonalds Oberbefehl stehenden X. Armeekorps und bildete den linken Flügel des gewaltigen französischen Heeres. Das österreichische Hilfskorps, welches in der Stärke von 30000 Mann den rechten Flügel der französischen Angriffslinie bildete, stand unter dem Oberbefehl des Generals der Kavallerie Fürst von Schwarzenberg.

gebietende, dessen wahnwitziger Ehrgeiz schon ganze Generationen auf den Schlachtfeldern Europas begraben, hier von neuem aus dem Boden gestampft hatte. Welch stolzes Aufgebot von edlen Streitrossen und ausgerüsteten Wagen folgte dem Heereszuge dieses modernen Xerxes, der die ganze Welt gewissermaßen an seinem Roßschweif hinter sich herzog.

Nie war ein Heer bunter zusammengewürfelt gewesen; aus aller Herren Länder waren die Truppen zusammengeströmt; fast alle Nationalitäten Europas waren vertreten. Da waren, wie ein Augenzeuge berichtet, die kleinen Portugiesen mit gebräunten Gesichtern und bunten Jacken, die spanischen Hidalgos auf edlen andalusischen Hengsten, neapolitanische Lazzaroni, die auch in den goldgepreßten Uniformen noch Lumpenkerle geblieben, verächtlich von den stolzen Römern und Lombarden über die Schulter angesehen. Diese verzärtelten Südländer waren höchst verwundert, an der Oder oder der Weichsel keine Zitronenwälder zu finden, und klapperten schon jetzt vor Frost in den Hundstagsnächten. Dazu kam die Unzahl der schon innerhalb der deutschen Rheinbundstaaten so verschiedenen Uniformen und Waffengattungen, der Bayern, Schwaben, Württemberger, der Badenser und Sachsen, im ganzen über 200000 deutscher Männer und Jünglinge, ferner die Schweizer, Niederländer und Polen, die fast alle für eine fremde, ihrem Herzen völlig fernstehende Sache ihr Leben auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands hingegeben haben.

Und für alle diese Hunderttausende, aus den verschiedensten Ländern stammend, die verschiedensten Sprachen sprechend, den verschiedensten Religionen angehörend, schien der Wille des Einzelnen ausgelöscht, gab es keine Nationalität; sie alle wurden einzig und allein geleitet von dem blinden Gehorsam, von dem gewaltigen Willen eines einzigen Menschen, dem dieser furchtbare Krieg nur eine Marotte war, der, obwohl sein Mund „offiziell“ überfloß von den Versicherungen der Friedensliebe, auf die dringendsten Vorstellungen seiner Intimen, nur das einzige brutale: „Tel est notre plaisir“ („Das macht uns gerade Vergnügen“) als Antwort hatte.

Es war nicht Napoleons Gewohnheit, vor dem Ausbruch eines Krieges einen bis ins kleinste ausgearbeiteten Kriegsplan seinen Operationen zugrunde zu legen. Der geniale Feldherr wußte, welche große Rolle im Feldzuge der Zufall, dann aber vor allen Dingen Wind und Wetter, die besonderen Verhältnisse von Land und Leuten und tausend andere, vorher nicht zu berechnende Dinge spielen, wie man sich mit all diesen „heimlichen Feinden“ von Fall zu Fall abfinden mußte. Nur in großen Zügen stand sein Plan fest. Er wollte seine Heere so schnell wie möglich bis zur Weichsel vorschieben. Anfang Januar schon dehnte sich seine Armee in einer ungeheuren Linie aus, welche von Königsberg und Elbing die Weichsel aufwärts bis Novo Alexandra reichte. Ihr äußerster rechter Flügel bestand in dem österreichischen Bundeskorps, das eben in Galizien zusammengezogen wurde. Längs dieser Linie sollte der mächtige Truppenkörper so aufgestellt werden, als ob die ganze Westgrenze Rußlands bedroht wäre. Das Hauptziel seiner Operation war Moskau, die heilige Stadt der Russen. Während er durch eine starke Bewegung nach Wolhynien, dem südlichen Rußland zu, die feindlichen Streitkräfte zu trennen und zu verzetteln gedachte, wollte er seinen Hauptstoß mehr nördlich ausführen. In den durch solchen Scheinstoß verwirrten und auseinandergezerrten feindlichen Heereskörper wollte er dann die Hauptmassen seiner Truppen wie einen gewaltigen Keil hineintreiben, die russischen Streitkräfte auseinander sprengen und sie dann einzeln schlagen. Zur sicheren Erreichung dieses Zweckes sollten dann die beiden aus Preußen und Österreichern gebildeten äußeren Flügel — der linke: die Preußen und Polen unter Marschall Macdonalds Oberbefehl, der rechte: die Österreicher unter Fürst von Schwarzenberg — den Feind mit zwei gewaltigen Fangarmen umfassen und ihn so seiner völligen Vernichtung entgegenführen. Rein strategisch betrachtet, war dieser Plan ein Meisterstück, vielleicht der beste, den er je auf-

gestellt. Aber der große Schlachtenmeister hatte hier, ganz wie in Spanien, mit etwas sehr Wichtigem nicht gerechnet, was er von seiner stolzen Höhe herab bisher immer verachtet und belächelt hatte: mit dem aus den inneren Volkskräften einer Nation herausgeborenen Widerstand eines Landes, das noch nicht besiegt ist, wenn seine Hauptstadt erobert ist. In dieser Hinsicht hatte Napoleon in Spanien nichts gelernt und alles vergessen.

Als er am 24. Juni mit den Hauptkräften seines glänzenden Heeres bei Kowno den Niemen überschritt, ahnte er im Gefühl seiner Unüberwindlichkeit noch nicht, daß dies stolze, brausende, brandende Meer seiner ostwärts flutenden großen Armee in wenigen Monaten als ein „elendes Getröpfel" wieder westwärts über dieselbe Grenze sickern würde. Rußland konnte diesen gewaltigen Massen Napoleons gegenüber zunächst nur drei Heere, die sogenannte Westarmee in einer Gesamtstärke von 175000 Mann, 15000 Kosaken und 938 Geschütze entgegenstellen. Die erste Westarmee setzte sich zusammen aus den Streitkräften des Generals Barclay de Tolly; die zweite Westarmee stand unter dem General der Infanterie Fürsten Bagration und die Reservearmee unter General Graf Tormassow. Die zweite Linie bildete die zur Zeit noch an der unteren Donau stehende Armee des Admirals Tschitschagow, ferner das finnländische Korps, sowie verschiedene, aus Rekruten bestehende Reservetruppen, Festungsbesatzungen u. s. w., im ganzen 129000 Mann und 8000 Kosaken; in dritter Linie kamen dann noch hinzu 36 Rekrutendepots sowie die Angehörigen verschiedener Kosakenstämme und Milizen, im ganzen weitere 130000 Mann und 31000 Kosaken, so daß die sämtlichen russischen Streitkräfte 488000 Mann zählten, von denen aber 66000 Mann 1812 nicht zur Verwendung kamen, während ferner 80000 Mann auf Kosaken, Milizen und Festungsbesatzungen entfielen.*)

Den Oberbefehl hatte sich anfangs der Zar selbst vorbehalten. Auf die bombastische, in den üblichen „Schicksalsphrasen" abgefaßte Proklamation Napoleons: „Rußland ist fortgerissen von seinem Verhängnis, seine Geschicke müssen sich erfüllen!" hatte der Zar von Wilna aus mit einer anderen Proklamation geantwortet: „Er verteidige den Glauben, das Vaterland, die Freiheit!" Nach Petersburg hatte er dann in derselben Stunde geschrieben: „Ich lege die Waffen nicht nieder, so lange noch ein feindlicher Krieger in meinem Reiche sich befindet." Dann hatte er, nachdem gleich im Anfange die Pläne seines bisherigen militärischen Ratgebers, des völlig unfähigen Generals von Phull, sich als undurchführbar erwiesen hatten, die Armee verlassen, und Barclay de Tolly hatte als Kriegsminister, ohne aber ausdrücklich zum Oberbefehlshaber ernannt zu sein, die Oberleitung des Feldzuges übernommen. Es entspannen sich aus diesen unklaren Personenverhältnissen in der Folge allerlei Unzuträglichkeiten. Da Barclay kein geborener Russe war, sondern aus Livland stammte, war er den Stockrussen ohnehin nicht genehm. Er war, wie wir schon wissen, der Hauptvertreter der unbewußt dem ganzen russischen Feldzuge zugrunde liegenden Idee, jede Offensive zu vermeiden und das Unternehmen des Imperators an den eigentümlichen Verhältnissen Rußlands zugrunde gehen zu lassen, mit anderen Worten: ihm als Hauptgegner Zeit und Raum, Frost und Hunger entgegenzusetzen, während die Gegner Barclays von Anfang an im vermessenen Dünkel dem Kaiser mit geordneten Schlachten entgegentreten wollten.

Daß Barclays Plan unbewußt der richtige war, sollte sich schon im Anfange des Feldzuges zeigen. Wie ein Militärschriftsteller berichtet, bot die ganze Marschlinie Napoleons schon beim Übergang über den Niemen, „wo die Armee mit ungeheuren Herden und mit etwa 10000 Pferden

*) Auch über die Gesamtstärke der russischen Armee schwanken die Angaben der militärischen Schriftsteller. Wir sind im Vorstehenden den Berechnungen des Oberstleutnants von Osten-Sacken gefolgt.

mehr als vorschriftsmäßig in unbeschreiblicher Verwirrung den Fluß passierte, das Bild vollkommener Auflösung. Der Regen goß vom Himmel. Die Proviantkarren vermochten auf den schlechten Wegen dem in Eilmärschen vorgehenden Heere nicht zu folgen; schon bald nach Überschreitung des Niemen sahen sich viele Truppen genötigt, in Ermangelung des Brotes Korn mit Steinen zu zermalmen und in Wasser aufzukochen, ihre Pferde aber mit jeder Art von Getreide und grünem Futter, das man von den Feldern abschnitt, zu ernähren. Schnell legten die in Kot und Nässe biwakierenden, ungehorsamen und zuchtlosen Scharen den Keim zu jenen Krankheiten, die bald mehr Opfer forderten, als die größte Schlacht. Schon auf dem Wege nach Wilna, den ersten zehn Meilen, fielen die Pferde zu Tausenden, und nicht minder blieben die Menschen, zumal die jungen französischen Ausgehobenen, haufenweis liegen. Der Soldat fing an, in Massen marodierend, umherzuziehen, die Transportwagen zu plündern oder ganz zu desertieren; auch der Offizier lebte oft nur von dem, was ihm jene von dem geplünderten Gut zukommen ließen. Unbeerdigt blieben die Leichen der Menschen, blieb das Aas der Pferde an den Straßen liegen; niemand fühlte sich verpflichtet, sie zu bestatten. In der Junisonne verwesend, verpesteten sie den durchziehenden Truppen die Luft, bis endlich eigene mobile Beerdigungskolonnen eingerichtet wurden. Oft sah man halbe Meilen weit nichts als Bagagewagen mit kleinen Landpferden, auf welchen Marodeurs das geraubte Gut fortschleppten, sich an bequemen Orten einquartierten und in förmlichen Lagern den Ertrag ihrer nichtsnutzigen Hantierung verzehrten. Ein Bericht des Marschalls Mortier an den Kaiser schildert den Zustand mit den Worten: „Man glaubt auf dem Retiradeweg einer vollständig geschlagenen Armee zu sein."

Am 29. Juli war Napoleon in Wilna angekommen, wo kurze Zeit vorher noch der Zar sein Hauptquartier gehabt hatte. Die Hoffnung Napoleons, noch vor Wilna eine große Schlacht zu schlagen, war vergeblich gewesen. Kein Russe hatte sich sehen lassen. Bei den Stärkeverhältnissen des russischen Heeres, das weit auseinander gezogen war, hatte Barclay den Gedanken, an der Grenze einen erfolgreichen Widerstand zu leisten, von vornherein aufgeben müssen. So war er denn mit seiner ersten Westarmee nach dem festen Lager von Drissa zurückgewichen. Hier hatte er gehofft, Vorräte für das Heer und Lebensmittel für mehrere Wochen zu finden, um dann die große Schlacht, die man am Hofe des Zaren und beim russischen Hochadel bestimmt von ihm erwartete, zu schlagen. Der traurige Umstand aber, daß er hier kaum Mundvorräte für einige Tage vorfand, bewog ihn, sich auf Witepsk zurückzuziehen und die Verbindung mit Fürst Bagration, dem Kommandanten der zweiten Westarmee, zu suchen.

In Wilna hatte Napoleon nach all den mißliebigen Erfahrungen des Anfanges eine neue große Enttäuschung erlebt. Hier in der alten Hauptstadt des polnischen Littauens hatte er auf einen großen begeisterten Empfang gerechnet. Nichts von alledem. Der Begeisterungsrausch der Polen für die Wiederherstellung ihres Reiches durch Napoleon war längst geschwunden, nachdem die wahren Absichten des Imperators bekannt geworden waren. Allerdings hatte auch Alexander alles getan, um ihm das Feld hier wacker abzugrasen. Durch persönliche Liebenswürdigkeit, die ihm im hohen Maße zu Gebote stand, durch Verteilung von Ordensbändern und Auszeichnungen, durch Schenkung und Verleihung von Titeln, hatte er es verstanden, die Häupter des littauischen Adels für sich zu gewinnen. Den hohen polnischen Großen hatte er versprochen, sie wieder in ihre Rechte einzusetzen; durch seine Proklamationen hatte er den Polen besonders geschmeichelt, indem er nicht von russischer, sondern von slawischer Nationaliät gesprochen hatte. Die Spitzen des polnischen Adels mit ihren Damen waren in Wilna seine täglichen Gäste gewesen. Der galante Kaiser hatte es vor allen Dingen verstanden, das Herz der schönen Polinnen im Sturm

zu erobern. Ja, Alexander war bei diesen friedlichen Eroberungen so Feuer und Flamme gewesen, daß er, jede Vorsicht außer acht lassend, das Nahen des Imperators mit seinen Scharen nicht beachtet hatte und am 27. Juli auf einem glänzenden Balle auf dem Schlosse zu Zacrest beinahe überrascht und samt den Spitzen seines Heeres und seiner ganzen Hofgesellschaft fast von dem Feinde ausgehoben worden wäre.

Der Reiter und sein geschwindes Roß, sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitsschloß;
Ungebeten kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
Im Sturm erringt er der Minne Sold.

So konnte man auch von den ungebetenen Gästen sagen, denn nachdem das Hauptquartier des Zaren infolge dieses Überfalles genötigt worden war, Hals über Kopf aus Wilna aufzubrechen, nahmen an den für die russische Ballgesellschaft reich besetzten Tafeln im Schloß Zacrest mit Behagen die französchen Offiziere Platz, und die schönen Polinnen tanzten, „ohne die Glacéhandschuhe zu wechseln“, mit den galanten französischen Offizieren den Contretanz zu Ende.

Aber das war nur eine kleine Episode gewesen, die man den rauhen Kriegsmännern, nach all den traurigen Erfahrungen, die sie bis jetzt auf diesem Feldzuge gemacht, schon gönnen konnte. Napoleon selbst war höchst grimmiger Laune in Wilna. Er ordnete zwangsweise eine förmliche „Organisation“, d. h. eine französische Verwaltung Littauens an, welche über die Aushebung von Mannschaften, Einrichtung von Verpflegungskolonnen strenge Maßregeln verfügte, welche die letzten Sympathien des polnischen Volkes für den Kaiser zerstörten.

Zu allem Verdruß Napoleons war von dem Zaren noch ein Unterhändler, General Balascheff, eingetroffen, der unter dem Vorgeben, mit Napoleon Friedensverhandlungen einzuleiten, ein Unternehmen, dem auch die französischen Marschälle nach ihren bisherigen traurigen Erfahrungen aus voller Seele zustimmten, Napoleon sicher zu machen und seine Entschlüsse für die nächste Zukunft herauszulocken wußte. Freilich, als Balascheff als einzige Vorbedingung des Friedens Napoleons Rückwärtsbewegung über den Niemen forderte, brach Napoleon, entrüstet über eine solche Zumutung, die Verhandlungen ab, nicht ahnend, daß ihn der schlaue Balascheff durch den noch schlaueren Zaren diesmal überlistet hatte; kannte man nunmehr doch Napoleons Absichten und den wahren Zustand des französischen Heeres, von dem Murat selbst dem russischen Unterhändler ein sehr trauriges Bild entworfen hatte.

Wider Willen hatte Napoleon in Wilna, durch die Ordnung der schwierigen Verpflegungsverhältnisse so lange aufgehalten, siebzehn Tage gerastet, sonst eine ungewöhnlich lange Zeit für die Napoleonische Kriegsführung. Die russische Stellung in dem Lager zu Drissa hielt er für zu fest, um sie anzugreifen. Bei Dünaburg hatte er zum Scheine den Brückenkopf bombardieren lassen, dann hatte er mit einem starken Armeekorps den linken Flügel der Russen umgangen und Barclay dadurch genötigt, sich auf Witepsk zurückzuziehen. Von hier aus hatte sich Barclay, um dem weiteren Vordringen Napoleons auf Moskau entgegenzutreten, nach Smolensk zugewendet. Hier hatte er sich am 1. August mit der zweiten Westarmee unter Bagration, welcher der drohenden Umfassung durch Davout glücklich entgangen war, vereinigt. Diese Vereinigung war der Hauptsache nach einer Verzögerung des Königs Jérôme zuzuschreiben, durch dessen Schuld Napoleons schon in Wilna entworfener Plan, die beiden Westarmeen zu trennen, gänzlich gescheitert war. Zu dieser durch seinen Bruder herbeigeführten Enttäuschung kam noch der Verdruß über seine Marschälle und Generale, die sich außerstande zeigten, bei den unendlich schlechten Wege- und Verpflegungs-

verhältnissen die Märsche so auszuführen, wie er sie — freilich nur mit dem Finger auf der Landkarte — ihnen vorschrieb. Sein furchtbarer Jähzorn entlud sich schließlich in einer Explosion, die seinem Bruder den Oberbefehl kostete, indem er ihm bedeutete, daß er zukünftig von Davout die Befehle bekommen würde. Jérôme, im Innern seines Herzens wahrscheinlich froh, legte sofort das Kommando nieder und begab sich, ohne sich von dem Kaiser zu verabschieden, sofort nach dem schönen Kassel zurück, wo er als „König Lustik" ein ungleich sorgenfreieres und bequemeres Leben führte als sein kaiserlicher Bruder.

Dieser war — ohne wieder zu einer Schlacht zu kommen — mit seinem Heere am 28. Juli in Witepsk eingetroffen. Aber in welchem Zustande! Immer mehr schien sich der Rückzug der Russen als ein planvoll befolgtes System zu gestalten. Alle Straßen, welche die rückgehenden Russen passiert hatten, waren völlig ausgesogen. Die Dörfer und Ortschaften, die man passierte, lagen meist öde und verlassen da. Scheu zog man sich vor den fremden Ankömmlingen zurück, ihnen bedeutend, daß man selbst nichts habe. So hörte die Verpflegung bei den französischen Truppen bald ganz auf. Die Tausende von Karren mit Mehl, Fleisch und Getränken, die man noch hatte, konnten nicht weitergeschafft werden, da Pferde und Ochsen bei der großen Hitze, die am Tage herrschte, auf der Landstraße verschmachtend umsanken. Die Kadaver der gefallenen Tiere verpesteten weithin die Luft; unter ihrem Pesthauch sanken Tausende der Mannschaften in ansteckenden Seuchen dahin. Dazu die fortwährenden Regengüsse, der erweichte Boden, in dem Menschen und Tiere stecken blieben, der Hunger, die Entbehrung, die bis zur Verzweiflung gesteigerte Überanstrengung — wahrlich, so hatte sich Napoleon den Siegesweg nach Moskau nicht geträumt! Und das war in der guten Jahreszeit des Sommers, was sollte im Winter auf dem Rückwege werden! So groß waren schon jetzt die Verluste, daß General St. Cyr, der Befehlshaber der Bayern, berichtete, daß sein Korps im Durchschnitt täglich ein Bataillon, etwa 800—900 Mann, verlor. Wohin sollte das führen! So war es in allen übrigen Korps. Die Armee schwand dahin wie Schnee unter der Sonne.

Schon in Witepsk erwog Napoleon, durch die furchtbaren Berichte seiner Generale gedrängt, ob es nicht geraten sei, den Feldzug schon hier zu beendigen und Winterquartiere zu beziehen. Die Mehrzahl seiner Generale war damit einverstanden. „Hier bleibe ich stehen", sagte er; „hier werde ich mich umsehen, meine Armee sammeln, werde sie ausruhen lassen und ein neues Polen herstellen. Zwei große Flüsse werden unsere Position begrenzen; wir werden Blockhäuser herrichten, unsere Pläne entwerfen und ein Carré mit der Artillerie bilden, Baracken und Proviantspeicher aufbauen; im Jahre 1813 in Moskau, im Jahre 1814 in Petersburg sein. — Ein Krieg mit Rußland ist ein dreijähriger Krieg!"

Jedoch die Bedenken Murats und Davouts stimmten Napoleon wieder um. Welchen Eindruck sollte die Nachricht in Europa machen: Der Weltbezwinger ist umgekehrt! Sein Übergewicht war sofort verloren! Acht Tage rastete er hier; während der ganzen Zeit war er wie im Fieber von all den tausend Gedanken, die auf ihn einstürmten. Schließlich siegte die Brutalität seines Willens über all seine Bedenken: „Wir müssen eine große Schlacht haben, eine Schlacht von Moskau, die Welt in Erstaunen setzen! Also marschieren! Handeln! Es muß ein Ende nehmen mit diesem Fieber der Ungewißheit!"

Dem Psychologen bietet der Kaiser gerade auf dem verhängnisvollen Zuge nach Rußland ohne Zweifel ein interessantes Objekt. In Wilna hatte er dem General Balascheff in seinem brutalen Hochmut die Frage vorgelegt: „Welcher Weg führt nach Moskau." „Ebenso viele wie nach Rom", hatte Balascheff in derselben stolzen Weise zur Antwort gegeben. „Auch Karl XII.

wollte dahin — über Pultawa.*)" Das verhängnisvolle Wort „Pultawa" hatte ihm immerdar in den Ohren geklungen; auch bei Witepsk hatte er gesagt: „Wir werden nicht so töricht sein wie Karl XII.; wir müssen hier Halt machen und im nächsten Frühjahr den Krieg fortsetzen." Es war, als ob ein Verhängnis ihn trieb; immer und immer wieder gedenkt er auf seinem weiteren Zuge des Beispiels Karls XII., dessen Fehler er zu vermeiden sich vornimmt, und dennoch fällt er gerade diesem Fehler zum Opfer. Trotzdem er sieht, daß seine Armee immer bedenklicher zusammenschmilzt, trotzdem er sich von der Taktik der Feindes, die er nicht erwartete, betrogen sieht, schreitet er weiter seinem Verhängnis entgegen, den Weg mit Leichen im wahren Sinne des Wortes bedeckend. Und so geht es weiter bis Smolensk. „Nur bis Smolensk", hatte er gesagt, „dem Schlüssel beider Wege nach Petersburg und nach Moskau, den man besetzen muß, um im Frühling in der Lage zu sein, mit einem Male nach beiden Residenzen zu marschieren." In Smolensk werde er ausruhen, endgültig alles in Ordnung bringen und im Frühjahr 1813, wenn Rußland den Frieden nicht unterschreiben wird, mit diesem Reiche ein Ende machen! Seine treuesten Anhänger, die es am redlichsten mit ihm meinten, Duroc, Berthier, Daru, Caulaincourt, bestürmen ihn, nicht weiter zu dringen. Daru schreibt in sein Tagebuch: „Der Kaiser wird in Smolensk oder selbst in Moskau den Frieden ebensowenig finden als in Witepsk. Der Friede wird vor uns fliehen wie die Schlacht, nur noch länger."

So marschierte er weiter auf der Straße nach Smolensk. Hier sollte er endlich Gelegenheit haben, mit dem Gegner, der sich ihm immer geschickt zu entwinden gewußt hatte, sich zu messen. Die durch die Vereinigung der beiden Westarmeen gebildete russische Hauptarmee zählte jetzt inklusive 8000 Kosaken 121000 Mann. Sein Plan war, sie von Süden her zu umfassen, und von Moskau abzudrängen. Am 16., 17. und 19. August kam es bei Smolensk zu einer heftigen Schlacht. Auch diesmal wollte Barclay die ihm anvertraute Armee nicht aufs Spiel setzen; aber der ausbrechende Groll der Soldaten und die Abneigung der Offiziere, die heilige Stadt mit ihren geweihten Heiligtümern preiszugeben, zwangen ihn, stand zu halten. Da aber eine längere Verteidigung der wehrlosen Stadt der Übermacht der Franzosen gegenüber zwecklos gewesen wäre, zog Barclay die Hauptmacht in aller Stille von den Höhen auf die Straße nach Moskau ab; nur eine starke Heeresabteilung unter dem herzhaften Korff blieb zurück, um dem Feinde den Durchbruch so lange zu wehren, bis das Hauptheer in Sicherheit war. „Bei dem furchtbaren Lichte der blitzenden Kanonen, der heulenden Bomben und Granaten und einer auflodernden Feuersbrunst stemmte sich Korff mit den Seinen den anstürmenden Franzosen so lange in den Mauerbrüchen entgegen, bis er die Nachricht erhielt, das Heer sei in Sicherheit. Dann machte auch er sich zum Abzuge bereit. Die Einwohner aber, welche sich nicht weigerten, ihren Herd für das Reich aufzuopfern, ergriffen Fackeln und steckten die eigene Stadt an allen vier Ecken in Brand. Aus Holz gebaut, flammte sie jählings auf wie ein feuerspeiender Berg. Darauf hielt Korff sich noch zwei Stunden auf den Höhen hinter der Stadt, zerstörte dann die Brücken und zog langsam dem Heere als Hinterhut nach. Schäumend vor Wut, stand Bonaparte am folgenden Morgen zwischen den schwarzen, zerrissenen Mauern der Gebäude, aus welchen die Flammen und die schwarzen Dampfsäulen noch immer emporwirbelten, zwischen rauchenden Trümmern und verbrannten Leichen. Er rief aus: „Wäre diese Stadt nicht in Flammen aufgegangen, wären nicht ihre mit Gütern aller Art angefüllten Magazine vernichtet, so würde sie meinem Heer unerschöpfliche Hilfsquellen gewährt haben. Niemals ward ein Krieg mit einer solchen Wildheit geführt! Niemals wütete ein Volk so gräßlich

*) Die Schlacht von Pultawa am 8. Juli 1709 machte durch den entscheidenden Sieg Peters des Großen dem Eroberungszuge Karls XII. ein Ende und begründete die Machtstellung Rußlands.

gegen das natürliche Gefühl der Selbsterhaltung! — Ha, diese Russen behandeln ihr eigenes Land wie das eines Feindes!"

So war die von Napoleon gewünschte Entscheidungsschlacht noch immer nicht geschlagen. Der Plan, Barclay von Moskau abzudrängen, war ihm nicht gelungen; die Straße nach Moskau war für die Russen frei geblieben.

Inmitten der verbrannten Trümmer von Smolensk fand eine abermalige Beratung statt, ob man stehen bleiben oder weiter marschieren solle. Diesmal war man nicht einig. Die Nähe Moskaus lockte. Aber selbst der energische Ney riet, rückwärts gelegene Winterquartiere zu nehmen. Murat wies voll Hoffnung auf die reichen Vorräte der alten Zarenstadt Moskau hin; hier könne man sich „auf den Polstern Sardanapals orientalischer Üppigkeit hingeben." Auch die Diplomaten waren für Moskau. Nur dadurch würde sich Alexander zum Frieden bestimmen lassen. Napoleon selbst kam, wie Ségur berichtet, immer wieder auf seine fixe Idee von „Moskau" zurück und rief mit einer sonst bei so wichtigen Entscheidungen ganz ungewöhnlich heiteren Laune: „In acht Tagen zwingen wir die Russen zu einer großen Schlacht, schlagen sie, ziehen als Sieger in Moskau ein, und dann haben wir den Frieden.*)

Und so ziehen sie weiter auf Moskau, obwohl der Rest des französischen Heeres bereits auf ein Drittel der Mannschaft zusammengeschmolzen war. Über 130000 Mann waren im Laufe der Zeit schon aus den Mannschaftsrollen gelöscht worden, obwohl noch nichts erreicht war. Die Reihen der Kavallerie waren so stark gelichtet, daß General Belliard dem Kaiser erklärte: „Nur noch sechs Tage Märsche unter den bisherigen Umständen und eine Reiterei existiert nicht mehr." Vor der Fortsetzung des Vormarsches auf Moskau standen ihm, nach Berechnung neuerer Militärschriftsteller**) nur noch 149000 Mann zur Verfügung. Dabei war Napoleons persönliche Lage eine äußerst bedenkliche. Er litt an einem schmerzvollen Blasenleiden, so daß es ihm längere Zeit nicht möglich war, ein Pferd zu besteigen. Er gab selbst zu, daß die Lage seines Heeres entsetzlich sei, aber was sollte er jetzt tun? Hinter ihm das halb verbrannte Smolensk; vor ihm die wie eine Fata morgana winkende heilige Stadt der Russen! Da konnte es nicht schwer sein, zu erraten, wohin das Schwergewicht seiner Entscheidung fallen sollte.

Und auch die blutige Entscheidung, die er so sehnsüchtig gesucht, sollte ihm werden. Den Gegnern des Livländers Barclay de Tolly war es endlich gelungen, ihn zu stürzen. Des Kaisers Bruder Konstantin, die Großfürstin Katharina, die Demidows, Soltikows und Momonows und zahlreiche andere Große hatten den Zaren fortwährend bestürmt, Barclay des Oberbefehls zu entsetzen, da er Rußland zu einer Wüste mache und dem Feinde keinen energischen Widerstand entgegensetze. Obgleich der Zar instinktiv geahnt hatte, daß Barclays Plan der richtige war, mußte er doch dem Drängen nachgeben, und ein Altrusse, der 75jährige General Kutusow, trat an seine Stelle. Es ehrt den patriotischen Sinn Barclays, daß er sich nicht grollend zurückzog, sondern auch an einer untergeordneten Stelle in der folgenden Entscheidung als einer der Ersten und Bravsten seine Pflicht tat. Bei Borodino, auf halbem Wege zwischen Smolensk und Moskau, entschloß sich Kutusow, den Franzosen durch einen Entscheidungskampf den Weg nach der „heiligen Stadt" zu verlegen. In einer überaus blutigen Schlacht am 5., 6. und 7. September, die am dritten Tage sich zu einem blutigen Würgen entwickelte, rangen hier mit unvergleichlicher Tapferkeit beide Heere, das eine um die Phantome „gloire et l'honneur", denen der Wahnwitzige wie blutigen Schemen nachjagte, das andere für das Vaterland und den heimischen Herd. Der greise Kutusow

*) Ségur, Histoire de Napoléon.

**) Oberstleutnant Freiherr v. d. Osten-Sacken, Vorgeschichte des Befreiungskrieges 1813.

Das Opfer der Ferd

Original von Professor

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

nde von Schmettau.

ldemar Friedrich.

verstand es meisterlich, die nationalen und religiösen Sprungfedern bei seinem Heere in Bewegung zu setzen. Als nach dem blutigen Vorspiel des 5. September am folgenden Tage sich die schwarzen Heereswolken dichter und dichter zusammenzogen, und bei Sonnenuntergang die beiden Wetter hüben und drüben zum Todeskampfe einander gegenüber lagen, ging der alte Feldherr durch die langen Reihen seines Heeres, vor sich her die Priesterschaft, welche das Bild der heiligen Marie von Smolensk trug, neben sich die Generale seines Heeres, und redete sein Heer mit feurigen Worten an. Aber Napoleon, der Vater der weltbekannten phrasenhaften Bulletins, verstand es nicht minder, durch treffend gewählte Worte die Massen zu entflammen. „Ruhm — Sieg — Nachwelt — das waren die Schlagworte, mit denen er operierte. Als endlich die lange Regennacht von den Häuptern der schlaflosen und kampfbegierigen Streiter gewichen war, und die Sonne des 7. September durch die dicken Nebel brach und das Blutfeld erleuchtete, rief Napoleon seinen Scharen zu: „Das ist die Sonne von Austerlitz! Nun, Soldaten, die Schlacht ist da, welche Ihr so sehnlich gewünscht habt; der Sieg hängt von Euch ab! Die entfernteste Nachwelt wird Eure Taten verkünden und man wird sagen: Auch dieser war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau!"

Und nun begann ein Würgen, wie es die Weltgeschichte selten gesehen. Fast eine Viertelmillion Menschen*) rang hier unter dem furchtbaren Donner von über 1000 Geschützen in Erbitterung, in wilder Verzweiflung um den Sieg. Niemals hat sich russische Ausdauer und zähe Tapferkeit bewunderungswerter gezeigt, niemals rühmenswerter französischer Elan, Begeisterungsfähigkeit und Todesverachtung der Franzosen, welche, wenn auch nicht für das Vaterland, so doch für ihre Existenz auf dem unwirtlichen Boden kämpften. „Indem nun hier in einem gräßlichen Handgemenge gekämpft wurde", so beschreibt ein Teilnehmer eine der gräßlichsten Blutszenen,**) „schoß die Moskauer Landwehr, welche zur Seite im Hinterhalte des Waldes gelauert hatte, aus dem Dickicht hervor, gleich den Löwen und Tigern der Wüste. Mit Beilen und Spießen bewaffnet, richtete sie im wilden Faustkampf ein so schnelles und grausenvolles Gemetzel unter den dichtgedrängten Feindeshaufen an, daß diese, nach ungeheurem Verlust, in grenzenloser Verwirrung von derselben Stelle, wo sie den Sieg schon erfaßt zu haben glaubten, in schmachvoller Flucht entrinnen mußten. So war der linke Flügel der Gefahr entrissen worden; aber drei große Opfer waren gefallen: Bagration, Konowniczin und Tuschkow. Während dieser Zeit hatte Eugen Beauharnais den rechten Flügel und Ney mit Davout den Mittelpunkt bestürmt. Eugen hatte Borodino einmal gewonnen, dann durch Baggohofwudt wieder verloren. Murat hatte im Mittelpunkte die Menge seiner Geschwader vor Neys nachrückenden Sturmhaufen als einen funkelnden Mantel ausgebreitet, und ein Rennen gegen die große Russenschanze des Mittelpunktes gehalten, um den Durchbruch vorzubereiten; aber die vom eisernen Hagel abgerissenen Köpfe und Helme seiner zersetzten Reiter schwärmten wie Krähen durch den Pulverdampf, und der Überrest nahm, hart verfolgt von Russenreitern, Reißaus. Danach schritt Ney selbst, um Mittagszeit, vorwärts und ließ das Fußvolk anrennen. Dem erging es wie den Reitern. Jetzt aber sprengt Bonaparte zornig herbei und läßt sechs auserlesene Regimenter seiner Gepanzerten einen Sturm reiten. Man sieht die gold- und silberglänzende Säule sich wirbelnd vorwärtsbewegen, dann aber, von den Blitzen der Schanzen getroffen, nachdem beide Anführer gefallen, in Dampf des Gefildes zerstieben. Die Russen drinnen aber, welche wohl sterben, nicht aber weichen wollen, bedecken alle, bis auf den letzten Mann, mit ihren Körpern den Boden, und die erwürgten Kanoniere halten noch im Tode

*) Osten-Sacken berechnet die ringenden Streitkräfte französischerseits auf 124 000 Mann; diesen standen auf Seiten der Russen 103 000 Mann und 7000 Kosaken gegenüber.

**) Chr. Niemeyer, Der deutsche Plutarch.

die zersprungenen oder umgestürzten Geschütze mit den Armen umfaßt.“ Dennoch hatte die furchtbare Schlacht weder den Franzosen noch den Russen den Sieg gebracht. Die Entscheidung, wie sie Napoleon gewünscht, war nicht gefallen; ja, die Russen konnten sich fast mit demselben Rechte wie die Franzosen den Sieg zuschreiben. Darüber aber waren beide Teile einig, daß Napoleon den Sieg ohne Zweifel hätte an sich reißen können, wenn er seine Reservetruppen, 20000 Mann noch gänzlich unberührter Garde, in den Kampf gezogen hätte. Daß ihm dieser Gedanke selbst Pein bereitete, bewies die Tatsache, daß er gegen 9 Uhr abends zwei seiner vertrauten Generale, Daru und Dumas, in sein Biwak rief und ihnen sagte: „Man wird sich wundern, daß ich heute meine Reserven nicht vorführte, um größere Resultate zu erzielen. Ich muß sie jedoch aufsparen, um in der großen Schlacht, welche der Feind uns vor Moskau liefern wird, einen entscheidenden Sieg zu führen.“ Daß er, der aus seinem Wörterbuch das Wort „unmöglich“ gestrichen hatte, sich vor seinen Generalen rechtfertigen zu müssen glaubte, bewies die Schwäche seiner Gründe. Der Napoleon von 1812 war eben nicht mehr der Feldherr von Austerlitz und Jena. Mit Borodino war der entscheidungsvolle Schlag für ihn vorüber. Der Eindruck dieses mit so furchtbaren Opfern erkauften Scheinsieges war für die gesamte Armee eine völlige Niedergeschlagenheit, verzweiflungsvoller in ihrer Wirkung als eine gänzlich verlorene Schlacht.

Allerdings, der Weg auf Moskau war frei; aber die sonnige Hoffnung auf die heilige Stadt war, vor der Hand wenigstens, stark herabgedämpft. Hinter sich eine Wüste und ein furchtbares Schlachtfeld, vor sich die bange, schreckliche Ungewißheit des Schicksals und — dem grimmen Wolfe gleich — den Winter, den furchtbaren russischen Winter! Die Kranken ohne Spitäler, die Gesunden ohne Kleidung und Lebensmittel, die Pferde ohne Kraft, die Hälfte des Heeres schon durch Hunger, Krankheit und den Tod auf den Schlachtfeldern aufgerieben — so zogen sie weiter, abgemattet und zerlumpt, von Kosaken, bewaffneten Bauern und schlechtem Gesindel wie ein Aas von Raben umschwärmt, den Toren Moskaus, der heiligen Stadt näher und näher!

V. Die Schrecken des Rückzuges.

Aber noch einmal, bevor das gewaltige Heer gänzlich zusammenbrechen sollte, belebten sich der Mut und die Hoffnung, als man am 14. September von einer Anhöhe herab, der Poklonnaja oder Verneigungshöhe,*) das heilige Moskau zu seinen Füßen erblickte. Es war zwei Uhr nachmittags; die Sonne spielte hell auf den Dächern und Türmen der ungeheuren Stadt, als die vorausgesandte reitende Patrouille diesen Berg erreicht hatte und plötzlich in die entzückten Rufe ausbrach: „Moskau! Moskau!" So mußte den Kreuzfahrern zumute gewesen sein, als sie nach langen Mühen und unendlichen Gefahren zuerst die Zinnen Jerusalems erblickten; oder den Seeleuten des Columbus, als sie nach langen, immer hoffnungsloser werdenden Fahrten in den Ruf ausbrechen konnten: „Land, Land!" Es war, als ob ein plötzlicher Freudentaumel das ganze Heer ergriffen hätte. Alle Mühsale, alle Schmerzen und Nöte, Hunger und Frost waren vergessen; man lachte, sang und tanzte, als man im lichten Sonnenglanze die Hunderte vergoldeter Kuppeln, Kirchen und Kathedralen erblickte, die herrlichen Paläste, alle beherrscht von dem riesigen Gebäude des Kreml, der altehrwürdigen Burg des Zaren, und rings herum die ungeheure Stadt inmitten einer fruchtbaren Ebene, durch welche das Flüßchen Moskwa sich in anmutigen Windungen schlingt. Auch des Gewaltigen Antlitz leuchtete von heller Siegesfreude. Mit der Miene stolzer Genugtuung klang es von seinen Lippen: „La voilà donc enfin cette fameuse ville!" (Siehe da, endlich doch diese berühmte Stadt!) Und mit einem erlösenden Seufzer fügte er leiser hinzu: „Il était temps!" (Es war Zeit!)

*) So genannt, weil von hier aus die Wallfahrer, die nach Moskau pilgern, sich zum ersten Male zu verneigen pflegen.

So hatte er es doch erreicht! So hatte er doch Recht behalten! Seinen gewaltigen Willen hatte er doch durchsetzen können! Da unten lag die alte Zarenstadt zu seinen Füßen. So lag auch er nun zu seinen Füßen, der gedemütigte Zar, das besiegte Rußland, das stolze, nirgends faßbare England; in dem eroberten Moskau hatte auch er es getroffen; hier war die Eroberung Europas vollendet und — die Eroberung der Welt konnte beginnen. Die Gedanken des Gewaltigen, Unersättlichen trieben ein wildes Spiel; sie schweiften hinüber, seine früheren Hoffnungen neu belebend, nach dem Orient. Da drüben lag Indien, dort Persien, da Hinterindien und China, — jetzt war alles sein! In Moskau hatte er den Schlüssel zu den Toren des Morgenlandes gefunden.

Aber des Gewaltigen Triumph sollte bald einem tiefen Unmut weichen. Wo waren die Bojarenfürsten, die, der Übermacht seiner Person huldigend, er hier erwartet hatte? Keine Bürgerdeputation übergab ihm die Stadtschlüssel, wie er es von Berlin, von Wien und anderen Residenzen gewohnt war; keine staunende, gaffende Volksmenge, keine überschwängliche Huldigung seiner Person. Das gewohnte Niederfallen und tiefe Verneigen der Besiegten fehlte, das unvermeidliche Anrufen seiner Gnade, Großmut und Barmherzigkeit, das er mit huldvollem Lächeln wie ein Gott, manchmal auch unter gleichzeitigem heftigen Schelten auf seine Gegner, zu gewähren pflegte. Wie seltsam, wie unheilverkündend das alles! Vor einer Stunde schon hatte er seinem Adjutanten, dem Kommandanten des Hauptquartiers, Grafen Duronelli, den Befehl gegeben, nach der Stadt zu fahren, den Vertretern der Bürgerschaft die nötigen Anordnungen zu geben und Napoleons Wünsche auszusprechen, wann er die Deputationen mit den Schlüsseln zu empfangen gedenke. Mit sich steigernder Ungeduld und wachsendem Unmut wartete er. Endlich kam der Ersehnte, um mit langem Gesicht zu verkünden, daß die Stadt gänzlich verlassen sei. Kutusow hätte schon am Tage vorher die Stadt aufgegeben; eine ungeheure Auswanderung der bestürzten Bewohner wäre seinem Abzuge gefolgt. „Unmöglich!" ruft der Kaiser. „Moskau verlassen? Wie unwahrscheinlich!" Er mag es nicht glauben, er reitet weiter. Alle Straßen und Plätze öde und leer. Die Stadt, noch vor einigen Tagen wimmelnd von 350000 Bewohnern, scheint ein stummes Grab geworden. Kein Laut, kein Schall, kein Mensch in den langen, öden Straßen und auf den großen, unheimlich leeren Plätzen. Die wenigen Zurückgebliebenen hatten sich in den Häusern verrammelt.

Aber noch immer gibt Napoleon nicht die Hoffnung auf eine Deputation auf. Seine Eigenliebe ist aufs empfindlichste getroffen. Seine Generale wissen das, und Murat, der Vielgewandte, weiß Rat. Einige ausländische Händler, welche ihn um Unterstützung angehalten, in Moskau ansässige Juden, Polen, Griechen, Deutsche und Franzosen, verarmte Kaufleute und beschäftigungslose Handwerker, zum Teil in äußerst zweifelhafter Kleidung, sind zusammengebracht, und in Gemeinschaft mit einer Anzahl Leute aus dem russischen Volke, werden sie schnell dem Kaiser vorgestellt. Dieser hatte im höchsten Unmut in der Smolensker Vorstadt gehalten. Stunde auf Stunde hatte er auf die Deputation gewartet; eine Ordonnanz nach der anderen hatte er abgeschickt und sagen lassen, daß der Kaiser bereits anfange, unangenehm zu werden. Endlich nahte die Possendeputation, mit jämmerlichen Gebärden die Gnade des Kaisers anflehend. Die Ärmsten waren vor dem Anblick des stolzen Imperators und seiner glänzenden Suite selbst so erschrocken, daß sie kaum ein Wort herausbrachten. Napoleon musterte sie von oben bis unten mit verächtlicher Miene, rief dem herzhaftesten, einem französischen Typographen, der dem Kaiser einige Begrüßungsworte stammeln wollte, ein „Imbécile!" (Dummkopf!) zu und wandte ihm den Rücken.

Mit dem Bojarenempfange war es also nichts gewesen. Die huldvollen Worte, die der Kaiser sich für diese Gelegenheit zurechtgelegt hatte, und die bald durch seine Bulletins durch die

ganze Welt fliegen sollten, mußten für diesmal ungesprochen bleiben. Wie schwer den Kaiser diese Enttäuschung getroffen, als er am Ziele seiner Wünsche vor dem leeren Moskau stand, berichtet ein Augenzeuge, ein russischer Gefangener: „Er war außerordentlich erstaunt, er geriet in ein Stadium der Selbstvergessenheit. Seine gleichmäßigen und ruhigen Schritte veränderten sich in diesem Augenblicke in schnelle und unordentliche. Er sah sich fortwährend um, zupfte an sich herum, blieb stehen, zitterte auf, wurde ernst, griff sich an die Nase, zog einen Handschuh aus und wieder an, riß aus der Tasche einen Handschuh und zog ihn wieder an, drückte ihn in den Händen zusammen und, wie in Gedanken, legte er ihn in die andere Tasche, dann nahm er ihn wieder heraus und legte ihn wieder hin; dann zog er den Handschuh von der Hand, zog ihn eilig an und wiederholte dieses Manöver einige Mal. Das dauerte eine volle Stunde; währenddessen standen die ihn umgebenden Generale hinter ihm unbeweglich wie Statuen da, ohne zu wagen, sich zu rühren."

So groß war der Schlag gewesen, der hier seine Eigenliebe, sein stolzes, hochfahrendes Herz getroffen. Das Riesenunternehmen, der „umgekehrte Attilazug", der über eine halbe Million Menschen nach sich gezogen: hier in dem heiligen Moskau, an dem ersehnten Ziele seiner Wünsche, war er in eine Posse ausgeartet, die ihn vor der Welt lächerlich zu machen drohte! Hinweg von diesem Orte! Er bestieg sein Pferd und sprengte mit seinem Gefolge dem Innern der Stadt zu. „Es wurde dunkel", erzählt ein Augenzeuge, „von der aufgewirbelten Staubsäule." Dunkel war es auch in seinem Innern; dunkler auch der bisher so glänzende Schimmer seines Ruhms.

So ritt er denn tief ernst und in sich gekehrt, ohne Sang und Klang, ohne die gaffende und staunende Volksmenge, stumm und düster nach dem Kreml, dem uralten Zarensitz. Hier wollte er bis zum Frühling rasten von den ungeheuren Anstrengungen und Aufregungen; hier wollte er die Friedensanerbietungen Alexanders abwarten, um dann, wenn der Frühling ins Land gekommen war, mit seinem ausgeruhten und wohl verproviantierten Heere die Eroberung des russischen Reiches vollenden. Aber gerade hier in dem stolzen Zarenpalaste, sollte ihm ein feuriges Menetekel der Vorsehung erscheinen, welches ihm zurief: „Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!"

Von den hohen Fenstern des stolzen Palastes erblickten seine Augen erstaunt und halb erschreckt, ein unheimlich schönes Schauspiel: mächtige Flammen loderten an den verschiedensten Stellen der Stadt empor. Was war das? Moskau brannte! Die Russen hatten es selbst angezündet. Graf Rostopschin, von Alexander vor kurzem erst zum Gouverneur von Moskau ernannt, eine Kraftnatur, die keine menschliche Schwäche zu kennen schien, war der geeignete Mann, ein Schauspiel von solch dämonischer Wirkung ins Werk zu setzen; hatte er doch bei der Annäherung der Franzosen sein eigenes prachtvolles Schloß Woronow mit eigener Hand angezündet. Daß er derjenige gewesen, der den Befehl zum Brande von Moskau gegeben, unterliegt heute keinem Zweifel mehr, obwohl er aus begreiflichen Gründen in einer später von ihm abgefaßten Schrift: „La vérité sur l'incendie de Moscou" (Die Wahrheit über den Brand von Moskau) die Täterschaft auf die Franzosen abzuwälzen suchte. Sein Entschluß, die Stadt in Flammen aufgehen zu lassen, war nicht ein plötzlicher, sondern lag schon lange zurück. Bereits am 24. August hatte er an Bagration geschrieben: „Wenn Gott uns nicht günstig ist, so wird Moskau in Flammen aufgehen und Napoleon statt reicher Beute nur den Aschenhaufen der russischen Hauptstadt finden." Und acht Tage später ebenfalls an Bagration: „Wenn alles nichts hilft, soll den Bösewichtern statt Moskau nur ein Trümmerhaufen bleiben."

So stand nun hier oben am Fenster des Kremls der Gewaltige, der sich vermessen hatte,

in Moskau der russischen Monarchie den Todesstoß zu geben, und starrte in die Glut, das Feuermeer, das sich bei den Holzbauten, aus denen der größte Teil der Stadt bestand, mit ungeheurer Schnelligkeit ausbreitete. Der Brand des untermoskowitischen Teiles hatte, wie ein Augenzeuge berichtet, das Aussehen eines hochgehenden Feuermeeres. Das gewaltige Element meisterte auch den Überwinder Europas; seine Nerven hielten diesem Eindruck nicht stand. Nirgends fand er Ruhe, in großen Schritten durchmaß er die Schloßgemächer von einem Ende zum anderen; eine furchtbare Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, eine Unruhe, die er nicht gekannt hatte, wenn er, ohne mit einem Muskel zu zucken, ganze Königreiche auf der Landkarte gestrichen hatte. Ab und zu trat er zur Beobachtung auf die Kremlmauer hinaus; aber die Hitze war so stark, daß sie ihn stets wieder in die Gemächer zurückzwang. Sein Antlitz war glühend rot; heißer Schweiß tropfte von ihm herab. Es war, als ob er hier am Aschenhaufen seines Glückes stand. Er, der eben noch auf der Verneigungshöhe wie auf dem höchsten Gipfel seines Glückes gestanden, von dem herab ihm der Teufel des Ruhms und des Hochmutes alle Reiche des Morgenlandes gezeigt, er mußte mit wilden Schmerzen im Busen sehen, wie Moskau vor seinen Augen sich in einen Haufen Stein und Asche verwandelte. Da die Stöße des Nordostwindes mehrere Male das Feuer gegen den Kreml richteten, und hier das Pulvermagazin und zahlreiche Geschütze lagen, war der Kaiser jetzt aufs höchste bedroht und mußte, so schwer es ihm wurde, endlich den Entschluß fassen, den stolzen Palast zu verlassen und sich nach dem Lustschloß Petrowska bei Moskau zu retten.

.dessen wütete der Brand mit ungeschwächter Heftigkeit fort. Bald stand die ganze Stadt in Flammen. Vier Nächte hindurch, sagt ein Augenzeuge, wurden keine Lichter angezündet. Es war hell wie am Mittage, und während Napoleon sich in Petrowska seinen düsteren Stimmungen überließ, betrank sich die entfesselte Soldateska seines Heeres in den vom Feuer verschonten Kellern bis zur Sinnlosigkeit, oder plünderte in den noch betretbaren Häusern in rasender Wut und unbeschreiblicher Brutalität. Immer wilder raste die Flamme; ein heftiger Wind ließ sie von Straße zu Straße, von Haus zu Haus springen, und am 16. September war die ganze Zarenstadt ein ungeheurer kochender Glutherd; ein Glutmeer, dessen rote Wellen von Norden nach Süden wogten, ergoß sich über alle Bezirke. Die prächtigen Paläste, die herrlichen, goldglänzenden Kirchen verschwanden im Dampfe und in den Flammen. Es war ein Brüllen in der Luft, als wenn die See vom Sturme gepeitscht wird, und dazwischen hörte man das Krachen der großen Tafeln von glühendem Eisenblech, welche der Sturm von den Dächern der lodernden Paläste in die Straßen hinunter warf. Als die Nacht hereinbrach, durchfurchten die zuckenden Flammen die schwarze Himmelsdecke, als wollten sie selbst dieses ewige Gewölbe zerreißen. Dabei zischten Brandraketen, welche die Moskowiter von den hohen Türmen herabschleuderten, wie Sternschnuppen hernieder und weckten neue Feuersbrünste. Hu! Welch Schrecken und Grausen! Das donnernde Brausen und Prasseln des Feuermeeres, das Geheul der Unglücklichen in den verrammelten lodernden Gebäuden, das Geschrei der Elenden, welche den Flammen entrinnen wollten und dabei den blutdürstigen, raublustigen, racheschnaubenden Gesellen Napoleons, welche er gegen die Stadt losgelassen hatte, in die Hände fielen; das Ächzen der Verwundeten und Sterbenden, das Zetergeschrei der Überwältigten; das Wiehern der Rosse und der Betrunkenen, das Blöken, Heulen und Brüllen aller Arten von Tieren, welche in den lodernden Straßen durcheinander rannten; das Geprassel der einstürzenden Mauern und Balken, das Donnern der niederschießenden Gewölbe, und zwischen den rauchenden Balken und dem dampfenden Schutt die verbrannten, menschlichen Gerippe; alle Straßen und Höfe mit blutigen Leichnamen und den Kadavern der Tiere bedeckt, die Priester in den Türen und an den Altären der Kirche ermordet und die Heiligtümer mit Füßen getreten; Jammer,

Not, Mord, Überwältigung, Wut, Zerstörung und Untergang an allen Orten — das war der Brand von Moskau.

Und in solchen Augenblicken erwacht die Bestie im Menschen. Es hatte sich mit Blitzesschnelle die Nachricht verbreitet, daß Moskau voller Reichtümer stecke. Als dann die ersten auf Raub ausgegangen, und bald darauf mit Armen voll Wein, Rum und Zucker zurückkehrten, um sich mit Wonne dem lange entbehrten Genuß berauschender Getränke hinzugeben, da war kein Halten mehr. Die Wachthabenden verließen ihre Posten, die Patrouillen ihre Plätze, die nach Wasser und Holz Abgesandten kehrten nicht zurück. Selbst die höheren Offiziere wurden vom Glanz der Beute angezogen. Den Frauen riß man Kopftücher, Shawls, selbst wertvolle Kleider herunter; man nahm ihnen die Ohrringe aus den Ohren; Uhren, Tabakdosen, Geld; man raubte, was man fand; sogar die Toten auf den Kirchhöfen verschonte man nicht; man grub sie heraus und beraubte sie. Selbst Napoleons Machtwort wurde nicht mehr beachtet. „Vom morgigen 18.", so lautete ein Tagesbefehl, „werden die Soldaten, die beim Plündern ertappt werden, nach aller Strenge kriegsgerichtlich abgeurteilt werden." Es half nichts; seine Worte übten nicht mehr die alte Wirkung aus; der ganze Rest der großen französischen Armee war eine einzige ordnungslose, undisziplinierte, brennende, raubende Horde.

Und auch die Russen fragten in ihrem grenzenlosen Hasse gegen die fremden Eindringlinge nicht mehr nach Recht, Gesetz und Ordnung. Wie die wilden Tiere fielen sie über sie her. Zu Tausenden schlichen sie in die Stadt — zum Teil wüste, unheimliche Gesellen, zum Teil Entsprungene aus den geöffneten Gefängnissen — um neue Herde der Brandstiftung zu entzünden und Franzosen tot zu schlagen, wo man sie fand. Es half Napoleon nichts, daß er sie zu Hunderten an den Straßenecken aufhängen ließ, doppelt so viele Hunderte fielen nur umso wütender in die Stadt ein, um die Erwürgten zu rächen. Vier Tage noch wütete der grimme Brand und legte die stolze Stadt in Schutt und Trümmer, wie sie seit Jerusalems und Magdeburgs Tagen nicht gesehen wurden. Von 4000 steinernen Häusern waren 3800, von 8000 hölzernen 7500, von 1600 Kirchen und Kathedralen die Hälfte dem ungeheuren Brande völlig zum Opfer gefallen; das Gräßlichste aber vom Gräßlichen war der qualvolle Untergang jener unglücklichen russischen und französischen Verwundeten, welche hilflos in Moskau lagen — von 24000 sollen 20000 bei lebendigem Leibe verbrannt sein; ihre Zahl ist nie festgestellt worden. Mochten es tausend weniger oder mehr sein; was galten tausend Menschenleben in dem entsetzlichen Höllenbrodem der kochenden Stadt!

Und Napoleon, die Ursache all dieses Entsetzlichen, Furchtbaren? Was in seiner Seele vorging, ob die Furien der Reue darin wüteten und den Dämonen der Ehr- und Ruhmsucht den Platz streitig machten — es hat wohl niemand erfahren! War er doch ein Meister in der Selbstbeherrschung, ein Meister in der Verstellungskunst, der Theaterpose. Er suchte jetzt bei sich und seiner Umgebung die Täuschung aufrecht zu erhalten, daß der Besitz — auch der Brandstätte noch, die volle Garantie des Friedens sei. Nicht nur seiner Umgebung, sondern auch sich selbst log er vor, es müsse Botschaft aus Petersburg vom Zaren kommen. Er war, nachdem der Brand erloschen war, wieder in den bewohnbaren Teil des Kreml eingezogen und hatte von hier aus ein in den schmeichelhaftesten Worten gehaltenes Schreiben an den Zaren gerichtet. Sehnsüchtig harrte er auf Antwort. Aber niemand durfte ihm die Unruhe anmerken. Während unten auf der riesigen Brandstätte seine Soldaten das Kochfeuer mit Heiligenbildern und kostbaren Möbeln und Teppichen schürten, um ihr Pferdefleisch daran zu braten, spielte er seinen Getreuen gegenüber in den Prunkgemächern des Kreml eine Komödie, die grell abstach von der furchtbaren Tragödie, welche er soeben erlebt hatte. Er entwarf am 15. Oktober ein Dekret über die Organisation des „Théâtre

français" in Paris und erging sich am Abend in seinem Salon in kunstphilosophischen und literarischen Betrachtungen: „Ich liebe", sagte er zu Narbonne, „vor allen Dingen das Trauerspiel, die hohe Tragödie, wie Corneille sie geschaffen hat. Die großen Männer sind darin treuer gezeichnet als in der Geschichte; denn man erblickt sie nur in entscheidenden Augenblicken und Krisen, ohne das Beiwerk von Einzelheiten, womit die Geschichtsschreiber uns zu erdrücken pflegen." Er kam dann auf Peter den Großen zu reden, und Narbonne benutzte die Gelegenheit, von Karl dem Zwölften zu sprechen. „Ah, ich sehe Sie kommen, mein Lieber", fiel der Kaiser ein. „Aber seien Sie ruhig, wir werden den Fehler Karls des Zwölften nicht begehen." (Er dachte nicht daran, daß er ihn schon selbst begangen hatte.) „Wir haben hier nur ein wenig warten müssen auf den Eindruck dieser Donnerschläge, der Schlacht von Borodino und der Einnahme von Moskau."

Allerdings, der Eindruck dieser Donnerschläge war zunächst am Petersburger Hofe ein betäubender. Vor allem rief die Nachricht, Kutusow habe die alte Hauptstadt ohne Schwertstreich preisgegeben, und diese sei ein Raub der Flammen geworden, Schrecken und Bestürzung hervor. Ein plötzlicher Kleinmut ergriff die Mitglieder der kaiserlichen Familie. Man rief entsetzt nach Frieden. Besonders die Zarin-Mutter und der Großfürst Konstantin drangen mit ihren Friedensforderungen unausgesetzt in den Kaiser. Aber an dem Hofe des Zaren weilte jetzt ein Mann, dessen machtvolle Persönlichkeit von der Natur dazu geschaffen schien, daß an ihr sich die Zagenden und Schwachen aufrichteten: der geächtete Freiherr vom und zum Stein. Wie bisher in Preußen, so war er auch hier schnell das Rückgrat aller patriotischen Bestrebungen geworden.

Nach langem Umherirren im Exil, während dessen er seinen Wohnsitz bald hier- bald dorthin verlegen mußte, hatte auch für den geächteten Flüchtling die Stunde geschlagen, da er seine Kräfte wieder in den Dienst einer großen Sache stellen konnte. Bis zum Frühjahr 1812 hatte er in Prag geweilt, die großen Begebenheiten der Weltgeschichte mit Aufmerksamkeit verfolgend. Der Abschluß des schmachvollen Vertrages Preußens mit Napoleon vom 24. Februar 1812 hatte ihn mit tiefster Bitterkeit erfüllt und ihn eine Zeitlang sowohl an den Fürsten wie am Volke verzweifeln lassen. Mit Ingrimm erfüllte ihn der Gedanke, daß die Not der Umstände ihn selbst zu dem „schnöden Müßiggange" verdammte, „als Zuschauer des allgemeinen Elends und des Treibens der Schlechten, deren Zahl täglich wachse und deren Gesinnung krebsartig um sich fresse", untätig die Hände in den Schoß zu legen. Da aber sollte auch für ihn die Befreiungsstunde schlagen, die seinem Geiste wieder Spannkraft und Mut zu neuen Taten gab. Am 19. Mai 1812 war ein Schreiben des Zaren eingetroffen, der ihn zu sich nach Petersburg berief, um ihn mit Rat und Tat zu unterstützen. Stein hatte nur wenige Tage Bedenkzeit gebraucht. Schon am 12. Juni war er in Wilna eingetroffen, wo damals der Zar noch sein Hauptquartier hatte.

So war der geächtete Freiherr jetzt wieder in den Rat der Fürsten berufen, und mit diesem Ereignisse beginnt ein neuer ruhmreicher Abschnitt in seinem Leben. Nicht sein Vaterland hatte Stein gewechselt, nicht in den Dienst einer fremden Macht war er getreten — ein Stein konnte nicht der Abhängigkeitsdiener eines fremden Fürsten sein. Seine mannhafte Persönlichkeit, die immer Klarheit haben mußte, stellte dies von vornherein fest in der Erklärung, daß er nach Rußland gekommen sei, um an den deutschen Angelegenheiten im Laufe des Krieges auf eine seinem Vaterlande nützliche Art teilzunehmen. Es war der gemeinsame Haß gegen den Unterdrücker europäischer Freiheit, das gemeinsame Ziel der Befreiung aus diesem trostlosen Zustande, das hier den glühendsten Patrioten Deutschlands mit dem Selbstherrscher aller Reußen zusammenführte. Wir wissen aus Steins scharfen Urteilen, daß er von der Charakterfestigkeit Alexanders bisher keine hohe Meinung gehabt hatte. Dieses Urteil war übrigens auch von anderer Seite, so von den

Vertretern der englischen Politik, geteilt worden, die dem Zaren keine Stetigkeit in seinen Anschauungen und Handeln zutrauen mochte. In der Tat konnte auch Stein im Laufe seines Umganges mit dem Alexander feststellen, daß seinem Charakter etwas Launenhaftes und Springendes eigen war, eine gewisse orientalische Mischung von starrköpfigem Eigensinn und fast frauenhafter Weichheit, plötzlicher aufflammender Entschlußfreudigkeit und wieder schnell zerflackernder Willensschwäche. Dagegen besaß er auch wieder Vorzüge, die die planmäßige Einwirkung eines edlen, charakterfesten Mannes wie Stein zu einem Segen für sein Land machen konnte. Er hatte eine schnelle Empfänglichkeit für große und bedeutende Gedanken. Der Wunsch, sein Volk glücklich zu machen, entsprang einem wirklich aufrichtigen Gefühl. Den Willen dieses Mannes, der sich nur allzu leicht von Gefühl und Stimmung leiten ließ, in die richtige Bahn zu lenken, sollte die Hauptaufgabe Steins sein, der sich nicht darauf beschränkte, dem Kaiser in russischen Angelegenheiten ein Ratgeber zu sein, sondern vorzugsweise die Interessen der deutschen Angelegenheiten dabei im Auge hatte.

Ende Juli 1812 hatte dann Stein das russische Hauptquartier verlassen, war über Moskau dem Zaren nach Petersburg gefolgt und hatte hier eine weit verzweigte, ungemein rührige Tätigkeit begonnen, deren Wirkung gleich unsichtbaren Fäden sich nach allen Teilen Deutschlands und Österreichs, ja bis England erstreckte. Schon damals hatte er — wie in Vorahnung weittragender künftiger Ereignisse — in einer Denkschrift dem Gedanken Ausdruck gegeben, „die zu Napoleons Verfügung stehenden Streitkräfte Deutschlands aufzulösen oder gegen ihn wirksam zu machen.“ Alle Mittel schienen ihm recht, dem so brutal auftretenden Feinde zu schaden, die deutschen Truppen ihrem angemaßten Herrn abwendig zu machen: Die Einrichtung eines weitverbreiteten geheimen Beobachtungssystems, für dessen Organisierung der frühere preußische Staatsrat Gruner gewonnen wurde; die Vorbereitung eines Aufstandes im nordwestlichen Deutschland; vor allen Dingen die Verbreitung aufklärender, das Volk zur Abschüttelung des Joches auffordernder Schriften — das alles sollte zu dem ersehnten Ziele führen.

Mit Ernst Moritz Arndt, dem getreuen Eckart der deutschen Nation, der ebenfalls nach Rußland hatte fliehen müssen, und der ihm hier in Petersburg jetzt als sein Sekretär diente, feilte er dort im hohen Norden unablässig an den französischen Ketten. Mit diesem deutschesten aller Dichter leitete er aus der Ferne die geheimen Verbindungen zur Vorbereitung einer großen gewaltigen Erhebung. Auf seinen Wunsch mußte Staatsrat Gruner den zweiten Teil von Arendts „Geist der Zeit“ drucken und in tausenden von Exemplaren verbreiten. An den Schluß eines flammenden Aufrufes zur Bildung einer „deutschen Legion“, der die deutschen Truppen, die gezwungen dem Eroberer folgen mußten, aufforderte, den aufgezwungenen Heeresdienst zu verlassen und wieder für deutsche Interessen zu fechten, hatte er die Worte gesetzt: „Deutsche wählt! folgt dem Rufe des Vaterlandes, der Ehre, und genießt die Belohnung Eures Mutes, Eurer Aufopferung — oder beugt Euch ferner unter das Joch der Unterdrückung, das auf Euch lastet, und Ihr werdet, untergehen in Schande, Elend und Erniedrigung, der Spott des Auslandes, der Fluch Eurer Nachkommen!“

Hier in Petersburg war es auch, wo er nach den ersten Erfolgen Napoleons in Rußland, als man in Petersburg nach Frieden rief, den Kaiser zur Fortsetzung des Kriegs ermutigte. Damals, als ihn die Mattherzigen und Zagen am Hofe Alexanders auf die Gefahren eines weiteren Widerstandes aufmerksam machten, damals war es, als er, sie alle als Fremder beschämend, ihnen das große, wundervolle Wort zurief: „Es kann sein, daß wir an die asiatische Grenze flüchten müssen. — Ich habe schon zwei- dreimal im Leben mein Gepäck verloren, was tuts? Sterben müssen wir ja doch einmal!“

Und nun war der Augenblick da, wo es ganz besonders darauf ankam, den Zaren zu stärken, jetzt, wo die alte Hauptstadt in Flammen aufgegangen war, wo ein Schrecken die Mitglieder des Hofes erfaßt hatte. Auch im Heere gab es eine starke Partei, welche in Anbetracht der erschöpften Kräfte der Armee und des Landes zum Frieden mahnte. Aber die tapfere, mannhafte Sprache Steins, den Alexander damals ganz besonders schätzte, bewirkte, daß er fest blieb und nicht schwach wurde. Dem Obersten Michaud, der ihm den Bericht Kutusows über die Einnahme Moskaus durch die Franzosen, gleichzeitig aber auch über die Stimmung des Heeres mitgeteilt, das unter keinen Umständen Frieden wünschte, sagte Alexander: „Kehren Sie zur Armee zurück und sagen Sie derselben: So lange mir noch ein Soldat, ein Bauer bleibt, werde ich keinen Frieden mit Napoleon schließen! Es ist besser, sich in Sibirien von trockenem Brot zu nähren, als die Schande meines Vaterlandes zu unterzeichnen. Merken Sie wohl auf, was ich Ihnen sage: Napoleon oder ich! Ich oder er! Wir können nicht mehr nebeneinander regieren Ich habe ihn kennen gelernt; er wird mich nicht mehr täuschen!“*)

Jetzt, wo dem russischen Kaiser die Schuppen von den Augen gefallen, freilich etwas spät, jetzt mag ihm öfters das Bewußtsein gekommen sein, wie unzuverlässig er gegen Preußen, den früheren Bundesgenossen, gehandelt hatte; daß er innerlich ihm jetzt schon wieder näher stand, geht aus einem Schreiben hervor, das er durch seinen Generaladjutanten Liewen an den preußischen Staatskanzler richtete: „Die Zeit kommt für Preußen, gegen den gemeinsamen Feind zu rüsten und auch Österreich dazu zu bewegen. Auf alle Fälle sollte der General Yorck mit den nötigen Instruktionen versehen werden.“ Als bald darauf die furchtbaren Nachrichten von dem Rückzuge der „großen Armee“ in Petersburg eintrafen, da führten diejenigen, die ehemals am lautesten nach Frieden gerufen, das große Wort. Bei einem Siegesmahle im Winterpalast sagte die Zarin-Mutter — es war eine geborne Württembergerin — mit stolzem Bewußtsein: „Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Gauen entrinnt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein.“ Da erhob sich Stein an der Tafel, rot im Gesicht, aber längs seiner großen Nase weiß vor Zorn, verneigte sich, richtete sich wieder hoch auf und brach los: „Ew. Majestät haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues und tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen: nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Herren Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt; ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk war schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutschen Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel gekommen!“ Es ehrt die stolze Frau, daß sie das tapfere Treffwort nahm, wie es genommen werden mußte, und zur Antwort gab: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion.“**)

— —

Indessen ging das Verderben der französischen Armee seinen Gang. Napoleon selbst schien mit Blindheit geschlagen. Der Gedanke, dem Zaren den Frieden in Moskau zu diktieren, verfolgte ihn fast mit der Zähigkeit einer fixen Idee. Er schien nicht daran zu denken, daß Moskau noch nicht Rußland, und daß die Besitznahme des Kreml noch nicht die Macht über das Zarentum bedeute. Wie

---

*) „Napoléon ou moi, ou lui, ou moi; nous ne pouvons plus régner ensemble. J'ai apris à le connaître; il ne me trompera plus.“ Aus dem Originalbericht des Obersten Michaud, abgedruckt in dem Werke des russischen Generalmajors Bogdanowitsch: „Geschichte des vaterländischen Krieges 1812“. II, 268.

**) Nach dem bei Scherr abgedruckten Bericht Bogdanowitschs. II, 272.

konnte er glauben, daß Menschen, die Mut genug gehabt hatten, ihre Hauptstadt zu vernichten, nun die Schwachheit zeigen konnten, seine harten Bedingungen anzunehmen und den Frieden auf den rauchenden Ruinen ihrer Vaterstadt zu unterzeichnen! Und doch — er wartete — und wartete — und die Antwort des Zaren auf sein Schreiben kam nicht. Und diese Verzögerung wurde ihm von Tag zu Tag gefährlicher. Das Heer der Russen verstärkte sich in bedrohlicher Weise; schon hatte Kutusow sich bei Tarutino in nächster Nähe seiner Rückzugsstraße festgesetzt und bedrohte allenthalben seine nicht genügend gesicherten Verbindungen. In steigender Besorgnis und Unruhe sandte er dann am 5. Oktober den General Lauriston zu Kutusow, um mit diesem Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Der gewiegte Russe ließ ihm sagen, daß er ohne ausdrückliche Ermächtigung des Zaren nicht verhandeln könne, daß er aber unverzüglich in Petersburg anfragen würde. Der russische Oberbefehlshaber und seine Generale hatten es trefflich verstanden, Lauriston durch Liebenswürdigkeiten, Schmeicheleien und den angeblichen Wunsch eines baldigen Abschlusses des fürchterlichen Krieges wochenlang hinzuhalten. Endlich erhielt Napoleon den Bescheid: „Der Zar habe jede Friedensunterhandlung untersagt.“ Napoleon war der Schlauheit der Russen unterlegen. Voll Grimm mußte er erkennen, daß Kutusow ihn zum besten gehabt. Die schöne kostbare Zeit war verstrichen — fünf volle Wochen! Und der Winter stand vor der Tür, der furchtbare russische Winter! Aber dann kam doch endlich der Augenblick, wo er den schweren, den bitteren Entschluß fassen mußte, den Rückzug anzutreten. Seine Eigenliebe, sein unermeßlicher Stolz erhielten hier den empfindlichsten Stoß. Aber es mußte sein. Er gestand sich, daß er in diesem wilden Lande nicht einen einzigen Menschen besiegte, und daß er nur dasjenige Stück Land sein Eigentum nennen konnte, das sich augenblicklich unter seinen Füßen befand. Er hatte sich das alles schon früher gesagt, aber die Furcht, Europa zu zeigen, daß er aus Rußland fliehe, hatte ihn bisher zurückgehalten. Nun war es doch geschehen — der Zauber seiner Unbesiegbarkeit hatte den ersten empfindlichen Schlag erlitten. Er war in einer furchtbaren Stimmung. Er war wütend auf die ganze Welt, wütend auf sich selber, daß er in Moskau so viel Zeit umsonst verloren hatte.

Wie war es denn gekommen, daß er, der Allesüberdenkende, in Moskau soviel Zeit daran gegeben hatte? Selbst als der erste Schnee gefallen war, hatte er sich nur etwas aus seiner Lethargie aufgerüttelt und immer noch gezögert. Dachte er wirklich, seinen Feind zu schrecken, als er Anstalten traf, im Kreml zu überwintern und den Plan faßte, den Kreml zu befestigen; nachdem 300 Geschütze auf seine Mauern hinaufgeschleppt waren, ein Theater zu eröffnen, Schauspieler aus Paris sich kommen zu lassen 2c. 2c.? Und was war seine Beschäftigung? Stundenlag saß er oder lag er mit einem Buch, einem neuen Roman in den Händen oder mit einem Blatt neuer, ihm zu Ehren in Paris verfaßter Verse, über deren Wert er lange mit seinen Nächsten sich unterhielt . . . Volle drei Tage schrieb er die Statuten der Comédie Française, blieb lange beim Mittagsmahl sitzen, was er früher nie tat, als wenn er die Gelegenheit suchte, sich zu vergessen, von den schweren Gedanken sich zu befreien, die vorwärts eilten und nach einer Lösung strebten . . . Er ließ den Mut sinken und wurde während dieses schrecklichen Monats erzwungener Untätigkeit noch dicker! Wie er sich auch Mühe gab, seine Erregung vor allen zu verbergen, seine nächste Umgebung sah doch den furchtbaren Kampf, der in ihm wogte; nicht umsonst fühlte er jeden Morgen auf seinen Ausgängen die neugierigen Blicke aller Derer auf sich gerichtet, die seine Blässe, Müdigkeit, die Spuren schlafloser Nächte, die scharfe Abgerissenheit seiner Reden bemerkten, die häufig in ungeduldige Schimpfereien ausbrachen . . . Endlich, als er sich entschlossen hatte, wie er sagte, „seinen Quartieren sich zu nähern“, oder gerade herausgesagt, Moskau und Rußland zu verlassen, da zögerte er wieder, ging langsam,

da ihm die Fuhren, das von den Soldaten gestohlene Gut, leid taten und er seine Artillerie schonen wollte ... Jetzt aber war keine Zeit zum Überlegen; man mußte handeln, d. h. laufen, laufen ...

Aber wohin? Welchen Weg sollte er nehmen? Das war die schwere Frage, als er am 18. Oktober den Befehl zum Rückzuge gab. Zwei Wege kamen in Betracht: der südwestliche über Kaluga, der den Vorteil bot, Gegenden zu passieren, die man bei dem Hinmarsch noch nicht ausgesogen hatte, und zweitens die westliche Straße, auf der man gekommen war. Napoleon hatte sich zunächst für die südwestliche entschieden und brach am 19. Oktober mit seinem Heere auf, das nach einer erhaltenen Verstärkung noch 108000 Mann betrug, aber an Schlagfertigkeit jetzt dem russischen nachstand. Schwerfällig und langsam, mit geraubtem Gut überladen, ein verletzender Anblick für das Auge eines Kriegers, schleppte sich der Heereszug dahin. Von dem unermüdlichen Kutusow aber bereits am 24. Oktober bei Malo-Jaroslawetz überholt, wurde er von diesem hier in ein heftiges Gefecht verwickelt, bei dem die Franzosen 5000 Mann einbüßten. Napoleon änderte hier seinen Entschluß und schlug die alte Straße nach Westen ein, auf welcher er nach Moskau marschiert war. Mit Mortier vereinigt, den er, um seinen Auszug aus Moskau zu maskieren, dort mit 8000 Mann zurückgelassen hatte, zog er nun in Eilmärschen auf Wjasma, ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen Moskau und Smolensk gelegen. Bei Wjasma, wo die russische Avantgarde die letzten Staffeln des weit auseinandergezogenen französischen Heeres angriff, verloren die Franzosen abermals 4000 Mann.

Aber glücklich waren diejenigen zu preisen, die den Tod in der Schlacht gefunden. Schon im Anfange begannen die Schrecken des Rückzuges sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu zeigen. Welch entsetzlicher, leidensvoller Zug war das durch die ausgesogenen Gegenden, auf denen man schon auf dem Hinmarsch sich halb zu Tode gehungert hatte. Die von Moskau mitgenommenen Lebensmittel waren längst verzehrt. Die Mannschaften litten den wahnsinnigsten Hunger. Elend, matt und zu Tode erschöpft, sanken schon im Anfange Tausende neben den toten Körpern nieder, die noch vom Hinmarsche der „großen Armee" den traurigen Weg bezeichneten. Und nun dazu die Schrecken des Winters, der am 4. November mit großer Schärfe einsetzte. Die Nachtfröste waren schon von tödlicher Wirkung. Jeden Morgen lagen Haufen Erfrorner um die ausgebrannten Wachtfeuer, halb verkohlt an der einen Seite, denn der wahnsinnige Frost trieb sie oft halb ins Feuer hinein. Mitleid, Teilnahme, Gefühl schien zu den Bären und Wölfen geflohen. Die Gebote der Menschlichkeit schien niemand mehr zu kennen. Die Kranken, die Verwundeten, die Halberfrornen, vor Hunger und Durst Verschmachteten blieben mitleidslos am Wege liegen; jeder hatte nur das eine Verlangen, sein eigenes, trauriges, elendes Dasein so lange zu schleppen, bis auch er auf dem großen Leichenwege niedersank, der die Rückzugsstraße der „großen Armee" bezeichnete.

In Smolensk, wo Napoleon am 9. November eintraf und seine Heerestrümmer ordnete, war die streitbare Anzahl der Armee bereits auf 49000 Mann zusammengeschmolzen. Hier in der Großstadt erhoffte man Ruhe, Erquickung; auf Smolensk hatte man die armen, unglücklichen Opfer dieses wahnsinnigen Zuges vertröstet; sie erlebten eine furchtbare Enttäuschung. 1500 Ochsen hatten die Kosaken fortgeführt, die übrigen waren unterschlagen worden; die wenigen Vorräte reichten nicht zum tausendsten Teile, um die hungernden, frierenden und erschöpften Truppen zu stärken. Wahnsinnig vor Hunger irrten sie durch die Stadt. Unter den Truppen selbst kam es zu blutigen Kämpfen. Die von Napoleon bevorzugte Garde hatte Überfluß an Lebensmitteln und wollte nur gegen wucherischen Preis an andere verkaufen. Da floß Freundesblut, und um ein Stück Brot von der Größe einer Hand schlug sich oft ein halbes Dutzend Menschen. Es war der Kampf ums Dasein, ums elende, nackte, traurigste Dasein.

Doch dieses fürchterliche Zeitgemälde würde an Echtheit der Farben und an Unmittelbarkeit der Schilderung einbüßen, wenn wir nicht einige Augenzeugen aufriefen, die das Ungeheure mit erlebt und mit erlitten. So schildert Labaume, der als Eskadronchef den Feldzug in dem Gefolge des Vizekönigs von Italien als Stabsoffizier mitmachte,*) den Eindruck und die furchtbaren Folgen jenes großen Schneefalles vom 6. November, mit welchem der furchtbare Winter sich der zerrütteten „großen Armee“ ankündigte. „Der Himmel, der bisher so glänzend gewesen, hüllte sich in kalte und dunkle Dünste ein. Die Sonne verbarg sich unter dicken Wolken und verschwand vor unsern Augen; der Schnee, der in großen Flocken herabfiel, verfinsterte in einem Augenblick den Tag und vermischte die Erde mit dem Himmel. Der Wind tobte wütend, erfüllte die Wälder mit einem schrecklichen Pfeifen und beugte die schwarzen Fichten zu Boden, die mit Eiszapfen belastet waren; das ganze Land zeigte nichts weiter als eine weiße, wilde Fläche. In diesem düstern Grausen unterschied der Soldat, den der Schnee und der Wind zu Boden drückten, welche in Gestalt von Wirbeln auf ihn losstürmten, die Heerstraße nicht mehr von den Gräben und fiel oft in die letzteren, die ihm zum Grabe dienten. Andere, die anzukommen eilten, aber sich kaum mit Mühe fortschleppten, mit schlechtem Schuhwerke, elenden Kleidern, nichts zu essen und zu trinken, seufzten vor Kälte, mit den Zähnen klappernd, und standen denjenigen, die um sie herum vor Ohnmacht niederstürzten und ihren Geist aufgaben, nicht bei, noch äußerten sie gegen sie eine Spur von Mitleid. Ach! wie viele gab es unter den Unglücklichen, die, vor Entkräftung sterbend, auf eine schreckliche Art mit der Todesangst kämpften! Man hörte, wie die einen ihren Brüdern, ihren Kameraden ihr letztes Lebewohl sagten; wie die andern, indem sie den letzten Seufzer ausstießen, den Namen ihrer Mütter und ihres Vaterlandes aussprachen; bald ergriff die Strenge der Kälte ihre erstarrten Glieder und drang bis in die Eingeweide. Auf den Wegen hingestreckt, erkannte man sie bloß noch an den Schneehaufen, die ihre Leichname bedeckten und auf der ganzen Straße hin wellenartige Bewegungen bildeten, wie auf einem Totenacker. Endlich verließen Herden von Raben die Ebene, um sich in die nahen Wälder zu flüchten, und wenn sie über unsern Köpfen hinflogen, so stießen sie ein widriges Geschrei aus. Herden von Hunden, die mit von Moskau kamen und bloß von unsern blutigen Überresten lebten, heulten um uns her, gleichsam, als ob sie den Augenblick beschleunigen wollten, wo wir ihnen zur Nahrung dienen sollten.“

Längst schon hatte die Armee ihre militärische Haltung verloren; die wildeste Disziplinlosigkeit war an ihre Stelle getreten. Der gemeine Soldat gehorchte seinen Offizieren nicht mehr, und der Offizier entfernte sich vom General; die auseinander gelaufenen Regimenter marschierten nach Belieben, suchten Lebensmittel, verbreiteten sich auf der Ebene, verbrannten und verheerten alles, was sie antrafen.

*) Um die Unmittelbarkeit der Schilderung Labaumes zu würdigen, mag man aus dem Vorwort seines Buches ersehen, auf welche Weise diese Schilderungen zustande gekommen sind: „Ich habe Tag für Tag die Ereignisse, die mir in die Augen fielen, niedergeschrieben, und ich suche bloß die Eindrücke wiederzugeben, welche ich empfand. Bei dem Leuchten des Brandes von Moskwa habe ich die Plünderung dieser Stadt beschrieben; an den Ufern der Beresina habe ich die Erzählung von diesem unseligen Uebergange entworfen. Man kann sich kaum eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, die ich zu überwinden hatte, um meine Erinnerungen aufzuzeichnen. Da ich, wie alle meine Waffengefährten, mit den nothwendigsten Bedürfnissen kämpfen mußte, vor Kälte erstarrt war, von Hunger gequält wurde, ein Raub aller Arten von Leiden, und bei jedem Sonnenaufgang nicht wußte, ob ich die letzten Abendstrahlen noch sehen werde, und des Abends zweifelhaft war, ob ich noch den neuen Tag erblicken werde, so schienen alle meine Gefühle in dem Wunsche, mein Leben zu erhalten, zusammengedrängt zu seyn, um das Andenken an das aufzubewahren, was ich sah; von diesem unaussprechlichen Verlangen beseelt, setzte ich mich alle Nächte vor ein elendes Feuer bei einer Kälte von 20 bis 25 Graden, und schrieb, von Toten und Sterbenden umgeben, die Ereignisse des Tags nieder. Das nämliche Messer, womit ich mir ein Stück von einem Pferde zu meiner Nahrung losgeschnitten hatte, brauchte ich auch dazu, um mir Rabenfedern zu schneiden; etwas Kanonenpulver, das ich in meiner hohlen Hand in geschmolzenem Schnee zergehen ließ, vertrat die Stelle der Dinte und des Schreibezeugs.“

Über diese im Heere immer wilder einreißende Zuchtlosigkeit, die keine Scheu, keine Grenze mehr kannte, berichtet auch ein hoher bayrischer Offizier: „Nun wichen nicht allein der militärische Gehorsam, die Zucht und Achtung vor den Oberen vollständig — auch die gemeinste Menschlichkeit erlag. Gleich wilden Tieren sorgte jeder nur noch für sich selbst; der Stärkere beraubte den Schwächeren; kein Mord ward mehr gerügt; grausam und ohne Mitgefühl mußte jeder sich behaupten oder unterliegen. Täglich starben Tausende; viele verfielen in Wahnsinn und Tobsucht. Ein Pesthauch umwitterte die in Lumpen gehüllten oder seltsam vermummten, jammervoll dahinschleichenden Trümmer des Heeres. Hunger und Kälte hatten viele so betäubt, daß sie die Sprache verloren, halb bewußtlos ins Feuer krochen, Leichname rösteten und verzehrten, ja sich selbst Arm und Hand benagten.“

Inzwischen hatte Napoleon seinen Rückzug fortgesetzt, immer umschwärmt von den furchtbaren Kosaken, die alle Nachzügler, alle Schwachen, Kranken und Verwundeten erbarmungslos niederstachen. Den Gefangenen zogen sie die Kleider aus und ließen sie nackt auf den Schneehaufen sitzen; dann teilten sie ruhig ihre Beute; des Nachts, wenn die Unglücklichen im Schlafe lagen, die einzige Zeit, wo sie ihre traurigen Leiden vergaßen, erschienen ihre wilden Scharen, schossen mit Kanonen auf die Biwakfeuer, um dann, wenn sie Verwirrung und namenloses Unglück angerichtet, im Dunkel der Nacht wieder zu verschwinden.

Als Napoleon in Krasnoi anlangte, wo Kutusow ihm den Weg verlegen wollte, mußten diese armen, elenden Armeereste noch in drei Tagen, am 15., 16. und 17. November, mit dem grimmen Feinde einen heftigen Kampf bestehen. Gelang es auch Napoleon, den Durchbruch zu erzwingen, so verlor er doch auch hier wieder 32000 Mann, so daß der völlig zerrüttete Rest der einst so glänzenden „großen Armee“ von über 600000 Mann in seinem geschlossenen Teile kaum noch 25000 Mann betrug. Alle übrigen hatte der Hunger, die grimme Kälte, die Erschöpfung, die Lanzen der Kosaken, die russischen Wölfe und Raben, die in Scharen diesem großen Todeszuge folgten, dahingerafft.

Und der Urheber all dieses grauenvollen Elends, der große, göttliche Napoleon? War er noch der alte Bonaparte, der in Ägypten die furchtbaren Strapazen mit seinen Soldaten getreulich teilte, der alles tat, um ihre Leiden zu lindern? Lassen wir Thiers,*) einen seiner größten Lobredner, darüber reden: „Inmitten seiner Garde, die an der Spitze marschierte, und das wenige, was von Lebensmitteln übrig war, aufzehrte und den Nachfolgenden nur tote Pferde übrig ließ, sah Napoleon nichts vom Rückzug, wollte nichts davon sehen, denn er wäre dadurch genötigt gewesen, den schrecklichen Folgen seiner Mißgriffe zu nahe zu sein. Er zog vor, dieselben zu leugnen und über die Nachhut zu schelten, statt sie zu führen.“ Aber damit nicht genug. Er, der seit dem Anbruch der Kälte in einer Equipage fuhr, worin er Tag und Nacht arbeiten konnte, die vorzüglich eingerichtet, hermetisch verschlossen war, der nachts in warme Betten eingehüllt lag und des Tags in einem langen Samtzobelpelz steckte, auf dem Haupte eine ebensolche Pelzmütze mit Ohrlappen, an den Füßen warme Stiefel, dem selber niemals der gewohnte kostbare Bordeauxwein fehlte — er hatte die Vermessenheit, in jenem berüchtigten Bulletin, das er aus all dem Elend heraus nach Frankreich sandte, jene armen und elenden, durch ihn in die Verzweiflung getriebenen Opfer seines wahnwitzigen Unternehmens noch zu verhöhnen, wenn er darin sagt: „Menschen, welche die Natur nicht hinlänglich gestählt hat, um über alle Wechsel des Schicksals und des Glückes erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Unglück und Niederlagen; diejenigen jedoch, welche sie, allem überlegen, schuf, bewahrten Heiterkeit

*) Thiers, Geschichte des Kaiserreiches.

und Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten! Die Gesundheit Sr. Majestät ist nie besser gewesen als jetzt!"

Allerdings — es kamen auch Stunden, wo furchtbare Gedanken sein Hirn bewegten, wo entsetzliche Qualen sein Herz folterten. Erst bei Krasnoi nach dem dreitägigen Kampf hatte er Gelegenheit gehabt, dieses gräßliche Elend zu sehen, als die erbärmlichen Reste der einst größten Armee der Welt in ihren traurigen Überbleibseln an ihm vorbeizogen. — Er sah das und erschrak! Und dann fing auch an der große Nimbus zu weichen, der ihn bisher umgeben; es kamen Szenen vor, deren Erinnerung ihm des Nachts den Schlaf raubten, die ihn wie Furien anfielen. Einem unglücklichen Beamten der Militär-Verwaltung wurden, wie Wereftschagin erzählt, von den Rädern eines schweren Wagens beide Beine überfahren. Im Schnee sich herumwälzend und leidend, rief er dem vorbeigehenden Napoleon zu: „Ungeheuer! Du frißt an uns bereits zehn Jahre! Freunde, er ist tollwütend, er ist ein Menschenfresser! Habt acht vor ihm, er wird uns alle auffressen . . ." Der Kaiser ging schweigend an ihm vorbei und stellte sich, als wenn er nichts sehe und höre, der Unglückliche jedoch ließ sich durch dieses Schweigen nicht beirren und fuhr fort, ihm die ausgesuchtesten, häßlichsten Schimpfworte nachzusenden.

Und seine Lage wurde immer verzweifelter. Ja, von dem ganzen vor kurzem noch so stattlichen Heere, das Moskau verlassen, wäre schon jetzt weder Stumpf noch Stiel übrig geblieben, wenn Kutusow die Verfolgung energischer betrieben hätte. Wenn Napoleon auch von diesem russischen Feldherrn vorläufig noch nicht viel zu fürchten hatte, weil er erst am 20. November von Krasnoi zur Verfolgung aufgebrochen war, so wälzte sich doch ein neues schweres Unheil in Gestalt zweier anderer russischer Heere gegen ihn heran. Voll Sehnsucht, aus diesem furchtbaren Elende so schnell wie möglich hinweg zu kommen, waren die traurigen Armeereste dem kleinen Flüßchen Beresina zugewankt. Hier bei Borisow war eine Übergangsbrücke über den Fluß, die von einer vorausgesandten Franzosenabteilung besetzt war. Hatte man erst diese Brücke passiert, so war, wie man still und selig träumte, das Schlimmste überstanden. Dann ging es auf den Niemen zu und dann und dann? — Aber aus diesen wonnigen Hoffnungen riß sie die niederschmetternde Nachricht, daß Tschitschagow mit den Russen vorausgeeilt sei, die Franzosen verjagt und die Brücke zerstört habe. Das schien das Letzte! Jenseits des Flusses stand Tschitschagow mit einer ansehnlichen Macht Napoleon gegenüber, und in seiner Flanke befand sich Wittgenstein mit einer Heeresabteilung von gleicher Stärke.

Aber noch einmal sollte sich hier sein glänzender Name, noch einmal sein kühnes Wagen, seine grimme Entschlossenheit, aber auch sein altes Glück und vor allem die unvergleichliche Ausdauer und Opferwilligkeit seines Heeres bewähren in jenem, an furchtbaren, grausigen Szenen so reichen und in militärischer Hinsicht so merkwürdigen Übergange über die Beresina am 26., 27. und 28. November 1812.

Wie eng auch Kutusow, Wittgenstein und Tschitschagow die Schlinge zusammengezogen, in welche Napoleon bereits den Kopf gesteckt hatte; seinem unvergleichlichen Feldherrngenie, das hier an der Beresina wieder Triumphe feierte, aber auch seiner grausigen Rücksichtslosigkeit gelang es, dieser drohenden Schlinge noch einmal zu entgehen; halb hieb er sie durch, halb schlüpfte er hindurch, und die russischen Generale, welche schon an der Beresina das Ende der großen Armee zu erleben gedachten, hatten sich getäuscht. Allerdings eine Tragödie der furchtbarsten Art war es, durch welche Napoleon mit dem Rest seiner Armee den Weitermarsch auf den Niemen gewann, ein Trauerspiel, so entsetzlich, so schreckensvoll, daß sich die Feder sträubt, die Einzelheiten niederzuschreiben.

Die Beresina, an deren Ufer sich das grauenvolle Drama abspielte, ist ein kleiner, unbedeutender Fluß, dessen Namen niemand kennen würde, wenn er nicht in der Geschichte des Rückzugs der großen Armee eine so furchtbare Rolle gespielt haben würde. Unweit Lepel entspringend, kriecht dieses trübe, graue Gewässer durch einen zähen, übelduftenden Sumpfboden zwischen düsteren Wäldern und schwarzen Moorhügeln südöstlich nach Horwale, wo es sich in den Dnjepr ergießt. Als Napoleon erfuhr, daß die Übergänge bei Borisow bereits von Tschitschagow besetzt seien, war er zunächst äußerst aufgeregt. „So ist es ausgemacht", rief er, „daß wir nichts als dumme Streiche machen!" Aber bald ist er wieder der alte, alles überschauende, alles beherrschende, alles in Betracht ziehende Schlachtenmeister, der es trefflich versteht, die handgreiflichen Fehler und das unglaubliche Ungeschick der russischen Generale Tschitschagow und Wittgenstein zu seinem Vorteile auszunützen. Diese, schon im Besitz der besten Stellungen zu beiden Seiten des Ufers der Beresina, und über eine fast gänzlich unversehrte Truppenmacht von 57000 Mann verfügend, hätten mit Leichtigkeit Napoleons Armee solange aufhalten können, bis Kutusow herangekommen wäre. Aber Langsamkeit und Schwerfälligkeit hemmen ihre Bewegungen, während Napoleon, unterstützt von seinen unvergleichlichen Marschällen Oudinot, Ney und Victor, ihnen nach und nach alle Vorteile aus den Händen wand. Tag und Nacht läßt es ihm nicht Ruhe. Einen Befehl nach dem andern schnellt er, wie Pfeile von einem straff gespannten Bogen, herunter. Um Mitternacht läßt er Berthier wecken und diktiert ihm — nur wenige Stunden, nach dem bereits an Oudinot abgegangenen Befehl einen zweiten, in dem es heißt: „Die Hauptsache ist: schnell Meister eines Übergangspunktes über die Beresina zu werden. Bieten Sie alles auf, um sobald als möglich Herr der Furt bei Weselowow (nördlich von Borisow) zu sein und daselbst Brücken zu schlagen, Schanzen und Verhaue zur Deckung anlegen zu lassen." Und seine Marschälle wußten seine Befehle auszuführen! Schon in einer Depesche vom Mittag des folgenden Tages meldet ihm Oudinot, daß er sich für den Übergang von Studienka (zwischen Weselowow und Borisow) entschieden habe.

Der Bau der Brücken war unter den gegebenen Umständen ein ebenso schwieriges wie gefährliches Werk. Niemals hat den Leitern dieses Unternehmens, sowie den braven Zimmerleuten und Pontoniers wohl eine schwerere Aufgabe obgelegen. Da Napoleon, um den Rückzug zu erleichtern, alle Wagen hatte verbrennen lassen, so fehlte es ihm an Material und Holz; man mußte die Pfosten, Balken und Bretter eingerissener Bauernhütten herbeischleppen und sie dort in aller Eile zu Brücken und Flößen verarbeiten. In diesen drohenden Augenblicken der Gefahr, da die Russen jeden Augenblick erscheinen und die Arbeit stören und vernichten konnten, zeigte sich Napoleon wieder auf der Höhe seiner Feldherrnwirksamkeit, und seine persönliche Einwirkung auf die braven Brückenarbeiter wirkte Wunder. Er ließ Branntwein und Lebensmittel austeilen und stellte ihnen reiche Belohnungen von seiner eigenen Hand und den Dank des Vaterlandes in Aussicht. Was diese Braven leisteten, unter welchen furchtbaren Umständen sie arbeiteten, hat ein Mitglied vom Stabe Napoleons, General Chambray, voll Bewunderung anerkannt. „Das Andenken an die Hingabe (devouement) der Pontoniers bei dieser Gelegenheit wird solange leben, wie das an den Übergang über die Beresina. Obgleich entkräftet durch die Leiden, welche sie solange schon ertragen mußten, ohne Branntwein und kräftige Nahrung zu erhalten, sah man sie, der wieder strenger gewordenen Kälte Trotz bietend, oft bis an die Brust zwischen den treibenden Eisschollen im Wasser stehend, arbeiten. Dies hieß: sich einem unvermeidlichen Tode preisgeben; allein das Heer hatte die Augen auf sie gerichtet, und sie opferten sich für dessen Erhaltung."*)

*) Chambray, Expédition de Napoléon 1812. Teil III, S. 51.

In der Dorf

Einsegnung des Lützowschen Freikorps vo

Original von P

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

he von Rogau.

n Auszuge in den Kampf. (28. März 1813)

sor W. Friedrich.

So waren unter den entsetzlichsten Schwierigkeiten zwei Brücken entstanden, etwa 250 Schritt voneinander entfernt. Kaum waren sie fertig, als der Übergang begann. Tschitschagow, der ihn stören wollte, was ihm bei größerem Geschick und regerem Eifer ein Leichtes gewesen wäre, wurde durch Oudinot und Ney in Schach gehalten, die am 28. November mit Marschall Victor zusammen durch geschickte Benutzung des Terrains mit ihren verhungerten und halb entblößten Soldaten einen glänzenden Sieg über die Russen erfochten. Bis zum 27. November etwa war der Übergang noch mit einer gewissen Ordnung vor sich gegangen. Als aber dann die ungeheure Schar der Nachzügler (isolés) mit einer Menge von Wagen und Pferden in so regelloser, verworrener Menge eintrafen, daß der ganze Zwischenraum zwischen Studienka und der Beresina von Menschen und Tieren wie vollgepfropft war, und als dann in der Frühe des 28. die russischen Batterien auf einer freien Anhöhe auffuhren, um ihre Tod und Verderben speienden Geschosse auf die armen, geängstigten, in wilder Verzweiflung auf die Brücke zudrängenden Menschen zu schleudern, da entstand jenes entsetzliche, mehr als 24 Stunden anhaltende Ringen um Leben und Tod, das Freunde zu Feinden, die sanftmütigsten Menschen zu Bestien machte und Greuelszenen schuf, wie sie die Sonne noch nicht beschienen hatte.

Mit eisiger Ruhe hatte Napoleon, fortwährend mit seinen Marschällen Ney und Victor in Verbindung, die Leitung des entsetzlichen Überganges, von dem er freilich nichts sah, in der Hand behalten. Schon am 27. November, sofort nach Fertigstellung der ersten Brücke, war er nach dem rechten Ufer der Beresina hinübergeritten und hatte in Zaniwki, einem Weiler, etwa eine Stunde von den Übergangsbrücken entfernt, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Selber aus dem Gesichtskreise des entsetzlichen Schauspiels, auch außer Schußweite, erteilte er von hier aus durch seine Marschälle seine furchtbaren Befehle, die das Herzlose, Unmenschliche dieser Gewaltnatur mit schrecklicher Deutlichkeit enthüllten. Am Abend des 28. hatte er dem Marschall Victor durch Berthier schreiben lassen: „Sobald das Feuern aufgehört hat, werden Sie Ihre Artillerie über die Brücken gehen lassen. Sie werden alle Wagen anzünden lassen, von denen Sie nicht glauben, daß sie hinüber gelangen können, damit Ihre Nachhut um 5 Uhr morgens am 29. das linke Ufer, d. h. Studienka, räumen könne. Gleichzeitig werden Sie durch Ihre Nachhut und die Pontoniers des General Eblé die beiden Brücken verbrennen und zertrümmern lassen.“ Die Caligula- und Neronatur dieses Mannes zeigte sich in folgender Hinzufügung zu diesem Befehle: „Man sagt, daß es am Eingange der Brücken Leichen von erdrückten Menschen und Pferden gäbe; Sie müssen sie ins Wasser werfen lassen, damit der Feind dieser Zeichen der Unordnung nicht ansichtig werde.“

Dann aber erfolgte die furchtbarste, die grausigste Kriegsuntat, die alle Scheusäligkeiten des 30jährigen Krieges weit zurückläßt. Marschall Victor, im Begriff, mit seinem Armeekorps die Brücken zu passieren, findet sie durch Wagen und Reiter, durch Tausende von Nachzüglern, unter denen sich zahlreiche Weiber und Kinder befinden, völlig verstopft und versperrt. Das eiserne Gebot des Herrn und Meisters macht auch seine Getreuen zu Tigern. „Wir müssen Bresche schießen lassen“, erklärt General Eblé; „ich werde eine Tranchee*) durch diese verworrene Masse eröffnen.“ Und der Marschall ist nicht entsetzt. Kalten Blutes stimmt er bei: „So lautet der Befehl des Kaisers: Lassen Sie an jeder Brücke zwei Haubitzen abprotzen und vorarbeiten; die Sappeurs mögen dann mit Axt und Hacke, die Mineurs und Pontoniers mit Schaufel und Harke die Tranchee eröffnen.“ Und nun donnern die Kanonen in die Menschenmassen hinein, eine zuckende, wirbelnde Gasse machend, und was sich noch lebend in wahnwitziger Verzweiflung an die Brückenpfosten, an die alles zermalmenden Wagen, an die scheugewordenen Pferde anklammerte, das schlugen erbarmungslos

*) Die bei Belagerung von Festungen angelegten Laufgräben.

die Äxte der Sappeurs nieder, das warfen sie mitleidslos in die treibenden Eisschollen der Beresina. Ungehindert vom Feinde, konnte Marschall Victor am Abend des 28. November sein Armeekorps über die Brücken führen. Fast bis zum Morgen dauerte der Übergang. Dann ließ General Eblé, nachdem das Korps in Sicherheit war, die Brücken abbrechen und anzünden. Und nun folgte die letzte Szene dieses entsetzlichen Trauerspiels an der Beresina. Ein Wehgeheul, daß die Steine sich hätten erbarmen mögen, erhob sich am linken Ufer unter den Zurückgebliebenen. Es waren die armen, unglücklichen Nachzügler, denen nun jede Möglichkeit zu entkommen, abgeschnitten schien. In entsetzlicher Verwirrung stürzte alles, was noch zurückgeblieben war, der Brücke zu, nichtachtend der Flammen, nur fort, nur fort, hinüber zu dem rettenden Ufer! Tausende sprangen in den Fluß und zwischen die treibenden Eisschollen, viele stürzten sich freiwillig in die Flut, um durch Schwimmen das jenseitige Ufer zu erreichen. Andere versuchten, zwischen den beiden Brücken, auf den aufgetürmten Bergen der Tausende von hinabgestürzten Menschen- und Pferdeleichen, der aufgestauten Gepäckmassen und Wagen hinüberzugehen.

Wehe aber allen Kranken, Verwundeten, Weibern und Kindern! Sie wurden von den Stärkeren in den Sumpf getreten oder in die Fluten gestoßen, wo unglückliche Mütter ihre jammernden Kinder vergebens in die Höhe hoben und keinen anderen Retter fanden als den bittern Tod. Die Angst um das elende, nackte Leben brachte Szenen von grauenhafter und erschütternder Wirkung hervor. Dort, wo der Strom freier von Eis war, versuchten zahlreiche Männer, sich von einem Pferde durchschleppen zu lassen, indem sie sich an Schweif und Mähne derselben anklammerten; aber kaum schien dies dem einen zu gelingen, als gleich ganze Scharen von Unglücklichen diesem Beispiel folgten, bis die Menge, die Rettung suchende, das Roß an der Mähne mit sich in die Fluten zog. Furchtbar waren die Szenen, die von den glücklich entronnenen Teilnehmern dieses grauenhaften Überganges erzählt wurden. Einer derselben berichtet: „Gräßlich, wenn man den Fuß auch noch auf lebende Wesen setzte! So erinnere ich mich noch heute, daß ich auf ein lebendes Weib trat. Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, hörte ihren zu mir emporgeröchelten Schmerzensruf: ‚Oh, ayez pitié de moi!‘ (‚O, haben Sie Erbarmen mit mir!‘) und konnte sie dennoch erst nach einer ziemlich langen Pause, indem ich weitergeschoben wurde, von meiner Last befreien.“

Und in diesen zuckenden, winselnden, jammernden Menschenhaufen hinein feuerten die Kanonen Wittgensteins, und von allen Seiten schossen auf ihren flinken Rossen die rachsüchtigen, mordgierigen Kosaken herbei, alles niedermetzelnd, niederhauend und stechend und dann kalten Herzens und beutegierigen Blickes ausraubend und ausplündernd. Zuletzt fiel die Brücke krachend und zischend in den Strom, ein furchtbarer Aktschluß des grausigen Dramas, und auf das entsetzliche Getöse folgte einige Augenblicke die tiefe Stille des Todes.

Mehr als 20000 Mann, Kranke und Verwundete, hatte Napoleon zurücklassen müssen; die Anzahl der stehengebliebenen Kanonen schätzte man auf 200; alles Gepäck der Korps von Victor und Oudinot wurde ebenfalls eine Beute der Sieger. Diese war so groß, daß sie in der Ebene von Maselowo eine halbe Quadratmeile bedeckte.

Wie manche der traurigen Jammergestalten, der es, auf den Leibern der unter ihr liegenden, halb noch lebenden, röchelnden Unglücklichen geglückt war, das jenseitige Ufer der Beresina zu erreichen, hatte „diese wunderbare Rettung aus höchster Not“ für ein Gnadengeschenk des Himmels angesehen, nicht ahnend, was noch ihrer harrte auf dem weiten, trostlosen Wege über Wilna bis zum Niemen. Anfang Dezember setzte die grimmige Kälte erst ein. Sie stieg in dieser Zeit bis auf 22, ja an manchen Tagen bis auf 27 Grad, und hielt sich Tage, Wochen lang auf dieser Höhe.

Immer weiter ging die wilde, entsetzliche Flucht. Das Elend nahm unbeschreibliche Formen an. An Lagern, an Ruhe, und wäre sie nur vorübergehend gewesen, war bei dieser großen Kälte nicht zu denken. Wie wahnsinnig stampften die Marschierenden mit den Füßen auf die Erde, um nicht zu erfrieren; die unglücklichen Kranken, die nur einen Augenblick am Wege niederhockten, um zu verschnaufen, verloren den Gebrauch der Hände und Füße und fielen erstarrt, ohne sich wieder aufrichten zu können, tot am Wege nieder. „Selbst diejenigen, die sich augenblicklich noch wohl befanden“, schreibt ein Teilnehmer des schrecklichen Rückzuges, der französische Eskadronchef Labaume,*) „selbst diese verlängerten durch den Marsch nur ihre Leiden; allein, wenn sie ihres traurigen Lebens überdrüssig waren und sterben wollten, so durften sie nur stehen bleiben.“ Neben dem Frost wütete noch mehr der Hunger. „Kleie, an Brettern geschmiert und durch ringsum angezündete Feuer gedörrt, war der seltenste und köstlichste Leckerbissen. Diejenigen, welchen es so gut nicht wurde, nagten an den letzten Sehnen und Fasern der Pferdegerippe, wo bereits die Wölfe die besten Stücke vorweggenommen hatten; manche zerbissen sich die eigenen Arme, um sich durch das warme Blut zu erquicken; vielen hatte des Elends Übermaß die Sprache und die Besinnung geraubt; man sah Rasende, welche von den Genossen niedergeschossen werden mußten, um sich ihrer zu erwehren.“**)

„Der Weg, auf dem wir marschierten“, so heißt es weiter in Labaumes Bericht, „zeigte uns bei jedem Schritte brave Offiziere, die in Lumpen gehüllt waren, mit Fichtenstöcken in der Hand und Eiszapfen in den Haaren und im Barte: diese nämlichen Krieger, einst der Schrecken unserer Feinde, und die Sieger von zwei Dritteilen von Europa, hatten ihre edle Haltung verloren, schleppten sich langsamen Schrittes dahin, und konnten von den Soldaten, die ihnen vormals gehorcht hatten, keinen Blick des Mitleids erhalten; eine Lage, die um so schrecklicher war, weil jeder, der nicht mehr gehen konnte, verlassen, und jeder Verlassene eine Stunde darauf ein Kind des Todes war. Jedes Biwak gewährte uns den anderen Tag das Bild eines Schlachtfeldes. Sobald ein Soldat den Mühseligkeiten unterlag und niederstürzte, fiel sein nächster Nachbar über ihn her; sein Hilfegeschrei verhallte mitleidslos; man trat auf ihm herum, und ehe er noch seinen Geist aufgegeben hatte, plünderte er ihn aus, um seine Kleider anzuziehen und ließ ihn liegen.

Die Kälte war so streng, daß die Soldaten, um nicht zu erfrieren, ganze Häuser in Brand steckten; rund herum sah man die halbverkohlten Leichname derer, die, um sich zu wärmen, dem Feuer zu nahe gekommen, und da es ihnen an Kräften gefehlt hatte, die Flucht zu ergreifen, ein Raub der Flammen geworden waren. Auch sah man Unglückliche, die der Rauch und das Blut der Pferde, die sie verzehrt, ganz schwarz gemacht hatten, wie Gespenster um diese brennenden Häuser herumschleichen; sie stierten die Leichname ihrer Kameraden an, stürzten dann nieder und starben auf die nämliche Art.

Das Unglück hatte alle Stände gleich gemacht und alles in Verwirrung gebracht; vergebens berief sich ein jeder auf sein Ansehen; man achtete es nicht. Der Oberste, der keine Lebensmittel hatte, mußte ein bißchen Kuchen bei dem gemeinen Soldaten betteln, der dergleichen hatte. So war der Mensch, der Lebensmittel besaß, wenn er auch ein Bedienter gewesen wäre, von einem Schwarme von Hofleuten umgeben, die, um zu essen, ihren Rang und ihr Ansehen beiseite setzten, sich mit ihm gemein machten und ihn sogar liebkosten.

Der Weg war mit Soldaten bedeckt, die keine Menschengestalt mehr hatten, und die der Feind nicht gefangen zu nehmen Lust hatte. Alle Tage machten uns diese Elenden zu Augen-

*) E. Labaume, Eskadronchef, Feldzug in Rußland im Jahre 1812. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1815.

**) Nach den Schilderungen eines Teilnehmers. (Niemeyer, der deutsche Plutarch.)

zeugen von Auftritten, die peinlich zu erzählen sind. Die einen hatten das Gehör, die andern die Sprache verloren; viele waren durch unmäßige Kälte oder durch unerhörten Hunger in einen Zustand von wahnsinniger Dummheit versetzt worden, so daß sie die Leichname brieten, um sie zu verzehren; auch sah man sie ihre Hände und Arme benagen. Andere waren so schwach, daß sie kein Holz tragen und keinen Stein fortrollen konnten; sie ließen sich auf den Leichen ihrer Brüder nieder und sahen mit ganz aufgelöstem Gesichte stier einige glühende Kohlen an; bald verlöschten die Kohlen, und da diese bleichen Gespenster nicht wieder aufstehen konnten, so fielen sie neben denen nieder, auf denen sie gesessen hatten. Man bekam mehrere zu Gesicht, die wahnsinnig geworden waren, und die, um sich zu wärmen, ihre bloßen Füße mitten in unsere Feuer stellten. Einige stürzten sich mit einem konvulsivischen Lachen in die Flammen und kamen darin, unter gräßlichem Geschrei und fürchterlichen Augenverdrehungen, um; andere, ebenfalls vom Wahnsinn erfaßt, folgten ihnen nach und hatten das nämliche Schicksal."

Und wo war der Urheber all dieses entsetzlichen Elends, der vergötterte Imperator, der mit seinem wahnsinnigen Ehrgeiz all diese Hunderttausende auf die Schnee- und Eisfelder Rußlands getrieben, ein Opfer der Kälte, des Hungers, der Erschöpfung, der Wölfe und Raben, der Lanzenstiche der Kosaken? Selbst sein Eisen umpanzertes Herz hatte diesem Grausen nicht länger stand gehalten. In Malodeczno, etwa auf der Hälfte des Weges zwischen der Beresina und Wilna, als er die Reste seiner alten Garde, zerlumpt, zerfetzt, in abenteuerlichen Vermummungen, rauchgeschwärzt, waffenlos und mit stieren Blicken dahinschleichen sah, hatte er den Entschluß gefaßt, die Armee zu verlassen und auf dem schnellsten Wege nach Frankreich zurückzukehren, wo, nach empfangenen Nachrichten, durch den beispiellos kühnen Aufstand des Generals Malet am 23. Oktober, sein Kaisertum ins Wanken geraten zu sein schien. Hier in Malodeczno diktierte er das bekannte 29. Bulletin, welches mit geschickt gewählten Worten die furchtbare Wahrheit halb zu verhüllen suchte und dennoch ahnen ließ. Angesichts des furchtbaren Elends, das seine Augen soeben erblickt, hatte er die Stirn, dem Schlusse dieses Bulletins die Worte hinzuzufügen: „Die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers ist nie besser gewesen als gegenwärtig."*) Selbst Chambray, als französischer Schriftsteller und überdies Mitglied des kaiserlichen Stabes gewiß geneigt, zugunsten Napoleons zu urteilen, bemerkt zu dem unerhörten Zynismus dieser Meldung: „Mit diesen Worten schien der Kaiser dem allgemeinen Jammer des Heeres hohnlachen zu wollen."

Die Nachricht, daß der Kaiser seine Armee verlassen, vernichtete den letzten Rest von Ordnung und Manneszucht im französischen Heere. Das waren nicht mehr die Soldaten der „großen Armee", das waren elende, bettelnde und plündernde Vagabunden, die, dem Beispiele ihres Herrn und Meisters folgend, ohne Scham und Scheu ihre Führer verließen, nur dem dunklen Drange des Erhaltungstriebes folgend.

Die schweren Reiter warfen die Harnische und Helme, das Fußvolk die Gewehre fort. Seit dieser Zeit verwandelte sich die russische Verfolgung in eine wilde Jagd auf wehrloses, ermattetes, schon halb dem Tode verfallenes Menschenwildpret. „Das meiste lieferte", wie ein Teilnehmer erzählt", sich den Verfolgern ohne Mühe in die Hände. Ohne Unterlaß bereiteten sich gänzlich Ermattete ihr Sterbelager im Schnee. Eine große Menge anderer verbrannte an und in den Wachtfeuern oder in den lodernden Dörfern, da ihre Ohnmacht sie hinderte, der um sich greifenden Flamme zu entrinnen. Auch die, welche sich etwa aus der Glut, halb versengt, noch aufgerafft hatten, schlichen, wie dunkle Geister der Unterwelt, eine Weile unter ihren toten Gefährten besinnungslos und wimmernd umher, stürzten dann plötzlich nieder und starben. Als der klägliche

*) La santé de sa Majesté n'a jamais été meilleure.

Schwarm der Entronnenen endlich am 9. Dezember die Mauer von Wilna erreicht hatte, mit gieriger Wut über die Vorratshäuser herfallend, einer den andern niederschlagend, erwürgend, zertretend, nur um der erste zu sein, den wütenden Hunger zu stillen, da erschien der russische Vortrab, erbarmungslos in die elenden Flüchtlinge auf Gassen, Straßen und Plätzen hineinreitend und hineinschießend; was nicht unter den Hufen der Rosse, unter den Lanzen der Kosaken und den Kugeln der Angreifer den Geist aufgab, wurde gefangen genommen.

In Kowno, wo man am 13. Dezember endlich den Niemen erreicht hatte, war es, wo Marschall Ney, der „Bravste der Braven“, wie er seit dem russischen Feldzuge in der Armee hieß, mit einem letzten Rest von Kraft die Niemenbrücke zu verteidigen suchte. Es lohnte nicht mehr der Mühe! Von über 600000 Mann, welche im Juni jubelnd über den Niemen gezogen waren, und zu denen noch während des Rückzuges etwa 100000 Mann Verstärkungsmannschaften gestoßen waren, wankten kaum 20000 durch physische und moralische Leiden herabgedrückte Menschengespenster in elenden Lumpen über den Niemen; davon waren kaum 1100 Mann noch imstande, in den erstarrten Händen die Waffen zu halten. Auf einem einzigen Schlitten hockte der Rest von drei ehemaligen Regimentern; der ganze Rest des einst 60000 Mann starken Heereshaufens des Vizekönigs Eugen versammelte sich zu Kowno in einer kleinen Stube. Alles, was das große Strafgericht Gottes in Rußland übrig gelassen, zerstreute sich jenseits des Niemens und suchte auf allerlei Wegen und in allen möglichen Kleidungen die preußischen Städte zu erreichen.

Den Marschällen und Generalen war kein anderes Schicksal beschieden. Den gewaltigen Marschall Victor, einst Gouverneur von Berlin, sah man zu Gumbinnen mit einem Bündel Stroh unter dem Arm vor der Hütte eines Schuhflickers um ein warmes Plätzchen hinter dem Ofen betteln. Mehrere Tage später trat vor das Bett des kranken Generals Dumas, der elend und hilflos in einem Zimmer zu Gumbinnen lag, eine zerlumpte Gestalt mit langem, struppigem Barte, rauchgeschwärztem Gesicht und versengten Brauen. „Nun, da wäre ich endlich!“ redete er Dumas mit tonloser Stimme an. „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier?“ fragte der andere. „Wie, General Dumas, Ihr kennt mich nicht?“ „Nein; wer seid Ihr?“ „Ich bin die Nachhut der großen Armee — der Marschall Ney!“

VI. Yorcks erlösende Tat.

Es war, als ob ein guter Genius über Preußen gewaltet, als König Friedrich Wilhelm III. bald nach jener schweren Stunde, da er seinen Namen unter das unselige Bündnis mit Napoleon hatte setzen müssen, dem General Grawert, welcher das Oberkommando über das preußische Hilfskorps erhalten, den schwer zugänglichen, von echt preußischen Traditionen, aber auch von glühender Vaterlandsliebe erfüllten General Yorck als Unterfeldherrn beigegeben hatte. Der Name Yorck hatte in der Armee schon lange einen guten Klang. Man verband damit die Vorstellung eines eisenfesten, charaktervollen, strengen, aber gerechten Befehlshabers, der eine Ehre in die strengste Erfüllung der Pflicht setzte. Obgleich ernst, gemessen und in seinen Anforderungen an die Mannschaften sehr weit gehend, war doch seine Disziplin weit entfernt von Härte. Prügeln und Schimpfen war schon vor Einführung der Scharnhorstschen Reformen durchaus nicht nach seinem Sinne gewesen; vielmehr wußte er das Ehrgefühl des Soldaten in solcher Weise zu heben, daß Desertionen, wie sie vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gang und gäbe waren, unter ihm garnicht vorkamen, und die Entlassung aus dem Bataillon als eine schwere Strafe aufgefaßt wurde. Nach der Schlacht bei Jena hatte er die Nachhut der Blücherschen Armee geführt, war bei der Erstürmung von Lübeck schwer verwundet und gefangen und im Jahre 1807 erst so spät ausgewechselt worden, daß er an den Schlachten bei Eylau und Friedland nicht mehr teilnehmen konnte. Der König hatte ihm nach seiner Ernennung zum Generalmajor und Verleihung des Ordens pour le mérite einen hohen Beweis seines Vertrauens dadurch gegeben, daß er ihm nach dem Frieden von Tilsit

die Stellung als Erzieher des Kronprinzen angetragen hatte; in seiner offenen und rückhaltlosen Weise hatte Yorck aber abgelehnt, da er nicht diejenigen Eigenschaften zu besitzen glaubte, welche ein solches Amt erforderte.

Nach der durch Scharnhorst und seine Mitarbeiter erfolgten vollständigen Umbildung und Neugestaltung des Heerwesens hatte Yorck die westpreußische Brigade und im Februar 1810 die

Preußische Musketiere und Dragoner in Pelzen im Kurländischen Feldzuge 1812.

wichtige Stellung eines General-Inspekteurs über sämtliche leichte Truppen der Armee (Jäger, Füsiliere, Husaren u. s. w.) erhalten. Bei der Ausbildung dieser Truppen für den Felddienst, insbesondere für das zerstreute Gefecht, war Yorck so recht an seinem Platze. Zahlreiche Inspektionsreisen brachten ihn in die engste Berührung mit den Truppen. Zeigen und Vormachen galt ihm hier als das Wichtigste seiner Tätigkeit. Um das Manöver „nach dem rechten Wesen und Zweck des Husarendienstes zu leiten“, setzte er sich dann wohl an die Spitze des Reiterregiments, „als wäre er selbst ein Husar gewesen.“ Durch diese vorbereitende, anschauliche, im wahren Sinne

des Wortes erzieherische Wirksamkeit hatte sich Yorck mit Recht den Ehrennamen eines „Lehrmeisters der neuen preußischen Armee" erworben.

In jene Zeit fällt auch sein Zusammentreffen mit Scharnhorst, dem er — wie schwer ihm dies bei seinem eigentümlichen Wesen sonst auch Vorgesetzten oder Gleichgestellten gegenüber wurde, mit Vertrauen und neidloser Anerkennung begegnete. In allem, was den Dienst und die Zucht des Heeres betraf, war Yorck von unerschütterlicher Strenge. Selbst den Offizieren wurde das Eisigscheinende seines Wesens oft niederdrückend. Das Besserwissen verstummte in seiner Nähe. Aber nach einer guten Attacke, einem tapferen Gefecht fühlte man, wie ein Offizier berichtet, den Blick seines Beifalls doppelt wohltuend; glücklich war man, wie ein anderer erzählt, wenn er

General Hans David Ludwig Yorck.

freundlich mit einem sprach. Der Ernst seines Wesens kam in seiner Haltung, seinem ganzen Äußern zum Ausdruck. Der geschlossene Mund verriet die Festigkeit seines Willens, das düstere Auge den finstern Ernst und jene eiserne Gemessenheit, wegen deren ihn die Offiziere die „Warnungstafel" und seine Truppen „Isegrimm" nannten. Für das Wohl seiner Mannschaften jederzeit sorgsam bemüht, war er bei diesen sehr beliebt. In tobender Schlacht pflegte er wie ein Marmorbild ruhig auf einem höheren Punkte zu halten. Nur an dem gespannten, leuchtenden Auge mochte man sehen, daß er kein Zuschauer sei.

So war er schon lange durch sein eigenartiges Wesen und seine ungewöhnlichen Eigenschaften im Heere eine volkstümliche Figur, die trotz ihrer Gemessenheit und Strenge eine ungemeine Anziehungskraft auf die Truppen ausübte. Aber erst das Jahr 1812 sollte seinen Namen für alle Zeiten unsterblich machen. Wir wissen, daß das preußische Hilfskorps dem X. Korps des französischen Marschalls Macdonald unterstellt, und daß nach dem infolge Krankheit eingetretenen Rücktritt des Generals Grawert General Yorck selbständig den Oberbefehl über das 20000 Mann starke Bundeskontingent übernommen hatte. In dieser Stellung hatte er von Anfang an gezeigt, daß er die Pflicht über alles zu stellen und ihr zeitweise selbst seinen glühenden Haß gegen Napoleon

unterzuordnen wußte. In dem bei Bauske am 29. September gegen die Russen stattgehabten Gefechte hatte er sich mit seinem Korps hervorragend ausgezeichnet, so daß er darüber später selbst schrieb: „Die Schlacht und die mit derselben verbundenen fünftägigen Plänkeleien und Operationen waren für Preußens Politik von der höchsten Wichtigkeit. Für mich waren sie von der größten Genugtuung; sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich Soldat sei." Schon damals gingen, wie Droysen erzählt, tausend Geschichten von der eisernen Festigkeit des alten „Isegrimm", von seiner kalten Ruhe, von seinem preußischen Stolz von Mund zu Mund. „Ein Stolz war es doch, sich erzählen zu können, wie er, als ein höherer französischer Offizier gesandt war, in seiner Nähe zu sein, denselben eingeladen habe, die Vorposten zu bereiten,

Marschall Etienne Jacques Josephe Alexandre Macdonald.

immer näher an die des Feindes hingeritten sei, dann gar in den Bereich der feindlichen Kanonen, die sofort lebhaft zu feuern begonnen; und als der Franzose ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, gefragt habe, ob es nicht besser sei, sich zu entfernen, habe Yorck erwidert: „Ein preußischer Offizier würde solche Frage nicht getan haben", und sei noch eine halbe Stunde unter den Kugeln weitergeritten."*)

Diese eiserne Willenskraft, dieser preußische Stolz, waren es aber auch gewesen, welche von Anfang an dafür gesorgt hatten, daß die Truppen seines Korps nicht, wie die rheinbündischen, als die Heeresteile eines untertänigen Vasallen, sondern als die einer verbündeten Macht betrachtet wurden. Aber diese Selbständigkeitsbestrebungen Yorcks hatten, wie leicht begreiflich, häufig zu Reibungen mit Macdonald geführt. War der Marschall auch, wie ihm selbst der Feind bezeugen mußte, eine vornehme, liebenswürdige Persönlichkeit, die über die bisherige Führung der preußischen Truppen und ihrer Offiziere des Lobes voll war, so stand doch der kühle Yorck, dieser verkörperte Pflichtbegriff, diesem Lobe, diesen Verbindlichkeiten mit immer gleicher dienstlicher Förmlichkeit gegen-

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. I, 221 ff.

über; am wenigsten wäre es ihm in den Sinn gekommen, sich einer äußerlich hervorgekehrten Kameradschaftlichkeit zugänglich zu zeigen, die auch nur im entferntesten den Schein einer Herablassung gehabt hätte.

Ein Hauptgrund fernerer Mißhelligkeiten zwischen den beiden Befehlshabern waren die Verpflegungsverhältnisse des preußischen Korps geworden, über welche York von Anfang an heftige Klagen zu führen hatte, die schließlich zu einem völligen Zerwürfnis mit Macdonald führten. York hatte dem Marschall wegen der unerhörten Vernachlässigung der Verpflegung seiner Truppen in bestimmten aber höflichen Worten Vorstellungen gemacht. Macdonald hatte in einem gereizten Schreiben geantwortet, das er York durch den Obersten Terrier in dessen Hauptquartier übersandte. Über die ebenso gemessene wie selbstbewußte Weise, in welcher York bei dieser Gelegenheit seine Selbständigkeit dem französischen Oberbefehlshaber hervorkehrte, erzählt Droysen: „York ließ den Obersten Terrier bitten, einzutreten, empfing das Schreiben, las es. Allerdings war es dazu angetan, selbst einen ruhigen Mann auf das äußerste zu reizen. Oberst Terrier schien nur darum in dem Zimmer zu warten, um die Wirkungen dieser im Übermaß beleidigenden Vorwürfe der Lüge, des Betruges, des Verrates u. s. w. beobachten und möglichst steigern zu können. Man hatte York doch zu niedrig taxiert, wenn man ihn mit einer so plump angelegten Überraschung zu fangen hoffte; er war zu klug, um nicht sofort die Absicht dieser nächtlichen Szene zu durchschauen; er war zu sehr Herr seiner selbst, um auch nur einen Augenblick zu vergessen, was es galt. Oberst Terrier verlangte eine Antwort. York äußerte: ‚sie werde erfolgen, doch sähe er die Sache nicht für so dringend an.‘ Oberst Terrier mochte um den Erfolg besorgt werden; was erwartet worden war, zeigte seine zudringliche Frage: ‚Was werden Ew. Exzellenz tun?‘ York antwortete: ‚Sobald Sie zur Tür hinaus sind, vorläufig ruhig weiter schlafen.‘“

Auf diesen scharfkantigen, so schwer zu ergründenden und so schwer zugänglichen Mann hatten die Russen sowohl wie die eingeweihten deutschen Patrioten ihre ganze Hoffnung für die demnächstige Wendung der Dinge gesetzt. Es hatte ganz vorzüglich in ihre Pläne gepaßt, daß das Yorcksche Korps infolge der äußerst ruhigen und zurückhaltenden militärischen Maßnahmen des Marschalls Macdonald nur wenig Verluste gehabt und sich fast ganz unversehrt gehalten hatte. Während das französische Hauptheer den traurigen Zug nach Moskau mit dem darauffolgenden entsetzlichen Rückzuge machte, hatte es in den russischen Ostseeprovinzen operiert und, außer bei Bauske, an dem Gefecht von Eckau und Dahlenkirchen teilgenommen. Schon nach dem Brande von Moskau hatte Kaiser Alexander, wie wir wissen, die ungemein wichtige Bedeutung des Yorckschen Korps für eine etwa eintretende Wendung der Dinge in Betracht gezogen. Durch seinen Generaladjutanten Liewen hatte er an den preußischen Staatskanzler Hardenberg nach Berlin schreiben lassen: „Die Zeit kommt für Preußen, gegen den gemeinsamen Feind zu rüsten und auch Österreich dazu zu bewegen. Auf alle Fälle sollte General York mit den nötigen Instruktionen versehen werden.“

Aber dies war von Berlin aus nicht geschehen.*) Man hatte in Berlin ebenso wenig damals wie auch jetzt die hohe Wichtigkeit dieser Sache begriffen, die selbst Napoleon mit solcher Besorgnis erfüllt hatte, daß er, um die preußischen Generale York und Kleist an sich zu fesseln, beiden die Offizierkreuze der Ehrenlegion nach Moskau gesandt hatte, was bei Leuten vom Schlage

---

*) Nichtsdestoweniger hat sich York später gegen den Vorwurf verteidigen müssen, er habe, als er den Vertrag von Tauroggen abschloß, auf Grund geheimer Vorschriften gehandelt; daß dem nicht so war, beweist ein Brief Yorcks an Valentini vom 14. März 1823, in dem es heißt: „Jetzt glaubt mancher, ich habe geheime Befehle gehabt und sei andererseits impulsiert worden. Ich habe aber aus ganz eigenem Gefühl gehandelt.“ York an Valentini (14. März 1823, gedr. bei Droysen. I, 380 Anm.).

Yorcks und Kleists allerdings eine so ungemeine Wirkung hatte, daß Yorck dieses „Zeichen der Knechtschaft“ überhaupt nie anlegte, während es der humorvolle Kleist einer Gipsbüste Napoleons umgehängt hatte.

Als Anfang November die ersten Nachrichten von den Schrecken des Rückzuges an die preußisch-russische Grenze gelangten, sandte der Gouverneur von Riga, General von Essen, Vertrauenspersonen an Yorck mit der Aufforderung, von den französischen Bundesgenossen abzufallen und sich im Interesse des eigenen Vaterlandes an Rußland anzuschließen. So leicht war aber Yorck nicht für eine Sache zu gewinnen, bei welcher er nach seiner strengen soldatischen Überzeugung einen ihm von seinem König angewiesenen Posten ohne seine Weisung kurzer Hand verlassen sollte. Er schickte zunächst den Grafen Brandenburg mit dem Schreiben des Generals von Essen nach Berlin zum Könige und schrieb ihm in dem Begleitbriefe, daß er das Schreiben unbeantwortet gelassen habe. „Doch ist sein Inhalt ein tiefes Geheimnis bei mir geblieben“, fügt er hinzu. „Über das Schreiben selbst erlaube ich mir keine andere Bemerkung“, heißt es dann vielsagend, als wolle er den König zu einer Äußerung darüber auffordern.

Es war, als ob der Antrag Essens, einmal gestellt, in der Seele Yorcks schon zu arbeiten begann. Wenige Tage darauf erfuhr er, daß General von Essen seines Postens als Gouverneur von Riga entsetzt sei, und daß General Paulucci, ein geborener Italiener, der bereits in sardinischen, französischen und österreichischen Diensten gestanden und nach Rußland übergetreten war, sein Nachfolger geworden sei. Dieser, von dem Wunsche getrieben, dem Zaren einen wichtigen Dienst zu leisten, und die hohe Bedeutung des Abfalls Yorcks für die Russen erkennend, trat mit neuen, noch dringenderen Vorstellungen an den preußischen General heran. Im Besitz einer äußerst gewandten, phrasenreichen Dialektik schreibt er ihm: „Ew. Exzellenz weiß mehr wie jeder andere, daß Preußen den Krieg wider Willen und gegen sein eigenes Interesse führt. Sie wissen, daß es ihn führt zugunsten des unversöhnlichen Feindes seiner Größe, für seinen Plünderer, mit einem Wort: für einen zweiten Attila, der, wie dieser die Geißel des Menschengeschlechtes, nacheinander Preußen und die anderen Staaten Europas verwüstend, in unseren Tagen alle Schrecken der Hunnen und Vandalen erneut hat . . . Glücklicherweise weit entfernt, das zu erreichen, ist dieser der Menschheit so verderbliche Mensch, der Europa mit Wunden, die noch lange bluten werden, bedeckt hat, dem Ziele seiner verhängnisvollen Größe nahe. Die beiliegenden Bulletins werden Ihnen seine verzweifelte Lage zeigen. Dieser Umstand setzt Preußen in den Stand, der Schiedsrichter über das Schicksal Europas zu werden, und Sie, der Befreier Ihres Vaterlandes zu sein.“

Der Brief enthielt dann nähere Vorschläge über die Vereinigung der preußischen und russischen Truppen, über die geplante Festnahme Macdonalds und der Führer der französischen Partei u. s. w.*) Ein neuer Versucher war an Yorck herangetreten, weit geschmeidiger und deshalb gefährlicher als Essen. Aber der eiserne Mann wollte sich nicht so schnell für eine Sache entscheiden, zu der ihn vielleicht sein Vaterlandsgefühl getrieben, von der ihn aber sein militärisches Pflichtgefühl abgehalten hätte. Zudem war Brandenburg noch nicht von Berlin zurück; er hatte also noch nicht einmal die Antwort des Königs auf den Antrag Essens. So ließ er denn durch seinen vertrauten Adjutanten, Major von Seydlitz, dem von Paulucci gesandten Offizier antworten, daß er dem Parlamentär keine mündliche Unterredung gewähren könne, da dies bei dem Marschall Verdacht erregen könne. Gleichzeitig aber ließ er, was ihm zunächst das Wichtigste war, um Zusendung von Nachrichten über die russische Armee bitten, die er dem Könige schicken wollte. Um Verdacht zu vermeiden, sollten diese Nachrichten an einen näher zu bezeichnenden Offizier abgegeben werden.

*) Droysen I, 248.

Erwägt man die Lage der Dinge vom russischen Standpunkte aus, so konnte das Drängen nach einer entscheidenden Tat, das Werben um Yorcks Hilfe nicht Wunder nehmen. Bis jetzt war ja alles so eingetroffen, wie Major von Knesebeck damals in seiner Sendung an Alexander vorausgesagt. Die Taktik des Zurückziehens und Hineinlockens des Feindes bis ins Innere Rußlands hatte ihn den unheimlichen Bundesgenossen der Russen, dem Raume, dem Hunger und dem Frost, preisgegeben. Als dann Moskau in Flammen aufgegangen war, war Alexander dem Drängen der Friedensfreunde nicht erlegen, sondern hatte wacker stand gehalten. Nun durfte er das Weitere erwarten, was damals Knesebeck in Aussicht gestellt hatte: „daß das preußische Korps, wenn das Glück Napoleons sich gewandt habe, umkehren und sich der Fesseln ent-

General Ludwig Adolf Peter Fürst Wittgenstein.

schlagen werde, in denen Napoleon Preußen geknebelt halte.“ Hatte Knesebeck als Abgesandter des Königs ihm damals diese Eröffnungen gemacht, so konnte er annehmen, daß Friedrich Wilhelm auch damit einverstanden war; er konnte ferner voraussetzen, daß man am preußischen Hofe vorbereitet sein müsse, wenn Yorck irgend einen verhängnisvollen Schritt von großer Bedeutung tat. Wann und wo dies geschehen würde, das hing natürlich nur von den Russen ab, die die Gestaltung der Lage aus nächster Nähe überschauen und mit ihren Operationen in Einklang zu bringen im stande waren.

Was diese Operationen betrifft, so plante man im russischen Hauptquartier nichts Geringeres als eine völlige Abschneidung der gesamten Streitmacht Macdonalds. General Wittgenstein sollte dem Feinde am Niemen zuvorkommen, und Gouverneur Paulucci hatte den Befehl erhalten, ihn von Riga her im Rücken zu bedrängen. Dazu aber war nötig, daß die den Russen an der preußisch-kurländischen Grenze gegenüberstehenden französischen Marschälle sich nicht durch Macdonald verstärkten, und zu diesem Zwecke war es ferner erforderlich, daß auch Wittgenstein mit Yorck unterhandelte. Er schickte den General-Major Fürst Repnin mit einem Briefe an Yorck, in welchem er ihm seine

Mitwirkung „zur gemeinsamen Vertreibung des grausamen Unterdrückers" anbot. „Ich habe 50000 Mann tapfere Truppen", hieß es darin, „die schon meist für die Unabhängigkeit Preußens gekämpft haben; unter ihrer Zahl befinden sich dieselben Divisionen, welche mit ihrem Blute die Gefilde von Pultusk, Eylau, Heilsberg und Friedland befeuchteten."

Die durch Wittgenstein angeknüpften Verhandlungen mit Yorck waren dem ehrgeizigen Marquis Paulucci höchst ungelegen gekommen. Die Eifersucht entbrannte in ihm, die Verhandlungen, die, wie der schlaue Italiener richtig erkannte, zu einem so glänzenden Ziele, zu einer völligen Wendung der Dinge führen konnten, mit Yorck allein zum Abschluß zu bringen. Er wandte sich deswegen mit einem neuen, noch zudringlicheren Schreiben an Yorck. „Der Augenblick sei gekommen, wo Preußen einen Entschluß fassen müsse, oder er komme niemals. Er übersende ihm die neuesten Bulletins, die ihm zeigen würden, daß der neue Attila sich in einer verzweifelten Lage befinde, wenn Preußen sich der Rolle, die ihm zukomme, bemächtigen und die erlittenen Beleidigungen rächen wolle. Der einzige Zweck, den der Kaiser ins Auge fasse, sei der, die politische Freiheit der europäischen Nationen zu sichern, namentlich derer, die mit ihm in Grenznachbarschaft seien. Die persönlichen Beziehungen zwischen den Monarchen von Rußland und von Preußen und des Kaisers bekannte Loyalität seien genügend, um jede Art von Furcht zu beseitigen, sowohl vor der Anwendung des Übergewichtes, das Rußland im Begriff stehe zu erhalten, als auch vor der Entschiedenheit, seine Verbündeten in dem jedoch nicht denkbaren Fall eines Mißlingens zu stützen."

Yorck befand sich in einer eigentümlichen Lage. Immer mehr drängten die Umstände zu einer Entscheidung. Erst Pauluccis Antrag, dann Wittgensteins, dann Pauluccis erneuter dringender Antrag! Der Augenblick rückte näher und näher, in dem er einen entscheidungsvollen Entschluß fassen mußte. Die Schwierigkeiten lagen für ihn einerseits in der vorsichtigen Haltung und der schweren Entschlußfähigkeit des Königs, dessen Absichten er zudem nicht kannte; andererseits in der Besorgnis vor der russischen Überhebung. Er wollte nicht von dem Regen in die Traufe kommen, nicht von der französischen Knechtschaft in die russische überwechseln; er wollte selbständig bleiben. So beschloß er denn, vor der Hand einmal den General beiseite zu setzen und den Diplomaten an seine Stelle treten zu lassen. Vorläufig erschien ihm der Umstand, daß zwei russische Generale um seine Gunst warben, für die wachsende Bedeutung seiner Heeresabteilung sehr wichtig. Er antwortete sowohl Wittgenstein wie Paulucci ausweichend, dem ersteren: „daß die Schritte der Armee vorher erst mit den Maßnahmen im Innern des Landes in Übereinstimmung gesetzt werden müssen"; dem zweiten: „daß es erst einer genauen Beratung und Prüfung bedürfe, ehe er darauf antworten könne." Nach Berlin aber sandte er (am 5. Dezember) seinen getreuen Adjutanten von Seydlitz, um die Entschließung des Königs zu erbitten."

So standen die Dinge, ehe noch in Riga die Nachrichten von der Zertrümmerung der „großen Armee", noch viel weniger das Bulletin Napoleons vom 3. Dezember bekannt geworden war. Bald aber sollte man das Furchtbare erfahren. In der Frühe des 8. Dezember war Freiherr von Canitz von Wilna eingetroffen. Er hatte mit eigenen Augen den jammervollen Zustand erblickt, in dem die Trümmer der großen Armee in Wilna einrückten. Ein gräßlicher, wirrer Knäuel von verkommenen, halb erfrorenen, halb verhungerten Menschen wälzte sich durch die Straßen, berichtete er. „Es wurde mir klar", so heißt es in dem Bericht, „daß es dem General Yorck binnen kurzem sehr gleichgültig sein konnte, ob Macdonald oder ob der Kaiser mit ihm zufrieden sei oder nicht." Yorck konnte nach diesem Bericht nicht mehr im Unklaren darüber sein, daß die Trümmer der großen Armee militärisch nicht mehr in Betracht kommen konnten. Auch darüber konnte er

sich nicht täuschen, daß auch die russische Heeresabteilung, die denselben Strapazen, wenn auch nicht denselben Entbehrungen ausgesetzt gewesen war, sich nicht im besten Zustande befinden konnte.

Diese Nachrichten waren allerdings für York von großer Wichtigkeit. Daß er ihre ganze Tragweite überblickte, geht daraus hervor, daß er Canitz verpflichtete, über die Lage der Dinge in Wilna, außer mit General Kleist und Oberst Röder, mit niemanden zu sprechen. Die Stärke des preußischen Korps betrug zu der Zeit, da die Nachricht eintraf, mit Einschluß von 2500 Kranken und Verwundeten, noch 17500 Mann und 3200 Pferde.*) So gering anscheinend diese Macht war, unter den augenblicklichen Verhältnissen gewann das kleine preußische Korps eine ungeheure Bedeutung. Es war vielleicht das einzige Mittel, Napoleons zertrümmerte Macht zu erneuern; es konnte andererseits etwaigen russischen Überhebungen Halt gebieten. Sagte sich jetzt Preußen von dem Bündnis los, so stand es sowohl Rußland wie Frankreich ganz anders gegenüber als bisher, ersterem nicht mehr als der um Hilfe bettelnde, zertrümmerte Staat von 1807, letzterem als eine äußerst gefahrdrohende Macht, welche ein Gewicht in die weltgeschichtliche Wagschale legen konnte, das zu seiner Stärke an Mannschaften in keinem Verhältnis stand. Der König mochte nun entscheiden wie er wollte, bei der gegenwärtigen Sachlage mußte etwas geschehen. York konnte in Mitau nicht stehen bleiben. Selbst für den Fall, daß die Allianz mit Napoleon aufrecht erhalten blieb, mußte man auf den Niemen zurückgehen, um den Trümmern der französischen Armee, zu deren Hilfe doch eigentlich das Bündnis geschlossen war, näher zu sein. Kam es zum Abfall und sogar zu einem Bündnis mit Rußland, so war man noch um so mehr genötigt, die preußischen Truppen möglichst weit nach Westen vorzuschieben.

Um wenigstens Gewißheit von der einen Seite zu haben und andererseits seiner militärischen Pflicht zu genügen, hatte er Macdonald geschrieben, daß das 10. Korps, da es ganz exponiert stehe, in Gefahr sei, umgangen und abgeschnitten zu werden. Durch General Kleist und Oberst Röder ließ er bald darauf wiederholen, daß es ihm, aus dieser Gefahr heraus, dringend geboten erscheine, das 10. Korps einige Märsche rückwärts zu vereinigen. Macdonald zeigte sich dieser Gefahr gegenüber völlig gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit erklärt sich daraus, daß er von dem wahren Zustande der französischen Armee noch immer keine sicheren Nachrichten hatte. Zwei seiner Boten, die er an den Herzog von Bassano nach Wilna abgeschickt, waren von Kosaken abgefangen worden. Er gab sich deswegen den Anschein völliger Ruhe, ließ sogar das Herrenhaus in Stalgen, wo er sein Hauptquartier hatte, mit neuen Tapeten versehen und die Arbeiten im Schlosse zu Mitau beschleunigen, als gälte es, sich für den Winter hier festzusetzen. Und doch war die Gefahr näher, als er glaubte; gewann doch, wie wir wissen, der Plan, ihn hier in Kurland völlig abzuschneiden, bei den russischen Generalen immer greifbarere Gestalt. Nur Yorcks entscheidendes Wort fehlte ihnen noch. Marquis Paulucci, der schlaue Italiener, der sich das Verdienst, York zum Abfall gedrängt zu haben, nicht gern durch Wittgenstein entreißen lassen wollte, beobachtete die Vorgänge in Mitau und Stalgen unausgesetzt durch seine Spione. Aus dem Zerwürfnis Macdonalds mit York hoffte er Nutzen zu ziehen. Er schrieb letzterem am 7. Dezember erneut in höchst dringlicher Weise, „er gestehe mit der Freimütigkeit eines Soldaten, daß die Zeit, die York zum Überlegen brauchen wolle, besser zum Handeln verwandt werden würde. Der gegenwärtige Augenblick würde nie wieder kommen, zum Unheil für die, welche ihn nicht zu benutzen verständen." In der Folge entwickelte sich eine Korrespondenz zwischen beiden Männern, aus welcher Paulucci entnehmen zu können glaubte, daß York entschlossen sei, nichts zu unternehmen, bevor nicht sein

---

*) Droysen I, 255.

Adjutant Seydlitz aus Berlin vom Könige zurückgekehrt sei, daß er aber die Fortsetzung der Korrespondenz wünsche.

Es war in der Tat so. Yorck wartete mit Schmerzen auf die Weisung aus Berlin. Wie stumm und zurückhaltend er sich auch den Versuchen Wittgensteins und Pauluccis gegenüber bisher verhalten hatte, immer unabweisbarer trat bei ihm der Gedanke in den Vordergrund, daß die Gunst des Augenblickes groß sei. Und doch durfte er nicht handeln; seinem heißen, nach Taten verlangenden Herzen, seiner warmen Vaterlandsliebe mußte er Schweigen gebieten; er war Soldat, er hatte den Befehlen seines Königs zu gehorchen; er mußte warten — warten! Und Warten hieß auch wieder die Parole am preußischen Hofe, Warten und Ausharren.

Inzwischen ließ man sich von demjenigen, der eben eine halbe Million Menschen auf den Eisfeldern Rußlands begraben hatte und selbst nur mit großer Not dem allgemeinen Verderben entronnen war, schon wieder Befehle vorschreiben und nahm seine Belobigungen und Belohnungen mit verbindlichem Danke entgegen. Aus Dresden hatte Napoleon an Friedrich Wilhelm geschrieben: „Indem ich Ew. Majestät in diesem Augenblick bitte, Ihre Truppen zu vermehren, gebe ich Ihnen zu erkennen, wie groß mein Vertrauen auf Dero Beharrlichkeit bei dem System ist, das Sie ergriffen haben. Ich habe Grund, während der ganzen Kampagne mit der Art, wie sich Dero Truppen benommen haben, zufrieden zu sein." An den König hatte er ferner das Ansinnen gestellt, er möge mit seinen Truppen einen Kordon in Schlesien gegen die russische Invasion bilden. Im Gönnertone hatte er dann mündlich mitteilen lassen, daß er die Absicht habe, Yorck zum Marschall des Reiches zu ernennen. Von Entschädigung für die großen Opfer, die Preußen gebracht hatte und noch bringen sollte, von Erleichterungen bei den Kontributionen war mit keinem Worte die Rede. Über die augenblickliche Lage der Dinge gibt Hardenberg dem General Yorck in einem Schreiben vom 17. Dezember genauere Kunde: „Der Rittmeister Graf von Brandenburg ist noch aufgehalten worden, weil mittlerweile ein Ereignis eintrat, das in Rücksicht auf Ew. Exzellenz Verhältnisse ebenfalls wichtig ist. Ohne Zweifel sind Sie schon davon unterrichtet, daß der Kaiser Napoleon die Armee verlassen hat und mit einem kleinen Gefolge nach Paris gereist ist. Vorher hat er den General Grafen Narbonne mit einem Schreiben an den König abgefertigt, welches aber noch nicht angekommen ist. Von Dresden aus hat er aber einen zweiten Brief an Se. Majestät abgehen lassen, worin er seine Reise nach Paris meldet, auch daß er dem König von Neapel den Befehl der Armee anvertraut habe, worin er seine stete Zufriedenheit mit den königlichen Truppen bezeugt und die Vermehrung derselben bis auf 30000 Mann erbittet, um sodann ein besonderes eigenes Armeekorps zu bilden, dessen Kommando, wie der Graf St. Marsan hinzusetzt, ohne Zweifel Ew. Exzellenz anvertraut werden, und wodurch allem Zwiste mit französischen Marschällen ein Ende gemacht werden würde. Wir haben bisher jede Vermehrung des Hilfskorps abgelehnt, und noch hat der König keinen bestimmten Entschluß wegen der erneuten Forderung gemacht; indes werden vermutlich die Mannschaften, welche an dem rechten Weichselufer befindlich sind, sowie alles, was sonst an Streitkräften dort befindlich ist, benutzt werden, um solche noch auf jeden Fall teils an Ew. Exzellenz Korps anzuschließen, teils die Besatzung von Graudenz dadurch zu verstärken. Außerdem ist es sehr nötig, dafür zu wirken, daß Pillau von unseren Truppen besetzt werde, welches vielleicht von denen unter Ew. Exzellenz Befehl durch eine kluge Einleitung abseiten Ihrer wird geschehen können, wenn Sie über die Memel zurückgehen sollten."

Bald nachdem Graf Brandenburg mit diesem Briefe an Yorck abgefertigt worden war, wurde Major von Seydlitz vor den König gelassen. Droysen berichtet nach einer gut verbürgten mündlichen Überlieferung, der König habe, als Seydlitz sich seine definitiven Befehle an Yorck

erbat, in seiner bedächtigen Weise geäußert: „Aber nicht über die Schnur hauen!" und als Seydlitz um bestimmtere Weisung gebeten, habe der König erwidert: „Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hilfsmittel zu finden"; und zum dritten Male habe Seydlitz gefragt: „ob, wenn der Untergang der französischen Macht so vollständig sei, wie man vermuten müsse, der König gebiete, daß Yorck streng bei der Allianz verharre; sein General bitte flehentlich um des Königs Befehle, wie er handeln solle"; und der König habe geantwortet: „Nach den Umständen", und habe damit Seydlitz entlassen. In Seydlitzs Familie ist die Überlieferung, daß der König ihn gewarnt habe, den Franzosen nichts von seiner Mission erfahren zu lassen, es könne ihn den Kopf kosten. In dem Tagebuch von 1812 berichtet Seydlitz, er habe Yorck mitzuteilen gehabt, „daß der König entschlossen sei, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, sobald sich die anderen politischen Verhältnisse des Staates nur erst näher aufgeklärt haben würden."

„Nach den Umständen handeln", hatte der König durch Seydlitz sagen lassen; das war der ganze Erfolg der Sendung für Yorck — das war alles und nichts; das war die weiteste Machtvollkommenheit und wiederum die engste Beschränkung. Sehen wir zu, wie Yorck sich diese königliche Order auslegte, als ihn die Umstände zwangen, „nach den Umständen zu handeln". Etwa gerade zu derselben Zeit, als Seydlitz vom Könige diesen pythischen Befehl erhielt, hatte Macdonald, den fortgesetzten Warnungen Yorcks schließlich doch nachgebend, sich endlich zum Rückzuge entschlossen. Er hatte die Absicht, sich mit dem Gros des Korps entweder nach Tilsit durchzuschlagen oder, falls dies nicht möglich sein sollte, sich auf Memel zurückzuziehen. An der Spitze des Korps zog der Marschall selbst mit etwa 5000 rheinbündlerischen und polnischen Truppen und etwa ebenso vielen Preußen unter dem General von Massenbach — nicht zu verwechseln mit jenem Massenbach, der bei Jena und später bei Prenzlau das böse Prinzip des Fürsten Hohenlohe gewesen war. Dann folgte in einem größeren Abstande Yorck mit dem preußischen Haupthaufen. Es war ein überaus beschwerlicher Marsch. Das Gelände, ohnehin hügelig, stellenweise tief eingeschnitten, war durch Glatteis und tiefen Schnee oft fast unpassierbar. Dazu kamen noch die entsetzliche Kälte und die Armut der Gegend, wodurch — namentlich in bezug auf Verpflegung — die Truppen der letzten Staffel, also die Yorckschen, naturgemäß besonders schwer leiden mußten. Graf Henckel von Donnersmarck berichtet als Augenzeuge über diesen Marsch: „Unser Nachtmarsch bei 23 bis 24 Grad Kälte und einer ungeheuren Glätte war ein überaus beschwerlicher und für die Truppen verderblicher. Wir ließen 800 Mann, teils erfroren, teils an einzelnen Gliedern unbrauchbar, unterwegs liegen. Die allergeringste Erhabenheit im Wege hielt stets die ganze Kolonne auf; die Pferde wurden sehr bald stumpf, so daß kein Geschütz weder herauf noch herunter gebracht werden konnte, ohne von den anderen Gespannen Pferde abzuspannen und vorzulegen. Dies steigerte sich mit jedem Tag, so daß wir zuletzt nur mit Mühe 1 bis 1½ Meilen täglich machen konnten. Hierzu kam noch, daß man die Truppen nicht gut biwakieren lassen konnte, und bei der Unkenntnis der Gegend und ohne Boten die einzelnen Bataillone lange suchen mußten, ehe sie ihr Nachtquartier fanden."

Da die furchtbare Kälte anhielt und ein Biwakieren größerer Massen unmöglich machte, auch der Feind noch entfernter war, als Macdonald gefürchtet hatte, entschloß sich der Marschall von der ursprünglich bei Janisky geplanten Versammlung des Korps Abstand zu nehmen und das Korps von Szawly ab auf zwei Straßen marschieren zu lassen. Bei Tauroggen sollten dann nach Macdonalds Plan die Korps sich wieder zusammenschließen, um vereint gegen Wittgenstein den Durchbruch zu erzwingen, wenn dieser versuchen sollte, den Vormarsch zu hindern.

So war das Yorcksche Korps, schon infolge dieser Anordnung Macdonalds, veranlaßt worden,

zurückzubleiben. Durch die starken Nachtmärsche in der furchtbaren Kälte, denen weniger gute Truppen völlig erlegen wären, wurde der Abstand naturgemäß noch vergrößert. Die Truppen Yorcks litten entsetzlich. „Den ganzen Tag, fast ununterbrochen", erzählt ein Teilnehmer der Strapazen, „marschierte unser Regiment und fast bis Mitternacht. Schon am Tage konnte wegen des Glatteises nur sehr langsam marschiert werden, noch viel langsamer und beschwerlicher wurde der Marsch in der Nacht. Viele Soldaten stürzten auf diesem Marsch nieder, teils infolge des glatten Weges, teils vor Müdigkeit, denn schon seit mehreren Tagen hatte keiner schlafen können. Manche marschierten schlafend fort, blieben dann plötzlich auf der Stelle stehen, so daß der Hintermann, der das nicht vermutete, an ihn anprallte, und nun beide meist zugleich niederstürzten und mit ihren Bajonetten den Nebenmann oft gefährlich verwundeten." Als man am 24. Dezember, dem Weihnachtsheiligabend, in Kelmy anlangte, war kurz vorher eine Depesche Macdonalds angelangt, in welcher der Marschall befahl, daß „bei der Ungewißheit, in welcher Richtung das feindliche Korps des Generals Wittgenstein marschiere, die beiden Kolonnen Yorck und Kleist sich wieder vereinigen und beide auf Koltiniany marschieren sollten"; dem Befehl war die Weisung hinzugefügt, daß der Marschall jedes partielle Gefecht vermeiden solle, bis sich das ganze Korps bei Tauroggen wieder vereinigt und erholt haben würde.*) Das war die letzte Order, die General Yorck von dem französischen Marschall erhielt.

So zog Yorck — es war am Weihnachtsmorgen 1812 — der Weisung Macdonalds zufolge auf Koltiniany; seine Spitzen erreichten bald die Nachhut von Kleist; beide waren schließlich nur durch einen Train von 600 Fuhrwerken getrennt. Es war nachmittags gegen 4 Uhr, und man war vielleicht noch eine Meile von dem Ziele entfernt, als die Nachhut Kleists in einem engen Tale auf den Feind stieß, der die beherrschenden Höhen mit überlegener Kavallerie besetzt hatte. Während Kleist sich durch eine Rekognoszierung überzeugte, daß bei der völligen Erschöpfung seines Korps und der Stärke der feindlichen Stellungen jeder Widerstand vergeblich sei, traf auch von der Nachhut Yorcks die Meldung ein, daß der russische General Lewis ihn mit seinen Truppen im Rücken stark bedrohe. Bei dem Vorwerk Kiaukalek vereinigten sich die beiden Korps, die Russen unter Lewis im Rücken, die russischen Korps von Diebitsch, Tettenborn und Kutusow dem Jüngern vor sich. Bald war es Yorck und Kleist klar — sie waren von Macdonald abgeschnitten.

Sehen wir uns nach dem Schicksal des Macdonaldschen Korps um. Der Marschall war am Weihnachtsheiligabend in Koltiniany eingetroffen, hatte aber, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß bereits vor einigen Tagen Kosaken durchgekommen seien, schon nach wenigen Stunden Rast seinen Marsch fortgesetzt. Die bedrohliche Nähe dieser Lanzenreiter war ihm doch unheimlich. Er sandte eine Depesche an Yorck mit Verhaltungsmaßregeln; ein Kolonnenjäger wurde mit fünf Husaren abgesandt, sie zu überbringen; aber er kam bald zurück und meldete, es sei nicht mehr möglich, durchzukommen, da in und um Koltiniany starke feindliche Kavalleriemassen ständen. Als dann — ein zweiter Versuch — der Rittmeister von Weiß mit 50 Dragonern abgesandt wurde und diese nach einem kurzen Gefecht mit den Kosaken und nach dem Verlust mehrerer Leute mit der Kunde zurückkehrten, ganz Koltiniany sei vom Feinde besetzt, begann Macdonald um Yorcks Schicksal besorgt zu werden. Er schickte eine größere Anzahl von wegekundigen Leuten aus der Umgegend, zum größten Teile Juden, mit Zetteln an Yorck, des Inhaltes: „Le général Yorck est attendu avec impatience à Tilsit". (Der General Yorck wird mit Ungeduld in Tilsit erwartet.) Aber vergebens — Yorck war wie vom Erdboden verschwunden. Macdonald stand böse Stunden aus. Er war von allen Seiten von Russen umdrängt; gerade das Korps Yorck war seine beste Stütze.

(* Droysen I, 274.

Wenn es verloren war, wenn es vom Feinde aufgehoben war — oder gar mit ihm gemeinschaftlich — nein, daran dachte er nicht, das hielt er für unmöglich! „Er hatte", wie ein preußischer Offizier aus seiner Umgebung schreibt, „in Piktupöhnen durch eine Mitteilung des Königs von Neapel den trostlosen Zustand der Armee, die Flucht des Kaisers erfahren; er ahnte es wohl, daß die französische Macht rettungslos gebrochen, daß das Reich in seinen Grundfesten erschüttert sei. Im höchsten Verdruß äußerte er sich über den König von Neapel, der ihm Komplimente und Phrasen schreibe, wo er Vorschriften, Maßregeln und Hilfe von ihm erwartete; und mit tiefem Seufzen rief er, der ungeheuren Katastrophe nachsinnend, mehrmals aus: une armée, si belle! Die stolze Ruhe, mit der er in Stalgen unserm kleinen Kriege zugesehen, war ihm völlig verschwunden, und in verzweifelnder Unruhe rief er öfter, daß er sein ganzes Vermögen, daß er die Hälfte seines Blutes darum geben möchte, wenn er sein Armeekorps vereinigt über den Niemen geführt hätte. Mit großen Versprechungen wurden Boten an den General Yorck ausgesandt; keiner brachte eine Nachricht von ihm. Macdonald vermutete ihn in Murdeln (hart an der Grenze), berechnete auf alle mögliche Art, was für Umstände seinen Marsch verzögert haben könnten, und hörte jeden gern an, der eine tröstliche Wahrscheinlichkeit aufstellte. So rücksichtslos er in dem aufgeregten Gemütszustande sich über viele Verhältnisse aussprach, so hat doch niemand eine Äußerung gehört, die darauf deutete, daß er den Schritt, den Yorck wirklich getan, für möglich hielt. Wenn der General mit seinen Truppen nur erst zu ihm gestoßen wäre, hielt er das Schlimmste seiner Lage überwunden; dann, sagte er, wolle er mit dem noch schlagfertigen 10. Armeekorps den Kern der großen Armee bilden. Bei diesem Gedanken erheiterte er sich, und die Erinnerung früherer Siege schien ihn tröstend und stärkend zu erheben."

Dann war der Marschall mit Massenbachs Korps in Tilsit eingezogen. Merkwürdiger Zufall, daß er hier dasselbe Haus bewohnte, wo vor fünf Jahren sein Kaiser dem unterlegenen Preußen den Frieden diktiert hatte. Mußte ihm, dem es nicht unbekannt war, wie sein Kaiser, weder Verträge noch Versprechungen achtend, auch nach dem Bündnis vom 24. Februar die Bestimmungen dieses Vertrages wiederholt zu seinen Gunsten gebrochen hatte — mußte ihm nicht gerade in den Zimmern dieses Hauses, die den Untergang dieses stolzen Preußens gesehen, der menschlich naheliegende Gedanke kommen, daß auch Preußen eben diesen Vertrag vom 24. Februar brechen konnte, um sich des verhaßten Bundesgenossen zu entledigen, eben gerade jetzt, da der Zustand seiner zertrümmerten Armee ihm die beste Möglichkeit dazu bot? Es liegen keine unzweifelhaften Äußerungen des Marschalls vor, nach welchen man schließen könnte, daß dieser Gedanke auf seine Entschließungen hätte Einfluß haben können. Auffällig bleibt nur, daß er nicht einmal den Versuch gemacht hat, durch einen einzigen Marsch rückwärts oder durch eine Rekognoszierung mit seiner zahlreichen Kavallerie die Verbindung mit Yorck wieder herzustellen.

Aber er machte diesen Versuch nicht. Er war glücklich, zunächst die Kassen gerettet zu haben. Er benutzte diesen Umstand, den preußischen Truppen — wohl um sie durch einen Beweis seiner Fürsorge umso fester an sich zu ketten — den rückständigen Sold zu zahlen. Er wußte, er ahnte nicht, daß dies nur eine unnütze Flickarbeit war, daß der große Riß bereits eingetreten, der mit solchen Mitteln nicht mehr zu überkleben war. Sein Schicksal hatte sich bereits entschieden an jenem Weihnachtsfeiertage, da die preußischen Kolonnen Yorcks und Kleists in meilenlangem Zuge bei tiefem Schnee und schneidender Kälte, aufs äußerste erschöpft, eine Meile von Koltiniany auf den Feind gestoßen waren. Vor ihm, links des Niemen, die Korps von Diebitsch, Tettenborn und dem jüngeren Kutusow, hinter ihm Lewis mit 5000 Mann. Sich durchschlagen? Der Gedanke hätte ihm unter anderen Verhältnissen keinen Augenblick Schwierigkeiten bereitet. Aber

war dies in seines Königs Interesse? Oder in dem seiner Truppen? War es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß, wenn er die Verbindung mit Macdonald wieder erreicht hätte, er vielleicht sein ganzes tapferes, noch fast unversehrtes Korps hätte opfern müssen, bloß um die elenden Trümmer der großen Armee zu retten? Warum kam auch keine Antwort von Berlin? Warum ließ man ihn in so furchtbaren Sorgen und Seelenkämpfen? Durfte er sich das Zögern vielleicht so auslegen, daß man in Berlin keine sonderliche Neigung zeigte, sich für Napoleon zu opfern, den Mann, der rücksichtslos die preußischen Interessen den seinen geopfert hatte? Wie, wenn die Antwort des Königs nun in dem Sinne ausfiel, daß er sich mit seinem Korps von dem verhaßten Bundesgenossen trennen durfte? Der Gedanke ließ sein altes preußisches Soldatenherz höher schlagen. Die Möglichkeit, daß er eintreten könnte, war — wie er den König und die Verhältnisse in Berlin kannte — allerdings schwach, aber gleichviel, wenigstens mußte er bis zum Eintreffen seines Adjutanten, des Majors von Seydlitz, freie Hand in seinen Entschließungen haben. „Wenn er", sagt Clausewitz, einer der Haupthandelnden bei dem bald darauf eintretenden wichtigen Ereignis, „wenn er an die Verhältnisse in Berlin dachte, so mußte er den größten Widerwillen gegen einen plötzlichen Wechsel der Rolle daselbst voraussetzen. Wenn er also für sich, auf seine Gefahr, einen Entschluß faßte, der die preußische Politik in eine entgegengesetzte Richtung mit sich fortreißen sollte, so war dies eine der kühnsten Handlungen, die in der Geschichte vorgekommen sind."

Bald sollte Yorck, gedrängt durch die Macht der Umstände, in die Lage versetzt werden, auch ohne die Nachrichten aus Berlin einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Wir wissen, daß am ersten Weihnachtsfeiertage nachmittags 4 Uhr die Spitze des preußischen Korps unter General von Kleist auf die Russen unter Diebitsch stieß. Dieser war keineswegs so stark, daß er hätte daran denken können, Kleist aufzuhalten; um jedoch die Schwäche seiner Truppen nicht zu verraten, hatte er sie geschickt auf den Höhen zu beiden Seiten eines engen Tales an der von Wenghowa kommenden Straße so aufgestellt, daß sie den Eindruck einer übermächtig starken Heeresabteilung machten. In der Seele des russischen Generals, eines geborenen Preußen, brannte ein Entschluß, der nicht plötzlich in ihm entstand, sondern nach und nach, genährt durch zwei in seinem Hauptquartier befindliche preußische Patrioten, Graf Dohna und Carl von Clausewitz, zu dem bedeutungsvollen Entschluß gereift war, die Gelegenheit zu benutzen, um Yorck zu dem von den Russen so sehr gewünschten Abfall vom französischen Bündnis zu bewegen. Carl von Clausewitz hatte, wie wir wissen, zu den kühnsten und glühendsten Verteidigern der Pläne Scharnhorsts und Gneisenaus gehört. Nach dem traurigen Bündnis mit Frankreich vom 24. Februar 1812 war er mit einer Anzahl anderer Patrioten, an der Erhebung Preußens verzagend, in russische Dienste getreten, hatte bei Witebsk und Smolensk auf Seiten der Russen gefochten und war dann von Kaluga aus zur Wittgensteinschen Armee versetzt worden. Mit seiner ganzen feurigen Seele der großen Sache des Vaterlandes zugetan, achtete er nicht der gerichtlichen Vorladung, die von Berlin aus gegen ihn wie gegen Chasot und andere patriotische Offiziere erlassen worden war, sondern wurde, wie wir sehen werden, bald die Seele der Verhandlungen mit Yorck, der Hauptvermittler zwischen diesem und dem General Diebitsch, auf dessen Entschlüsse er stark eingewirkt hatte.

Als General Diebitsch die preußischen Kolonnen in seinem Bereich sah, hatte er sofort den Major von Rönne, gleichfalls ein Preuße, als Parlamentär zu Kleist mit der Meldung geschickt: Der weitere Weg sei den Preußen durch eine ansehnliche Heeresabteilung verlegt, es werde Mittel geben, sich zu verständigen und unnützes Blutvergießen zu vermeiden; er bitte um eine Unterredung mit dem General von Kleist. Dieser ließ ihm sofort sagen, daß er, da er nicht der Höchstkommandierende sei, sich nicht in Unterhandlungen einlassen könne. Er wies den Parlamentär an

Yorck, der noch zurück sei, am Abend aber eintreffen werde. Diebitsch sandte nun sofort einen zweiten Parlamentär an Yorck, der inzwischen herangekommen war, und, da ihm bei der Dunkelheit ein Überblick über die Stellung des Feindes unmöglich war, bei dem Vorwerk Kiaukalek eine Stellung in zwei Treffen eingenommen hatte. Dem Parlamentär des Generals Diebitsch ließ er sagen, er sei bereit, zwischen den Vorpostenketten zu einer Unterredung zu erscheinen.

Weihnachten war es, das heilige Christfest, an dem die beiden Generale spät am Abend zwischen den Vorposten zu einer Verhandlung zusammentrafen, die für die Geschicke Deutschlands sowohl wie Rußlands von weittragender Bedeutung werden sollte. Die weiten Fluren lagen zum Tode erstarrt unter der weißen Schneedecke; im Mondenscheine glitzerten die Tannenbäume, von

Russischer General Graf Diebitsch-Sabalkanski.

denen, mit Schnee kandiert, mächtige Eiszapfen herunterhingen. Die ganze Natur war zu Eis erstarrt, und doch war es heiß in den Herzen der beiden Männer, die hier ihren Völkern eine Christbescherung bringen wollten, die wie eine neue frohe Botschaft vom wiedererstandenen Heil die Herzen aufjubeln machen sollte. Diebitsch empfing Yorck mit kameradschaftlichem Händedruck und freundschaftlicher Anrede; Yorck erwiderte seiner Natur nach die freundliche Begrüßung in gemessener Haltung. Die Unterredung begann. Wir folgen bei der Wiedergabe derselben und bei der Schilderung der weiteren daraus sich ergebenden wichtigen Ereignisse der Darstellung Droysens, die sich in den Hauptmomenten wiederum auf die klassische Darstellung von Clausewitz stützt, der schließlich von Diebitsch mit der ganzen Führung der Unterhandlung betraut wurde. Obwohl der russische General seine Truppen so verdeckt wie möglich aufgestellt hatte, um zunächst den Anschein der größeren Macht zu wahren, war er doch, wie Clausewitz bemerkt, „edel genug, zu sagen, was er habe und nicht habe; er erklärte Yorck, daß er nicht daran denken könne, den Weg wirklich zu

sperren, daß er aber allerdings alles Mögliche tun werde, ihm seinen Train, seine Artilleriefahrzeuge und vielleicht einen großen Teil seiner Artillerie abzunehmen. Es war natürlich, daß diese Bemerkungen nicht entscheidend sein konnten. Der Hauptgegenstand der Unterredung war die gänzliche Vernichtung der großen Armee, und daß die russischen Generale angewiesen seien, bei vorkommenden Fällen die preußischen nicht wie eigentliche Feinde zu behandeln, sondern in Rücksicht auf die früheren freundschaftlichen Beziehungen beider Mächte und die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben nun bald erneut werden würden, mit ihnen jedes freundschaftliche Abkommen zu treffen, welches dieselben

Zusammenkunft und erste Neutralitätsverhandlung General Yorcks mit dem russischen General Diebitsch nahe der Grenze am späten Abend des 25. Dezember 1812.

wünschen könnten. Diebitsch erklärt demgemäß, daß er bereit sei, mit General Yorck einen Neutralitätsvertrag einzugehen und zu dem Behuf die militärischen Vorteile, welche er über ihn habe, aufzugeben."

Yorck wollte sich nicht ohne weiteres durch eine Erklärung festlegen. Er war zu einem Vertrage bereit, „falls die Ehre der Waffen dabei auf keine Weise gefährdet werde"; er hatte nur das Bedenken, „daß er in diesem Augenblicke als Soldat noch zu wenig gerechtfertigt erscheinen würde." Man kam überein, daß beiderseits während der Nacht nichts unternommen würde. Für den anderen Morgen hatte man ein Scheinmanöver folgender Art geplant, welches nach außen hin Yorcks Verhalten zu rechtfertigen bestimmt war. Yorck sollte am nächsten Morgen zuerst eine Rekognoszierung vornehmen, dann rechts abmarschieren, als wollte er Diebitsch in der linken Flanke

umgehen. Diebitsch sollte dagegen nach Scholell gehen, um dort Yorck den Weg von neuem zu versperren.

Wie Clausewitz berichtet, habe er, als er gegen 10 Uhr nachts mit General Diebitsch zurückritt, auf dessen Befragen, was er von Yorck und dessen eigentlicher Absicht halte, den General Diebitsch vor Yorcks Verstecktheit gewarnt und die Furcht geäußert, Yorck werde die Nacht benutzen, um die Russen über den Haufen zu werfen und weiter zu marschieren; er habe deshalb Diebitsch die höchste Wachsamkeit empfohlen. Diebitsch ließ infolge dieser Warnung drei Kosakenregimenter gegen Yorck stehen. Die Husaren und Jäger mußten in Scholell einrücken mit dem Befehl, die Pferde am Zügel behaltend, völlig schlagfertig zu bleiben. Es dauerte nicht lange, so wurde man durch Schüsse in der Nähe alarmiert. „Wir sprangen von der Streu auf", berichtet Clausewitz, „und ich sagte bei mir selbst, es ist Yorck, der uns von hinten überfällt. Du hast ihn gut erraten." Als man sich dann auf die Pferde warf, und mit einigen Schwadronen hinauseilte, war vom Feinde nichts zu sehen. Die Schüsse rührten von jenem Rittmeister von Weiß her, den Massenbach im Auftrage mit fünfzig Dragonern abgesandt hatte, um Yorck die Meldung des Marschalls zu bringen.

Es schien jetzt, als ob das Geschick alle möglichen günstigen Umstände herbeiführen wollte, um Yorck in seinen Entschlüssen zu stärken. Am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages war Graf Friedrich Dohna mit den Briefen des Marquis Paulucci und einem beigelegten Schreiben Kaiser Alexanders eingetroffen. Die Briefe des Marquis suchten in der üblichen eindringlichen, fast zudringlichen Weise auf Yorck einzuwirken; viel wichtiger war ihm der Brief Alexanders, in welchem er die erste Sicherheit über die politische Wirksamkeit des Schrittes, den er vor hatte, erkannte: Der Kaiser schrieb in dem Briefe, daß er geneigt sei, mit dem König von Preußen einen Vertrag zu machen, „in dem festgestellt würde und ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis es mir gelungen wäre, für Preußen eine Gebietsvergrößerung durchzusetzen, groß genug, um es unter den Mächten Europas die Stelle wieder einnehmen zu lassen, die es vor dem Kriege 1806 gehabt hat."

Welchen günstigen Eindruck die Sendung Yorcks in diesem für ihn so schwierigen Augenblicke gemacht, geht aus Dohnas Bericht an Marquis Paulucci hervor: „Ich kam", schreibt er, „mit dem Briefe in einem sehr glücklichen Augenblick an. Er schien auf den General Yorck einen sehr günstigen Eindruck zu machen; er erlaubte mir, den ganzen Tag während des Marsches bei dem Korps und die folgende Nacht bei dem Hauptquartier zu bleiben, wo ich dann Gelegenheit hatte, ganz ausführlich über den Gegenstand des Briefes mit ihm zu sprechen. Er schien geneigt, auf die Bedingungen einzugehen, die Hochdieselben ihm antragen, wünscht aber auch einen Schein der Notwendigkeit für sich zu haben."

Am Morgen des 26. Dezember fand dann die mit Diebitsch verabredete Rekognoszierung und bald darauf eine neue Besprechung mit dem russischen General statt. Während Yorck in Begleitung des Majors Brause ihm entgegenritt, standen die Truppen Gewehr im Arm. Allen Scheinmanövern zum Trotz fühlten sie, daß eine Wendung nahe sei. Dennoch war es aus Mißverständnissen noch einmal zwischen den Preußen und den Kosakenvorposten, welche die Preußen nicht durchlassen wollten, zu einem Handgemenge gekommen. Erst als Graf Dohna den Kosaken befahl, den Durchmarsch zu gestatten, klärte sich der Irrtum auf. Nun war das Eis gebrochen, und haufenweise kamen die Kosaken aus den Quartieren. „Gut Freund" hieß es nun zwischen ihnen und den Preußen. Die Kosaken mischten sich unter sie und bezeigten in allerlei Zärtlichkeiten ihre Freude. Schnell verbreitete sich die Jubelnachricht durch die preußischen Kolonnen, daß die französische Herrschaft ein Ende habe.

Daß Yorck mit den Verabredungen vom 25. und 26. bereits einen festen Entschluß gefaßt hatte, woran bei seinem eigentümlichen zurückhaltenden und wortkargen Benehmen sowohl Diebitsch wie Clausewitz noch ab und zu gezweifelt hatten, geht aus dem Schreiben hervor, das er mit dem Flügeladjutanten des Königs, Grafen Henckell von Donnersmarck, am 27. nach Berlin absandte und worin es nach einer kurzen Darlegung des schwierigen Sachverhaltes zum Schlusse heißt: „Meine Lage ist sehr peinlich, da ich beim besten Willen fehlgreifen kann. Handle ich unrecht, so werde ich ohne Murren meinen alten Kopf zu Ew. Majestät Füßen legen; und der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Ew. Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich; über alles übrige bin ich einig mit mir selbst."

Die furchtbaren Seelenkämpfe Yorcks, die aus dem letzten Teil dieses Schreibens hervorgehen, hatten an dem verhängnisvollen 29. Dezember den höchsten Grad erreicht. Die Rückkehr des sehnlichst erwarteten Seydlitz aus Berlin war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Wir wissen, daß die Antwort des Königs auf Yorcks schon Anfang Dezember an ihn gerichtete Anfrage in dem Worte gipfelte: „Nicht über die Schnur hauen" und „den Umständen nach handeln." Welchen Trost sollte Yorck in diesen schweren Augenblicken daraus entnehmen? Von neuem entbrannte in seinem Herzen ein schwerer Kampf zwischen militärischer Pflicht und Vaterlandsliebe. Da brachte am Abend — eine Erlösung aus seiner schweren Pein — Oberstleutnant von Clausewitz zwei Schriftstücke von General Diebitsch. Das eine war eine durch die Kosaken aufgefangene Depesche Macdonalds an den napoleonischen Minister Maret, worin der Rat gegeben war, auf die Entsetzung Yorcks vom Kommando hinzuwirken; das andere war der Nachweis, daß Wittgenstein am 31. Dezember die Straße von Tilsit nach Königsberg in seiner Gewalt zu haben hoffte. Dies entschied. „Oberst Röder", — wandte sich Yorck zu seinem Generalstabschef — „sagen Sie mir Ihre pflichtmäßige Meinung." — „Herr General, für den Staat, für das Vaterland kann nichts heilvoller sein, als wenn Sie mit den Russen abschließen. Für Sie persönlich ist aber dabei alles gewagt, und deshalb müssen Sie selbst Ihren Entschluß fassen." Yorck dachte einen Augenblick nach, dann wandte er sich an Clausewitz mit den Worten: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray*) ehrlich ist, und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" Clausewitz entgegnete: „Ich verbürge mich Ew. Exzellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich vom General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe."

Yorck verstummte wieder eine Weile. Man sah, wie es in seinem Innern arbeitete. Es waren einige Augenblicke tiefer und feierlicher Stille. Die Anwesenden wußten, welche Entscheidung sich in diese kurze Spanne Zeit zusammendrängen sollte. Dann brach Yorck plötzlich das Schweigen. Er reichte Clausewitz die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde; Zeit und Ort habe er zu bestimmen." . . Dann, sich erinnernd, daß Massenbach mit seinen Truppen sich noch bei dem Macdonaldschen Korps befand, fügte er hinzu: „Ich werde aber die Sache nicht halb tun; ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen." Er ließ sofort den von Massenbach abgesandten Adjutanten von Wernsdorf eintreten, um mit ihm weiter zu verhandeln. Es entspann sich nach Clausewitz' Bericht folgende dramatische Szene: „Ungefähr wie Wallenstein wandte sich Yorck an Wernsdorf, dabei im Zimmer auf und nieder gehend, mit den Worten: „Was sagen Ihre Regimenter?" Wernsdorf erwiderte mit enthusiastischen Worten, daß jeder einzelne der Massenbachschen Truppen

*) General d'Auvray war der Chef des Wittgensteinschen Generalstabes.

begeistert sei über den Gedanken, vom französischen Bündnis loszukommen. Und als auf diese Rede heller Jubel unter den Offizieren des Yorckschen Stabes ausbrach, sagte er: „Ihr habt gut reden, Ihr jungen Leute; mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern."

Hierauf fertigte er Wernsdorf mit einem Schreiben an Massenbach ab. Clausewitz und Dohna kehrten zu Diebitsch zurück, der nach der Freudenkunde von Yorcks Einwilligung ihnen in großer Bewegung um den Hals fiel und Tränen vergoß. Nach Mitternacht noch ritt Clausewitz nach Tauroggen zurück, um Yorck die Meldung zu überbringen, daß Diebitsch um 8 Uhr morgens in der Poscheruner Mühle ihn erwarten werde. Inzwischen hatte der Alte die Offiziere seines Korps versammelt, um ihnen seinen nun endgültig gefaßten Entschluß mitzuteilen. Der herzergreifenden Rede Yorcks folgte ein wahrhaft begeisterter Jubel.

Am folgenden Morgen ward in der Mühle von Poscherun die „Konvention von Tauroggen" in 7 Artikeln vereinbart; Yorck war von Röder und Seydlitz, Diebitsch von Dohna und Clausewitz begleitet. Der Hauptwortinhalt der Konvention war, daß von Stund an das Yorcksche Korps neutral sein sollte, der Sinn aber kein anderer, als daß Yorck mit seinem Korps sich von dem unnatürlichen Bundesgenossen trennte, um sich mit den Russen zu vereinen.

Seinen Entschluß meldete Yorck dem Könige mit folgenden großherzigen Worten: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heil des Vaterlandes führt."

Die Nachricht vom Abschluß der Konvention wurde den Truppen in und um Tauroggen noch an demselben Tage mitgeteilt. Unbeschreiblich war der Jubel, den sie erregte. Der finstere Zauber, in dem man so lange gebannt gewesen, war endlich gebrochen. Auf der Mühle von Poscherun hatte der denkwürdige Schritt seinen Abschluß gefunden. Nicht Mehl, nein — Pulver war hier gemahlen worden, stark genug, einen angemaßten Kaiserthron samt dem Kaiser in die Luft zu sprengen.

VII. Die Erhebung in Ostpreußen.

Yorck hatte mit dem Abschluß der Konvention zu Tauroggen getan, was Millionen wünschten. Der Gedanke der Zeit, der auf jeder Stirn geschrieben stand, auf jeder Lippe bebte, in jedem Herzen pochte, war durch ihn zur Tat geworden. Für den Augenblick war noch kaum zu übersehen, welche gewaltigen politischen und militärischen Folgen sein gewagter Schritt nach sich ziehen konnte. Das aber war klar, daß der Stein, erst ins Rollen gekommen, auf seiner Bahn nicht mehr aufzuhalten war, und, einer Lawine gleich, andere mit sich fortreißen würde; das war auch Yorck klar, daß seinem ersten Entschlusse bald weitere folgen mußten. Es entsprach seiner gewissenhaften Natur, daß er zunächst um das Schicksal der noch in Macdonalds Nähe befindlichen preußischen Truppen lebhafte Sorge fühlte. Vor allem befand sich Massenbach mit seinem Korps in äußerst peinlicher Lage. An ihn hatte Yorck deswegen, noch bevor das Schreiben an den König abgegangen war, einen zuverlässigen Offizier, den Leutnant Wernsdorf, mit folgendem Brief geschickt: „Ich habe den Stab gebrochen und mit unseren bisherigen Feinden eine Konvention abgeschlossen, nach welcher das mir untergebene Armeekorps bis zur Entscheidung Sr. Majestät des Königs neutral gestellt und dem Vaterlande erhalten wird, während gleichzeitig die Greuel des Krieges von der vaterländischen Provinz entfernt werden." Da er ihm nun nichts mehr zu befehlen habe, stelle er Massenbachs eigenem Ermessen anheim, welche Schritte er zur Erhaltung der seinem Befehle untergeordneten Truppen tun wolle." Wie sehr Yorcks erlösende Tat der Grundstimmung im preußischen Heere entgegengekommen war, geht aus Massenbachs sofort erteilter Antwort hervor: „Ew. Exzellenz Schreiben habe ich erhalten, trete sehr willig Ihrem Entschlusse bei und bin von den Truppen desselben ganz fest überzeugt, weil ich schon alles habe anwenden müssen, daß nicht schon einzelne Kavalleriedetachements übergegangen sind."

Es war klar, daß Massenbachs Unternehmen, gewissermaßen unter den Augen Macdonalds den bisherigen Bundesgenossen zu verlassen, ebenso schwierig wie gefährlich war und die größte Vorsicht erforderte. Nur mit so zuverlässigen Mannschaften, wie die seinigen, war es möglich, das Vorhaben auszuführen. Keiner Verschwörung, keines Eides, ja nicht einmal einer Verabredung bedurfte es. In den Herzen aller dieser braven Preußen lebte nur der eine Gedanke: fort von dem unnatürlichen Bundesgenossen, um die Kräfte für den Dienst des eigenen Vaterlandes gebrauchen zu können. Die Art, wie Massenbachs Abzug vor sich ging, gestaltete sich höchst dramatisch; er gelang ihm in erster Reihe durch die kluge Mithilfe des Majors von Blankenburg, der schon in Stralsund unter Schill gefochten und hier in Tilsit die Obliegenheiten eines Platzmajors zu erfüllen hatte. Die Besorgnis Macdonalds über das ihm unerklärliche Verschwinden Yorcks suchte er auf die unbefangenste Weise zu zerstreuen; ja, um ihn völlig sicher zu machen, gab er dem Marschall den Rat, Massenbach den Befehl zu erteilen, daß er seine Truppen in den Alarmhäusern versammle und für alle Fälle schlagfertig halte. Der Marschall billigte diesen Plan. Weniger vertrauensselig waren die Generale Bachelu und Grandjean. Letzterer hatte unter dem Vorwande, gegen die Kosaken auf der Hut sein zu müssen, seine Division zusammengezogen und am 31. Dezember Tilsit und die dortigen Übergänge damit besetzt. Um von dem Platzmajor von Blankenburg nichts besorgen zu müssen, hatte er ihn unter dem Vorwande dienstlicher Verabredung nachts zu sich zu ein paar Flaschen Wein geladen; ebenso hatte auch der Marschall eine Anzahl preußischer Offiziere zum Abendessen gebeten; aber in ihren harmlosen Mienen hatte er vergeblich nach einem schnell gewechselten Blick gegenseitigen Einverständnisses gesucht, der ihm hätte verraten können, was die nächste Zukunft bringen würde. Wegen Yorck suchten sie ihn zu beruhigen; falls er von den Russen abgeschnitten wäre, würde er sich, wie sie ihn kennten, sicher durchschlagen.

Trotz dieser beruhigenden Versicherung der preußischen Offiziere verbrachte Macdonald eine unruhige Nacht und schickte, bald nachdem die Gäste ihn verlassen hatten, dem General Bachelu ein längeres Schreiben, in dessen Nachschrift er mitteilte, daß er im Falle des Angriffes der Russen auf die Stadt Anstalten getroffen habe, ihn energisch zurückzuweisen. Durch diese Anweisung des Marschalls hatte Massenbach den gewünschten Vorwand erhalten, am 31. Dezember im hellen Morgenlichte ganz unbefangen seine Infanterie in geschlossenen Kolonnen über das Eis der Memel zu führen. Alles war zwischen Massenbach und den Stabsoffizieren schon vorbereitet. Die Husaren und Dragoner, die außerhalb der Stadt übernachteten, verließen ohne weiteres ihre Biwaks und ritten fürbaß. Die Batterie Graumann, die sich auf dem Wege von Insterburg zu den nächsten russischen Posten begeben sollte, mußte an dem Biwak eines Bataillons Westfalen vorüber. Mit einem Gefühl, aus Trauer und Hoffnung gemischt, sahen diese, wohl wissend, was der Marsch bedeute, ihre preußischen Brüder vorüberziehen. Auch in Tilsit hatten sich die Bataillone schnell gesammelt, und ebenso schnell waren sie über das Eis geführt. Alles war glatt abgegangen. Nur ein mißtrauisch veranlagter Adjutant Macdonalds, Leutnant Marion, war aufmerksam geworden und war ihnen über den Strom gefolgt. Massenbach, froh, nun in Sicherheit zu sein, übergab ihm den Scheidebrief Yorcks und ein von ihm selbst noch kurz vor dem Abmarsch aufgesetztes Schreiben. In fliegender Eile sprengte Marion, nichts Gutes ahnend, zu dem Marschall zurück, der eben beim Frühstück saß, betroffen Messer und Gabel beiseite legte und nach den Briefen griff. Sie sollten alles aufklären.

Yorcks Brief hatte folgenden Wortlaut: „Monseigneur! Nach sehr mühseligen Märschen ist es mir nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, ohne in den Flanken und im Rücken gefährdet zu

werden. Dies hat die Vereinigung mit Ew. Exzellenz verzögert, und da ich zwischen der Alternative wählen mußte, den größten Teil meiner Truppen und alles Material, welches allein meine Subsistenz sichern sollte, zu verlieren oder alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Konvention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preußischen Truppen in einem Teile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, stattfinden soll. Die preußischen Truppen werden ein neutrales Korps bilden und sich gegen keinen Teil Feindseligkeiten erlauben. Die künftigen Begebenheiten, Folge der Verhandlungen, welche zwischen den Krieg führenden Mächten statt haben müssen, werden über ihr künftiges Schicksal entscheiden. Ich beeile mich, Ew. Exzellenz von meinem Schritte in Kenntnis zu setzen, zu dem ich durch gebieterische Umstände (par des circonstances majeures) gezwungen bin. Welches auch das Urteil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichste Erwägung schreiben es mir vor; die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich. Indem ich Ihnen, gnädiger Herr, diese Erklärung mache, entledige ich mich der Verpflichtung gegen Sie und bitte Sie, die Versicherung der tiefsten Hochachtung zu genehmigen."

Massenbachs Schreiben lautete: „Monseigneur! Das Schreiben des Generals Yorck wird Ihnen bemerklich gemacht haben, daß mein letzter Schritt mir vorgeschrieben ist, und daß ich daran nichts zu ändern vermocht hätte, weil die Vorsichtsmaßregel, die Ew. Exzellenz diese Nacht ergreifen ließ, mir verdächtig erschien, daß Sie mich vielleicht mit Gewalt zurückhalten oder meine Truppen in dem gegenwärtigen Falle entwaffnen wollten. Ich mußte die Partie, welche ich jetzt genommen habe, ergreifen, um meine Truppen der Konvention anzuschließen, die der kommandierende General unterzeichnet hat, und von der er mir diesen Morgen Kunde und Weisung gegeben hat. Ew. Exzellenz verzeihen, daß ich nicht selbst gekommen bin, Sie von diesem Vorgange zu benachrichtigen; es geschah, um mir eine für mein Herz sehr peinliche Bewegung zu ersparen, weil die Empfindungen der Verehrung und Hochachtung für Ew. Exzellenz Person, die ich bis an das Ende meiner Tage bewahren werde, mich gehindert haben würden, meine Pflicht zu erfüllen."

Tief erschüttert von dem Inhalt der Briefe, befahl Macdonald den sofortigen Aufbruch des ihm von dem gesamten X. Korps noch verbliebenen Restes. In edelmütigster Weise wandte er sich an den neben ihm sitzenden preußischen Dragonerleutnant von Korff, der die 32 Mann starke Leibwache des Marschalls kommandiert hatte und nun, allein übrig geblieben von seinem Korps, in peinlichster Lage, vielleicht sogar der Rache des Marschalls ausgesetzt war. „Die Lage der Sache", sagte Macdonald zu ihm, „ist von der Art, daß Sie nicht bei mir bleiben können; gehen Sie mit Ihrem Kommando über die Memel zurück, wo Sie Ihr Korps und Ihr Regiment wiederfinden werden." Mit den schmeichelhaftesten Bemerkungen über die Preußen, „die er hoch schätzen gelernt habe, und denen er für die bisherige treue Unterstützung danke", mit reichlichen Geschenken für die wackeren Dragoner, die noch zuletzt um ihn gewesen, entließ der edle Mann den Rest des preußischen Korps. Kein besseres Zeugnis konnte ihm gegeben werden als das Zeugnis eines Offiziers aus Massenbachs Stab, welcher der tragischen Rolle, die Macdonald bei diesen Vorfällen gespielt, mit folgenden Worten gedenkt: „Keinem Preußen konnte es einfallen, ein Unrecht in dem Schritt zu finden, der uns der fremden Knechtschaft entzog und uns dem Könige und dem Vaterlande wiedergab, das unserer wohl bedurfte; aber wer den Marschall näher kennen gelernt hat, den wird ein betrübendes Gefühl anwandeln, daß gerade dieser Mann mit einer bitter gekränkten Empfindung uns verließ, die ihm nicht zu ersparen war, die aber jeder gerade ihm gern erspart hätte." *)

*) Droysen, I, 298ff.

Allmählich erst kam bei den Yorckschen Truppen das ganze Bewußtsein der folgenschweren Tat ihres Führers zum Durchbruch. Am Sylvesterabend des furchtbaren Blutjahres 1812 — der Komet hatte nach der Meinung der Abergläubischen doch Recht gehabt — am Sylvesterabend war es, da das Yorcksche Korps, den Truppen Massenbachs entgegenmarschierend, die Grenze passierte. Als man der preußischen Grenzadler ansichtig wurde, erhob sich ein vieltausendstimmiger Jubel. Neue Kraft schwellte die Brust; feuriger schien ihnen das Blut durch die Ader zu rollen. Als sie dann auf Massenbachs Schar stießen, die inzwischen herangekommen war, erhob sich der Jubel von neuem, der zu brausendem Sturme anschwoll, als sie des alten „Isegrimm“ ansichtig wurden, der, fest und streng wie immer, „wie eine Warnungstafel“ auf seinem Rosse saß, dessen ganzem Wesen man aber doch das Befreiende, Erhebende seiner entschlossenen Tat anmerkte. Am nächsten Tage zog er in Tilsit ein.

Neujahrstag 1813 — konnte man damals schon ahnen, welchen Zauberklang diese Jahreszahl in sich barg? Durch die Straßen Tilsits kommen die Yorckschen. Welch unendlicher Jubel gerade in dieser unglücklichen Stadt, in deren Mauern der traurigste Friede geschlossen worden war, den je ein niedergeworfenes Volk erlebt hatte. Mehr als fünf Jahre waren es her, da hatte es hier seinen König und seine Königin gesehen, niedergebeugt und zerschmettert, und hier war es, wo sie, die edle, „die schöne Königsrose“, die nun auch schon längst im Grabe ruhte, das schwerste Opfer ihres Lebens gebracht, sich vor dem Stolzen zu demütigen. Welch Wandel in den Geschicken! Die stolze Armee zertrümmert —, die elenden, traurigen Reste schwankten, daß Gott erbarm, tagtäglich in entsetzlichem Zustande durch die Straßen der Stadt und nun — Yorcks große, erlösende Tat — und was noch alles folgen würde! Fast schien dem überglücklichen Volke die Befreiung des ganzen Landes schon zur vollendeten Tat.

Aber es ahnte in seinem Jubel nicht, was denjenigen, der den Anstoß zu dieser frohen, beseligenden Hoffnung gegeben, was ihn diese Tat gekostet. Dort drinnen in dem kahlen Zimmer der Kommandantur saß der Alte mit den scharfen, düstern Zügen und entwarf folgenden Brief an den König, der in seiner festen, männlichen, den Ton des herkömmlichen Rapports ganz beiseite setzenden Form die Gründe für seinen kühnen Schritt auseinandersetzt, dann aber freimütig dem Könige die Bahn weist, welche der preußische Adler jetzt zu nehmen habe, die Bahn, auf welcher ihm, dem Könige, die hohe Aufgabe zufiel: „der Erlöser und Beschützer des preußischen und aller deutschen Völker zu werden.“ Als eins der denkwürdigsten, bedeutungsvollsten Monumente der preußisch-deutschen Geschichte soll dies Schreiben hier unverkürzt wiedergegeben werden:

„Der Schritt, den ich getan, ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen. Die Umstände und wichtige Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt, daß meine Person verurteilt werden muß. In der Lage, in welcher sich das Korps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch Gewaltmärsche und verzweiflungsvolles Schlagen, wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an der Weichsel ankommen mußte; der Rückzug des Marschalls, der eine gänzliche Flucht war, die letzten Gefechte, so die französischen Marschälle angeordnet, bestätigen das Gesagte und zeigen deutlich, was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen.

„Auf vaterländischem Boden hätten Ew. Majestät Untertanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltierten Eroberers tragen zu müssen. So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Königlichen Majestät gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die

aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. Majestät zeigen, was von diesem Alliierten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer Negoziation das kleinste Gewicht in die Wagschale werfen könnte, die Staaten Ew. Majestät würden das Löseþfand zum Frieden werden.

„Das Schicksal will es anders. Ew. Königlichen Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Die Negoziationen, welche Ew. Majestät Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Majestät einen kraftvollen und entscheidenden Schritt tun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Österreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen.

„Ew. Königliche Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht einmischenden Mann. So lange alles in gewöhnlichem Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen. Das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmieren; wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschüttert dastehen.

„Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Königlichen Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. Königlichen Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer als Ew. Majestät alleruntertänigster und getreuester Untertan. Yorck."

— —

Bei dem französischen Gesandten St. Marsan in Berlin war die Nachricht vom Abfall Yorcks wie eine Bombe eingeschlagen. Er war gerade damit beschäftigt, an der Tafel des Marschalls Augerau den leckeren Genüssen eines Soupers zuzusprechen, an dem auch Hardenberg, Graf Narbonne und Fürst Hatzfeld teilnahmen, als die unwillkommene Nachricht eintraf. Er teilte sofort dem neben ihm sitzenden preußischen Staatskanzler den Inhalt der Depesche mit. Über den Eindruck, den diese auf Hardenberg gemacht, berichtet St. Marsan an den Minister des Auswärtigen: „Der Baron von Hardenberg schien indigniert zu sein; er begab sich sogleich zum Könige, der soeben nach Berlin gekommen war." Wie Hardenberg, der noch um Mitternacht zu St. Marsan zurückkehrte, berichtet, sei der König zunächst sehr bestürzt gewesen. „Da möchte einen ja gleich der Schlag treffen!" habe er ausgerufen. Er habe beschlossen, den General Yorck abzusetzen, ihn verhaften zu lassen, das Kommando dem General Kleist zu übergeben und die Truppen zurückzuberufen. Sein Flügeladjutant, Major von Natzmer, sollte sofort mit diesen Befehlen an Yorck abgehen.

Es war klar, daß dem Könige die Tat Yorcks, so willkommen ihm auch auf den ersten Blick die Erhaltung seines Korps erscheinen mochte, vor der Hand doch, wie die Dinge noch lagen,

große Verlegenheiten bereiten mußte, um so mehr, da sie im Einverständnis mit den Russen, also mehr aus politischen als aus militärischen Gründen geschehen zu sein schien, die Verantwortung also mehr der Staatsleitung in Berlin, als Yorck selbst zur Last zu legen war. Friedrich Wilhelm stand in Berlin noch unter dem Einfluß der Napoleonischen Macht. So gewaltig auch der Sturz gewesen, den der Riese auf den Eisfeldern Rußlands erlitten, auch im Fallen hatte er noch Schrecken verbreitet. Zudem hatten ihm seine Feinde unbegreiflicher Weise Zeit gelassen, sich von dem Sturz schnell zu erholen. Man kann sich heute nur schwer einen Begriff davon machen, wie es möglich gewesen, daß es Napoleon gelungen war, auf seiner Flucht durch die Hunderte von Meilen glücklich und unversehrt durch die Länder zu kommen, die er niedergeworfen und mit kalter Herzlosigkeit ausgesogen, aus denen ihm Tausende von Flüchen nachhallten; man fragte sich, wie es möglich gewesen ist, daß man ihn, der soeben seinem wahnsinnigen Ehrgeiz eine halbe Million Menschen auf den öden Feldern Rußlands geopfert, auf seiner Fahrt nach Paris hatte entkommen lassen, daß man ihn nicht niedergeschlagen hatte, wie einen tollen Hund. Jetzt, da er wieder die Zügel seiner Machtherrschaft ergriffen, jetzt waren bei ihm alle die quälenden Gedanken und Erinnerungen an den furchtbaren russischen Winterfeldzug ausgelöscht, jetzt war er wieder er selbst — Napoleon. Sein Wort hatte wieder dieselbe Zaubermacht; es hielt alle seine Vasallen in Schrecken; seine Befehle lähmten die Tatkraft seiner Satrapen sowohl wie die seiner Gegner. Aus der Macht dieser Umstände heraus war es erklärlich, daß der König eine Tat öffentlich verwerfen mußte, die aus der Not der Verhältnisse sowohl wie aus der edelsten Vaterlandsliebe herausgeboren war.

Noch am Abend des 5. Januar reiste Major von Natzmer ab. An den König von Neapel, Joachim Murat, nahm er ein Schreiben mit, in welchem Friedrich Wilhelm versicherte: „Jener Schritt Yorcks habe ebenso sehr sein Erstaunen wie seine Indignation erregt; Major Natzmer überbringe an den General Kleist den Befehl, sofort das Kommando des Korps zu übernehmen, Yorck abzusetzen und zu arretieren; er, der König, brauche nicht hinzuzufügen, daß er der Konvention seine Ratifikation verweigere. Was die über die Truppen zu treffenden Anordnungen betreffe, so ständen dieselben nach dem Allianzvertrage dem Kaiser und jetzt dem Könige von Neapel, als Stellvertreter des Kaisers, zu; des Königs von Neapel Majestät wolle deshalb den General Kleist mit seinen Befehlen versehen und dieselben dem Major von Natzmer bezeichnen." *)

Am 9. Januar war es, als Natzmer dem König von Neapel die Depesche in Elbing übergab. Die Nacht über mußte er in einer Bauernstube bei dem Marschall Macdonald bleiben, den er natürlich in sehr gereizter Stimmung fand. Dann eilte er weiter, die russischen Vorposten aufzusuchen, um sich seiner weiteren Aufträge zu entledigen, Yorck seine Absetzung zu verkündigen und dem General Kleist den Befehl des Königs zu überbringen, das Kommando zu übernehmen. Die schlauen Russen, von dem Laufe der Dinge völlig unterrichtet, taten das einzig Richtige, was im Interesse ihrer jetzigen Bundesgenossen zu tun war: sie ließen den Boten des Königs von Preußen garnicht durch. Auf die Frage des Generals Wittgenstein, ob er noch andere Aufträge habe, antwortete Natzmer, daß er noch ein Schreiben des Königs von Preußen an Kaiser Alexander zu überbringen habe. Hierzu erteilte ihm Wittgenstein natürlich gern die Erlaubnis. Von einem russischen Offizier begleitet, bestieg er den Schlitten und fuhr durch die russischen Truppen seinem Bestimmungsorte entgegen. Das Schreiben an Alexander war allerdings von großer Wichtigkeit; es enthielt nichts mehr und nichts weniger als einen Bündnisantrag an den Zaren, sobald die russischen Truppen über die Weichsel vorgerückt sein würden. Der Verhaftungsbefehl für Yorck

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenberg. I, 325.

aber ist, durch jene Vorsicht der Russen, niemals in die Hände des Generals gekommen; er erfuhr seine Absetzung erst durch die Zeitung. So kam es, daß Yorck im Kommando blieb, wozu er sich um so mehr verpflichtet hielt, als General von Kleist, wie wir weiter unten sehen werden, sich bestimmt geweigert hatte, den Oberbefehl zu übernehmen.

Freilich, wenn auch der ausdrückliche Verhaftungsbefehl nicht in seine Hände gelangte, Yorck sollte bald erfahren, wie kleinmütig man über seine Tat in Berlin dachte, und wie ängstlich man besorgt war, die Folgen seines kühnen Schrittes zu verwischen. Yorck hatte am 8. Januar Tilsit verlassen, woselbst er noch eine lange Unterredung mit Heinr. Theod. von Schön, dem Regierungspräsidenten von Gumbinnen, gehabt hatte. Yorck wußte, welche hohe Bedeutung die Mitwirkung Schöns in der von ihm begonnenen Sache hatte, wie das Gewicht seines Namens in der Provinz ihm für seine weiteren Schritte die Wege ebnen konnte. Andererseits hatte auch Schön die hohe Bedeutung der Yorckschen Tat für die Befreiung Preußens vom ersten Augenblicke richtig erkannt. Die Konvention von Tauroggen — das sagte er sich klar — war nicht nur in politischer Hinsicht für Preußen bedeutsam geworden, sondern auch in militärischer, ganz besonders für die Russen. Sie waren bis über die Weichsel vorgedrungen. Das militärische Schwergewicht hatte sich zu ungunsten der Franzosen nach dem Westen verschoben. Ostpreußen war von den Franzosen so gut wie frei geworden. Hier hatte man auch zuerst und am unbefangensten Yorcks Tat gewürdigt.

Um die Stimmung und die Zustände gerade in Ostpreußen richtig zu ermessen, müssen wir, zurückblickend, uns in die Tage zurückversetzen, da die Kunde von Yorcks Abfall bei Tauroggen bei den maßgebenden Persönlichkeiten der ostpreußischen Regierung eingetroffen war. Schon am 30. Dezember hatte Schön den Grafen Lehndorf von Steinorth nach Tilsit geschickt, um Yorck aufzusuchen. Erst bei dem schon geschilderten Einzuge Yorcks in Tilsit hatte Lehndorf Gelegenheit gehabt, Yorck zu begrüßen. Dieser hatte den Grafen sofort an Schön nach Gumbinnen mit der dringenden Bitte geschickt, daß er, wenn auch nur auf einige Stunden, nach Tilsit zu einer dringenden Besprechnng kommen möchte. Da Schön augenblicklich nicht abkommen konnte, hatte er einen vertrauten Bevollmächtigten, den Regierungsrat Schulz, mit Vollmachten der littauischen Regierung zu Yorck geschickt. Dieser hatte am 3. Januar über die Lage bei Yorck folgenden Brief an Schön gesandt, der die Hoffnungen und Stimmungen, die Yorcks Tat gerade in Ostpreußen erregt, trefflich wiedergibt:

Tilsit, den 3. Januar, 13. abends.

„Und setzt Ihr nicht das Leben ein,
Wie kann Euch das Leben gewonnen sein?“

„Yorck hat mehr als das Leben eingesetzt. Schon den 29. hat er, noch ehe Seydlitz kam, den Entschluß zur großen Tat gefaßt. Er steht ganz, ganz allein mit seinem freilich nicht ruinierten, aber sehr kleinen Korps. Wie er schon durch Graf von Lehndorf Ew. Hochwohlgeboren geäußert hat, bittet er auch jetzt Sie dringendst, wenn auch nur auf einige Stunden herzukommen, mit ihm den Bund zu schließen, mit ihm wegen der Aufrichtung desselben, wegen eines etwa nötigen Aufgebots der Provinz, wegen hundert anderer Sachen zu verabreden, was die wichtigen Augenblicke fordern. Daß Macdonald vernichtet, davon ist immer noch keine Nachricht. Die russischen Korps sind nicht so stark, als sie ausgegeben werden; heute ging das Lewissche Korps hier durch, es sollte 10000 Mann sein; ich habe zählen lassen, es waren nicht viel über 5½ Tausend. Die russische Armee geht nicht geschwinde vor. Über Österreich weiß er nichts Gewisses. Yorck bedarf Ew. Hochwohlgeboren Mitwirkung für den Augenblick, aber mehr als das bedarf er Ihrer stützenden Kraft. Die Schweiz ruht auf drei Säulen, und Yorck ist kein Atlas. Die Stimmung des Korps,

soweit ich sie schon kenne, ist nicht so, wie man sie wünschen muß, und York hat wohl recht, daß aus dem Vaterlande rückwärts seine Leute ihm nicht folgen würden, und diesen Fall denkt er sich doch als möglich. Er will daher alle Leidenschaft ausschließen, und auch für den Fall eines Echec einen Ausweg offen lassen. York wünscht vor allen Dingen möglich genau zu wissen, wieviel russische Truppen Littauen schon passiert, oder noch darin sind, wo Tschitschagow und wie stark steht, wo Platow und wie stark; — auch von Königsberg hat er keine Nachricht.

„Gestern war es mein Vorsatz, heute ganz zeitig in Gumbinnen zu sein; York wünschte, daß ich hierbleiben und Sie abwarten möchte. Kleist geht morgen früh zum Kaiser nach Wilna; ich habe ihm 600 Rtlr. Reisegeld zusammenbringen müssen . . . Sie waren gestern schon bei Siehr angemeldet, ich schrieb daher den anliegenden Brief, um ihn gleich bei der Ankunft an Ew. Hochwohlgeboren abgeben zu lassen. Der Zettel geht mir ganz von Herzen; die Sache ist so groß, Yorcks Tat in unseren Tagen so selten kühn, und es ist Gottes Wille, daß ich an ihn gekommen bin. Jeder Tropfen mehrt das Meer: so erlauben Sie, daß neben York auch ich Sie noch dringend bitte, schleunig herzukommen."

Der eingelegte Brief lautete:

„Tilsit, 3. Januar morgens.

Ew. Hochwohlgeboren werden mein Schreiben von gestern aus Szillen p. Est. noch nicht bekommen haben. Im Wesentlichen enthielt es nur Folgendes: Wittgenstein hatte sein Hauptquartier in Skaisgirren. Macdonald war gestern leider noch nicht abgeschnitten; es sind seit seinem Abzuge aus Tilsit nur zwei immer nicht sehr bedeutende Arrièregardengefechte gewesen, bei Schillupischken und von Skaisgirren ab nach Mehlauken hin; er geht schnell auf Labiau und 6000 Kosaken ihm nach; sein Geschütz ist noch nicht genommen. Wittgenstein scheint ein vortrefflicher Mann, er hat ausgezeichnete Männer um sich; die Truppen von seinem Korps, die ich gesehen habe, sind Mann und Pferd sehr gut im stande. Dörnberg und andere seiner Offiziere jammern nur darüber, daß er nicht schneller vorgeht. Darüber jammert auch York und hält das Korps für lange nicht 40000 Mann stark. York ist in großer Furcht, daß Macdonald schon durch sei. — Das Paulucci'sche Korps, angeblich 10000 Mann, kommandiert jetzt General Lewis, der mir nicht besonders gefällt; er kommt heute durch Tilsit und stellt sich mit der Avantgarde nach Schillupischken, H. Q. Jurgaitschen.

„Gottlob, daß Sie hier sind! York hat viel auf die Karte gesetzt; er bedarf Stärkung und Salbung von außen; dieser getane Schritt hat seine ganze Kraft in Anspruch genommen. Ich ging gestern gleich zu ihm; aber nicht wie ein Held, der Europa befreit, wie ein Missetäter, der sein Urteil erwartet, sieht er aus, — und einige Offizierskanaillen, die ich gesprochen von seinem Korps, sind immer noch französisch gesinnt, nicht für die braven Russen. York will 15000 Rtlr., um sein Korps instand zu setzen. Diese unbedeutende Summe wird ja wohl keine Schwierigkeit machen; auch ich habe ja 2000 Tlr. parat. Dörnberg, der mir ausnehmend gefällt, schilt wütend auf die Deutschen, wenn sie auch jetzt wieder nichts tun sollten. Er will jedem Haus und Hof verbrennen, damit er nicht mehr Kalbsbraten und roten Wein höher schätze, als Unabhängigkeit und Freiheit. Nicht wie bei Bennigsen, scheint im Wittgensteinschen Generalstab viel Ordnung zu herrschen; die Offiziere sind gebildet und zehn- und hundertmal so bescheiden als im vorigen Krieg; so heißt es jetzt, man habe einen Kurier von Napoleon an Bassano aufgefangen, worin er Bassano schreibt: Preußen wäre ihm an seiner Stelle immer noch zu wichtig, er müsse und werde es vernichten (diese Sage hat Grund), und so meinen die lieben Moskowiter, unser König habe wohl abfallen müssen von dem treulosen Franzosen."

Yorcks Stimmungen und Entschlüsse um jene Zeit erfahren wir dann durch ein an Schön

WF.

Prinz Wilhelm. Kronprinz Friedrich Wilhelm. König Friedri

Begegnung Friedrich Wilhelms III. mit dem Kaiser Alexan

Original von Professo

helm III.

Kaiser Alexander.

von Rußland vor Spahlitz bei Oels am 15. März 1813.

oldemar Friedrich.

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

gerichtetes weiteres Schreiben des Regierungsrates Schulz, der auf Wittgensteins Wunsch, einen preußischen Kommissarius in seiner Nähe zu haben, diesem am 4. Januar gefolgt war. „Wittgenstein soll heute nach Wehlau kommen. Er wünscht dringend Yorck zu sprechen. Yorck ist zum zweiten und dritten Schritt entschlossen; er bedauert, daß Ew. Hochwohlgeboren erst den 6. hier eintreffen wollen, er hätte gern so vieles mit Ihnen gesprochen und hat so wenig Augenblicke zu verlieren . . .“ Und am Schlusse des Briefes: „Ich glaube, es ist schon vieles dadurch verloren, daß Ew. Hochwohlgeboren nicht schon mit Yorck gesprochen, und Yorck fühlt sich schmerzlich verlassen. Er hat dem Könige seinen Kopf als verwirkt vorgelegt; er ist entschlossen und groß; es ist mir schmerzlich, von ihm zu gehen.“

Allen Schwierigkeiten gegenüber ist Yorck aber entschlossen, seine Tat, so schwerwiegend ihre Folgen sich ankündigten, auf der Höhe ihrer geschichtlichen Bedeutsamkeit zu erhalten, die sie für das Vaterland, für den König haben konnte und mußte. Am 4. Januar hatte er an Schön geschrieben: „Das Korps ist von allem entblößt, und ich bedarf schleuniger Mittel, um dasselbe ebenso schleunig zu retablieren. Auf dem Punkt, auf welchem sich gegenwärtig der Staat befindet, würde ich zwar auch nicht das Außerordentliche scheuen, aber ich wünsche, das Ordentliche so lange als möglich seinen Gang gehen zu lassen, oder deutlicher, ich wünsche so lange als nur irgend möglich, alles durch die Behörden des Landes betreiben zu lassen. Ew. Hochwohlgeboren beschwöre ich daher, womöglich schon morgen hierhier zu kommen, übermorgen bin ich vielleicht schon auf dem Marsch nach Königsberg; ich beschwöre Sie als Freund und als Patriot, nicht zu zögern, denn die verlorene Zeit ist nicht wiederzugewinnen. Aber bringen Sie auch, soviel als Sie nur können, die Mittel, die zum Zwecke und zum wahren Wohl des Vaterlandes und des Königs führen. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Preußen seine nötige Unabhängigkeit wieder erlangen kann.“

Doch schon in den nächsten Tagen sollte er große Enttäuschungen erleben. Seine Tat konnte nur gerechtfertigt werden, wenn ihr die Erfolge auf dem Fuße folgten; aber die Lauheit der Russen ließ ihn im Stich. Wittgenstein hatte völlig versagt. Hätte er, was ihm ein Leichtes gewesen wäre — durch einen zweistündigen Marsch wäre es ihm möglich gewesen — Macdonald abgeschnitten, so wäre der Rest der französischen Truppen bei Königsberg und Tapiau mit Leichtigkeit niedergerannt worden. Mit einem „Kosaken-Hurra“ hätte man das von Truppen völlig entblößte Danzig nehmen können. Nach Überwindung der jetzt nur noch schwachen Stützpunkte Thorn, Stettin und Küstrin und der Reste des dürftigen Reservekorps Augeraus in der Mark hätte man in 14 Tagen in Berlin sein und von hier aus dem Kriege eine ganz andere Wendung geben können. Durch die unselige Versäumnis der Russen hatte man aber dem Feinde seinen Rückzug zur Weichsel nicht mehr streitig machen können; seine Macht war wieder auf 20000 Mann angewachsen, die genügte, den Weg nach Elbing zu sperren. So war es wahrscheinlich, daß dem Feinde der Rückzug auf die Weichsel nicht mehr streitig gemacht werden konnte. Schon ein Teil jener 20000 Mann war hinreichend, Danzig gegen einen Überfall zu sichern. Gestützt auf die Festung, war dann der Rest dieser Streitkräfte imstande, das ganze Wittgensteinsche Korps festzuhalten. Und da auch noch Pillau in der Flanke von Königsberg in der Gewalt der Franzosen sich befand, so war gar nicht abzusehen, welches Unheil durch die-Lässigkeit Wittgensteins entstehen konnte. Dem treuen Yorck läßt die Sorge um all diese Dinge keine Ruhe. Auf General von Bülow setzte er jetzt seine ganze Hoffnung. An ihn sandte Yorck den Rittmeister von Auer von den Schwarzen Husaren, Bülows Schwager, mit der Botschaft, daß gegenwärtig in dem so hochwichtigen Augenblicke ein vereintes Wirken unerläßlich sei: „Sollte etwas über Marienburg und Marienwerder vordringen, so käme es darauf an, vereint eine Stellung zu nehmen, um das rückliegende,

Preußen zu decken ... Man habe den ersten Schritt getan, man sei auch entschlossen, den zweiten zu tun, wenn die persönliche Lage und Stimmung des Königs ihn erlaube; jetzt oder nie sei der Zeitpunkt zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit des preußischen Staates."

Die gewissenhafte Treue, mit welcher der alte General verfährt, die Sorge um die weitere Entwickelung der Dinge, die ihm nicht Ruhe läßt, hat etwas Ergreifendes. Aber, wie so oft im Leben, sollte zunächst ein anderer ernten, was er gesät. Wittgenstein war es trotz seiner Lässigkeit geglückt, unbehelligt vom Feinde, am 6. Januar Königsberg zu erreichen. Hier jubelte man ihm wie einem siegreichen Helden zu; die Russen begrüßte man als die wahren Befreier. In dem alten Königsschloß waren Zimmer für ihn hergerichtet; die höchsten Autoritäten der Stadt und des Landes empfingen ihn wie einen Nationalhelden. In der Königsloge des Schauspielhauses begrüßten ihn tausendstimmige Vivats; er gefiel sich wohl in der Rolle des Helden und erwiderte mit einem Hoch auf den König von Preußen. Auf die Vorstellung im Theater folgte ein Ball; auf dem Wege zum Ballhause spannten die Bürger ihm die Pferde des Wagens aus und zogen ihn zwischen Spalier bildenden Fackelträgern die Straßen entlang. Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten. Am dritten Tage, einem Freitag, spät abends, still und unbemerkt, war Yorck, nur von fünfzig Husaren begleitet, in Königsberg eingetroffen. Viel wichtiger, als die kostbare Zeit mit Feiern hinzubringen, erschien ihm die Gestaltung der ferneren Lage seines Korps. Bald nach seiner Ankunft hatte er mit Auerswald, dem Präsidenten der Provinz Ostpreußen, eine lange Unterredung. Er empfand es als Genugtuung, daß Auerswald mit dem bisher Geschehenen völlig einverstanden war. Nachrichten aus Berlin vom Könige waren noch nicht eingetroffen. Die immer weitergehenden Übergriffe der russischen Okkupation von Memel aus, welche Yorck Sorge machten, kamen ebenfalls zur Sprache. Yorck gab seine Absichten kund, den Übergang der Russen über die Oder erwarten zu wollen.

Die bald darauf folgende Konferenz mit Wittgenstein war nicht ganz ohne Empfindlichkeiten abgegangen. Sie brachte den Austrag verschiedener Differenzen zwischen den beiden Generalen, die seit der Konvention von Tauroggen zwischen beiden vorgekommen waren. Wittgenstein hatte nach dem Abschluß des Waffenstillstandes mit einem gewissen Schein der übergeordneten Stellung Yorck aufgefordert, an die Weichsel vorzurücken. Die Empfindlichkeit und das Selbständigkeitsgefühl Yorcks hatten nicht zugelassen, dieser Anordnung nachzukommen; er hatte sich auf die Bedingungen der Konvention berufen, als „neutrales Korps" bei Tilsit und Memel stehen zu bleiben, bis die Entscheidung des Königs eintraf. Jetzt verlegte sich Wittgenstein aufs Bitten, um Yorcks Vormarsch gegen die Weichsel zu erlangen, da er sich, selbst mit Tschitschagow vereinigt, nicht stark genug fühle, die Weichsellinie gegen die Franzosen zu behaupten. Die Tatsache, daß Wittgenstein schon am nächsten Tage Königsberg verließ, um seinen Truppen zu folgen, läßt die Möglichkeit einer Einigung beider Feldherren in der Weise zu, daß der vorsichtige Yorck als Ersatz dafür, daß die Russen Memel besetzt hielten, bis zum Eintreffen sicherer Nachrichten vom Könige von Preußen, Königsberg in Besitz nahm.

So unscheinbar und so unauffällig Yorcks Einrücken in Königsberg erfolgt war, die Nachricht von seinem Eintreffen war doch nicht lange unbekannt geblieben und ließ bei der patriotischen Bürgerschaft der ostpreußischen Hauptstadt die Wogen freudiger Erregung hochschlagen. Es war eine mächtige Kundgebung, die auch Yorcks sonst so kühles Herz gewaltig ergriff, als am Abend des 9. Januar die Studenten der berühmten Albertina-Universität in mächtigem Zuge vom Dom aus am Königlichen Schlosse vorüber im feierlichen, studentischen Aufzuge demjenigen ihre Hul-

digungen darbrachten, der den Anstoß zu der gewaltigen Bewegung gegeben, die allgemach die Herzen hier in den ostpreußischen Marken ergreifen sollte. Um so jäher war seine Enttäuschung, als am nächsten Tage die Nachricht aus Berlin eintraf, daß der König die Konvention verworfen habe. Unter welchen Umständen dies in Berlin geschehen, haben wir schon berichtet. Yorck erhielt die Nachricht durch den Hauptmann von Schack, welcher gleichzeitig mit dem Flügeladjutanten Major von Natzmer abgereist, und mit diesem bis Graudenz zusammen gefahren war. Durch die russischen Vorposten war er infolge ausdrücklicher Erlaubnis des Grafen Wittgenstein unbehelligt hindurch gekommen.

Zwar hatte Schack keine offiziellen Beweisstücke mit, keine schriftlichen Befehle, welche Yorck über die Nichtigkeitserklärung der Konvention, den Rückmarsch des Korps und seine Absetzung Sicherheit gegeben hätte. Aber was Schack nach dem Bericht Natzmers dem General mitteilen konnte, war gerade genügend, um Yorck über die erschütternde Wendung der Dinge aufzuklären. In seiner Art, sich die Dinge in den düstersten Farben auszumalen, zog er mit Blitzesschnelle die Konsequenzen, die ihm aus dem Verhalten des Königs die wahrscheinlichsten waren. Der König hatte die Konvention verworfen; das schien Yorck gleichbedeutend mit der Vernichtung seiner militärischen Ehre und der seines ganzen Korps. Jetzt schien jeder Bube mit Fingern auf ihn weisen, ihm Feigheit und Infamie vorwerfen zu können. Mit selbstquälerischer Erfindung malte er sich die weiteren Folgen aus: er selbst als Arrestant zur Aburteilung im französischen Hauptquartier abgeliefert. Kriegsgericht — Anklage wegen Hochverrates — im günstigsten Falle in schimpflicher Weise zur dortigen Aburteilung nach Berlin transportiert! Dahin war es gekommen, dahin hatte ihn die Liebe zu seinem Vaterlande, die Treue zu seinem Könige geführt!

Es erregte in Yorck ein bitteres Gefühl, daß der fremde Machthaber Kaiser Alexander seinen Schritt besser zu würdigen verstand, als der eigene Herr. Als ob ihm das Schicksal einen Trost geben wollte, war am nächsten Tage, am 11. Januar, General Kleist von seiner Sendung zurückgekehrt. Er hatte für Yorck die schmeichelhaftesten Äußerungen des Zaren, des Großfürsten Konstantin und des Feldmarschalls Kutusow mitgebracht; und — was ihm mehr als diese galt — Alexander hatte sich erboten, 500000 Rubel bar gegen Yorcks Quittung zu den Bedürfnissen des Heeres zu zahlen; nur die Bedingung hatte er daran geknüpft, daß „Yorck bis zur weiteren Bestimmung des Königs von Preußen der russischen Armee inaktiv folgen solle."

Dennoch sah Yorck seine Lage als eine verzweifelte an. In düsterster Stimmung äußerte er: „Das Korps wird mir nicht mehr gehorchen; ich werde einen schimpflichen Tod erleiden." In dieser furchtbaren Lage wollte er wenigstens den Anfang machen, den — wenn auch nicht schriftlich vorliegenden — Befehlen seines Königs nachzukommen. Er forderte Kleist auf, das Kommando zu übernehmen; aber nichts vermochte diesen, der Aufforderung nachzukommen. Selbst als Yorck erklärte, „er werde die Truppen aufmarschieren lassen und vor der Front das Kommando ihm übergeben", erwiderte Kleist: „er werde es auch dann refüsieren, und niemand im Korps werde sich finden, der es übernehme.*)

Und nun folgte das, was Yorck von Anfang an vorausgesehen, daß dem ersten großen Entschlusse in Tauroggen noch andere größere folgen würden. Das Korps konnte nicht führerlos bleiben. Die Gefahr des Vaterlandes forderte ein weiteres, ein größeres Opfer. Mochte man in Berlin — ob nur aus Schein den Franzosen gegenüber oder in Wirklichkeit — ihn preisgeben oder nicht, die Pflichten gegen das Korps, das eines Führers entbehrte, die Pflichten gegen das Vaterland mußten ihm in diesem Augenblicke höher stehen als die soldatische Disziplin. Er faßte

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.

den schweren Entschluß, dem Befehl des Königs nicht nachzukommen; noch war er ja auch amtlich nicht in seine Hände gelangt; noch konnte er ja immer sagen, „daß er nur gerüchtweise davon gehört habe."

Es war, als ob er mit diesem Entschlusse seine Seele frei gemacht habe. Und — als ob das Schicksal ihn dafür belohnen wollte — gerade in dieser entscheidenden Stunde kam der Rittmeister von Auer von Bülow, den Yorck, wie wir wissen, zu einem Bündnis mit ihm aufgefordert hatte, mit der Nachricht zurück, daß Bülow sich ihm anzuschließen bereit sei. Yorck atmete erleichtert beim Empfange der Nachricht auf. Er gab dem Rittmeister von Auer in der Eile einen vollständigen Überblick über seine gegenwärtige Lage und die von ihm beabsichtigten weiteren Operationen. Der Brief, den er an Bülow mitgab, war ein Zeichen dafür, daß er sich innerlich frei gemacht hatte und jetzt bereit war, die ganze Tragweite der Verantwortung seiner weiteren Schritte auf sich zu nehmen. Mit seiner kühnen, freimütigen Sprache ist dieses Schriftstück zugleich eines der denkwürdigsten Zeugnisse jener schweren, ernsten Zeit:

„Was für Ansichten hat man in Berlin?" fragt Yorck in dem Briefe. „Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demütig ertragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsicht zeigt uns den Weg; wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohltaten von uns weisen. Unser Gegner gewinnt bei unserm Zögern nur Zeit; wir verlieren sie, jeder Moment ist ein unersetzlicher Verlust. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Ich werde in kurzem mit 50000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: hier, Sire, ist Ihre Armee und mein alter Kopf — dem König will ich diesen Kopf ruhig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich Yorck nicht richten und verurteilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße und ohne alle persönlichen Rücksichten.

„Die Generale und alle wahren Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. Jetzt ist der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen — oder, was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verleugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; als ein Geschenk sie annehmen und erhalten, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen, und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben.

„Handeln Sie, General, es ist absolut notwendig, sonst ist alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen stehen hier sehr schlimm. Entferne ich mich von hier, so ist das Korps aufgelöst und die Provinz in Insurrektion. Wo kann das hinführen? Das ist nicht zu berechnen.

Königsberg, 13. Januar 1813. Yorck."

Yorck hatte nicht zu schwarz gesehen. Je mehr man in Berlin aufbot, um den Unwillen Napoleons zu entwaffnen, je mehr man sich beeilte, die von ihm geforderte Verstärkung der Bundeshilfe zu bewilligen, desto mehr wuchs hier im fernen Ostpreußen für Yorck eine andere Gefahr, die ihm seine Stellung schwieriger machte: die Anmaßlichkeit der Russen, welche in völliger Verkennung der Yorckschen Tat, dadurch in eigennütziger Weise für ihre politischen Machtverhältnisse Nutzen zu ziehen bestrebt waren. Mit völliger Klarheit geht dies aus dem Bericht des Marquis Paulucci hervor, den dieser am 8. Januar an den Kaiser sandte. Deutlich spricht aus ihm der

Groll über den nicht befriedigten Ehrgeiz bezüglich des Abschlusses der Konvention; noch unverhüllter aber das Bestreben, sich die russische Hilfe durch eine Gegenleistung Preußens in Gestalt von Gebietsabtretungen bezahlen zu lassen. „Yorck habe als gescheiter Mann sich des Eifers zunutze gemacht, den Diebitsch gezeigt habe, den Ruhm des Abschlusses dieser Konvention für sich zu gewinnen; eigentlich sei die Weichsel Rußlands Grenze; indes fordere die Klugheit für alle Fälle, die noch eintreten könnten, sich auf eine weniger vorteilhafte vorzubereiten. Nach diesem Grundsatz habe er geglaubt, durch die Anordnungen, die er getroffen, es mit Memel allmählich einleiten zu müssen, daß es Teil der russischen Grenze werde, natürlich ohne dem preußischen Hofe geradezu Ärgernis zu geben, der bis dahin diese Okkupation und das dabei inne gehaltene Verfahren für nichts anderes als für eine rein militärische Maßregel ansehen könne."

Es zeigte sich also, daß Yorck vor dem Abschluß des Bündnisses mit seinem Zögern und Bedenken recht gehabt hatte, die der Befürchtung entsprungen waren, daß er möglicherweise für die französische Knechtschaft die russische eintauschen könnte. Aber das hatte er gerade vermeiden wollen; gerade sein unversehrtes Korps hatte ihm dazu dienen sollen, sowohl den französischen Operationen wie den russischen Ansprüchen gegenüber intakt zu bleiben. So hatte er, eine äußerst schwierige Stellung, einen fortwährenden Kampf mit zwei Fronten zu führen. Hatte doch Paulucci schon am 4. Januar in betreff der alten preußischen Stadt Memel an Yorck geschrieben: „Die Stadt und ihr Gebiet wird provisorisch im Namen des Kaisers verwaltet." Noch von Tilsit aus hatte er einen energischen Protest gegen diese Auffassung gerichtet, und der treffliche Regierungsrat Schulz, von dem schon vorn die Rede gewesen, hatte zu dem russischen Obersten Ekesparre treffend gesagt: „Wir hassen die asiatische Apathie nicht minder als die französische Despotie, und das Land, welches die russischen Truppen als Erretter und Befreier empfangen, wird sich feindlich gegen sie erheben."

Vor allem die militärischen Operationen der nun verbündeten Russen und Preußen entbehrten des einheitlichen Zusammengehens und lähmten daher Yorcks Entschlüsse. So war Pillau, ganz in der Nähe Königsbergs, noch immer so gut wie in der Gewalt der Franzosen. Zwar hatte Yorck selbst gleich nach seiner Ankunft in Königsberg die Befugnisse eines General-Gouverneurs nach Maßgabe der — allerdings vor der Konvention erlassenen — Kabinettsordre vom 20. Dezember 1812 wieder übernommen; aber die energische Handhabung der Geschäfte, wie man sie von einem Manne wie Yorck hatte erwarten dürfen, wurde ihm durch die russischen Eingriffe einerseits und durch die Hemmung von Berlin andererseits aufs äußerste erschwert. So wurde Yorck, wie Droysen die schwierige Situation dieser Zeit trefflich zusammenfaßt, „von jener Stellung, die er mit der Konvention inne zu halten gemeint hatte, weiter und weiter gedrängt." Er hatte auf die rasche Vernichtung der Macdonaldschen Truppen gerechnet; Wittgensteins mißlungene Verfolgung zwang ihn, über die Konvention hinaus sofort bis Königsberg vorzugehen. Er hatte auf den Wechsel der Politik in Berlin gerechnet, war mit dieser Zuversicht nach Königsberg vorgerückt; statt dessen ward die Konvention verworfen, er selbst seines Kommandos entsetzt. Er ignorierte die Befehle seines Königs; die Ordre zum weiteren Vorrücken in die Stellung von Elbing war eine tatsächliche Kriegserklärung. Noch auf ein Drittes hatte er gerechnet, auf eine rasche und kräftige Bewegung in der Armee — im Volk.

Freilich, die Stimmung im Volke war gut; ein Selbstgefühl eigener Art lebte in dem tüchtigen Bauern- und Bürgerstande dieser ostpreußischen Provinz. Auch der Adel, noch in den alten ruhmvollen Traditionen der Ordenszeit und ihrer Kämpfe erzogen, war so ganz anders als der der meisten übrigen preußischen Provinzen. Dazu kamen die persönlichen Erlebnisse der letzten

schweren Jahre. Gerade Ostpreußen war von den Franzosen schon 1807 und — bei den Durchzügen der französischen Truppen — auch 1812 am meisten heimgesucht worden. Hier hatte man deswegen Yorcks Tat auch am besten verstanden, am gerechtesten gewürdigt. Die Erbitterung gegen alles französische Wesen war hier am stärksten; die Verwerfung der Konvention durch den König hatte man deswegen hier am wenigsten begriffen. Aber man war hier entschlossen, Yorck nicht im Stich zu lassen, und es gab in der Zivilverwaltung Königsbergs genug patriotische und warm schlagende Herzen, welche nicht geneigt waren, die schöne begeisterungsvolle Stimmung im Volke ungenützt verpuffen zu lassen. Vor allem war es der Regierungspräsident von Schön in Gumbinnen, in Königsberg der Oberpräsident Landhofmeister von Auerswald, auf welchen die Hoffnung der ostpreußischen Patrioten ruhte. Wie, wenn man sich selbst half, da von Berlin kein ermunternder Zuspruch kam, wenn man seine Zuversicht auf die eigene Kraft stellte? Ostpreußen besaß doch schon eine ständige Verfassung, bei welcher neben dem Adel und den Städten seit einigen Jahren auch schon die Bauern vertreten waren. Mit Fug und Recht durften sich doch diese Stände als die „Vertreter der Nation“ bezeichnen! So traten denn, in dem Vollgefühl der Schwere der Zeit, mit dem alten Feldmarschall von Brünneck an der Spitze, eine Anzahl ständischer Abgeordneter aus Ostpreußen zusammen und beschworen den König in einer ständischen Versammlung vom 11. Januar „den Untergang des alten ruhmwürdigen preußischen Namens zu verhüten und in diesem entscheidenden Augenblick den Entschluß zu fassen, der unserer Überzeugung nach nur allein imstande ist, uns zu retten . . . Wir verkennen nicht“, heißt es zum Schlusse, „daß die Ausführung desselben mit Anstrengungen verbunden sein muß, aber wir beteuern Ew. Königliche Majestät, daß uns kein Opfer zu groß dünken soll, um die Ehre und das Glück auf unsere Kinder vererben zu lassen, die wir von unseren Vätern empfangen.“ Das Schreiben wurde durch den Grafen Klinkowström dem Könige übersandt; wenige Tage später beschloß man, um auch der russischen Hilfe im Augenblick der Erhebung sicher zu sein, eine Deputation an den Kaiser von Rußland zu senden, sobald er, wie demnächst zu erwarten war, das preußische Gebiet betreten würde.

— —

Gerade in diese Zeit hochgehender politischer Erregung fällt die Ankunft eines Mannes, der schon mehrmals — und gerade in den größten Krisen des preußischen Staates — mit kräftigen Armen und nicht zu beugendem Willen eingegriffen, des Freiherrn vom Stein.

Etwa vier Wochen später, nachdem Napoleon, vor seiner eigenen Armee fliehend, auf einem Schlitten den weiten, unermeßlichen Ebenen Rußlands entflohen war, war Stein an der Seite des Dichters Ernst Moritz Arndt, beide in tiefe Pelze gehüllt, ebenfalls auf einem Schlitten desselben Weges gezogen. Aber obwohl der Schneesturm über die eisigen Felder saust und Wege und Straßen verweht, die beiden Männer dort drinnen in dem schnell dahinsausenden Gefährt sind doch guten Mutes; hell und hoffnungsfroh erklingen im eifrigen Gespräch ihre Stimmen. Zwei Geächtete sind es, die vor dem Haß des Imperators hatten nach Rußland weichen müssen, aber dort um so eifriger an den Ketten gefeilt hatten. In der Nacht war man in Gumbinnen angekommen, von dem Präsidenten von Schön in der Wohnung desselben aufs freundlichste empfangen. Über den Eindruck, den Schön auf Ernst Moritz Arndt gemacht, gibt dieser folgende Schilderung: „Ich sah hier zum erstenmal einen schlanken, hübschen Mann, der mir in Berlin schon als ein Mann beschrieben war, mit fester, ruhiger Rede und klarer, heiterer Miene, in Blick und Geberde oft ein ironisches Lächeln durchschimmernd, welches nebst der ruhigsten Sicherheit der Haltung mich an viele wackere Schwedenköpfe erinnerte. — Ich gewahrte bald, hier standen alte Vertraute neben einander, und ich gewahrte mit wahrer Ergötzung, daß Schön den edlen Ritter und seine Art

durch und durch kannte und mit ihm verkehren gelernt hatte. Er verstand in einer eigenen trockenen Weise um den Bart und die Mähnen des Löwen zu spielen und ihn durch Scherz und Gegenrede doch nicht dahin zu bringen, daß er zornig mit seinen Tatzen aushieb."*) Hier in Gumbinnen war ihres Bleibens nicht lange; es drängte sie nach dem Mittelpunkt der ostpreußischen Bewegung, nach Königsberg, wo man am 22. Januar eintraf. Schön hatte von Stein die Aufforderung erhalten, sobald wie möglich nachzukommen. Es gab wichtige Dinge zu verhandeln. Wie es in jener erregten Zeit, da, schüchtern erst, wie die ersten Blüten unter dem Schnee, dann aber schneller und schließlich mit gewaltigem Brausen der gewaltige Sturm des Völkerfrühlings einsetzte — wie es in jener Zeit in der alten preußischen Krönungsstadt aussah, erzählt uns Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein":

„Hier in Königsberg gab es nun ein ganz neues, gewaltiges Leben der Freuden und Wonnen und auch des buntesten Getümmels, Lärms und Wirrwarrs, in dessen großen Knäuel ich gottlob nicht eingewickelt war, aber den ich stets wickeln und abrollen sah, und von dem auch mir bei Gelegenheit einige Fädchen um Stirn und Nase schwirrten, auch sie zuweilen wohl etwas empfindlich streiften, denn ich ward, wie es in solchem mächtigen Wirrwar zu geschehen pflegt, von manchen in manchen Dingen, von welchen ich weder Schuld noch Wissen mit mir trug, mitschuldig und mitwissend geglaubt; sehr begreiflich, denn ich war mit dem Höchsten hergekommen und wohnte mit ihm unter einem Dache.

„Ja, Königsberg gab jetzt auf seine Weise auch ein recht lebendiges Bild des Kriegslebens: wechselweise die tapfern Regimenter des Generals York in und um die Stadt, russische Generale und Offiziere, zum Teil sogar noch solche, die als preußische Gefangene oder Verwundete hierher gebracht waren, und die nun, ohne daß die Lage der Dinge zwischen Rußland und Preußen erklärt und abgeklärt war, doch als bei erklärtem Frieden und Bündnis frank und frei umhergingen; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Kosakenpeitschen unglücklicher einzelner Trupps französischer Gefangenen; zu diesen die meist unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorcksche Heer ergänzen und verstärken sollten; dazu die Getümmel um die mit deutschen, russischen, auch noch hin und wieder mit einzelnen französischen kranken oder verwundeten Kriegern gefüllten Kriegslazarette, auch hier der viele Tod, doch keine so greuliche Erscheinung als in Wilna; doch wie der viele Tod mit seinen Seuchen immer den Krieg begleitet, hatte die Plage auch in der Stadt um sich gegriffen, oft so schlimm, daß in den Lazaretten die Hälfte der Ärzte gestorben war. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eigenen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem großen von Stein veranlaßten preußischen Landtage gelockt und berufen.

„Man begreift, daß dieses alles zusammengenommen die Stadt in die außerordentlichste, lebendigste Bewegung, und alle Herzen in eine ungewöhnliche Teilhaftigkeit versetzt hatte. In diesem Ozean von stürmischer Bewegung und Leben schwamm ich, ein glücklicher Tropfen, so mit, allen hohen Versammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Festlichkeiten und Ehren- und Freudengelagen fast immer mit beiwohnend und in meinen Mußestunden mich der freundlichsten Treue und Liebe gleichgesinnter Genossen, alter und neuer Freunde, in der Wonne des aufgehenden deutschen Morgenrots so jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Vierzigen in meine Zwanziger versetzt worden.

---

*) Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein von Ernst Moritz Arndt.

„In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Der große Mann sollte nun in allem sein, bei allem sein, er konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von seinen Getreuesten angerichtet, sich kaum retten, wich den meisten aus, weil er dafür weder Zeit noch Gesundheit übrig hatte; wo er aber erschien, war jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm die Lust der Mutigen, der Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede den Kühnsten voran. Bei diesen Gastmählern wußte er auch scharf zu unterscheiden; jeder frische Hauch des Lebens, auch der frischeste Hauch des Kriegs vom Feldmarschall bis zum Feldwebel hinunter schien dem Tapfern zu behagen."

Aber es gab hier, wie Arndt erzählt, noch schwere „Knoten zu flechten und zu lösen, schwerste Fragen zu erörtern, geschwindeste Bereitungen und Rüstungen gegen Deutschland und den Westen hinaus zu machen: denn das wußte man wohl, Napoleon, welchen man hundertfünfzig Meilen Flucht durch deutsche Grenzen in einem einsamen Schlitten unbeschädigt hatte entrinnen lassen, werde daheim nicht schlummern und schlafen, der gewaltige Löwe werde seine Stimme in den deutschen Wäldern schon wieder ertönen lassen. Stein träumte, wußte, dachte Tag und Nacht nichts anderes als Erhebung und Aufstand des ganzen deutschen Volks gegen den bösesten Feind, als baldigstes Bündnis zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, und dann geschwindesten Marsch über Weichsel und Oder zur Elbe und zum Rhein.

Hier in Königsberg öffnete sich nun der Anfang des künftigen deutschen Volkskriegs, hier sahen alle deutschen Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preußens Grenzen, und schon waren aus Berlin, Dresden und anderen Orten manche wackren, deutschen Männer und Degen mit durch die französischen Heerhaufen hindurchgedrungen, zu schauen und zu erkunden und den Freunden jenseits im Westen zu berichten und zu erzählen.

In diese so verworrenen und erregten Verhältnisse Königsbergs platzte Steins Sturmwindsnatur hinein, mit seiner Begeisterung, seiner Blitzgeschwindigkeit, bestrebt, alles mit sich fortzureißen, fortzutreiben und fortzustoßen. „Alles lag, lief und ging hier ja, wie ich oben angedeutet habe, gegen- und durcheinander, preußische, russische Kriegsscharen, weder Freund noch Feind, durcheinandergemischt, der Befehlshaber der preußischen Scharen, General Yorck, als Verräter und Aufrührer von seinem Könige geächtet — man wußte nicht, ob bloß aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der Tat. Dazu kam nun noch, um das Wirrnis größer zu machen, Freiherr vom Stein als Träger einer von dem Zaren unter dem 18. Januar ausgestellten weitreichenden Vollmacht, welche ihn befugte, bis zu dem endgültigen Abschluß eines Abkommens mit dem Könige von Preußen die Leitung der öffentlichen Behörden der Provinz zu übernehmen, die Militär- und Geldkräfte des Landes zur Unterstützung der Unternehmungen gegen Frankreich nutzbar zu machen, die Bewaffnung des Heeres und des Volkes nach dem von dem Könige im Jahre 1808 entworfenen und genehmigten Plan schleunig ins Werk zu setzen und für die Herbeischaffung der erforderlichen Kriegsbedürfnisse zu sorgen." — —

Die Art und Weise, wie Stein gleich in den ersten Tagen die Ausführung seiner Vollmacht betrieb, war geeignet, den bisherigen Vertretern der preußischen Autorität arg vor den Kopf zu stoßen und das gute Einvernehmen mit den ostpreußischen Patrioten empfindlich zu stören. Wenn auch Steins Persönlichkeit dafür bürgte, daß er seine Vollmacht nicht anders als zum Nutzen der großen Sache, der Befreiung Deutschlands, verwenden würde, so war es doch immerhin eine

russische Vollmacht, die er hier durchzusetzen bemüht war und — im Hinblick auf die schon vorn gekennzeichnete höchst zweideutige Haltung der Russen bezüglich der preußisch-russischen Grenzgebiete — war es den bisherigen Leitern der ostpreußischen Bewegung nicht zu verargen, daß sie mit dem Auftreten Steins, so hoch sie ihn schätzten, nicht einverstanden waren. Wer bürgte ihnen dafür, daß die russische Regierung, nachdem Yorck und die Preußen die Geschäfte für sie besorgt, den ihnen unbequem gewordenen deutschen Staatsmann nicht fallen ließ, nachdem er — in gutem Glauben — dazu beigetragen haben würde, Ostpreußen in die russische Verwaltung überzuführen. Das war es ja, was der scharfblickende Yorck so lange befürchtet hatte. So war — es erschien tragisch — durch denjenigen, den man als einen Retter willkommen geheißen, ein scharfer, dem Anscheine nach unüberbrückbarer Konflikt da, bevor man ihn erwartet hatte.

Stein hatte, auf seine Vollmacht gestützt, gleich am Tage seiner Ankunft in Königsberg, Graf Auerswald als Landeshofmeister aufgefordert, einen auf den 5. Februar anberaumten „Generallandtag" auszuschreiben, „um mit den ostpreußischen, littauischen und diesseits der Weichsel belegenen Herrenständen über die Errichtung eines Landsturms und einer Landwehr zu beratschlagen und einen Entschluß zu fassen." Stand es auch nur dem Könige zu, einen Generallandtag einzuberufen, so ging Auerswald, im Hinblick auf die gute und gerechte Sache, über diese Bedenken hinweg und veranlaßte gleich am folgenden Tage die Wahlausschreiben an die Regierungs- und Landräte.

Aber der Feuereifer Steins riß ihn bald zu anderen Forderungen und Anordnungen fort. Bereits in den nächsten Tagen belegte er die öffentlichen Kassen mit Beschlag, machte alle Anstalten, neues Papiergeld auszugeben, forderte von Yorck wie von Auerswald, daß sie jede dienstliche Verbindung mit Berlin abbrechen sollten und bestimmte, daß die vorgefundenen Kriegs- und Geldmittel zunächst zur Unterstützung der russischen Unternehmungen anzuwenden seien. Es war begreiflich, daß die Gegner Steins, ja sogar seine Freunde, alle diese Anordnungen Steins mehr im Sinne der russischen Regierung als der preußischen auffaßten, und dies um so mehr, als inzwischen ein Ereignis eingetreten war, das der Sache eine ganz andere Wendung gab. Der König war nicht mehr unfrei, nicht mehr abhängig von den noch in Berlin weilenden Franzosen. Am 22. Januar hatte er, zur größten Freude des ganzen preußischen Volkes, Berlin verlassen und war nach Breslau übergesiedelt.

Inzwischen nahte der Tag, wo die Versammlung der Stände zusammentreten sollte. Aber so sehr auch alle Patrioten sich darauf gefreut hatten, so bitter empfanden sie den offen ausgebrochenen Zwiespalt zwischen den leitenden Persönlichkeiten. Die russische Vollmacht Steins, auf Grund deren sie zunächst einberufen war, stand wie ein drohendes Gespenst im Hintergrunde. Noch heißer entbrannte der Streit um die Frage, wer die Versammlung leiten sollte. Graf Auerswald, dem nach der Verfassung die Leitung obgelegen hätte, lag krank; er hatte zu seiner Stellvertretung den Direktor des ständischen Komitees, Geheimen Justizrat von Brandt, bestimmt. Dagegen erhob Stein Einspruch und forderte Schön auf, den Vorsitz zu übernehmen. Dieser lehnte ab. Man forderte Stein auf, die Versammlung mit einer Ansprache zu eröffnen, da sie ja auf seine Veranlassung einberufen sei. Stein lehnte ebenfalls ab und forderte statt seiner Yorck zu dieser Ansprache auf. Als aber auch dieser nicht annahm, weil die Berufung auf Steins Verlangen erfolgt sei, und auch Schön dieser Ansicht mit Entschiedenheit beitrat, ging Stein in seiner plötzlich ausbrechenden Heftigkeit so weit, daß er Yorck vorwarf, „mit seiner Kapitulation etwas angefangen zu haben, was er jetzt nicht ausführen wolle." Auf Yorck wirkte diese Beleidigung so stark, daß er vom Stuhl aufstand und das Zimmer verließ.

So schien alles aus. Aber der treffliche Schön versuchte, nachdem er Yorck beruhigt hatte, noch einmal auf Stein einzuwirken. Er ging zu dem starrköpfigen Manne, den seine Liebe zum Vaterlande und sein Haß gegen Napoleon hier zu unverantwortlichen Übereilungen verleitet hatten und stellte ihm die Wichtigkeit des Momentes, die Erhabenheit des Zweckes vor, um den es sich handle. „Yorck als formell abgesetzter General könne nicht hervortreten, ebenso könne auch kein anderer Untertan des Königs die Initiative ergreifen; er — Stein — müsse die Veranlassung zur Berufung des Landtages sein; vorsitzen könne er ihm aber nicht, um ihm nicht die Freiwilligkeit und die patriotische Färbung zu nehmen; es genüge, wie er sich wohl überzeugt habe, daß er seine Vorschläge dem Herrn von Brandt übermittele."

Stein war tief erschüttert. Er gab nach. Schön selbst diktierte ihm auf Steins Wunsch das Schreiben in die Feder, womit der Stellvertreter des Landeshofmeisters von Auerswald die Versammlung der Stände eröffnete. Noch einen schweren Schritt forderte Schön von Stein. Seine Teilnahme an den Verhandlungen der Stände hätte dem Verlauf dieser hochwichtigen patriotischen Kundgebung durch neue Zerwürfnisse Eintrag tun können. Schön gab Stein zu verstehen, ein wie großes Verdienst er sich um das Vaterland erwerben würde, wenn er den Verhandlungen fern bliebe. Es war ein schwerer Kampf, den Stein kämpfte. „Der Ruhm, Preußen bewaffnet, Landwehr und Landsturm errichtet und dem Gange der europäischen Angelegenheiten einen anderen Weg gewiesen zu haben, stand vor ihm, und er sollte Verzicht darauf leisten." Aber sein hoher, edler Geist, seine Vaterlandliebe siegten über seinen politischen Ehrgeiz. „Niemals", hat Schön von diesem schweren Augenblicke im Leben Steins gesagt, „niemals ist er mir größer als in diesem Moment der Resignation erschienen."

— —

Der 5. Februar 1813, der ewig denkwürdige Tag der Eröffnung des preußischen Landtages, war herangekommen. In dem Saale des landschaftlichen Ständehauses zu Königsberg versammelten sich in früher Vormittagsstunde die Vertreter der Stände zu jenen folgenschweren Beratungen, welche das erste öffentliche Zeichen der beginnenden Volkserhebung waren, die unzweideutigen Äußerungen der wieder erwachten Volkskraft. Alle Stände, alle Wirkungskreise waren vertreten. Die adligen Gutsbesitzer hatten 23, die Städte 18, die freien Bauern oder Köllmer 13 Abgeordnete entsandt. Aber nicht um Stände oder Vorrechte handelte es sich hier, sondern nur um das eine einzige Große, was alle beseelte: die Betätigung wahrer Vaterlandsliebe, die Frage, was die Provinz Ostpreußen für die Freiheit und die Sicherheit des Vaterlandes zu tun gedenke, so lange der König sich noch nicht in dem Vollbesitz seiner Macht befand. In Vertretung des erkrankten Landeshofmeisters Grafen von Auerswald übernahm Herr von Brandt den Vorsitz in der Versammlung. Er legte zunächst das Schreiben des Freiherrn vom Stein vom 4. Februar vor, worin dieser „die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Verteidigung des Vaterlandes der Beratschlagung (Deliberation) der Stände anheimgibt."

Gleich von Anfang an aber zeigte es sich, daß die Versammlung noch unter dem Eindruck stand, auf die Autorität eines russischen Bevollmächtigten berufen zu sein. Um diesen störenden Eindruck zu verwischen und die Versammlung auf den richtigen Ton zu stimmen, wurde von der Versammlung einstimmig erklärt, „sie gehe von dem Gesichtspunkte aus, daß ihre Beratungen nur dann auf einen richtigen und bestimmten Zweck gerichtet werden könnten, wenn solche von derjenigen Militärbehörde geleitet werde, der sowohl die Gesinnung des Königs als die eigentlichen Erfordernisse der Armee bekannt seien." Als eine sich fast mit Notwendigkeit daraus ergebende Folge dieser Erklärung wurde beschlossen, sofort eine Deputation an Yorck zu senden mit der Bitte,

seine Vorschläge oder Forderungen den Ständen „durch einen schriftlichen Aufsatz“ bekannt zu geben. Nachdem dann der Minister Graf Dohna zum ständischen Vorsitzenden, der Oberbürgermeister Heidemann aus Königsberg zum Sekretär des Ständetages gewählt worden war, begab sich die Deputation zu Yorck. Was die Vertreter der Stände hier taten, war ein Vorgehen von höchster politischer Tragweite, eine Tat von folgenschwerer Bedeutung. Man bedenke, daß Yorck notorisch abgesetzt war, daß ihn „der höchste Unwille“ getroffen; wenn dennoch diese wackeren Männer, welche das höchste Ansehen der Provinz repräsentierten,*) sich zu diesem Schritt entschlossen, so war damit vor aller Welt bekannt, daß sie Yorcks bisherige Handlungsweise offen vor aller Welt billigten.

Yorck erfaßte die ganze Größe des Augenblickes. Er erklärte der Deputation, daß, da er kein Freund von vielen Schreibereien und Korrespondenzen sei, er sich persönlich in die Versammlung begeben und den hochachtbaren Ständen mit wenigen Worten sagen wolle, worauf es ankomme. Er schnallte sofort seinen Säbel um und folgte den Mitgliedern der Deputation. Als der kühne Unterzeichner der Konvention, dessen Namen jetzt in aller Munde war, in den Saal trat, erhob sich die ganze Versammlung. Mit schlichtem Freimut redete er sie an: „Meine Herren Stände und Vertreter der Nation! Als General-Gouverneur Preußens und als treuester Untertan Sr. Majestät des Königs trete ich in Ihre Mitte, um Ihre Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland in Anspruch zu nehmen, Sie aufzufordern, meine Vorschläge zur Bewaffnung des Landes und zur Verstärkung der Armee auf das kräftigste zu unterstützen. Da die Verbindung mit dem Könige gehemmt ist, kann ich nur nach den Umständen und der Kraft der mir als General-Gouverneur erteilten Autorität handeln; kraft derselben werde ich, wie bisher so auch ferner, im Namen Sr. Majestät mit aller Treue und Ergebenheit und mit voller Verantwortlichkeit für alle meine Schritte handeln; meine Pläne und Vorschläge kann ich der gesamten großen Versammlung nicht bis ins einzelne vorlegen; daher wünsche ich, daß ein Komitee gewählt werde, meine Vorschläge anzuhören, Bemerkungen hinzuzufügen und dann so diskutiert der Versammlung vorzutragen.“ In kurzen, gewaltig wirkenden Sätzen sprach er dann von der Schmach und Erniedrigung Preußens, unter der alle so schwer gelitten, aber auch von der Hoffnung, die jetzt das ganze Vaterland beseelte. Kurz und markig lauteten zum Schluß seine Worte: „Ich hoffe, die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne dabei auf die kräftige Teilnahme aller; ist die Übermacht zu groß, nun, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen.“ Ein brausender Sturm der Begeisterung folgte diesen Worten. Als er dann mit freundlich ernstem Gruße aus dem Saal schritt, tönte es jubelnd immerfort hinter ihm her: „Es lebe Yorck! Yorck für immer!“ Da wandte er sich an der Türe noch einmal um: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!“ sagte er mit ernstem Antlitz. Dann ging er hinaus.

Es war, als ob erst seine Worte den Bann gelöst hatten, der im Anfang über der Versammlung gelagert hatte. In überströmendem patriotischen Empfinden rief man, an seine Worte anknüpfend, hinter ihm her: „Wir alle wollen Dir folgen! Alt und jung, Weib und Kind müssen sich bewaffnen! So wolle es das Vaterland! So wolle es der König in seiner Not!“ Die Versammlung war so erregt, daß die Verhandlungen bis zur nächsten Sitzung vertagt werden mußten.

Unter der tatkräftigen Mitarbeit Yorcks nahmen dann im Verlauf der nächsten Tage die Beratungen des Landtages einen erfolgreichen, die große Sache, der sie dienten, kräftig fördernden

*) Die hervorragendsten Männer der Deputation waren Minister Graf Dohna, Heidemann, Oberbürgermeister von Königsberg und Graf Lehndorf von Steinorth, der bedeutendste Gutsbesitzer der Provinz.

Verlauf. Vor allem galt es dem wichtigsten Gegenstande: der außerordentlichen Landesbewaffnung, der Bildung einer Landwehr. Aus der freien patriotischen Selbsttätigkeit des Volkes heraus schuf man hier die Wehr, unter deren Schlägen bald darauf die Napoleonische Macht in Trümmer sinken sollte. Die hauptsächlichsten Bestimmungen dieses vornehmlich unter der tätigen Mitwirkung des wackeren York zustande gekommenen, vom Grafen Dohna der Versammlung vorgelegten Planes waren die folgenden: „Alle männlichen Einwohner der Provinz zwischen 18 und 40 Jahren sollen zum Dienst in der Landwehr verpflichtet sein. Die Bekleidung und Ausrüstung liefern die Gemeinden, die Bewaffnung der Staat. Die Befehlshaber der Divisionen, Brigaden und Bataillone sollen aus den Grundbesitzern gewählt und dem Könige zur Bestätigung vorgeschlagen werden, während die übrigen Offiziere, die ebenfalls Eingeborene der Provinz sein müssen, von einer zu wählenden Generalkommission bestätigt werden können. Die Landwehr darf nur innerhalb der Provinz verwandt werden; außerdem wird ein Landsturm gebildet, dem alle nicht zur Landwehr gehörigen Männer von 18 bis 60 Jahren angehören." Zur Vervollständigung und Ergänzung dieser nationalen Bewaffnung war dann noch in einer späteren Sitzung von York der Antrag eingebracht worden, „daß die Stände bei der Unzulänglichkeit seiner Kavallerie, ‚ein Regiment preußischer National-Kavallerie aus freiwillig sich sammelnden Söhnen des Vaterlandes' bilden möchten. Die Stände erklärten sofort, daß man sich hierin bestens beeifern werde; von mehreren Anwesenden erfolgten sofort Erbietungen, für Unbemittelte, die einzutreten wünschten, Pferde zu liefern."

Auch die Verhandlungen des zweiten Versammlungstages standen unter dem Zeichen hochgehender Begeisterung und tiefgehender Erregung. Groß und kühn, mit hinreißender Gewalt seiner Rede, hatte vor allem Graf Dohna auf die Versammlung gewirkt. Er schilderte, wie Droysen berichtet, die Gefahr, „die die bloße Verhandlung über die Sache der allgemeinen Bewaffnung mit sich führe; die französischen Heere seien nahe, die russischen so geschwächt, daß voreinst auf kräftigen Widerstand gegen den Feind wenig gerechnet werden könne; „werden unsere Wünsche nicht erfüllt oder gelingt deren Ausführung nicht, so verlieren wir nicht allein alles, was wir haben, sondern sind mit allen, die uns nahe stehen, vertrieben und verfolgt; das müssen wir uns klar vorstellen. Aber Gott ist mit uns; Gott und dem Könige treu, darf uns nichts zurückhalten, mit freudigem Mut, was York in des Königs Namen und uns fordert, zum Opfer zu bringen."*) In tief ernster Bewegung stimmte die Versammlung in das „Hoch dem Könige" ein, womit Dohna seine Rede geschlossen hatte. Wie eine Weihe lag es über der Versammlung. Als dann noch die Nachricht von der Kapitulation der französischen Besatzung in Pillau eintraf, kannte der Jubel der Versammlung keine Grenzen. Um aber auch dem Könige zu zeigen, daß alle hier gefaßten Beschlüsse nur von den loyalsten Gedanken der Hingabe an König und Vaterland gefaßt worden seien, hatte Graf Auerswald, der sich auf seinem Krankenbette durch Herrn von Brandt von den gefaßten Beschlüssen hatte unterrichten lassen und sie durchweg gebilligt hatte, den Wunsch zu erkennen gegeben, „daß ein paar Deputierte gewählt werden möchten, sogleich nach Schluß der Versammlung sich zum Könige nach Breslau zu begeben, um ihm selbst die Motive der gefaßten Beschlüsse mündlich zu sagen." Es wurde beschlossen, eine Adresse an den König zu senden.

Die letzte Sitzung des denkwürdigen ostpreußischen Landtages war gekommen. In dem Mittelpunkt der Verhandlungen stand die Verlesung der an den König abzusendenden Adresse, welche von dem Bürgermeister Heidemann entworfen war. In würdigen Worten stellte sie die bedeutsamen Geschehnisse der letzten Wochen und Tage dar, wie man sich im Auftrage der Provinz

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. I, 363.

versammelt habe, um „in gesetzlicher Form zu beraten, welche Opfer wir Ew. Majestät und dem teuren Vaterlande bringen könnten;" wie man sich an York gewandt und dieser gern und willig die Mittel vorgeschlagen habe, dem Vaterlande zu nützen, deren wichtigstes die Errichtung einer Landwehr zur Vermehrung der Streitkräfte und zur Verteidigung des Landes sei. „Nur, was unser allgeliebtes Vaterland will, wollen wir", so schloß die Adresse. „Nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unseres teuren Vaterlandes kriegend, siegend oder sterbend."

Mit einer ergreifenden Rede des Präsidenten Grafen Alexander Dohna, in welcher er die Versammelten aufforderte, Gut und Blut für König und Vaterland zu opfern, schloß die letzte Sitzung dieses ewig denkwürdigen ostpreußischen Landtages, von dem Schön ein Jahr später geschrieben hat: „Dieser Landtag ist wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte. Die Yorcksche Konvention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war; er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosakenoperation, die eben so schnell zurück als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach, wie es sprach."

Graf Ludwig Dohna, welcher dazu erwählt worden war, Auerswalds Bericht an den Staatskanzler Hardenberg, die Adressen der Ostpreußischen Stände, sowie Yorcks Eingabe über die Bildung der Landwehr an den König zu überbringen, machte sich am 13. Februar auf die Reise nach Breslau. Aus der denkwürdigen Eingabe Yorcks an König Friedrich Wilhelm III. seien folgende Stellen mitgeteilt:

„Es gibt Momente im Dasein der Staaten wie der Menschen, wo nur die Anwendung außerordentlicher Mittel die Erhaltung sichert. Ein solcher Moment ist für Ew. Königliche Majestät Staat der gegenwärtige, ein solches Mittel ist die Landwehr und der Landsturm. Der reinste Patriotismus, die treueste Anhänglichkeit, der bewußte Glaube, daß mit des Vaterlandes Selbständigkeit nur das Glück auf dem Thron und in der niedrigsten Hütte bestehen kann, hat Ew. Königlichen Majestät Provinzen diesseits der Weichsel, allen übrigen zum Vorbilde, vermocht, auszusprechen, was Liebe und Treue willig zu leisten geneigt sind. In aller Herzen glüht dies edle, einer durch Großtaten berühmten und sich achtenden Nation innewohnende Feuer, und in den Herzen der Männer, welche tätig hier wirken, daneben Reinheit der Absicht und des Willens. Ohne Besorgnis Ew. Majestät Mißfallens habe ich daher als Dero Stellvertreter in hiesigen Provinzen unter vorwaltenden Umständen, und bei Ew. Königlichen Majestät Entfernung von diesen Gegenden, die Erzeugnisse der Liebe und Treue gegen Allerhöchstdieselben aufgenommen und lege das Resultat hiermit Ew. Königlichen Majestät ehrerbietigst zu Füßen. Ich habe um so mehr geglaubt, an die Spitze aller Verhandlungen treten zu müssen, um jeden fremden Einfluß, sei er auch ein befreundeter, zu entfernen." — — Dann folgt die Darstellung der Verhandlungen, und wie man sich der russischen Einwirkung gegenüber verhalten habe: „Ew. Königliche Majestät werden hierin den edlen Stolz Ihrer Nation erkennen. — Mit gerührtem Herzen werden es Ew. Königliche Majestät erfahren: unerschütterlich ist die Liebe und Treue der Preußen zu ihrem hochverehrten Monarchen."

„Erlauben Sie, Allergnädigster König, nun über einige Punkte jenes Entwurfes näher einzugehen, um Einwürfen, welche Egoismus und Parteisucht machen dürften, zu begegnen. — Geruhen Ew. Königliche Majestät mit Gnade und gerechter Würdigung Schritte zu beurteilen, welche Liebe und Treue dringend geboten. In dem großen Plan der Vorsehung kann die Vernichtung des Preußischen Staates nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nötig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen

soll. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo er sie durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann, diese Unabhängigkeit; nur darf der geflügelte günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen."

v. Yorck.

Am 19. Februar 1813 verließ Yorck mit seinem Korps Königsberg, nachdem er noch vorher die Ernennung der von der Generalkommission der Stände gewählten Grafen Ludwig Dohna und Karl Alexanders von Barteleben als Kommandeure und Inspekteure der Landwehr vollzogen hatte; für die Zeit seiner Abwesenheit hatte er dem General von Massenbach die Funktionen des Generalgouverneurs von Ostpreußen übertragen. In froher Hoffnung hatte er bei seinem Abschied geschrieben: „Ich freue mich im voraus auf das schöne Werk, welches Liebe und Treue zum Monarchen und Vaterlande selbst unter den schwierigsten Verhältnissen schaffen werden."

Ja, schwierig war das Werk gewesen, das hier geleistet war, groß, unendlich groß die Opfer, welche gerade diese Provinz gebracht, die am meisten gelitten hatte; allen anderen Provinzen hatte sie ein leuchtendes Beispiel gegeben, welches, überall Nacheiferung erweckend, bald aller Orten die Flamme reinster Begeisterung anzünden sollte. „Wenn man bedenkt", schrieb Präsident von Schön am 24. Februar an Hardenberg, „was diese Provinz vor allen anderen gelitten hat, Greuel, die keine erfuhr, Verluste, die keine erlitt, und daß dies nur Städte von 4000—5000 Menschen sind, daß die Landwehr von 20000 schon publiziert ist, daß keine besoldete Autorität diesen Eifer weckte oder anregte, sondern Bürger die Sache anfingen und mit heiligem Eifer betrieben, so muß man sich freuen, zu einem so braven und treuen Volk zu gehören."

Dann aber — es sollte nur noch wenige Wochen dauern — dann kam die schöne, die hohe Zeit, da die Saat reifte, die die hochherzigen Männer Ostpreußens gesät, die Zeit, da die Jugend sich zu den Waffen drängte — die unvergeßliche Zeit der Erhebung in Ostpreußen. „Da sagten", so erzählt Ernst Moritz Arndt, „die sechzehn- und siebzehnjährigen Jünglinge, beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, Lieder des Tyrtäus und Stücke aus der Klopstockschen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still um Sieg und Segen."

VIII. Der Völkerfrühling ist da!

Als in den ersten Tagen des ewig denkwürdigen Jahres 1813 die Reste der „großen Armee“ über die preußische Grenze schwankten, elende Jammergestalten, angetan mit alten Säcken, zerrissenen Pferdedecken und Weiberröcken, die erfrorenen Füße mit Stroh und Lappen oder dem Filze von alten Hüten umwickelt, die Augen erloschen in den dunklen Höhlen, das Haupt gesenkt in dumpfer Betäubung, da ging es wie ein Ahnen durch die Volksseele: „Das hat Gott getan!“ Da mischte sich in die Gefühle des Mitleids mit den traurigen Opfern verbrecherischen Ehrgeizes der befreiende Gedanke: jetzt hat die Knechtschaft ein Ende. Tief in die Seele des Volkes gedrückt war noch die Erinnerung an die Riesenmacht des französischen Kaisers, mit welcher er erst vor wenigen Monaten der aufgehenden Sonne entgegengezogen war. Schon damals hatte die ahnende Volksseele, die ihre Wahrnehmungen so gern mit abergläubischen Vorbedeutungen vermischt, aus allerlei merkwürdigen Vorzeichen schließen wollen, daß dieser Völkerzug dem mächtigen Kaiser verhängnisvoll werden würde. Sonst waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaisers entgegengeflogen; jetzt hatten die Vögel der Wahlstatt, ihren Fraß erwartend, den Zug in schwarzen Scharen begleitet. Selbst die alten Soldaten Napoleons waren von abergläubischen Vorahnungen gequält worden. Wenn sie sonst mit ihrem Kaiser in den Krieg gezogen waren, hatten die Rosse fröhlich gewiehert, wenn sie aus dem Stalle gezogen wurden; damals hatten sie traurig die Köpfe hängen lassen.

Und die Volksstimme war wieder Gottes Stimme gewesen. Eine Weile hatte man nichts gehört von den Schicksalen der großen Armee, dann waren die ersten Nachrichten von dem schrecklichen Brande in Moskau gekommen, dann — nur schwach und vorsichtig sickernd — die ersten

Mitteilungen von dem Untergange der großen Armee, denn die französischen Intendanten in den großen Städten bewachten mißtrauisch jede Äußerung der verschüchterten Presse, und man mußte wieder zu geschriebenen Zeitungen seine Zuflucht nehmen. Patrioten, die den Haß gegen die Fremdherrschaft schüren wollten, hatten sie hergestellt, und jeder, der sich um das Vaterland verdient machen wollte, half mit, sie in der Stille zu verbreiten. In den Wirtshäusern wurden sie niedergelegt, wo viel Volk verkehrte, in den Straßen verstreut, wo sie dann die Vorübergehenden auflasen und vorsichtig in die Tasche steckten, um sie dann verstohlen auf den Hausfluren zu lesen.*)

Dann war das 29. Bulletin Napoleons eingetroffen, welches die ganze gräßliche Wahrheit enthüllt hatte, und dann waren sie endlich selbst angelangt, die traurigen Zeugen des Unterganges der großen Armee, jene Schreckensgestalten, die in der Regel, sobald die Abenddämmerung

Friedrich Ludwig Jahn.

und eisige Winternebel über den Häusern lagen, gespensterhaft lautlos sich den Dörfern und Städten näherten, Hilfe und Erbarmen heischend. Und wieder ging es wie ein Raunen durch das Volksgemüt. Die Kälte der Ärmsten, so behaupteten die Leute, sei nicht fortzubringen, der Hunger sei nicht zu stillen. Gierig hatten sie das trockene Brot verschlungen, das ihnen mitleidige Menschen gaben; einzelne vermochten nicht aufzuhören mit Essen, bis sie starben. Noch nach der Schlacht bei Leipzig hatte im Volke der Glaube gelebt, das sei ein Hunger von Gott. Bei ihren Hinzügen hatten sie den fettesten Rahm aus Krügen getrunken und Zimtessenz darüber gegossen; die Offiziere hätten die Hausfrauen aufgefordert, ihnen den Schinken in Rotwein zu kochen. Die schönsten Weizengarben hätten sie ins Lagerfeuer und gutes Brot verächtlich auf den Boden geworfen. Auch der Gemeine bis zum Trommler hätte getobt, wenn er mittags nicht mindestens zwei Gänge erhielt. Wie Wahnsinnige hätten sie gegessen. Nun seien sie von Gott mit ewigem Hunger gestraft.

*) Geschichte des deutschen Zeitungswesens von Dr. Ludwig Salomon. Bd. II. Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft. Oldenburg, Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Die Tettenbornschen Kosaken in Hamb

Original von

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

…als Befreier begrüßt. (18. März 1813)

…sor R. Knötel.

Als die ersten Nachrichten über die völlige Auflösung der großen Armee aus den östlichen Provinzen Preußens in Berlin anlangten, erregten sie dort eine ungeheure Aufregung. Neue Hoffnungen wurden wach; man atmete auf wie nach einem langen, schweren Traum. Die Patrioten, deren Arbeit in der Stille nie geruht hatte, fingen an, sich freier zu regen. Für Friedrich Ludwig Jahn, von dessen frisch-fromm-freier Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes wir schon gehört (siehe Seite 263), der mit dem edlen Friesen zusammen seit dem Sommer 1811 auf dem Turnplatze in der Hasenheide zu Berlin und auf dem Fechtboden die Körper der heranwachsenden Jugend für den bevorstehenden Freiheitskampf gestählt hatte, für ihn waren diese Nachrichten über den Untergang der großen Armee Dokumente von unberechenbarer Wichtigkeit. Er ließ sie abschreiben, brachte sie in Fuhrmanns- und Postillionskneipen unter und sorgte so für ihre möglichst schnelle Verbreitung. Die gewaltige Aufregung noch zu steigern und für die Zwecke des Vaterlandes auszubeuten, war ihm jedes Mittel recht. Noch in den letzten Dezembertagen des Jahres 1812 war auf seiner Stube jenes packende Gedicht des Primaners vom Gymnasium „Zum Grauen Kloster“, Ferdinand August*) entstanden, das mit furchtbarer Wahrheitstreue die Schicksale der großen Armee meldete und mit schauerlichem Hohne den Nimbus von Napoleons Macht vernichtete. Als ein treuer Spiegel der Stimmung jener Tage mag es hier unverkürzt Platz finden:

1. Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

2. Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

3. Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

4. Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß!
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

5. Feldherrn ohne Witz,
Stückleut' ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgends Rast und Ruh'.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

6. Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!

Das Spottgedicht auf die „große Armee“, auf Jahns Betreiben in zahlreichen Abschriften verbreitet, wurde bald ein vielgesungenes Volkslied von gewaltiger Wirkung. Jahn tat alles, um die Aufregung zu schüren. Mit Friedrich Friesen war er den ganzen Tag, oft die Nacht rastlos beschäftigt, die Jugend für den bevorstehenden Freiheitskampf fertig und bereit zu halten. Auch außerhalb Berlins hatte Jahn Verbindungen angeknüpft, besonders mit den Universitäten Göttingen, Jena und Halle, wo sein Andenken von früher her noch frisch und lebendig war. In Jena scharte sich, wie Jahns Biograph, Professor Euler, erzählt, die Verbindung der Vandalen um das Katheder des mit Jahn befreundeten Professors Luden, um seinen beredten Vorlesungen über die bedeutsamsten Momente in der deutschen Geschichte bis zur Auflösung des deutschen Kaiserreiches und der seitherigen Zerrissenheit und Erstarrung des deutschen Volkslebens mit immer mehr sich steigernder Teilnahme zu lauschen. Die Vandalen traten wieder in Verbindung mit Landsmann-

*) Ferdinand August, später jahrelang Direktor des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin, war damals einer der eifrigsten Turner in der Hasenheide und einer der ersten Freiheitskämpfer. Als Student dichtete er 1814 das viel gesungene Lied: „Wer gleichet uns Turnern, uns frohen!“ Als Direktor des genannten Gymnasiums starb er im Alter von 75 Jahren zu Berlin.

schaften anderer Universitäten und vereinigten in Jena selbst die Studierenden zu gemeinsamen Entwürfen und Entschlüssen auf die Zeit hin, daß der Ruf zu den Waffen erschallen würde."

Gegen Ende des Jahres 1812 hatte Jahn drei Studierende aus Berlin als Sendboten nach den Universitäten geschickt, um für den bevorstehenden Kampf und zum Eintritt in ein zu errichtendes Freikorps zu werben. In Halle besuchten sie die Kneipen der einzelnen Verbindungen und fanden besonders in den Korps der Märker und Pommern ein günstiges Feld. Man sagte den Berlinern zu, auf das erste Zeichen, das sie von ihnen erhalten würden, aufzubrechen und nach Breslau, dem ihnen genannten Sammelplatz, zu eilen.*)

In seiner mannhaften, hinreißenden Sprache, die wie ein wild rauschendes Wasser alles mit sich fortriß, hatte Jahn um jene Zeit in seiner Vorrede zu den „Deutschen Wehrliedern"

Friedrich Friesen.

geschrieben: „Aufdämmert der Schöpfungsmorgen, es zeigt sich der Freiheit Morgenrot, und überall beginnt es zu tagen. Aufruhr, Aufstand, Empörung sind wieder heilige Worte und Werke. Wider die Ausländerei jeder Art stehet als Hort die hehre Volkstümlichkeit. Sprecher, Redner, Sänger, Bildner, Künstler, Erzieher, Schreiber kämpfen dann alle mit; das ganze Volk ist in der Landwehr, wenn es auch nicht in Reih und Glied steht."

Dann war in den ersten Januartagen 1813 die Nachricht von Yorcks Abfall von dem erzwungenen französischen Bündnis nach Berlin gelangt und hatte einen gewaltigen Eindruck gemacht. Immer mehr hatte sich jetzt das Gefühl Bahn gebrochen: jetzt oder nie! Auch Blücher hielt seine Zeit für gekommen. Freilich ging ihm alles nicht schnell genug. Man kann sich denken, wie fieberhaft erregt sein altes Soldatenherz war, als er Tag für Tag auf die Kriegserklärung Preußens wartete, die immer und immer noch nicht kommen wollte. In dieser Stimmung schrieb er an Scharnhorst unterm 5. Januar 1813 folgenden Brief:

*) Friedrich Ludwig Jahn, Sein Leben und Wirken von Professor Dr. Euler.

„Mich juckts in allen fingern, den säbel zu ergreiffen. Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unseres königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der gantzen Nation führnehmen ist, alles schellm Franzosenzeug mittsamt dem Bonaparte und all seinem gantzen Anhankh vom deutschen boden wegzuvertilgen; so scheint Mich, das kein deutscher man Mehr des deutschen nahmens wehrt seye. Jetzto ißt widerum die Zeitt zu duhn, waß ich schon anno 9 angeratten, nemlig die gantze Nation zu den Waffen aufzuruffen, und wenn die fürsten nich wollen und sich dem entgegen setzen sie samt dem Bonaparte wegh zu jahgen. Denn nich nur Preußen alleyn, sondern das gantze deutsche Vatterland muß widerum Herauf gebracht und die nation hergestellht werden."

Preußischer freiwilliger reitender Jäger.

Freilich, es ging nicht alles so schnell, wie der alte Haudegen es wünschte. Noch hatte Marschall Augerau Berlin besetzt; auch in Magdeburg und Hamburg waren noch starke Besatzungen. Noch war der König nicht frei und die französische Polizei noch allmächtig in der Hauptstadt. Mit Argwohn beobachteten sie die Schritte der Patrioten, vornehmlich Jahns. Aber dieser hatte einen mächtigen Rückhalt an Hardenberg, der ihn gegen alle Verdächtigungen und Einflüsterungen in Schutz nahm. Dennoch war die höchste Vorsicht nötig. Selbst die Zeitungen in Berlin, „die Spenersche" und „Vossische", mußten sich in ihren patriotischen Kundgebungen die größte Zurückhaltung auferlegen. Eben gerade jetzt hatte jenes verwegene Doppelspiel des Staatskanzlers von Hardenberg begonnen, demzufolge das Vertragsverhältnis Preußens mit Frankreich solange aufrecht erhalten werden sollte, bis die schon im geheimen angeknüpften Verhandlungen wegen Abschlusses eines Bündnisses mit Kaiser Alexander von Erfolg gekrönt sein würden. Um das immer stärker auftretende Mißtrauen Napoleons zu entkräften, und ihm von der Loyalität der preußischen Regierung einen untrüglichen Beweis zu geben, hatte ihm Hardenberg sogar die Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer „Prinzessin aus dem Hause Bonaparte" vorgeschlagen. Das Mißtrauen hatte durch Yorcks kühnen Schritt neue Nahrung erhalten; auch des Königs vorn erwähnte Verhaftungsmaßregel gegen Yorck, welche in scharfen, mißbilligenden Worten in der

„Spenerschen Zeitung“ vom 19. Januar 1813 veröffentlicht worden war, konnte nicht dazu beitragen, das erwachte Mißtrauen des französischen Gewalthabers zu beseitigen. Beängstigende Gerüchte schwirrten durch die Luft, als beabsichtigte man die Gefangennahme des Königs, um auf die Bevölkerung einen Druck auszuüben. Es ist festgestellt, daß das Gerücht nicht unbegründet war.*) Hardenberg bot daher alles auf, den König zu bewegen, seine Residenz sofort nach Breslau zu verlegen. Am 22. Januar verließ Friedrich Wilhelm Berlin und traf am 25. in Breslau ein. Zwei Tage später folgte auch Hardenberg nach, nachdem er durch eine Bekanntmachung in der „Spenerschen Zeitung“, worin er die Bürger der Residenzstadt Berlin zu einem „loyalen Verhalten“ ermahnt, die französische Regierung in Sicherheit gewiegt hatte.

Trotzdem war der Volksgeist kaum mehr im Zaume zu halten; die Aufregung in Berlin stieg aufs höchste. Wenige Tage später, am 29. Januar, verließen auch Jahn und Friesen (ersterer auf besondere Aufforderung Hardenbergs) Berlin, um nach Breslau zu gehen. In Friesens Stube versammelten sich zum letzten Male die Mitglieder des Deutschbundes, um sich aufzulösen. Es war eine weihevolle Stunde. Jahn sagte: „Nun lebt wohl, es ist jetzt alles aus; tue jeder jetzt seine Schuldigkeit, unser Gelübde ist abgetan!“ Und Friedrich Friesen sagte zu seinen Turnern in seiner Abschiedsrede, wie in dunkler Vorahnung: „Auf der grünen Wiese sehen wir uns wieder! Sie wird blutrot werden; mancher Edle wird fallen, manche Träne wird um den erschlagenen Bruder geweint werden.“

So zogen die beiden deutschesten Männer, Jahn und Friesen, dahin, die ersten Freiwilligen des Befreiungskampfes. Mit verhaltenem Atem lauschte man in Berlin, lauschte man in ganz Preußen und Deutschland auf das erlösende Wort des Anfanges, das vom Könige kommen sollte, der nunmehr, den fränkischen Schergen entrückt, in Breslau weilte. Es kam. Am 3. Februar 1813 erschien der berühmte Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Er war mit Rücksicht auf die Mittellosigkeit des preußischen Staates zunächst an die gebildete und wohlhabende Jugend gerichtet, die sich selbst kleiden und beritten machen konnte. Die wichtigste Stelle des Aufrufes mag hier Platz finden:

„Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates“, hieß es darin, „erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt, und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußerst haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesem Gefühle und dem Durste nach Tätigkeit, welcher so vielen jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der älteren Verteidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen gemeinschaftlich in der schönen Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern. In dieser Hinsicht haben Se. Majestät der König die Formierung von Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern der Armee zu befehlen geruht, um besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst zu bekleiden und beritten machen zu können, in einer, ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militärdienst aufzufordern, und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können.“

Der Aufruf war nur von Hardenberg unterzeichnet. Der König hatte zunächst noch Abstand

*) Th. G. v. Hippel, „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.“ (Bromberg 1841). S. 63

genommen, unter ein solches Dokument seinen Namen zu setzen, teils aus Rücksicht auf das noch bestehende Bündnis mit Frankreich, teils aus dem Grunde, weil er besorgte, es würden nur wenige dem Aufruf Folge geben. Wie wenig hatte Friedrich Wilhelm sein Volk gekannt! Schon der Zudrang zu den Nationalregimentern in Ostpreußen, deren Bildung, wie wir wissen, auf jenem berühmten preußischen Landtag von den ostpreußischen Ständen beschlossen worden war, hatte großen Erfolg gehabt, obwohl Yorck und sein Korps vorläufig immer noch unter dem Banne der Ächtung standen. Hier aber in Breslau überstieg die Wirkung des Aufrufes alle Erwartungen. Mit wachsendem Erstaunen nahm der König mit eigenen Augen und Ohren unter den Fenstern seines Schlosses den täglich sich steigernden Waffenlärm der Jugend wahr, der sich bald auch ältere Männer zugesellten. „Der König hatte", wie auch Pertz, der Biograph Steins, erzählt, „anfangs keinen Glauben an die Wirksamkeit des Aufrufes und ihm erst auf wiederholtes Andringen Scharnhorsts nachgegeben. Wenige Tage nach dem Erlaß stand der König im Breslauer Schlosse am Fenster, als die Annäherung eines großen Wagenzuges gemeldet wurde. Es waren gegen achtzig Wagen mit Freiwilligen aus Berlin. Auf Scharnhorsts Frage: ob Majestät sich nun überzeuge? antworteten die rollenden Tränen aus des Königs Augen. Die Rinde des Mißtrauens, welche die bitteren Unglücksjahre um sein Herz gezogen hatten, war geschmolzen."

Im ganzen Lande, vornehmlich in Berlin, hatte der Aufruf eine nie geahnte Wirkung. Hier hatte Friedrich Ludwig Jahn bei der Jugend vorgearbeitet. Bei seinem Abgange nach Breslau hatte er ein köstliches Vermächtnis zurückgelassen, die „Rede des Arminius an die Deutschen vor der Teutoburger Schlacht", die er dem erwachsenen Schüler Dürre übergeben hatte. Noch vor dem Bekanntwerden des Aufrufes vom 3. Februar hatte Dürre Jahns Vermächtnis zur Kenntnis seiner Kameraden gebracht. „In einer Deklamationsstunde", erzählt Dürre, „des Abends zwischen 4 und 5 Uhr bei Licht, hatte ich meinen Kameraden, welchen vor mir die Reihe traf, vermocht, mir diese abzutreten. Es waren ja alle Turner, und sie ahnten, daß ich etwas Besonderes vorzutragen hätte. Professor Giesebrecht gab mir die Erlaubnis, da es sich um eine Rede handelte, das Katheder besteigen zu dürfen. Mit der mir damals in allen Modulationen zu Gebote stehenden Sprache begann ich sicher und bei der gespanntesten Aufmerksamkeit meiner Mitschüler: „Deutsche Mannen, frisch auf! Waffen und Wehr zur Hand. Nun gilt's Kampf auf Leben und Tod, um Gut und Blut, um Ehre, Glück und Freiheit!" Mein gutmütiger Professor, der sich auf eine Bank in die Ecke gesetzt, strich die langen schlichten Haare aus dem Gesicht, stützte den Kopf auf den Arm, den Arm aufs Knie und betrachtete mich sichtbar bewegt. Als ich dann geendet — da war eine lange Pause. Als ich auf meinen Platz zurückgekehrt war, stand Giesebrecht auf: „Wir wollen beten", sagte er. Die Stunde war noch nicht zu Ende, aber er entließ uns nach dem Gebet. Bald darauf erschien des Königs Aufruf an die Freiwilligen.

Wie tiefgehend bei der Jugend Berlins seine Wirkung war, darüber berichtet der damalige Direktor des Gymnasiums „Zum Grauen Kloster" in seinen Programmen vom Jahre 1813 und 1814: „Der Ausspruch unseres allverehrten Monarchen: ‚Das Vaterland ist in Gefahr', und der Aufruf ‚Zu den Waffen!' wirkte auf unsere rechtlich gesinnten Schüler wie ein elektrischer Schlag; jeder fühlte sich erschüttert und zu Taten entflammt!" Ich gedenke noch des Morgens, an dem jene Aufforderung in den hiesigen Zeitungen erschienen war und ich in der ersten Klasse von sämtlichen Mitgliedern derselben feierlicher als je empfangen wurde, und wie dann der primus omnium, Martins, das Wort nahm und erklärte, daß nach dem soeben erschienenen Aufrufe sie alle insgesamt sich verpflichtet hielten, demselben zu folgen, die Waffen zu ergreifen und nach ihren Kräften mitzuwirken. Wen erfreute nicht, solche Zöglinge zu haben? Auf eine herzliche Belobigung,

wie sich von selbst versteht, und auf meinen Rat wendete sich ein jeder zuerst an seine Angehörigen, wegen aller nötigen Vorbereitungen; die Eltern und Vormünder eines großen Teils derselben wohnten nicht hier in Berlin; die Söhne reisten zu ihnen, oder schrieben an sie, und innerhalb weniger Wochen standen schon einhundertdreizehn von unseren Schülern bewaffnet unter den Vaterlandsstreitern. — So wie die übrigen das gesetzliche Alter von siebzehn Jahren und die erforderlichen Kräfte erlangten, folgten sie der neuen Bestimmung als ihrer heiligsten Pflicht.*)

Und so war es auch in den anderen Unterrichtsanstalten. Die ganze Blüte der Jugend erschien auf dem Plan, um sich anwerben zu lassen für den heiligen Krieg, vor allem die studentische Jugend. Von der Berliner Universität meldeten sich allein 258 Studenten zu den Fahnen. Gerade auf die Jugend war die Hoffnung der Zukunft gerichtet. Wie eine Fanfare war der „Aufruf an die wehrbare deutsche Jugend“ an ihre Ohren geklungen:

„Heran, heran, zu Sieg oder Tod!
Jugend! Das Vaterland ist in Not.
Nie kommt ihm der Tag der Rettung wieder,
Kämpfst du nicht diesmal den Feind darnieder.
Jugend! Mach gut, was die Alten versahn,
Der Ehre Tor ist dir aufgetan.“**)

Mit freudiger Begeisterung folgten sie dem Rufe, Feder und Buch mit Büchse und Schwert vertauschend. Gerade gegen sie, die das Hauptkontingent zu den Freiwilligen stellten, war deshalb auch der Haß Napoleons am stärksten; er nannte sie verächtlich écoliers (Schüler), und nach dem ersten Waffengang bei Großgörschen die „enfanterie“ (von enfant, Kind, abgeleitet); aber diese „enfanterie“ sollte ihm bald zeigen, was begeisterte Vaterlandsliebe zu leisten vermochte.

Doch nicht nur die lernende Jugend, auch ältere, gereiftere Männer, Angehörige aller Lebensstellungen, Männer jeden Standes folgten dem Rufe des Vaterlandes. Die Beamten des Berliner Kammergerichts stellten allein 58, das Stadtgericht 54 Vaterlandsverteidiger. So groß war der Erfolg des Aufrufes gewesen, daß sich in Berlin während der kurzen Zeit von drei Tagen 9000 Mann zu den Fahnen hatten einschreiben lassen.

Um der unerwartet großen Zahl dieser Freiwilligen einen Mittelpunkt zu bieten, hatte der Major von Lützow, als einstiger Teilnehmer an Schills kühnem Zuge schon bewährt als Freiheitskämpfer, den Plan gefaßt, sie in einem besonderen Korps zu sammeln. Gleich nach Erlaß des königlichen Aufrufes vom 3. Februar hatte er sich, im Einverständnis mit Scharnhorst, an den König mit einer Eingabe um Erlaubnis zur Bildung einer solcher Freischar gewendet. Von Hardenberg, Scharnhorst und dem General von Hake befürwortet, war dies Gesuch schon am 18. Februar genehmigt worden. Zum Chef des Korps war Major von Lützow, zum Kommandeur Major von Petersdorff ernannt worden. Die ersten, die in das Freikorps eintraten, waren Jahn und Friesen.

Was war das für ein wunderbares Treiben in jenen Februartagen im „Goldenen Szepter“ zu Breslau, dem Sammelpunkt der Lützower! „Wie unsere Hallenser“, erzählt Friedrich Förster, der sich ebenfalls hatte anwerben lassen, „wie unsere Hallenser in ihrer bunten studentischen Tracht, mit Pistolen, Schlägern, Büchsen, Dolchen bewaffnet, wie die Berliner Turner, so kamen auch von anderen deutschen Universitäten, aus Jena, aus Göttingen, aus Greifswald, aus Königsberg Jünglinge angezogen. Sie wollten den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen.“ Unter den

*) Es eilten vom Grauen Kloster damals zu den Waffen: Aus Prima 43, aus Sekunda 40, aus Großtertia 15, aus Kleintertia 19, aus Großquarta und anderen Schulklassen 17. Neun derselben fielen im Feldzuge. 1815 gingen infolge des erneuten Kampfes wieder 64 Schüler zur Armee ab.

**) Neue Runenblätter. S. 133.

Jünglingen ragte neben dem lorbeergeschmückten Dichter Theodor Körner, der aus Wien herbeigeeilt war, die herrliche Gestalt des blonden Friedrich Friesen hervor. Beide waren die verkörperten Ideale der deutschen Jugend. Mit seinem liebenswürdigen, ritterlichen Wesen hatte sich vor allem Friedrich Friesen die Liebe und Achtung aller erworben. Lützows schwärmerisch veranlagte Gemahlin hatte sofort einen lebhaften Briefwechsel mit Friesen angeknüpft, und Theodor Körner, der Sänger von „Leier und Schwert“, welcher später in Friesens Armen seine junge, edle Seele aushauchte, hing an dieser Siegfriedsgestalt ebenfalls mit schwärmerischer Begeisterung.

Aber nicht allein die studierende Jugend kehrte hier im „Goldenen Szepter“ zu Breslau ein, auch Männer im reiferen Lebensalter, zum Teil schon in hervorragenden Stellungen, ließen sich zum Eintritt in das Freikorps einschreiben; wir nennen nur den Staatsrat Graf Dohna, den

Major Adolf von Lützow.

späteren Geheimen Rat Beuth, den Regierungsrat Schroer, den späteren sächsischen Staatsminister Freiherrn von Nostiz und Jänkendorf, den Landrat von Petersdorff mit seinen Söhnen. „Nirgends“, so schildert Karl Immermann die hier zum heiligen Kampf zusammengeströmten Jünglinge und Männer, „stand der junge grüne Hain so dicht, als in der Lützowschen Freischar. Hier war der Student Nebenmann des Professors; Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Teil schon hochgestellte Staatsbeamte aus allen Gauen Deutschlands waren in die Jägerkompagnien und Schwadronen, deren Masse aus tüchtigen Handwerksgesellen und Bauernburschen bestand, verteilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen sollten, das farblose Schwarz trugen. — Die Lützowsche Freischar war die Poesie des Heeres, und so hat denn auch der Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen gesungen, gefochten und vollendet.“

„Was war das für eine wunderliche Geschäftigkeit in den Räumen des ‚Goldenen Szepter‘“! erzählt Eiselen in seiner „Geschichte des Lützowschen Freikorps“. „Der eine schrieb, ein anderer las, ein dritter war mit der Prüfung von Waffen beschäftigt, ein vierter hatte mit einem Hand-

werker einen Handel abzuschließen, ein fünfter bemühte sich, einem noch schwankenden jungen Mann das Eintreten in das Korps annehmlich zu machen."*) Und dann jedesmal der Jubel, wenn neue Freiwillige von auswärts eintrafen. Da kamen zuerst von Berlin acht Jünglinge auf kecker Turnfahrt zu Fuß nach Breslau, mitten durch Eis und Schneegestöber, mitten durch das vom Feinde besetzte Land. Täglich, stündlich trafen neue Ankömmlinge ein. Die Gasthöfe Breslaus waren überfüllt. Gastfreundlich nahmen die Breslauer Bürger die herbeieilenden Vaterlandsverteidiger auf. „Mein Haus in Breslau", schreibt der bekannte Pädagoge Harnisch, „ward eine ordentliche Niederlage für die neuen Ankömmlinge des Korps, dessen schreibender Stab im ‚Wirtshaus zum Szepter' sich befand, wo Major von Lützow, Jahn, Friesen, die Hauptleute von Petersdorff und von Helmenstreit wohnten. Auch der große Stein hatte hier Wohnung genommen. Die edle Gemahlin Lützows stand mit all den bedeutenden Männern im lebhaften Verkehr. Sie vertrat ihren Gemahl, wenn er abwesend war, indem sie die fortwährend der Schar zuströmenden Freiwilligen aufnahm."

Zu den in das Lützowsche Freikorps aufgenommenen Kämpfern gehörte auch jene heldenmütige Jungfrau Eleonore Prohaska, welche, von der flammenden Begeisterung jener Tage mit fortgerissen, den Entschluß gefaßt hatte, in den Reihen der Kämpfer für das Vaterland ihr Leben einzusetzen. Erst 18jährig, hatte sie heimlich das Haus ihres Vaters, eines invaliden Unteroffiziers zu Potsdam, verlassen und war unerkannt in das Lützowsche Freikorps als Jäger zu Fuß eingetreten. Wir werden dem heldenmütigen Mädchen noch später im Gewühl des Kampfes begegnen. Als ein rührender Beweis, wie die heiße Begier, das Vaterland von den Unterdrückern zu befreien, selbst die Herzen der weiblichen Jugend zu feurigen Taten antrieb, möge hier ein Brief der Jungfrau folgen, den sie aus ihrem ersten Biwak an ihren fünfzehnjährigen Bruder schrieb:

Aus unserm ersten Biwak, 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest; ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Manneskleidung zu kaufen, bis ich Montierung erhalte; dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Taler, Hirschfänger und Czacko zusammen 3½ Taler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger; meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tirolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder; denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerzieren, tiraillieren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausendmal; sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel

*) Eiselen, Geschichte des Lützowschen Freikorps.

bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll, und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt. Mit ewiger Liebe

Deine Leonore, genannt August Renz,
freiwilliger Jäger bei dem Lützowschen Freikorps im Detachement, erstes Bataillon.

Aber das Vaterland forderte noch andere Opfer als diejenigen, welche die Teilnehmer in dem sich vorbereitenden Freiheitskampf durch Einsetzung ihres Lebens darzubringen vermochten. Das Land war ausgesogen, die Staatskassen leer, der Wohlstand des Bürgers so gut wie vernichtet. Die Ausrüstung kostete viel Geld; manchem armen Jüngling, dem es heiß im Herzen brannte, war es nicht möglich, die Kosten aufzubringen. Da begann dann, wie ein großer, unendlicher Strom der Liebe, jene Opferfreudigkeit durch die Herzen des Volkes zu fluten, welche beispiellos dasteht in der Geschichte und welche, in ihren oft rührenden Beispielen, als leuchtendes Vorbild warmer Vaterlandsliebe immerdar in der Erinnerung des Volkes fortleben möge. Die Zeitungen in Berlin, Breslau und anderen großen Städten, zwar immer noch nicht ganz befreit von dem Druck der französischen Zensur, richteten jetzt eine besondere Rubrik „Vaterlandsliebe“ ein, worin die Gaben verzeichnet wurden, die von arm und reich, von alt und jung zur Ausrüstung freiwilliger Korps beigesteuert wurden. So brachte die „Spenersche Zeitung“ in Berlin außer zahlreichen anderen Anerbietungen und Bekanntmachungen folgende Mitteilung:*)

„Die Königliche Aufforderung an die gebildeten Jünglinge unseres Vaterlandes tönt in die Herzen wie eine Stimme Gottes. Ich erbiete mich, drei unvermögenden jungen Männern, die sich den edlen Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Bekleidung und zum Ersatz der Zehrkosten bis Breslau behilflich zu sein.

Der Buchhändler Friedrich Braunes, Stechbahn 3.“

Die königliche allerhöchst verordnete Oberregierungskommission machte bekannt, daß der Älteste der Berliner Judenschaft, der Rentier Gumpertz, ihr 300 Taler Kurant zur Equipierung unvermögender Freiwilliger zur Verfügung gestellt hat.

Der Vorsteher der Blindenanstalt Zeune erbietet sich, einen Freiwilligen zu bewaffnen.

Ein hiesiger Bürger wünscht, um seinen Sohn als reitenden Jäger einkleiden zu können, 150 Taler gegen Sicherheit zu leihen und verspricht, dieses Kapital nach einem Jahre wieder zu bezahlen. Nähere Nachricht in der Zeitungsexpedition.

Ein Offiziant, dessen ganzes Vermögen 4000 Taler beträgt, hat 1000 Taler auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt.

Ein Kaufmann aus einer benachbarten, noch von dem Feinde besetzten Provinz, hat 4000 Taler eingesendet.

Der Bauer Meyer aus Elsholz in demselben Amte, der nur zwei Pferde in seinem Vermögen hat, stellte das bessere unentgeltlich zum Kriegsdienste.

Die Witwe D. P. 4 Taler und ihren Trauring.

Der General-Direktor des Nationaltheaters Iffland von sämtlichen Mitgliedern des Theaters 350 Taler.

Die Stadt Potsdam hat 40 Freiwillige vollständig ausgerüstet.

Alexander, 10 Jahre, und Theodor, 9 Jahre alt, zu jung, um für das geliebte Vaterland zu fechten, opfern ihm freudig ihre kleine Habe, 2 Dukaten, zur Bekleidung der schwarzen Jäger.

*) Ludwig Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Bd. 2. 196.

Der Schuhmacher Valentin: drei Paar neue Stiefeln und 10 Taler.

Von dem Vereine der hiesigen Hausväter: erste Sammlung 2310 Taler; zweite Sammlung 551 Taler.

Von einer Gesellschaft aus Potsdam 365 Taler.

Der Ohlauer Kreis stellt 100 Mann auf seine Kosten.

Von Waldenburg sind 13 Bergleute und 3 Bergeleven als Freiwillige angekommen. Die dortige Knappschaft hatte 221 Taler zu ihrer Ausrüstung zusammengeschossen.

Der Professor Schulz leistet auf die ihm zuteil gewordene jährliche Gehaltszulage von 100 Talern Verzicht.

Ein Ungenannter hat drei mit Brillanten sehr reich besetzte Tabatièren, welche zusammen auf 5300 Taler geschätzt worden sind, eingesendet.

Eine junge Frau, deren Gatte als Freiwilliger eingetreten ist, sendete ihren Brautschmuck mit den Worten ein: „Gold und Schmuck dürfen für eine preußische Bürgerin keinen andern Wert haben als den, es dem Vaterlande zum Opfer zu bringen.“

Der Buchdrucker Aug. Petsch hat das Schriftchen: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“ auf seine Kosten gedruckt zum Besten der Freiwilligen.

Dem Vaterlande drei silberne Eßlöffel.

Von der Hausdienerschaft des Herrn Staatskanzlers 29 Taler 12 Gr.

Von dem G. K. V. C. aus F. 2000 Taler.

Von einem Ungenannten 1000 Taler.

Der Professor Steffens, welcher selbst als Freiwilliger eingetreten ist, hat 71 Taler gesammelt und abgeliefert.

Zehn Taler von einer armen Frau zu einem Überrock erspart mit der Bemerkung: „Die Jäger brauchen es notwendiger als ich.“

Von drei patriotischen Dienstmädchen: ein silberner Becher, eine dergleichen Nadelbüchse, sieben Medaillen und 25 Taler.

Von der kleinen Marie 1 Taler 8 Groschen, welche ihr zu einer Wachspuppe geschenkt worden waren.

Von einem zehnjährigen Knaben eine silberne Uhr mit den Worten: „Da ich leider noch zu klein bin, um selbst mitzugehen, so bringe ich gern alles, was ich habe.“

Mit zwei Paar wollenen Socken: „Das letzte Bißchen Armut einer alten Soldatenwitwe.“

„Von meiner Hausehre eine alte goldene Kette.“

„Meine sechs Kinder leerten ihre Sparbüchsen freudig für den heiligen Zweck — 1 Dukaten 10 Taler.“

Von einem treuen Westfälinger: 50 Säbelklingen: „Laßt euch von ihnen freie Bahn nach dem Rhein machen!“

Noch heute nach hundert Jahren wirkt die Lektüre dieser schlichten Zeitungsmitteilungen rührend und herzbewegend. Kein amtliches Dokument, kein begeisterter Hymnus kann mit beredterer Sprache als sie Zeugnis ablegen von der unvergleichlichen Opferwilligkeit aller Stände, jedes Alters und Geschlechts. Die Invaliden, die Witwen und Waisen gaben ihr Letztes, die Kinder ihr Liebstes hin. Aber umso wertvoller waren die Gaben, da sie freiwillig, ohne jeden Druck von oben, ohne jede Aussicht auf Lohn und Vorteil, gegeben wurden. Und dennoch trugen sie ihren Lohn in sich. „Aus den mit Freudigkeit geöffneten Sparbüchsen der Kinder“, sagt Friedrich Förster treffend, „sprangen Freiheitsgeister hervor, welche die Donnerbüchsen des Weltbeherrschers zum Schweigen brachten, und die Fingerhüte der Damen verwandelten sich in Bombenkessel.“

Einen ungeahnten Erfolg hatte der glückliche Gedanke eines Berliner Bürgers, welcher in einer öffentlichen Aufforderung den Vorschlag machte, die goldenen Trauringe auf dem Altar des Vaterlandes darzubringen, sie zur Gewinnung von Geldmitteln einzuschmelzen, und den Gebern dafür eiserne mit der Inschrift zu geben:

„Gold gab ich für Eisen 1813.“

„So wird“, heißt es in der Aufforderung, „was ein Familienschatz war, ein solcher bleiben und auch ein höherer, ein Vaterlandsschatz, gleichsam ein Amulet werden, das mit dem ganzen Inbegriff häuslicher Tugenden auch noch jene höhere, die jetzt außerordentliche Zeit entfaltet, auf Kind und Kindeskinder forterben wird.“ Rudolf Werkmeister hieß der brave Mann, der diesen schönen und großen Gedanken gehabt und sich unter ausdrücklicher Erlaubnis des Militärgouvernements erboten hatte, den Umtausch und die Ablieferung der Ringe und die damit verbundenen großen Arbeiten der Rechnungslegung zu übernehmen. Unbeschreiblich war der Erfolg seiner Aufforderung. Schon am Tage nach der Bekanntmachung wurden 150 goldene Ringe gegen eiserne umgetauscht. Nach einer ungefähren Berechnung sind in jener Zeit etwa 160000 goldene Ringe, Ketten, Halsbänder, Ohrringe u. s. w. gegen jene eisernen Ringe eingetauscht und dann zur Gewinnung von Geldmitteln zur Kriegführung eingeschmolzen worden. Noch heute befinden sich im Hohenzollernmuseum zu Berlin, sowie im Privat- und Familienbesitz solche denkwürdigen eisernen Ringe, welche dort natürlich wie ein Heiligtum aufbewahrt werden. In den Bekanntmachungen der Berliner Zeitungen beziehen sich darauf folgende Mitteilungen unter der Rubrik „Vaterlandsliebe“:

Von einem invaliden Offizier zwei goldene Trauringe: „Das einzige, was ich noch besitze, leg' ich mit Freude auf den Altar des Vaterlandes.“

Eine unbemittelte Witwe bringt gern ihr Liebstes dem Vaterlande zum Opfer dar: Zwei goldene Trauringe.

Der Übersendung eines Trauringes war folgender Vers beigegeben worden:

„Du bist mir wert seit fünfundzwanzig Jahren
Und solltest mich bis in mein Grab begleiten,
Doch geh, ich weihe Dich den Jünglingsscharen,
Die für des Vaterlandes Freiheit streiten;
Verwandle Dich, o Ring, jetzt in ein Schwert,
Dir bleibet auch als Stahl Dein heil'ger Wert!“

Das ergreifendste Opfer treuer Vaterlandsliebe aber brachte eine schlesische Jungfrau aus Breslau dar, ein 18jähriges Mädchen, Ferdinande von Schmettau. Sie war arm, sie hatte nichts, was sie auf den Altar des Vaterlandes niederlegen konnte. Da kam ihr ein Gedanke. Ihr wundervolles blondes Haar war schon oft in der Gesellschaft der Gegenstand der Bewunderung wie des Neides gewesen. Sie ging zu einem Friseur und fragte ihn, welchen Betrag er ihr für das Haar bieten würde. „Zehn Taler“, sagte der Mann, und das Mädchen bittet ihn hocherfreut, es abzuschneiden und ihr das Geld dafür zu zahlen. Aber der Friseur ist fast entsetzt über dies Verlangen; er sollte seine Schere ansetzen, um das junge Mädchen ihres schönsten Schmuckes zu berauben? Nein, nimmermehr! So sehr sie ihn auch bittet, er kann es nicht; er weigert sich. Aber die Jungfrau wankt nicht in ihrem Entschlusse. Schweigend verläßt sie den Laden, begibt sich nach Hause, schneidet selbst den wundervollen Schmuck ab und legt das Haar in einem der zahlreichen Annahmekomitees, welche an verschiedenen Stellen der Stadt ihre fliegenden Bureaus aufgeschlagen haben, mit folgenden Worten auf den Tisch: „Der Friseur hat für das Haar zehn Taler geboten; es macht mich glücklich, dem Vaterlande dies kleine Opfer bringen zu können.“ Groß war der Eindruck, den die edle Tat bald in allen Kreisen machte. Das Komitee ließ Haarringe,

Schnüre und Armbänder aus der Fülle des schönen Haares machen. Diese fanden bald reißenden Absatz und wurden als Andenken an eine so schöne Hingebung so teuer verkauft, daß ein Erlös von 1200 Talern erreicht wurde.

Wo alle Stände des Volkes in der heiligsten Betätigung ihrer Vaterlandsliebe wetteiferten, wollten auch die höheren und höchsten Gesellschaftskreise nicht zurückbleiben. Die edle Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, die einst an der Seite ihres Gatten dem Eroberer sich als Geisel stellen wollte, um Preußen von der Plage der blutaussaugenden französischen Besatzung zu befreien, sie war die erste, die sich an die Spitze eines neugegründeten Vereins stellte, der unter dem Namen „Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes" sich die Aufgabe gestellt hatte, die in den Kampf hinausziehenden Vaterlandsverteidiger zu bewaffnen, zu bekleiden, die Verwundeten zu pflegen und zu heilen. Der Aufruf zur Bildung dieses Vereins war, außer von der Prinzessin Marianne, unterzeichnet von: Wilhelmine, Prinzessin von Oranien, Auguste, Kurprinzessin von Hessen, Wilhelmine, verwitwete Prinzessin von Oranien, Prinzessin Ferdinand von Preußen, Luise, Prinzessin von Preußen-Radziwill, Karoline, Prinzessin von Hessen, und Marie, Prinzessin von Hessen. In dem Aufruf hieß es, daß auch die Frauen mitwirken müssen, die Siege befördern zu helfen, „damit auch von unserer Seite erfüllt werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hilfe errettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe."

Unterdessen hatte die Bewegung im ganzen Reiche einen immer mächtigeren Aufschwung genommen. Auf allen Landstraßen, Wegen und Stegen eilte die waffenfähige Jugend an die bezeichneten Sammelorte, so daß es den noch im Lande befindlichen Besatzungstruppen oft bange wurde. Mit spöttischen Bemerkungen und stolz erhobenem Haupte zogen die Scharen der Freiwilligen an ihren bisherigen Knechtern vorüber. In den östlichen Teilen des Landes eilte man zu den Truppen Yorcks, an der Weichsel zu denen des Generals von Bülow; in Pommern und in Neumark versuchte man, durch die noch immer zahlreichen französischen Besatzungen zu den Truppen von Borstell nach Kolberg durchzukommen. Überall, wo die jungen Freiwilligen eintrafen, wurden sie mit brausendem Jubel empfangen. In Kolberg, der alten Hochburg der Vaterlandsliebe, gab es einen besonders festlichen Tag, als am 25. Februar abends der tapfere Verteidiger der alten Feste, die Seele der bisherigen Kriegsrüstungen, Gneisenau, auf einem schwedischen Schiffe von England zurückgekehrt war. Wie mit Blitzesschnelle hatte sich die Kunde verbreitet, daß er an der Münde ans Land gestiegen sei. Sein alter Waffengefährte von anno 1807, der brave Bürger Nettelbeck, hatte sofort sein Haus am Markt erleuchtet, und in einer Viertelstunde war die ganze Stadt freiwillig illuminiert. „Gneisenau ist da!" scholl es von Mund zu Munde. Alles eilte auf die Straßen und vor sein Quartier am Markt im Kuphalschen Hause. Die Bürgerschaft zog mit Musik auf, und die Lebehochs nahmen kein Ende. Auch eine Abteilung schon uniformierter freiwilliger Jäger stellte sich ihm vor.*)

Ganz besonders gewaltig war das Zusammenströmen der Freiwilligen in Breslau. Von Berlin aus war, wie wir schon gesehen haben, eine wahre Auswanderung nach Schlesien erfolgt. Die Nähe des Königs, Hardenbergs und Scharnhorsts, die Anwesenheit Steins und vieler anderer bedeutender Männer, vor allem die Tatsache, daß sich das Hauptwerbebureau der Lützower mit dem glänzenden Stabe des Majors von Lützow: Theodor Körner, Friedrich Ludwig Jahn, Friedrich Friesen und zahlreichen anderen Namen von damals geradezu bezauberndem Klange in Breslau befanden — das alles wirkte wie ein Magnet auf die herbeiströmende Jugend, ja auf Männer

*) Bericht des Augenzeugen Dr. Heinrich Beitzke, Verfassers der „Geschichte der Deutschen Freiheitskriege". I, 98.

gereifteren Alters, selbst auf Greise. Breslau glich in den Tagen der Erhebung einem förmlichen Heerlager. Truppendurchzüge von früh bis spät, die Ankunft stets neu eintreffender Freiwilligen, die nach dem „Goldenen Szepter" eilen, um sich dort einschreiben zu lassen; der Abzug schon völlig ausgerüsteter Scharen mit den ergreifenden Abschiedsszenen, alles das zog Verwandte und Freunde, sowie die teilnehmende Bevölkerung der umliegenden Dörfer und Städte in Scharen nach der schlesischen Hauptstadt. Hier die Bauersfrau mit dem Korb auf dem Arm, in ihrer ländlichen bunten Tracht, dem Landwehrmann die Hand zum letzten Lebewohl reichend; daneben der alte humpelnde Invalide, der selbst nicht mehr in den Kampf ziehen kann, aber mit teilnehmender Spannung dem lebhaften Getriebe zuschaut; dort der junge Lützower Jäger, einem dem vornehmeren Stande angehörigen Ehepaar die Hand zum Abschied reichend, und dann wieder, neben einem anderen Freiwilligen in blühender Jugend, die noch in bürgerlicher Tracht steckende hohe Gestalt eines älteren Mannes, die Büchse unter dem Arm und jubelnd den Hut in die Luft schwenkend . . . und im Hintergrunde des Platzes mit den altehrwürdigen Häusern, hoch getürmt ein militärischer Fouragewagen, auf dem Kutscherbock und ganz oben auf den Stroh- und Heubündeln Kavalleriesoldaten, die Pfeife im Munde und geduldig wartend, bis die durch den Menschenstrom entstandene Verstopfung der Straße sich gelöst hat. Und all dies getaucht in die frohe, hoffnungsvolle und begeisterte Stimmung jener Tage — das war Breslau in den Tagen der Erhebung.

Und die Lust und die Begeisterung und das frohe Aufjauchzen nach den langen öden Jahren der Knechtschaft mußte sich Luft machen, mußte ausströmen in Liedern und Gesängen. Was war es, das das Volk in diesen Tagen sang? Als die ersten Freiwilligen von Berlin nach Breslau gezogen waren, hatten sie noch Schillers Reiterlied aus „Wallensteins Lager": „Wohlauf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd" gesungen. Bald aber hatte sich das Heer seine eigenen Lieder geschaffen. Unversieglich wie einst den frommen Landsknechten Georg Frundsbergs war den neuen Wehrmännern der Strom der Lieder zugeflossen. Das Volk schuf sich seine eigene Poesie. Schon beim Ausmarsch der Truppen war es erklungen: „Die Preußen haben Alarm geschlagen! Das können die Franzen nicht vertragen!" Und so ging es fort in kunstlosen, oft von tiefsinnigem Volkshumor gewürzten Liedern bis zu dem frohen Zapfenstreich, der hoffnungsvoll die Zukunft kündete:

„Die Preußen haben Paris genommen!
Es werden bald bessere Zeiten kommen!"

Aber es war nicht bei den Volksweisen geblieben. Auf den Höhen des deutschen Parnasses war es längst lebendig geworden. Es entstand jene wunderbare, niemals ausgesungene, noch heute nach hundert Jahren mit unverminderter Kraft und Tiefe auf uns wirkende Poesie der Befreiungskriege, wie sie niemals ein anderes Volk hervorgebracht hat. Der große nationale Schmerz, der an dem Volksherzen genagt hatte, die tief empfundene Schmach über die langertragene Knechtschaft, der heiße Zorn über die Verspottung und Unterdrückung deutschen Wesens und deutschen Geistes durch die elenden Eindringlinge, und der glühende Wunsch, den Herd der Väter wieder frei zu machen von den fremden Bedrückern, ein neues, besseres, freieres und deutscheres Vaterland zu schaffen — das war es, was den Liedern und Gesängen jener großen und erhebenden Zeit ihren erhabenen Schwung, ihre hinreißende Kraft verlieh. Und wenn es dem deutschen Volk nach langen, schweren Kämpfen endlich gelang, die Ketten abzuschütteln, so hatten daran die feurigen Gesänge jener Freiheitsdichter nicht zum geringsten ihren Anteil. Mit ihnen zog der Krieger in den Kampf; sie begeisterten ihn zu schönen Taten; mit diesen Liedern auf den Lippen hauchten sie, für das Vaterland sterbend, ihren Geist aus.

Als einer, der am tiefsten in die Volksseele eingedrungen, der die zornmütigsten Worte gegen die Knechtschaft geschleudert, zur Wiedergeburt des Vaterlandes und zur Abschüttelung des fremden Joches am meisten getan, mit einem Herzen voll reiner, glühender Vaterlandsliebe, ein Mann mit einem Kindergemüt, aber ein dämonischer Hasser alles Welschen, das für ihn gleichbedeutend war mit unwahr und unrecht — so steht er da in unserer Erinnerung noch heute nach hundert Jahren als der getreue Eckart des deutschen Volkes, der alte Ernst Moritz Arndt. Mit der gleichen Fülle wie ihm standen keinem anderen alle Töne des vaterländischen Dichters zu Gebote: „der Laut barbarischer Verzweiflung in seinem ‚Wehrkatechismus‘, das hehre Wort unerschütterlichen Gottvertrauens, der schrille Ruf zum Streit und das gedämpfte Klagelied um die

Ernst Moritz Arndt.

selig Gefallenen." Dem wechselreichen Brausen der Orgel gleich zogen die gewaltigen Töne seiner Poesie durch die deutschen Lande, auch die Mattesten, auch die Gleichgültigsten aufrufend zum Helferdienst am Vaterlande. In seinem Leben wie in seinen Dichtungen spiegelt sich ein gut Teil der Geschichte seines Vaterlandes wieder. Wir sind im Verlauf unserer Darstellung der knorrigen Gestalt Arndts schon häufig begegnet, als Wecker und Mahner, als scharfer Beobachter und Berater, dann in der Stellung eines Sekretärs des Freiherrn vom Stein — als tätiger, unermüdlich arbeitender Teilnehmer an den großen Ereignissen der Zeit. Als Professor in Greifswald schrieb er schon 1810 den ersten Teil seines Buches „Geist der Zeit", das mit gewaltiger Wirkung an allen Orten den Zorn gegen Napoleon entflammte, ihn aber zum Flüchtling machte. Er entkam nach Schweden, wagte sich dann aber wieder nach Greifswald und zog unter dem Namen Allmann im Lande umher, erschien sogar heimlich in Berlin, überall anfeuernd, mahnend, mit den Patrioten in stetem Verkehr. Nach Steins Ächtung durch Napoleon trat er als dessen steter Begleiter in enge Beziehungen zu dem großen Staatsmanne, dem er in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein" eines der schönsten Denkmäler gesetzt hat.

Gerade in dieser Zeit entstanden in rastloser Arbeit zahlreiche Flugblätter und Kampfschriften: „Der Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, die Flugschrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ und die schönsten und wuchtigsten seiner Lieder. Mit Ingrimm über die schmachvolle, nicht endenwollende Langmut der Deutschen der französischen Willkür gegenüber ruft er 1812 den Deutschen zu:

Und hörst du nicht? und siehst du nicht?
Und willst den Schimpf nicht fühlen?
Und lässest den Franzosenwicht,
Den Affen, mit dir spielen?
Den Ehrendieb? den Freiheitsdieb?
Hast du so sehr die Schande lieb?
Der helle Klang der Schwerter
War deinen Vätern werter!

Auf seiner Rückreise aus Rußland mit Stein, nachdem das französische Heer zertrümmert worden war, sang er das mannhafte, ewig junge Lied deutschen Mannesmutes und Mannestrotzes, sein

Vaterlandslied.

1812.

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
„Die Knechtschaft hat ein Ende!“

5. Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

6. Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut' uns, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Arndt ist der Herold unter den Dichtern der Befreiungskriege, ihr Geschichtsschreiber im Liede. Mit seinem Liede „vom Schill“, von Scharnhorst, dem „Waffenschmied der deutschen Freiheit“, dem „Liede vom Feldmarschall“, dem Liede „vom Stein“, der „Schlacht von Leipzig“ hat er den Helden der großen Zeit und ihren Taten unvergängliche Denkmäler gesetzt. In dem Gewande des Volksliedes, dessen sangbare packende Melodie, meist von ihm selbst ausgehend, ganz nach dem Vorbild des alten Volksliedes, gleichzeitig mit der Dichtung entstand, weiß er das Herz des Mannes aus dem Volke zu treffen; in seiner kindlich frommen und doch so mannhaft starken Weise hat er an das eingeschlafene Gewissen des Volkes gerüttelt, so in dem Liede:

Deutscher Trost.

1. Deutsches Herz, verzage nicht,
Tu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts,
Tue recht und fürchte nichts.

2. Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht gerät dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

3. Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn Dir wohl, o Sohn vom Teut.

4. Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

5. Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.

6. Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

7. Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

8. Deutsches Herz, verzage nicht,
Tu', was dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält er seinen Schwur.

Friedrich Rückert.

Dem getreuen Eckart zur Seite kämpfte mit der gewaltigen Wucht seiner Sprache, der kühnen Phantastik seiner Bilder, als Mahner und Wecker, der Dichter Friedrich Rückert. Der Schmach des zertretenen Volkes gegenüber wünscht er sich, auf einem hohen Turme zu stehen, „weit sichtbarlich in allen deutschen Reichen", um dem Volke mit Donnerstimme zuzurufen:

„Wie lang' willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feind's Triumphradspeichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?"

Und dann schüttet er in seinen „Geharnischten Sonetten" die ganze Schale seines Ingrimms über den großen Menschenknechter, den er mit einem gierigen Wolfe vergleicht, der „das Lamm frißt und des Lammes Mutter"; aber auch über die matten und zaudernden Ritter, die

Auszug der Landwehr in den

Original von

CR.

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin

freiungskampf. Frühling 1813.

ffer C. Röchling.

daheim sitzen in ihren Horsten und, alten Adlern gleich, keine Krallen mehr zu haben scheinen. Trutzlieder sind es, in der stark zügelnden Form des romanischen Auslandes, aber echt deutsch in ihrer nordisch-herben Gesinnung. Ein metallner, eherner Ton, wie er nie zuvor in deutschen Liedern erklang, tönt aus seinen Strophen. Bis ins innerste Mark rüttelt er das Volk auf, wenn er fragt:

1. Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen.“
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

2. Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten.“
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem Zagen.“
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

3. Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben.“
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

4. Was schreibest, Dichter, du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

Max von Schenkendorf.

Und wie in tiefster Ergriffenheit, als sei den Aufgerüttelten die Bußpredigt des Dichters bis ins innerste Mark gedrungen, klingt dann der Schwur zurück:

1. Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören —
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten.

2. Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

3. Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

4. Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte.

Weicher, sanfter und hingebender, oft von ruhiger Frömmigkeit getragen, ist der Ton, der aus den Liedern des ritterlichen Max von Schenkendorf herausklingt. Voll Sehnsucht blickt er in echter Romantik zurück auf die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit. Auch er kann nur leben in der Luft der Freiheit, die er mit Innigkeit herbeisehnt in dem zum Volkssange gewordenen Liede:

„Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild“,

oder in seinem ebenfalls zum Volksliede gewordenen, seinem Freunde Friedrich de la Motte-Fouqué gewidmeten „Soldatenmorgenlied“: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh“:

„Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut die Engelschar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann;
So brich du, Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!“

Aber er, der trotz seiner gelähmten Hand, die er während seiner Studentenzeit in einem Duell erhalten, doch am Kriege teilnahm und bei Leipzig mitkämpfte, weiß auch kräftigere Töne anzuschlagen, so in seinem frischen „Studenten-Kriegslied“ vom Frühjahr 1813.

Studenten-Kriegslied (1813).

1. Ich bin Student gewesen,
Nun heiß' ich Leutenant,
Fahr wohl, gelahrtes Wesen,
Ade, du Büchertand!
Zum König will ich ziehen
Ins grüne Waffenfeld,
Wo rote Rosen blühen,
Da schlaf' ich ohne Zelt.
Ihr guten Kameraden
Bei Büchern und beim Mahl,
Seid alle mitgeladen
In diesen großen Saal.

2. Frisch auf, wem solche Stimme
Zum Ohr und Herzen geht!
Es rege sich im Grimme
Nun jede Fakultät.
Die ihr euch weise Meister
Im stolzen Wahn genannt,
Auf Regeln für die Geister,
Für die Gedanken sannt —
Hier ist die hohe Schule,
Die freie Künste lehrt,
Und für die Federspule
Schärf' ich mein gutes Schwert.

3. Ihr Herren Rechtsgelehrten,
Die durch den Urvertrag
Das alte Recht verkehrten,
Es kommt für euch ein Tag.
Die Güter sind verpfändet,
Die keiner missen darf,
Die Freiheit ist entwendet —
Macht eure Beile scharf.
Die Sünde sollt ihr rächen,
Die durch die Helden drang,
Ein Urteil ist zu sprechen
Auf Beil und Rad und Strang.

4. Von eures Meisters Lehren,
Ihr Ärzte, weichet nicht,
Das Messer habt in Ehren,
Wenn anders Heil gebricht;
So kurz ist ja das Leben,
So lang und schwer die Kunst,
Dem flücht'gen sei gegeben
Des Himmels reine Gunst.
Wenn Leib und Seele leiden
In Schmerz, in Brand und Haß,
So hilft ein kühnes Schneiden,
So hilft ein Aderlaß.

5. Wohlauf, ihr Theologen,
Der Herr ist nicht mehr weit,
So kommt nur mitgezogen
Entgegen ihm im Streit.
Hier kann man deutlich lernen
Die Zukunft zum Gericht,
Wenn über seinen Sternen
Der Herr das Urteil spricht.
Uns wird das Herz erledigt,
Uns wird der Sinn erfreut,
Wenn die Kanonenpredigt
In alle Ohren schreit.

6. Noch kämpft der Leonide,
Noch schallt die Hermannsschlacht,
Der Fall der Winkelriede
Übt wieder seine Macht.
Was wir gehört, gelesen,
Tritt wirklich in die Zeit;
Gewinne jetzt ein Wesen
Auch du, Gelehrsamkeit, —
Es gilt kein kleines Fechten
Und keinen Fürstenstreit,
Es gilt dem Sieg des Rechten
In alle Ewigkeit.

7. Das heiß' ich rechte Fehde,
Wenn jeder übt die Kraft;
Zur Waffe wird die Rede,
Zur Waffe Wissenschaft.
Die Harf' in Sängers Händen,
Den Meißel, scharf und fein,
Das alles kann man wenden
Zu Feindes Trutz und Pein.
Nun singt den Landesvater,
Den Feldherrn unsrer Wahl,
Des Landes Schutz und Rater,
Der diesen Krieg befahl.

Unter allen Sängern jener großen Zeit hat aber keiner den Ton glühender Kampfesbegeisterung so getroffen wie Theodor Körner, der „Tyrtäus“ der deutschen Befreiungskriege. Wie jener griechische Dichter von Attika im 7. Jahrhundert v. Chr. die Spartaner durch seine Kriegs-

lieder gegen die Messenier zu begeistern wußte, so war es Theodor Körner, der durch seine unter dem Titel „Leier und Schwert“ bekannten Kriegslieder im Frühling des Jahres 1813 seine flammenden Mahnrufe gegen die französische Tyrannei durch die ganzen deutschen Lande erklingen ließ und voll sprühender Begeisterung die deutsche Jugend mit sich fortriß.

Theodor Körner gehörte einer ausgezeichneten Familie an. Sein Vater war zur Zeit der am 23. September 1791 erfolgten Geburt Theodors Oberappellationsgerichtsrat in Dresden. Er war nicht nur ein vorzüglicher Jurist, sondern in allen Zweigen des Wissens und der Literatur sehr unterrichtet und ein hoher Verehrer der Poesie. Sein Haus in Dresden wurde der Versammlungsort literarischer und künstlerischer Berühmtheiten der Heimat und Fremde; Körner war

Theodor Körner.

von Schiller geliebt und von Goethe hochgeschätzt. Der Geist, der im väterlichen Hause herrschte, weckte frühzeitig die in dem Sohne schlummernden Talente und trieb ihn zur poetischen Gestaltung der reichen Empfindungen, die ihn beseelten. Die innigen Beziehungen der Körnerschen Familie zu Schiller spiegeln sich auch in den dramatischen Werken und frühen lyrischen Ergüssen des jungen Dichters ab, worin er häufig das Pathos der Schillerschen Jamben nachzubilden suchte. Um Mineralogie zu studieren, begab sich Theodor Körner 1808 auf die Bergakademie nach Freiberg und besuchte zu demselben Zwecke von Michaelis 1810 ab die Hochschule in Leipzig. Schilderungen aus jener Zeit bezeichnen das damalige äußere Wesen des Jünglings als nachlässig und bizarr. Tatsache ist, daß Körners genialer Geist sich in dem strengen Zwange des Studiums nicht wohl fühlte und in außergewöhnlichen Bahnen zu schweifen begehrte, welchen Drang die philosophisch-ästhetische Erziehung, die ihm im Vaterhause geworden war, nur bestärkt hatte. Es kam zutage, daß Körner sich an geheimen Ordensverbindungen beteiligt hatte, weshalb der junge Poet gezwungen war, sich zur Fortsetzung seiner Studien zu Ostern 1811 nach Berlin zu wenden. Hier verweilte Theodor Körner nur kurze Zeit. Sein weiser Vater, der ihm bisher eine möglichst freie Ent-

wicklung gegönnt, hatte alle Ursache, dort dieselben Gefahren wie in Leipzig für ihn zu fürchten. Er bestimmte ihn daher zur Übersiedlung nach Wien, wo er sich anstatt den Naturwissenschaften nun dem Studium der Geschichte widmen sollte.

Im August 1811 langte Körner mit erwartungsreichen Gefühlen in Wien an; sie täuschten ihn nicht. In der Kaiserstadt sollten ihm die ersten Lorbeeren des dichterischen Ruhmes sowie die Rosen der Liebe erblühen. Seine früheren poetischen Versuche waren bereits unter dem Titel „Knospen" erschienen. Besseres erstand in Wien, wo sein Schaffensdrang und seine übermächtige Phantasie reiche Anregung, die Erzeugnisse seiner Muse aber Aufmunterung und Anerkennung fanden. Entscheidend für ihn war die Bekanntschaft mit der talentvollen jungen Schauspielerin Toni Adamberger, Tochter eines früher rühmlich bekannten Künstlerpaares, der er zuerst im Hause der Caroline Pichler begegnete, und mit welcher er sich im Frühling 1812 verlobte. Ihr Einfluß auf den Dichterjüngling war von der günstigsten Art. Die Geliebte verstand es, sich in seine enthusiastischen Gefühle hineinzuleben, ihn auf den Flügeln seines Geistes ins Reich der Romantik zu begleiten und gleichzeitig seine ungestüme Natur durch zarte Fesseln von jenem Abgrund fernzuhalten, dem geniale Männer häufig verfallen. Körner fühlte das und sprach es in seinen Briefen an seine Familie aus. Die Liebe zu Toni hat ihn zu seinen besten Schöpfungen angeregt. Dem Geiste der erregten Zeit huldigte Körner durch seinen „Zriny", in welchem er ein Ideal der in seiner Brust glühenden Vaterlandsliebe schuf. Seine Dichtungen gefielen in maßgebenden Kreisen, und im Anfang des Jahres 1813 ward Körner zum k. k. Hoftheaterdichter ernannt. Mitten in den Jubel seiner Freunde über diesen Anfang zu einer glänzenden Laufbahn fiel Theodors Abschied von Wien: er riß sich aus den Armen seiner Braut und folgte dem Rufe des Preußenkönigs zum Kampfe gegen Napoleon, Leier und Schwert dem Befreiungskriege weihend.

Ein Sänger und ein Held zugleich, griff er zum Schwerte und trat in die Schar der Lützower ein, um für des Vaterlandes Befreiung sein junges Leben einzusetzen. Seinen hochherzigen Entschluß, in den heiligen Kampf zu ziehen, hatte er seinem Vater in folgendem Schreiben vom 10. März 1813 kundgegeben:

„Lieber Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchteten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtigste Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will

große Herzen; und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß; vermutlich gibt mir der Fürst*) Urlaub; wo nicht, es gibt in der Kunst keine Anciennité, und komm' ich wieder nach Wien, so hab' ich doch das sichere Versprechen des Grafen Palffy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden."

Am 19. März war sein Eintritt in das Lützowsche Freikorps erfolgt. Neun Tage später, am 28. März 1813, wurde die Freischar in der Dorfkirche zu Rogau feierlich eingesegnet. Körner hatte dazu das folgende Lied gedichtet, das unter großer Bewegung der kriegerischen Gemeinde gesungen wurde:

1. Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und aller Herzen flammen.
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

2. Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So tat's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

3. Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen!
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

4. Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!

Über den tief-heiligen Ernst dieser kirchlichen Abschiedsfeier berichtet Körner selbst in einem Briefe: „Nach Absingung des Liedes hielt der Prediger des Ortes, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schworen. — Darauf warf er sich auf die Knie und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenwürdig schlugen. Der

*) Lobkowitz, Intendant der Hoftheater in Wien.

mit Würde vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und: ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘ machte das Ende dieser Feierlichkeit."

Der feurigen Muse Theodor Körners werden wir im Verlauf unserer Darstellung noch öfter begegnen. Hier erwähnt sei das ergreifende Gedicht: „An die Königin Luise", worin er die Frühverklärte als Schutzgeist der heiligen Sache anruft:

1. Du Heilige, hör' deiner Kinder Flehen,
Es dringe mächtig auf zu deinem Licht.
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verklärter Engel! Länger weine nicht!
Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen,
Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und jeder wählt, und keinen siehst du beben,
Den freien Tod für ein bezwungenes Leben.

2. Wir lagen noch in feige Schmach gebettet;
Da rief nach dir dein besseres Geschick.
An die unwürd'ge Zeit warst du gekettet,
Zur Rache mahnte dein gebroch'ner Blick.
So hast du uns den deutschen Mut gerettet. —
Jetzt sieh' auf uns, sieh' auf dein Volk zurück,
Wie alle Herzen treu und mutig brennen!
Nun woll' uns auch die deinen wieder nennen.

3. Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben,
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache!

4. Und wenn wir dann dem Meuterheer begegnen,
Wir stürzen uns voll Zuversicht hinein!
Und mögen tausend Flammenblitze regnen,
Und mögen tausend Tode uns umdräu'n:
Ein Blick auf deine Fahne wird uns segnen;
Wir stehen fest, wir müssen Sieger sein! —
Wer dann auch fällt für Tugend, Recht und Wahrheit,
Du trägst ihn sanft zu deiner ew'gen Klarheit.

Auf dem Marsche, auf der Rast, auf jedem Biwak hat er seine feurigen Lieder von dem Ende der Schmach, von dem Morgenrot der Freiheit und der Herrlichkeit des Kampfes gesungen; mit dem Sang von der Eisenbraut, seinem „Schwertlied" auf den Lippen, ist er dann in den frühen Tod gegangen, nicht die ganze Herrlichkeit der Freiheitssonne, sondern nur ihre Morgenröte schauend.

Von den übrigen Dichtern der Befreiungskriege sei noch erwähnt Friedrich de la Motte-Fouqué, mit seinem kecken, frischen Jägerliede:

1. Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit!
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf, laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

2. Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein anderes Werk zu tun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

3. Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Herd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen keck bewehrt.
O Wonne, die zu schützen,
Die uns die liebsten sind,
Hei! laßt Kanonen blitzen!
Ein frommer Mut gewinnt.

4. Die mehrsten zieh'n einst wieder
Zurück in Siegerreihn;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glühn davon die Herzen
So froh und stark und reich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen:
Der hat das Himmelreich.

5. Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohl gewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all' zusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint!

Das Lied war auf dem Marsche entstanden, denn Freiherr de la Motte-Fouqué, der Dichter der „Undine", des „Zauberringes", des „Sigurd" und anderer romantischer Dichtungen, war einer der ersten, welcher — von Potsdam aus — eine kleine Schar Freiwilliger dem Könige nach Breslau zuführte. „Mir hat man" — schrieb er auf dem Marsche nach Breslau im Februar 1813 einem Freunde — „etwa 70 Freiwillige zu Roß und zu Fuß als einem sechsunddreißigjährigen wieder zur Standarte sich meldenden Reitersmann anvertraut, der schon im Jahre 94 seine Sporen als

Kürassiercornet am Rhein verdiente. Nun hab ich mich als reitender Jäger gemeldet und soll die Jünglingsschar — es sind aber auch einige Bärtige darunter — unserm lieben Könige nach Breslau zuführen. Gottlob! ich darf mich dieser ersten Berufspflicht herzlich freuen! Eingesegnet im Augenblicke des Abmarsches zu Potsdam an des großen Friedrichs Grabstätte, mit Flammenworten des Geistes durch einen hochgesinnten Geistlichen, den Hofprediger Eylert, angestrahlt von einer Februarsonne, mild wie im Mai, geleitet von dem Nachruf einer jubelnden Menge aus allen Ständen — wie hätten da meine Jäger nicht voll edelster Kampffreudigkeit ausrücken sollen auf die ernste Fahrt!" — — —

Und dann wollen wir nicht versäumen, dem unglücklichsten unter den Dichtern der Befreiungskriege, aber vielleicht einem der größten unter den deutschen Geistesheroen, Heinrich von Kleist, einen

Heinrich von Kleist.

Kranz der Erinnerung auf sein frühes Grab zu legen. Aus einer trostlos verlebten Jugend hatte er nur hinübergerettet ins Mannesleben: einen heißen Drang zum poetisch-dramatischen Gestalten und seine glühende Vaterlandsliebe. „Niemals, wohin ich mich auch, durch die Umstände gedrängt, wenden muß, wird mein Herz ein anderes Vaterland wählen als das, worin ich geboren bin." So hatte er am 22. Dezember 1807 an den Reichsfreiherrn vom Stein geschrieben. Aber was war das Vaterland in jener schmachvollen Zeit für ihn, den brandenburgischsten, den preußischsten Dichter? Ihm, dem glühendsten Hasser Napoleons, der den Imperator als einen „der Hölle entstiegenen Vatermördergeist bezeichnet, wie er in den Tempel der Natur schleicht und an den Säulen rüttelt, darauf sie gebaut ist", ihm war nicht vergönnt, das Schwert zu ziehen, um gegen den großen Verderber zu kämpfen; ihm, dem genialen Schöpfer des „Kätchen von Heilbronn", des „Zerbrochenen Krug", des „Prinzen von Homburg" und der unter dem Eindruck des österreichischen Freiheitskampfes 1809 gedichteten „Hermannsschlacht", die erst nach seinem Tode durch den Druck veröffentlicht wurde, ihm, dem Verkünder und Begründer einer unerhört neuen, kraftvollen vaterländischen Poesie,

ihm wollte das Vaterland nicht einmal die Lorbeeren des Dichters reichen. Verzweifelnd an sich selbst und seinem dichterischen Können, verzweifelnd an den Geschicken seines unglücklichen Vaterlandes, gab er sich am 21. November 1811 mit Henriette Vogel, einer gleichgestimmten Freundin, unter den düstern Tannen des Wannseeufers bei Berlin den Tod. Sein ergreifendes Sonett an die Königin Luise, das er der Fürstin noch an ihrem letzten Geburtstage überreichen durfte, haben wir schon kennen gelernt. Als ein Vermächtnis seines glühenden Hasses gegen Napoleon hat er dem deutschen Volke folgenden „Ruf Germanias an ihre Kinder“ zurückgelassen.

1. Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heit're Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Odertal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!
Chor: Horchet! — durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder!
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

2. Deutsche, mut'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schoß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!
Chor: Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Tal der Schlacht hinab!

3. Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhe
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder.
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ozean —
Chor: So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

4. Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegenzeucht,
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht —
Chor: Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

5. Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!
Chor: Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

6. Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt
Und zum Lohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!
Chor: Das Geschehne sei vergessen!
Reue mög' euch ewig pressen!
Höh'rem als der Erde Gut
Schwillt an diesem Tag das Blut!

7. Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt!
Schutz den Tempeln vor Verheerung!
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung!
Gift und Dolch der Afterbrut!
Chor: Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten
Seines Segens selbst uns freu'n
Oder unser Grab ihn sein!

Auch Ludwig Uhland reicht mit seinem poetischen Schaffen bis in die Zeit der deutschen Erhebung zurück. In seiner bekannten Ballade „Des Sängers Fluch", um 1810 entstanden, hat ihm zu dem „blutigen König", an „Land und Siegen reich", der aber gleichwohl „ein Fluch des Sängertums" ist, Napoleon zum Vorbild gedient. Später wurde Uhland die Frühlerche der Ankündigung des neuen deutschen Reiches. In der Zeit der Erhebung schrieb er das feurige Gedicht:

Vorwärts!

Vorwärts! fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
„Vorwärts!"
Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
„Vorwärts!"
Auf, gewalt'ges Österreich!
Vorwärts, tu's den andern gleich:
„Vorwärts!"
Auf, du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
„Vorwärts!"
Bayern, Hessen schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
„Vorwärts!"

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand,
„Vorwärts!"
Grüß Euch Gott, Du Schweizerbund,
Elsaß, Lothringen, Burgund!
„Vorwärts!"
Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
„Vorwärts!"
Vorwärts! fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
„Vorwärts!"
Vorwärts heißt ein Feldmarschall:
Vorwärts, tapfere Streiter all!
„Vorwärts!"

Aber der alte Marschall „Vorwärts", den der Dichter hier anruft, war noch garnicht zufrieden mit dem Stande der Dinge. Noch immer ließ das erlösende Wort des Königs zum Losschlagen auf sich warten. In den stärksten Ausdrücken macht Blücher seinem Ärger gegen die zu ewiger Vorsicht und zum Abwarten mahnenden Leisetreter Luft in einem Briefe vom 10. Februar: „Ich kann nich alleweile stillsitzen und nich die zene zussamen Beissen, wan eß Sich um daß Vatterlandt und die freyheit Handelln duht. Laßt das lausse — u. sch . . . . Zeugh von denen Diplomathiker zu Allen Teuffeln faren; warum soll nich alles Auffsitzen und loß auff die franzossen wie daß Eyllige donnerwetther. Die den König vohr schlagen noch lenger zu zauhdern und mit dem Bonapartte friden zu Halten, sind ferrähter an ihn und daß gantze deuttsche vaterlandt und deß thotschießenswert. Denn derweill wihr hihr schwazzen duhn an Statt die Nation auff und in krig zu ruffen, haben die Franzosen zeytt und Gelägenheyt iren dinst und Armeh wider her und ein zu richtten und dahrum, so sag Ich: marsch und auff und mitt den degen den feindt inn die ribben!"

Und der Kampfgeist zuckte bis in die tiefsten Volksschichten hinunter. Zu Furchtbares hatten Bürger und Bauern während der langen Zeit der Knechtschaft erlitten, als daß der nordische Ingrimm nicht mit umso größerer Furchtbarkeit zur Entladung gedrängt hätte. In dem vor leidenschaftlicher Kampfeslust glühenden Vaterlande fing es den noch verbliebenen französischen Regimentern an unheimlich zu werden. Mit trotzigen preußischen Soldatenklängen zogen die Rekruten in ihren blauen Kitteln an ihnen vorüber, ihnen, wie einst die Zimbern den Römern, Worte voll übermütigen Hohnes, von Rache und Vergeltung zurufend.

So würde es — das lag klar zutage — der im Volke herrschenden Kampfesstimmung entsprochen haben, wenn der König die verhaßte Allianz mit Napoleon durch einen kühnen Schritt ohne weiteres aufgehoben hätte. War Preußen auch durch völkerrechtliche Formeln gebunden, so sagten sich doch auch die Gewissenhaftesten, daß dies Bündnis, von der Gewalt erpreßt, nur so lange währen konnte, wie eben diese Gewalt währte. Der König jedoch, in seiner peinlichen Ge-

wissenhaftigkeit, hielt sich durch den Wortlaut des Allianzvertrages für gebunden und wollte nicht eher damit brechen, als bis Napoleon, wie er sagte: „sich ins Unrecht versetzt habe.“ Daß Napoleon dies seit dem Frieden von Tilsit hundertmal getan, gab er zu; doch hielt er den Augenblick noch nicht für gekommen, mit Napoleon zu brechen. Wie er den französischen Kaiser zu kennen glaubte, hielt er es jedoch für unzweifelhaft, daß dieser Augenblick bald eintreten würde. Wir wissen, daß Napoleon durch die Forderung der Neutralität Schlesiens sowie der Gestellung eines größeren Hilfskorps von seiten Preußens den Anlaß zu neuen Verhandlungen gegeben hatte. Diese neue Forderung Napoleons hatte zu neuen preußischen Gegenanträgen geführt, von denen Friedrich Wilhelm sicher glaubte, daß Napoleon eher Gewaltmaßregeln ergreifen, als sie erfüllen würde.

Ludwig Uhland.

Dann war das eingetreten, was er wünschte; Napoleon hatte „sich ins Unrecht versetzt“; dann war er in seinem Gewissen frei. Ja, mit solcher Zuversicht hatte der König das Eintreten dieses Falles vorausgesehen, daß er — wie wir bereits wissen — schon in den ersten Januartagen — gleichzeitig mit dem Verhaftungsbefehl für York — Bündnisanträge an den Kaiser von Rußland hatte richten lassen, welche allerdings nur „eine eventuelle Bedeutung“ haben sollten.

Wie hoch man auch unter normalen Verhältnissen eine solche „formelle Gewissenhaftigkeit“ bewerten konnte, in der damaligen gefährlichen Lage des Reiches konnte ein Festhalten an diesem Standpunkte leicht verhängnisvoll für den ganzen Staat werden. Die größten Interessen konnten daran zugrunde gehen. Für keinen anderen war das zögernde Verhalten Preußen verhängnisvoller als für York. Für ihn war die nächste Folge dieses zögernden Hinhaltens, daß sein Korps das Land jenseits der Weichsel gewissermaßen dem Zufall überlassen mußte. Und was sollte aus jener energischen und sicheren Selbstbestimmung werden, mit der Ostpreußen vorangeschritten war, und der die anderen Provinzen zu folgen sich anschickten? Nicht minder bedenklich war es, daß,

je länger der Abschluß mit Rußland sich hinzog, desto weniger Preußen in demselben seine Bedingungen geltend machen konnte. Ja, indem die Russen ihr Vorrücken in dem Maße verzögerten, als Preußens Zutritt ungewiß blieb, ging mehr und mehr von der Gunst der Umstände verloren, auf die man im Anfange des Jahres so viel Zuversicht hatte setzen können.*) Diese flammende Begeisterung, die ganz Ost- und Westpreußen ergriffen, mußte ungenützt verpuffen, um vielleicht nie wieder mit der alten Kraft zu erwachen, ja, um vielleicht dem Mißmut Platz zu machen. Nicht weniger war General von Bülow in seinen militärischen Maßnahmen dadurch gehindert. Er hatte, wie wir wissen, den Entschluß gefaßt, sich Yorck anzuschließen; nicht minder wie dieser entschlossen, auf eigene Verantwortung das Schwert zu ziehen, wenn der König, gezwungen durch die Macht der Umstände, noch länger im Zustande der Unfreiheit hätte verharren müssen. Schon unterm 18. Januar hatte er dem Könige, in folgendem Briefe aus Neustettin, seine augenblickliche Lage geschildert und schnellsten Beginn des Krieges als einziges Mittel empfohlen, um so schnell wie möglich aus diesem Zustande der Unfreiheit herauszukommen:

„Die gegenwärtige, für den Staat so wichtige Epoche, die wahrscheinlich für die künftige Existenz des Staates entscheidend sein wird, bewegt mich, auch meine Ansichten Ew. K. Majestät ehrfurchtsvoll vorzutragen. Man kann hoffen, daß die neueren Ereignisse, die so sichtbar durch die Hand der Vorsehung herbeigeführt, dazu dienen werden, den Staat groß und blühend wieder herzustellen. Auf der andern Seite kann man sich, bei Befolgung eines gewissen Systems, nicht die Möglichkeit verhehlen, daß der Staat, noch mehr in seinen Grenzen beengt, noch tiefer sinken könnte. Das erste kann man mit Zuversicht hoffen, wenn Ew. K. Majestät sich mit Rußland verbinden. Es kann und wird dahin führen, daß Deutschland dem fremden Joche entzogen werde und daß alle norddeutschen Staaten sich unter dem Schutze Ew. K. Majestät vereinigen. Das Zweite: die Zerstückelung des Staates wird ohnfehlbar erfolgen, wenn Ew. K. Majestät dem durch die Notwendigkeit aufgedrungenen Bündnis treu bleiben wollten. Die beispiellose Vernichtung der großen französischen Armee wird nun durch das rasche Folgen russischer Korps vollendet. Es ist nichts vorhanden, was diesen widerstehen kann, wenige werden nur die Oder erreichen und weder an der Oder, noch an der Elbe etwas aufgestellt werden können, was auch nur einigen Widerstand leisten kann. Ew. K. Majestät stehen noch immer sehr bedeutende Streitkräfte zu Gebot, vereinigen diese sich mit den russischen, so ist mit Gewißheit zu erwarten, daß man in kurzem bis an die Ufer des Rheins vordringen könne, da nicht zu zweifeln, daß nicht alle norddeutsche Völker sich anschließen und gemeinschaftliche Sache mit uns machen werden. Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß es Napoleon gelingen werde, eine Menschenmasse zusammenzubringen, aber wie wenig kann er sich von einer rohen Masse Konskribierter versprechen, die durch die Vertilgung der alten Truppen mutlos werden müssen, und die zu wenig geübt sein werden, um sie im freien Felde gebrauchen zu können. Hiezu kommt, daß es ihm unmöglich sein muß, irgend einige Kavallerie in bedeutend langer Zeit wieder zu formieren.

„Um nun des guten Erfolges gewiß zu sein, würde ein schneller Entschluß und schnelles Handeln notwendig sein, welches übrigens durch das Vordringen der Russen ohnedem notwendig wird; denn stehen diese an der Oder, was in kurzem der Fall sein wird, dann ist eine endliche Erklärung unvermeidlich. Die ganze Nation hat nur eine Stimme, Krieg gegen Frankreich ist der Wunsch aller. Dieser wird Sache der Nation sein; freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden, und Quellen werden sich öffnen, die man längst versiegt glaubte.

---

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. II. 4.

„Einen Mittelweg einschlagen, einen Frieden negoziieren, würde nur ein augenblickliches Palliativ sein, wodurch das Übel für die Folge unheilbar wird; man würde sich mutwillig seines Vorteils begeben, um einem unversöhnlichen Feinde Zeit zu lassen, sich von seinem Falle zu erholen. Es ist nicht denkbar, daß der Petersburger Hof sich so seines Vorteiles begeben wird; eben so wenig ist es denkbar und mit dem Charakter Napoleons vereinbar, daß er große Aufopferungen schon gegenwärtig darbringen wird; wohl aber ist es denkbar, daß, um einen Frieden mit Rußland zu bewirken, Napoleon Preußen aufopfern und die am rechten Weichselufer gelegenen Provinzen anbieten wird. Nach meiner Überzeugung, und dies ist die Überzeugung der ganzen Nation, ist die Wohlfahrt des Staates nur durch einen Krieg gegen Frankreich zu begründen; die Umstände sind nie günstiger gewesen; eben so wenig läßt sich denken, daß der Wiener Hof so sehr sein eigenes Interesse verkennen werde, um nicht mitzuwirken. Wenn derselbe auch nicht gleich tätigen Anteil nehmen sollte, so ist doch zu erwarten, daß es geschehen wird. Um ein bedeutendes Korps in der Mark bald möglichst zusammenzubringen, würde notwendig sein, daß das mobile Korps (Yorck) aus Preußen baldmöglichst vorrücke, welches sich durch alle disponible Artillerie in Graudenz verstärken könnte; sobald dieses Korps nahe genug gekommen, könnte ich mit allem, was der General von Borstell aufbringen kann, vereint über die Oder marschieren, gegen welche Zeit alle disponiblen Truppen aus Schlesien dort mit uns zusammentreffen könnten, auf welche Weise eine nicht unbedeutende Macht hier aufgestellt sein würde."

All diesen Gründen, all diesem Drängen militärisch Unterrichteter gegenüber verhielt sich das preußische Kabinett jedoch in andauernder Zurückhaltung. Für dieses Zögern, für dieses Hinhalten hatte man im Volke kein Verständnis; es entsprach nicht der täglich zunehmenden Macht des nationalen Empfindens. Es kam niemand mehr zugute als Napoleon selbst, der unter allen das meiste Interesse hatte, Zeit zu gewinnen. Dem gegenüber bewunderten Hardenbergs Anhänger seine ungewöhnliche diplomatische Gewandtheit in der Führung der Staatsgeschäfte während dieser Zeit der tiefsten Ratlosigkeit und Ohnmacht des Staates. „Hardenbergs diplomatischer Feinheit", so berichtet einer seiner Verehrer, „gelang es vollkommen, die französischen Notabilitäten zu Berlin, den Grafen St. Marsan, den Grafen Narbonne und den Marschall Augerau über die Entschlüsse des Königs völlig zu täuschen . . . Den Mutigen im Volke, und deren Zahl war die bei weitem größere, schien eine Wahl des Bündnisses nicht mehr möglich. Doch einigen, aus Gewohnheit an die Allmacht Napoleons Gläubigen, darunter hochgestellte Staatsmänner, bangte vor dem gefürchteten Abfall von dem Allgewaltigen. Sie hätten am liebsten ein friedliches, ruhiges Leben unter der Obervormundschaft des französischen Adlers geführt, im Genusse gewohnter Behaglichkeit."

Wir haben rückhaltlos unserer Bewunderung für den großen, frei gerichteten Reformer Hardenberg Ausdruck gegeben, der in schlimmster Zeit, voll Hoffnung auf die Wiederherstellung des Vaterlandes, treu an der Seite des Königs ausharrte; wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit die zögernde Politik Preußens der mächtigen Bewegung im Lande gegenüber auf Hardenbergs übertriebene Rücksichtnahme, wie weit auf andere Einflüsse aus der Umgebung des Königs, zurückzuführen war. Daß er aus Liebe zu seinem königlichen Herrn auf den starken Einfluß der französischen Hofpartei, der Hatzfeld und Genossen, vielleicht allzu große Rücksicht nahm, geht mit ziemlicher Deutlichkeit aus Hippels Bericht hervor; er erzählt, daß er Hardenberg bereits im Januar ein kurzes Memoire auf den Schreibtisch gelegt habe, worin er die Mittel angegeben habe, die zur Rettung des Vaterlandes nötig seien. Hardenberg habe ihn dann am nächsten Morgen mit herzlicher Umarmung empfangen und ihm gesagt: „Ich freue mich Ihrer Gesinnung. Alles, was geschieht, geschieht in diesem Geiste; allein Ihr Ehrenwort über die tiefste Verschwiegenheit." Als

dann aber der Fürst Hatzfeld angemeldet wurde, der bestimmt war, „die allerdemütigsten Entschuldigungen wegen Yorcks Abfall nach Paris zu überbringen", hätte der Staatskanzler ihm (Hippel) in tausend Ängsten die Hand auf den Mund gedrückt mit dem halbleisen Ausruf: „Daß nur der in dem Nebenzimmer nichts davon hört; denn niemand weniger als der darf wissen oder ahnen, was hier vorgeht." *)

Auch Droysens Urteil, wenn es auch zugunsten Yorcks vielleicht etwas beeinflußt zu sein scheint, kann uns hier nicht gleichgültig sein, wenn er über diese merkwürdige Epoche des Zauderns und ratlosen Schwankens schreibt: „Im Allianztraktat hatte sich Preußen verpflichtet, ‚keine Aushebung, keine Truppenzusammenziehung, keine militärische Bewegung, so lange die französische Armee auf preußischem oder feindlichem Gebiet sei, anders als im Interesse des französischen Bündnisses und im Einverständnis mit Frankreich vorzunehmen'. Man konnte die Einberufung der Krümper und der Augmentation auf die Herstellung des größeren Kontingentes und des schlesischen Kordons rechnen, wennschon man immer wieder als Bedingung so großer Anstrengungen Erstattung der Auslagen von 1812, wenigstens eine Abschlagszahlung forderte. Aber der Aufruf vom 3. Februar und gar das Gesetz vom 9. Februar, das für die Dauer des Krieges jede Ausnahme von der Militärpflicht aufhob, gingen dem Geist nach über jenen Vertrag weit hinaus. Der Vizekönig untersagte Rekrutierungen, die Abreise der Freiwilligen in dem von den Franzosen besetzten Gebiet; und Graf St. Marsan machte auf die Folgen eines so vertragswidrigen Verfahrens aufmerksam." Hardenberg antwortete ihm (15. Februar): „Der König müsse das Volk bewaffnen, damit es sich nicht gegen ihn bewaffne". Und an Krusemark in Paris schrieb er: „Wenn die russische Invasion stattfindet, wird der König Land und Leute verlassen, wird auswandern müssen; darum ist es unsere erste Pflicht, zu waffnen, unsere Neutralität zu behaupten und zu hindern, daß wir nicht vom Volke in Wege gedrängt werden, die wir nicht wollen; denn die Russen melden sich an als Befreier der Völker; Insurrektionen werden die unausbleibliche Folge sein." Der Antrag, wegen der Neutralität Schlesiens mit Rußland zu unterhandeln, ward zum zweiten Male zurückgewiesen (9. Februar), zum dritten Male erneut: „Der König müsse doch einen Winkel behalten, wo er sich sicher aufhalten könne". Es ward ein neues Projekt vorgelegt: „zwanzigmal", schreibt St. Marsan am 15. Februar, „hat mir heut der Staatskanzler zugeschworen, daß das System Preußen sich nicht geändert habe, daß weder direkte oder indirekte Eröffnungen an Rußland gemacht seien. Aber dem König sei die Idee gekommen, daß nichts förderlicher sein werde, als ein Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich, so daß ihre Heere in gewisse Entfernungen, etwa hinter der Elbe und Weichsel, zurückzögen; die Bewachung der Oderfestungen, sowie Pillaus, müßte dann Preußen, die Danzigs Preußen mit Sachsen gemeinschaftlich übernehmen." Es ward angedeutet, daß der König nach Aufnahme dieses Vorschlages von seiten des Kaisers seine weiteren Schritte (ses demarches ultérieures) bemessen werde." **) Dies zur Charakterisierung der am preußischen Hofe herrschenden Ratlosigkeit.

Mit der Weiterführung der russischen Allianzverhandlungen wurde dann Oberst Knesebeck betraut, der gerade zu jener Zeit das Vertrauen Friedrich Wilhelms im hohen Maße besaß. Er war mit unbeschränkten Vollmachten versehen, welche sich auch auf die nach dem Zustandekommen des Bündnisses nötig werdenden militärischen Weisungen an die Generale Yorck, Bülow und Borstell erstreckten, war auch im Besitz der Kabinettsordre an die eben genannten Generale, durch welche diesen die Vereinigung der preußischen mit den russischen Truppen bekannt gegeben wurde. Am

*) Hippel. Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III, S. 65.

**) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. II, 5.

16. Februar war Knesebeck im kaiserlichen Hauptquartier zu Klodawa eingetroffen. Aber die Hoffnung auf einen schnellen Abschluß der Verhandlungen wurde bitter getäuscht. Gleich von Anfang an zeigte sich die von dem vorsichtigen Yorck längst gefürchtete russische Begehrlichkeit im hellsten Lichte. Das Ziel des Bündnisses sollte zwar nichts Geringeres sein, als die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Europas und Preußens, aber schon in den Verhandlungen zeigte sich, daß die Hilfe, die Rußland für Preußen in die Schanze schlug, nicht gleichbedeutend war mit den Vorteilen, die für Rußland selbst aus dem Bündnis heraussprangen. Schon jetzt nahm Rußland Polen — nicht nur den russischen, sondern auch den ehemals preußischen Teil — für sich in Anspruch. So war das, was Preußen Rußland bot, ungleich mehr als das, was Rußland Preußen als Gegenleistung zu bieten hatte. Es machte sich in dieser Hinsicht die Sache sehr leicht, indem es Preußen „zur Rekonstruktion" Sachsen anbot, das zu diesem Zwecke als erobertes Land behandelt werden sollte.

Es war nicht zu verwundern, daß angesichts solcher Ansprüche die Verhandlungen ins Stocken gerieten, mit ihnen auch das Vorrücken der Russen. Der Kaiser bot Sachsen an und fügte, nach Pertzs Bericht, hinzu: „Preußen müsse vergrößert werden". Knesebeck erwiderte: „Dieser Vorschlag berühre einen Grundsatz, er müsse daher erst die Ansichten des Königs darüber einholen; er meinte, die Russen würden dafür eine Abtretung in der Gegend von Bialystock verlangen. Der Kaiser wollte schon jetzt dem Könige von Sachsen erklären, sein Benehmen — die an die Polen und Sachsen erlassenen Proklamationen — erfordere, sein Königreich als ein erobertes Land zu behandeln; man sprach davon, den König von Sachsen anderwärts, vielleicht in Italien — was freilich auch erst erobert werden mußte — zu entschädigen."*) Hardenbergs diplomatische Gewandtheit, Preußens Entscheidung hinzuhalten, bis sich die Verhältnisse mehr geklärt hatten, feierte gerade in dieser Zeit Triumphe. Er sandte eine Depesche nach der anderen an Knesebeck mit der dringenden Forderung, so schnell wie möglich mit Alexander abzuschließen; was den genauen Gegenstand dieses Abschlusses bilden sollte, darüber fehlte jede Weisung. Nur ganz allgemein teilte er mit: „Der König werde jedenfalls mit dem Kaiser gehen; er erwartet nur Antwort aus Paris, um sich öffentlich zu erklären; es werde indessen gehandelt." Bezüglich Sachsens waren Hardenbergs Weisungen ebenso unverbindlich wie allgemein. „Den Vorschlag, den König von Sachsen zu entschädigen, wies der Staatskanzler nicht ganz von der Hand, bemerkte aber, daß die Ereignisse darüber entscheiden müßten; die Hauptsache sei, sich in die gehörige Stellung zu setzen, um davon baldigsten Vorteil zu ziehen."

So hätten sich die Verhandlungen vielleicht noch wochenlang hingezogen, wenn nicht in diesem Augenblick die markige Persönlichkeit eines Mannes wiederum dazwischen getreten wäre, die schon oft während einer gefährlichen Krisis Preußens dem Staatswagen einen gewaltigen Ruck nach vorwärts gegeben hatte: der Freiherr vom Stein. Wie allen Patrioten, so war auch Stein diese Politik des Zauderns und Hinhaltens ein Dorn im Auge gewesen. Für den großen Zweck der Befreiung Deutschlands erschien ihm jede Verzögerung, jeder Zeitverlust verderblich. Er verließ Königsberg und richtete an Alexander ein Schreiben, in dem er sich erbot, selber zum Abschluß eines Bündnisses mit Preußen nach Breslau zu gehen. Inzwischen war bereits Knesebeck bei dem Kaiser in Kalisch eingetroffen. Bei der Neigung Knesebecks zum „Finassieren" hatte der Kaiser in der Tat Bedenken, ob die Verhandlungen mit Preußen in das rechte Fahrwasser kämen. Er beschloß, Stein mit Vollmachten zu versehen und ihn in Begleitung des Baron von Anstett, eines geborenen Elsässers, jetzt in russischen Diensten, nach Breslau zum Abschluß des Vertrages

*) Pertz, Das Leben Steins. III, 302.

zu senden. Die Vollmacht für Stein lautete: „Der Freiherr vom Stein ist in alle meine Pläne hinsichtlich Deutschlands eingeweiht und kann Ihnen darüber treuen Bericht erstatten".

Wie sehr die Nachricht von der Sendung Steins alle Patrioten mit neuer Hoffnung belebte, geht aus einem Schreiben Yorcks an Stein vom 23. Februar 1813 hervor, in dem es heißt: „Mein Korps marschiert bis an die Oder, mit dem Bülows in gleicher Höhe. Bis dahin erwarte ich nun die bestimmten Erklärungen Sr. Majestät des Königs. Noch habe ich nur nach eigenen Ansichten gehandelt. Ew. Exzellenz werden mich aber nicht der Inkonsequenz beschuldigen, wenn ich dann endlich einmal von Breslau Verhaltungsbefehle erwarten darf, wo man mich fast vergessen zu haben scheint. Es wäre kein Wunder gewesen, hätte ich am Ende Mut und Geduld verloren. Ew. Exzellenz Reise nach Breslau belebt mich mit großen Hoffnungen, und ich bitte Sie dringend, mir nach Soldin bestimmte Befehle auszuwirken; denn die Kommunikation ist nunmehr frei."

Stein übernahm die Sendung, wie sein Biograph Pertz berichtet, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit. An einer heftigen Erkältung leidend, traf er am 24. Februar in Kalisch, am folgenden Tage in Breslau ein. Er fuhr sofort am Schlosse vor, meldete sich beim Könige und sagte: „daß der König sich nun doch nicht länger besinnen werde; er stellte die Lage des Augenblickes auf das eindringlichste vor, und der König gab nach . . . Stein erklärte, wenn der König nicht Scharnhorst oder ihn selbst nach Kalisch sende, so werde der Kaiser nicht glauben, daß es Ernst sei. Es ward also Scharnhorsts Absendung beschlossen."*)

Während sich Scharnhorst sofort nach Kalisch begab, blieb Stein erkrankt in Breslau zurück. Ein Unterkommen suchend, fuhr er mit seinem Wagen vergeblich an verschiedenen Gasthäusern vor. Alle waren mit Freiwilligen überfüllt; aus allen scholl dem kranken Mann ein Höllenlärm, der Jubel der überschäumenden Jugend, entgegen. Ihn selbst, den Mitbefreier Deutschlands, schien niemand zu kennen. Endlich wurde Major von Lützow auf den umherfahrenden Fremden aufmerksam. Er trat an seinen Wagen heran, und als er hörte, daß er Stein vor sich habe, erbot er sich sofort, für ein Unterkommen zu sorgen, das zunächst allerdings nur in dem einzig freien Raume, einem kleinen Dachstübchen im „Gasthofe zum Szepter" bestand. „Hier wohnte Stein", wie Pertz berichtet, „in großer Abgeschiedenheit; aber seine alten Feinde waren wach. Der Feldmarschall Kalckreuth entdeckte seinen Aufenthalt dem französischen Gesandten; dieser mietete sich ein Zimmer gegenüber im Hause eines Schneiders, um auskundschaften zu lassen, wer Stein besuchen würde; da aber nur Scharnhorst, Boyen und andere Vertraute im Abenddunkel kamen, glaubte St. Marsan sich getäuscht zu haben und gab die Beobachtung auf." Dieser harmlose Mann schien, durch Hardenberg in Sicherheit gewiegt, in der Tat mit Blindheit geschlagen; noch am 2. März meldete er nach Paris: „Wenn man irgend etwas für den König tun könne, so werde es garnicht schwer sein, ihn in dem französischen System zu erhalten".

Steins Krankheit war schlimmer, als er anfangs sich selbst gestanden hatte. Zwei Tage hatte er sich noch aufrecht erhalten; der treue Mann hatte sie dazu benutzt, Hardenberg unausgesetzt zum Bündnis zu drängen. Endlich war es doch zustande gekommen; am 27. Februar zu Breslau zwischen dem Staatskanzler Hardenberg und dem russischen Bevollmächtigten Baron von Anstett, am 28. Februar in Kalisch zwischen Scharnhorst und Kutusow. Die hauptsächlichsten Punkte dieses Vertrages (Artikel 2 und 3) hatten folgenden Wortlaut:

„Der Bund zwischen Rußland und Preußen ist für den gegenwärtigen Krieg offensiv. Der unmittelbare Zweck desselben ist, Preußen auf eine solche Weise wieder herzustellen, daß die Ruhe beider Staaten gesichert wird. Da dies unmöglich geschehen kann, so lange die Militärmacht Frank-

*) Pertz, Das Leben Steins. III, 302.

reichs ihre Stellungen oder Festungen im Norden Deutschlands behauptet, ja so lange diese Macht dort nur irgend einen Einfluß ausübt, so werden die ersten Kriegsoperationen besonders auf diesen Punkt gerichtet sein. Rußland soll daher 150000 Mann, Preußen 80000 Mann aufstellen, und sie verpflichten sich, jeder für sich, weder Waffenstillstand, noch Frieden zu schließen. Im 6. Artikel ward festgesetzt, daß man sich bemühen wolle, Österreich in den Bund zu ziehen; im 7. und 8., daß man mit England unterhandeln wolle, um Preußen englische Hilfsgelder zu verschaffen." Ein geheimer Artikel war für Preußen von größter Bedeutung. „Der Kaiser von Rußland", so lautet derselbe, „macht sich durch diesen geheimen und besondern Artikel, weil die Sicherheit und Unabhängigkeit Preußens nur dadurch begründet werden kann, daß man ihm die ganze reelle Macht wieder verschafft, welche es vor 1806 gehabt, den Wünschen des Königs von Preußen zuvorkommend, verbindlich, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Preußen seinen ganzen früheren, statistischen, geographischen, finanziellen Zustand wieder erlangt haben wird und wieder geworden ist, was es vor dem Kriege gewesen. Der Kaiser verspricht zu diesem Zwecke aufs Feierlichste, daß er zur Entschädigung Preußens für das Verlorene und zur Vergrößerung des Königreichs alle die Erwerbungen anwenden wolle, die es im Norden durch die Waffen, oder durch Unterhandlungen machen werde, bloß mit Ausnahme der alten hannöverschen Besitzungen."

Zu diesen Vertragsbestimmungen kam noch ein geheimer Artikel, in welchem der Kaiser von Rußland dem Könige die Erwerbung eines Gebietes gewährleistet, „welches Altpreußen in allen Beziehungen, sowohl militärischen wie geographischen, mit Schlesien verbindet." Dieses Gebiet war kein anderes, als die spätere Provinz Posen, auf deren Erwerbung man damals als ein natürliches Bindeglied zwischen den alten historischen Teilen Preußens schon Bedacht genommen hatte.

So sehr den König auch die Tatsache des Bündnisabschlusses befriedigt hatte, mit dem ganzen Gange der Dinge, wie er zustande gekommen, war er doch nicht einverstanden gewesen. Es entsprach nicht seiner langsamen Natur, zu einer Sache gedrängt zu werden. Auch der Inhalt selbst befriedigte ihn keineswegs. Er hatte, wie Droysen berichtet, im Januar als Bedingung des Bündnisses gefordert und zugesagt erhalten, daß die russischen Heere ungesäumt die Weichsel und die Oder überschreiten sollten — vor allem um so die Formation der preußischen Heere mit Sicherheit beendigen zu können. Statt dessen hatten die russischen Truppen — jene leichten Schwärme abgerechnet, deren Erscheinen überall nur die Bevölkerung aufregte und sie verführte, sich zu kompromittieren — weit hinter der Oder, hinter der Grenze des warschauischen Gebietes, Kantonnements bezogen; ja von der Kriegserklärung Preußens war ihr weiteres Vorrücken abhängig gemacht worden. Die augenblickliche Schwäche der russischen Streitkräfte war erklärlich und, wenn sie auch russischerseits mit unrichtigen Angaben verheimlicht wurde, kein Geheimnis; überwiegend mit preußischen Truppen mußte der Krieg eröffnet werden. Aber in dem geschlossenen Vertrage waren alle die Fragen, an denen Knesebecks Sendung gescheitert war, die über Thorn und Danzig, über das künftige Schicksal Polens und die Herstellung des preußischen Staatsgebietes, offen gelassen; und während sich Rußland im Warschauischen auch in dem bis 1807 zu Preußen gehörigen Anteil tatsächlich festsetzte, enthielt der Vertrag für Preußen nur die allgemeine Phrase einer Rekonstruktion in Norddeutschland; nicht einmal der Besitz der früher preußischen Gebiete an der Nordsee, am Rhein und in Franken ward garantiert.*)

Noch viel weniger war nach des Königs ruhigem Sinn die laute politische Aufregung, die alle Stände ergriffen und sich überall, nach seiner Meinung störend, dazwischen drängte. Steins und Yorcks Gegner hatten das Ihrige getan, ihm die Vorgänge in Ostpreußen, besonders die hoch-

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. II, 9.

gehenden patriotischen Aufregungen auf dem Ständetage in zweideutigem Lichte zu schildern. Als deswegen Graf Ludwig Dohna, der Abgesandte des Ständetages, mit seinen Anträgen zur Bildung der Landwehr zum Könige gekommen war, hatte er ihn keineswegs freundlich empfangen und sich nicht enthalten können, zu fragen: „ob Herr von Yorck schon eine Bürgerkrone trage"*) Des Königs Sinnesänderung war nicht ganz ohne Zusammenhang mit der Tatsache, daß er eben damals gerade Knesebeck zu seinem Generaladjutanten ernannt hatte, dessen ganze Sinnesrichtung sich unwillkürlich in einem Briefe an Scharnhorst kennzeichnete, worin es heißt: „Sie, mein Freund, haben in Ihrer Umgebung Leute, die von einem Parteigeist ohnegleichen beseelt werden. Ihre Menschenkenntnis wird sie Ihnen längst haben erkennen lassen; ich bitte Sie, wahren Sie sich gegen ihre Einwirkungen."

Am meisten hatte unter der Ungnade des Königs Stein zu leiden, dem Friedrich Wilhelm an dem Gang der Ereignisse einen wesentlichen Teil der Schuld beimaß. Die gewaltige, imponierende, wenig nach der Person sondern immer nach der Sache fragende Persönlichkeit „des großen Barons" war nie ganz nach seinem Sinne gewesen. Ja, diese Verstimmung gegen Stein ging bei dem Könige so weit, daß er, sonst von Natur gütig und freundlich, sich sogar während der schweren Krankheit Steins — er war an einem schweren typhösen Fieber erkrankt — kalt und teilnahmlos gegen ihn verhielt, den Mitgliedern des Hofes sogar verbot, „in irgend eine Verbindung mit ihm zu treten oder seinen Zustand zu erleichtern." Umso rührender waren die Beweise von Teilnahme, welche er von allen Seiten empfing. Blücher, Scharnhorst, Prinz Wilhelm, der Oberpräsident Merkel, die Leibärzte des Königs, Hufeland und Wiebel, besuchten ihn und widmeten ihm die größte Sorgfalt. Die Prinzeß Wilhelm sandte ihm täglich aus ihrer Küche eine Krankensuppe. Auch Steins Biograph erwähnt diese unerfreuliche Spannung zwischen Stein und dem Könige und erklärt sie mit der Tatsache, daß dem Könige „die plötzliche, von ihm nicht veranlaßte Erscheinung zweier Personen aus dem Hauptquartier und die dadurch herbeigeführte schnelle Entwickelung der Sache, der Abschluß des Bündnisses mit Rußland, bevor die Rückantwort aus Paris eingetroffen, unangenehm war. Hardenberg war mißtrauisch, besorgt für sein Ansehen; er fürchtete, Stein möchte Ansprüche auf den Rücktritt in den Dienst machen.**)

Wie wenig hatten sie alle den herrlichen Mann gekannt, dem alles Kleinliche, Schwächliche fremd, dem nur die Liebe zum Vaterlande die Richtschnur seines Handelns war; wie schwer hatten sich alle diejenigen getäuscht, die, heimlich oder offen, dem großdenkenden Manne nichts mehr oder nichts weniger vorgeworfen, als daß er die Geschäfte Rußlands besorgte, er, der noch soeben zum zweiten Male das Anerbieten Alexanders, in russische Dienste zu treten, ausgeschlagen hatte. Und doch war nur er es gewesen, welcher dem schwankenden Alexander das Rückgrat gestärkt, welcher ihn fest gemacht hatte für das Bündnis mit Preußen. Dankbar hatte Alexander dies selbst anerkannt und für Stein seine größten Sympathien zum Ausdruck gebracht, wie aus einer Unterredung Knesebecks mit dem Kaiser hervorgeht. Als Baron von Anstett nach seiner Ankunft in Kalisch dem Kaiser den von Friedrich Wilhelm III. unterzeichneten Vertrag vorlegte, ließ Alexander sofort Knesebeck rufen. Den Vertrag in der Hand, rief er:***) „Sehen Sie wohl, der König hat mehr Vertrauen in mich und sogleich, ohne ein Wort zu ändern, unterzeichnet!" Knesebeck antwortete: „Sire, der König ist mein Herr und Gebieter; er vertraut das Los meines Vaterlandes dem großmütigen Herzen Ew. Majestät an, und da ich Ihre wohlwollenden Absichten für Preußen kenne, so wünsche ich dem Könige und meinem Vaterlande dazu Glück." Der Kaiser erwiderte: „Das ist eine kleine

*) Droysen. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.

) Pertz, Das Leben Steins. *) Ebendaselbst.

Verstärkung, welche die Vorsehung mir schickt, und der König kann sicher sein, daß ich nicht zurücktreten würde, ohne seine Hoffnungen erfüllt zu haben; ich würde eher sterben, als ihn verlassen.“ — Diese Worte sprach der Kaiser so ergriffen, daß einige Augenblicke Schweigen folgte. Der Kaiser bemerkte ferner, daß Knesebeck sich geirrt habe, als er ihm abgeraten, Herrn vom Stein nach Breslau zu schicken, da derselbe dem Könige unangenehm sei; vielmehr habe Herr vom Stein sich einer sehr ehrenvollen Aufnahme zu erfreuen gehabt.“ Stein genas langsam von seiner schweren Krankheit, liebevoll gepflegt von seiner Gattin und den Töchtern, die nach langer, banger Trennung aus Prag herbeigeeilt waren. Der körperlich und seelisch gebeugte Mann erhielt eine freudige Genugtuung für die ihm von seinem Könige und Hardenberg in Breslau zuteil gewordene Zurücksetzung, als ihm am 15. März Kaiser Alexander selber in Breslau seinen Besuch machte.

Als Abschluß unserer Darstellung der denkwürdigen Allianzverhandlungen in Kalisch mögen zwei Originalschreiben hier Platz finden, die aus dem königlichen Staatsarchive stammen.*) Das erste derselben rührt von König Friedrich Wilhelm III. her und wurde von General von Scharnhorst dem Kaiser Alexander persönlich in Kalisch überreicht. Es lautete:

Breslau, le 15/27 février 1813.

Je me flatte, Sire, que vous aurez jugé, par l'empressement avec lequel j'ai approuvé aussi de mon côté le projet de traité apporté par le conseiller d'état actuel d'Anstett sans proposer aucun changement, de la confiance illimitée que j'ai dans vos sentiments d'amitié pour moi, auxquels j'ai trouvé ce projet entièrement conforme, et combien je suis impatient de voir les liens qui m'unissent à V. M. I. indissolublement resserrés et notre alliance signée.

Le général de Scharnhorst aura l'honneur de lui remettre ces lignes. Je l'envoie à votre quartier général, Sire, pour concerter conjointement avec le colonel de Knesebeck nos premières opérations militaires avec ceux ou celui que V. M. voudra bien nommer pour cet effet.

Je n'ai pas encore pu voir le baron de Stein parce qu'il est retenu chez lui par une indisposition, mais ce sera avec plaisir que je le reverrai et apprendrai par lui vous intentions sur l'Allemagne, Sire.

Puisse le Ciel bénir nos efforts et me donner en même temps la douce satisfaction de donner à V. M. les preuves le plus convaincantes du tendre attachement que vous a voué à jamais, Sire, de V. M. I. le bon frère, ami et allié

Frédéric Guillaume.

*) Publikation der königlichen Staatsarchive. Herausgegeben vom Geh. Archivrat Dr. Paul Bailleu.

Breslau, den 15./27. Februar 1813.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, Majestät, daß Sie aus dem Eifer, womit ich auch meinerseits den durch den Wirkl. Staatsrat von Anstett überbrachten Vertragsentwurf genehmigt habe, ohne daran irgend eine Änderung vorzunehmen, einen Schluß ziehen werden auf das unbeschränkte Vertrauen, welches ich in Ihre Freundschaftsgefühle für mich setze, die in diesem Entwurf den entsprechenden Ausdruck gefunden haben, und wie ungeduldig ich bin, die Bande, welche mich an Ew. Majestät ketten, unauflöslich geknüpft und unser Bündnis vollzogen zu sehen.

Der General von Scharnhorst wird die Ehre haben, Ihnen diese Zeilen zu überbringen. Ich schicke ihn in Ihr Hauptquartier, Majestät, um gemeinschaftlich mit dem Obersten von Knesebeck unsere militärischen Operationen mit denjenigen oder demjenigen zu verabreden, welchen Ew. Majestät zu diesem Zwecke zu ernennen für gut befinden werden.

Ich habe noch nicht den Freiherrn vom Stein zu sehen Gelegenheit gehabt, weil er durch eine Unpäßlichkeit an das Zimmer gefesselt ist, aber mit Vergnügen werde ich ihn wiedersehen und durch ihn Ihre Pläne in bezug auf Deutschland kennen lernen.

Möge der Himmel unsere Bemühungen segnen und mir gleichzeitig die beruhigende Genugtuung gewähren, Ew. Majestät die überzeugendsten Beweise von der liebevollen Anhänglichkeit zu geben, welche Ihnen immerdar gewidmet hat Ew. Majestät guter Bruder, Freund und Bundesgenosse

Friedrich Wilhelm.

Das zweite Originalschreiben rührt von Kaiser Alexander her und gibt seiner Genugtuung über den Abschluß der Allianz Ausdruck.

Kalisch, le 16./28. février 1813.

Il m'est impossible, Sire, de résister à vous témoigner tout le bonheur que j'épreuve de me voir nouveau lié à vous par l'acte le plus solennel et le plus sacré, qui doit, avec l'aide de la Providence Divine, arracher l'Europe au joug qui l'oppresse et me donner la jouissance si longtemps attendue de vous prouver par des faits combien je suis votre ami. J'ai reconnu bien votre coeur à la manière franche et prompte avec laquelle tout a été conclu et terminé. Je finis ma lettre en répétant encore une fois notre devise: Espoir en Dieu, courage et persévérance, et tout ira bien.

Tout à vous de coeur et d'âme pour la vie. De V. M. le bon frère, ami et fidèle allié

Alexandre.

J'attends avec impatience le général Scharnhorst et ensuite j'aspirerais au bonheur de vous revoir; moment qui me sera cher au delà de tout expression.*)

Dem zu Kalisch abgeschlossenen Bündnis sollte erst die Zusammenkunft der beiden Monarchen die rechte Weihe geben. König Friedrich Wilhelm III. war seinem Bundesgenossen und königlichen Freunde von Breslau aus in Begleitung der königlichen Prinzen vier Meilen bis Oels entgegengefahren. Bei Spahlitz, ganz in der Nähe von Oels, fand am 15. März 1813 die denkwürdige Monarchenzusammenkunft statt, welche für die Geschicke des nunmehr begonnenen Freiheitskampfes von großer Wichtigkeit werden sollte. Das Volk fühlte diese Bedeutung. Überall in den Städten und Dörfern, welche die Monarchen passierten, läuteten die Glocken, erschollen die Jubelrufe der freudig erregten Menge. Etwa eine halbe Meile von der schlesischen Hauptstadt entfernt, stiegen die Monarchen mit ihrem Gefolge zu Pferde, um von dort aus unter dem beständigen Läuten der Glocken, unter dem Donner der Kanonen und den nicht endenwollenden Hurra-Rufen des Volkes ihren feierlichen Einzug in Breslau zu halten.

Die Zusammenkunft Kaiser Alexanders mit dem König von Preußen und die gleich darauf folgende Abreise des französischen Gesandten waren die unzweideutigen Zeichen, daß der Tag der Rache gekommen sei. Zwei Tage später, am 17. März 1813, erschien dann der denkwürdige Aufruf Friedrich Wilhelms:

An Mein Volk!

So wenig für Mein treues Volk als für alle Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, der jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

---

*) Publikation der königlichen Staatsarchive. Herausgegeben vom Geh. Archivrat Dr. Paul Bailleu.

Kalisch, den 16./28. Februar 1813.

Es drängt mich unwiderstehlich, Majestät, Ihnen zu bezeugen, wie beglückt ich bin, mich von neuem mit Ihnen verbunden zu sehen durch den feierlichsten und heiligsten Akt, welcher, mit Hilfe der göttlichen Vorsehung Europa von dem drückenden Joch losreißen und mir den so lang erwarteten Genuß gewähren soll, Ihnen durch Taten zu beweisen, wie sehr ich Ihr Freund bin. An der offenen und gewissenhaften Art, womit alles beschlossen und befestigt worden ist, habe ich wohl Ihr Herz erkannt. Ich schließe meinen Brief, indem ich noch einmal unseren alten Wahlspruch wiederhole: Hoffnung auf Gott, Mut und Beharrlichkeit und alles wird gut gehen.

Für mein ganzes Leben der Ihre von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Ew. Majestät guter Bruder, Freund und treuer Bundesgenosse

Alexander.

Ich erwarte mit Ungeduld den General Scharnhorst und ersehne dann das Glück, Sie wiederzusehen; ein Augenblick, welcher mir unaussprechlich teuer sein wird.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hochgebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich Meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaften! Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und der Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angeborenen König als für einen fremden Herrscher, der, wie viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen dürfte, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegensehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Der Verfasser des Aufrufs, Regierungsrat und Schriftsteller Theodor Gottlieb von Hippel, damals in Hardenbergs Staatskanzlei angestellt, nicht zu verwechseln mit seinem Oheim Theodor Gottlieb von Hippel, dem Verfasser des berühmten satirischen Buches „Über die Ehe“, gibt uns über das Entstehen des Aufrufs nähere Auskunft:*) „Fast täglich fanden in Breslau in dieser Zeit abends zwischen 7 und 9 Uhr beim Staatskanzler zwischen ihm, Scharnhorst, Gneisenau, Thile u. a. Zusammenkünfte statt, denen Hippel ebenfalls beiwohnte, und deren Resultate, wenn

*) Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.

sie dazu angetan, anderen Tages dem Könige vorgelegt wurden. Als man in der Mitte des März über das von Ancillon (früher Prediger in Berlin und Erzieher des Kronprinzen) sehr gründlich ausgearbeitete Manifest — die Note, welche Krusemark als Kriegserklärung in Paris übergab — sich in großer Verlegenheit befand, weil es mehr ein Muster vortrefflicher Kanzelberedtsamkeit als des Geschäftsstils war und man dem würdigen und als Philosoph berühmten Verfasser sein Manuskript nicht füglich zurückgeben und es ebensowenig auf der Stelle durch ein anderes ersetzen konnte, warf Hippel die Bemerkung hin: ‚Preußen befinde sich, nach allen der Welt bekannten Vorgängen, in so augenscheinlichem Rechte, daß eine einfache, öffentliche Anrede an das Volk genügen werde'. Dieser Vorschlag wurde günstig aufgenommen und insbesondere von Gneisenau, dem alle beitraten, gebilligt. Der König genehmigte den Vorschlag, wie den einen Tag später von Hippel entworfenen Aufruf." —

Inzwischen war Yorcks Korps, welches durch Königliche Kabinettsordre vom 8. März unter des russischen Generals Wittgenstein Oberbefehl gestellt worden war, in die Mark eingerückt. Freudig bewegt, rüstete man sich, um den seltenen Helden zu empfangen, der durch seinen kühnen Schritt in Tauroggen den ersten Anstoß zu der Bewegung gegeben, die jetzt alles zu überfluten schien. „Ganz Berlin", ließ Graf Wittgenstein ihm am 16. März schreiben, „strömt zu mir, um die Stunde zu wissen, da Ew. Exzellenz mit Ihren Truppen in die Mauern Berlins einrücken werden, weil jedermann das Korps sehen will, das zur Rettung des Vaterlandes so viel beigetragen." Kurze Zeit vor dem Einrücken in die preußische Hauptstadt hatte Yorck von Breslau ein Schreiben des Königs nebst einem Armeebefehl erhalten, welches ihn aus langen, bangen Zweifeln befreite. Es war die Rechtfertigung durch seinen König, in welcher ihm nicht nur bestätigt wurde, daß er „wegen jener Konvention in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei" dastehe, sondern in der ihm auch „zum Beweise meiner allerhöchsten Zufriedenheit und meines ungeteilten Vertrauens" noch der Oberbefehl über die Truppen des Generalmajors von Bülow übertragen wurde.

Am 17. März, demselben Tage, da in Breslau der Aufruf des Königs erschienen war, hielt das Yorcksche Korps seinen feierlichen Einzug in Berlin. Die ganze Stadt war in freudigster Aufregung. Die Truppen rückten von Weißensee aus durch das Neue Königstor in die Stadt. Zu beiden Seiten waren die Straßen, die von hier aus zum Königlichen Schlosse führten, mit einer dichtgedrängten Menge besetzt. Große Ehren warteten hier des Helden und seines Korps. Prinz Heinrich von Preußen, von Graf Wittgenstein und zahlreichen russischen und preußischen Generalen, sowie von dem Generalstabe der Berliner Bürgergarde begleitet, war dazu ausersehen, dem Korps entgegen zu reiten und es in die Residenz zu führen. Unter klingendem Spiele ging es dann nach kurzer Begrüßung dem Tore zu. Hier hatte sich Yorck von des Prinzen Seite hinwegbegeben und sich, von seinem Stabe umgeben, an die Spitze seines Korps gesetzt. Unendlicher Jubel empfing ihn und sein tapferes Korps. Aus allen Fenstern winkten Tücher, fielen Blumensträuße hernieder, und Hochs und Hurras wollten kein Ende nehmen. Aber, wie ein Augenzeuge schreibt, es bewegte ihn nicht. „Ein Bild stolzer Strenge und Kälte zog er dahin; er ritt vor seinen Truppen her", berichtet ein anderer, „ohne den Blick auf die jubelnde Menge rechts und links zu wenden." Prinz Heinrich hielt mit seinem Gefolge vor dem Schlosse. Yorck ritt heran, salutierte zu den Prinzessinen hinauf, die auf dem Balkon des Schlosses standen und ließ dann die Truppen vorbeidefilieren. Zahlreiche Festlichkeiten, auch seitens der Stadt, zu Ehren Yorcks und seiner Offiziere, sowie ein Ball im Schauspielhause schloß die erhebenden Tage der Einzugsfeier.*)

---

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.

Zu eben so stürmischen Kundgebungen patriotischer Begeisterung wie hier in Berlin war es am 18. März 1813 in Hamburg gekommen, als Oberst von Tettenborn mit seinen Kosaken hier eingerückt war. Die alte, ehrwürdige Hansastadt, seit 1810 dem französischen Kaiserreiche einverleibt, hatte unter der Fremdherrschaft entsetzlich gelitten. Schon lange hatte es in der Stadt bedenklich gegärt; die aus Preußen herübergekommenen Nachrichten von der großartigen Erhebung aller Stände und Volksklassen hatten die Gemüter noch mehr erregt, und der französische Befehlshaber, General Carra St. Cyr, befand sich, im Besitz nur geringer Streitkräfte, in einer schwierigen Lage. Da ihm auch die Hamburger Bürgerwehr nicht mehr zuverlässig erschien und auch das Erscheinen der Kosaken gemeldet worden war, hatte er am 12. März Hamburg geräumt und war auf das linke Elbufer übergegangen. Es war klar, daß Napoleon über die Räumung Hamburgs aufs äußerste erbittert war, um so mehr, da das böse Beispiel Hamburgs bald Nachahmung finden konnte, und St. Cyr durch seinen übereilten Schritt außerdem den französischen General Morand, der sich von Stralsund her näherte, in eine sehr schwierige Lage gebracht hatte. Hätte er dessen Eintreffen abgewartet, so wäre Hamburg vielleicht den Franzosen erhalten geblieben.

Als alter erprobter Soldat setzte sich Morand sofort auf Hamburg in Bewegung, um womöglich, mit St. Cyr vereinigt, die Stadt wieder in seinen Besitz zu bringen. Ihm entgegen rückte, von Wittgenstein angewiesen, der Oberst von Tettenborn, ein jugendlicher, unternehmungslustiger Parteigänger, ein geborener Badenser, gleich Wittgenstein mit Wärme für die Befreiung Deutschlands eintretend. Überall, wo er erschien, begrüßte man ihn und seine Truppen mit lautem Jubel. In Mecklenburg brachte sein bloßes Erscheinen der Sache der deutschen Befreiung einen ungeahnten freudigen Erfolg. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin sagte sich — als der erste dem Rheinbunde angehörigen Fürsten — von Napoleon los; seinem Beispiel folgte noch an demselben Tage der Herzog von Mecklenburg-Strelitz. Unaufhaltsam setzte Tettenborn seinen Zug auf Hamburg fort. Morands Korps war mit dem besten Willen nicht imstande, seinem Vordringen Einhalt zu tun; seine Nachhut geriet mit Tettenborns Kosaken in ein heftiges Gefecht, aus welchem sie sich nach dem Verlust mehrerer Geschütze zurückziehen mußte. Während St. Cyr, mit Morand vereinigt, seinen Rückzug auf Bremen fortsetzte, langte Tettenborn ungehindert in Hamburg an, wo er am 18. März unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug hielt. Die ganze Stadt befand sich in einem wahren Freudentaumel. Die Bürgerschaft — allen voran die Damen — wetteiferten darin, den Söhnen der russischen Steppen, hierzulande so selten gesehene Gäste, ihre Sympathien zu zeigen. „Vivat Alexander! Vivat Friedrich Wilhelm! Unsere Erretter! Unsere Erlöser! Es lebe Rußland! Es lebe Preußen! Alt-England für immer! Es lebe Hamburg! Hurra! und wieder Hurra!" riefen viele tausend Stimmen ohne Aufhören, daß die Luft erzitterte. Unzählige Tücher wehten aus allen Fenstern und von allen Wagen; die voranziehenden Zünfte schwenkten ihre bunten Fahnen; Hüte mit grünen Zweigen sah man auf hohen Stangen oder Degenspitzen getragen oder jauchzend durch die Luft geschleudert; alle Glocken läuteten. Von allen Seiten drängte das Volk heran und schmückte die Pferde der voraneilenden Offiziere mit grünen Zweigen und die Damen warfen uns Blumen und Kränze zu. Viele sah man vor Freude weinen; Bekannte und Unbekannte umarmten sich und wünschten sich Glück, diesen Tag erlebt zu haben; alles schien verbrüdert und im Entzücken berauscht. Am Abend war die Stadt erleuchtet und im Theater ward das jeden Hamburger elektrisierende Volkslied: „Auf Hamburgs Wohl!" von den Zuschauern feierlichst gesungen. Als der Oberst Tettenborn aus dem Theater heimfahren wollte, spannte ihm das Volk die Pferde aus und zog ihn nach Haus, wo man ihn im Triumph auf den Schultern die Treppe hinauftrug. Die Erleuchtung dauerte bis nach 3 Uhr;

bis dahin waren die Straßen von unermeßlichem Volksjubel erfüllt. Wenn man einen solchen Tag erlebt, dann muß man Glauben an das Vaterland und an die Zukunft gewinnen.*)

Am 17. März, an demselben Tage, da der König den denkwürdigen Aufruf „An Mein Volk“ erlassen, hatte er es auch mit der großartigen Schöpfung seines genialen Kriegsministers bekannt gemacht: mit der Errichtung der Landwehr, unter deren wuchtigen Kolbenstößen die Napoleonische Herrschaft bald darauf in Trümmer sinken sollte. Welche Anerkennung, welchen Beifall diese geniale Schöpfung bei dem Volke fand, das bewies der gewaltige Zudrang zu der Landwehr, die beispiellose Opferwilligkeit, mit welcher von allen Seiten Gaben herbeiströmten. Als Ehrenzeichen für die Tapferen dieses heiligen Krieges hatte der König schon am 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, den Orden des „Eisernen Kreuzes“ gestiftet. Die unvergleichliche Begeisterung jener hehren Zeit aber klang wieder in Theodor Körners herrlichem Aufruf, der wie ein mächtiger Fanfarenstoß das ganze Land durchhallte:

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!
die Saat ist reif. Ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg.
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen.
die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
in seiner Freiheit ew'gem Morgenrot.
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen;
der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
daß euch des Kampfes kühne Wonne fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
gab euch in euren herzlichen Gebeten
den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
o, ruft sie an als Genien der Rache,
als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen, freien Heldenschatten,
mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen.
Drauf, wackres Volk, drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Und dann kamen die freudig bewegten und doch so schmerzlichen Tage, da das hochaufatmende Vaterland seine Söhne hinausschickte in den heiligen Kampf, um die deutschen Gauen zu befreien von den Fremdlingen, die dort nur zu lange gehaust hatten. Selten, sagt Droysen, mag eine Armee so von Kampfbegier durchglüht gewesen sein, wie damals die preußische. Die Kunde zum Abmarsch aus Berlin, die am Abend des 26. sich verbreitete, erweckte den lauten Jubel aller. Am anderen Morgen ward auf dem weiten Platze vor dem Königlichen Schlosse angetreten; es entsprach der Stimmung jener Tage, daß die Ausziehenden in feierlichem Gottesdienst zum Kampf geweiht wurden. Der würdige Feldprediger Schulze hielt eine ergreifende Rede; als er den Segen

*) Aus einem Briefe Varnhagen von Enses, der damals Adjutant bei Tettenborn war.

sprach, brach über dem Dom die Sonne durch die Wolken hervor. Dann trat Yorck selbst in den Kreis: „Mehr noch als Tapferkeit sei Geduld und Zucht des Soldaten Ruhm; aber der Kampf für die heilige Sache des Vaterlandes fordere mehr; nur ein edles menschliches Betragen selbst gegen den Feind werde zeigen, daß sie wüßten, wofür sie kämpften." — „Von diesem Augenblicke an gehört keinem von uns mehr das Leben; keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen; er sei freudig bereit, sein Leben dahin zu geben für das Vaterland und den König." Dann zurücktretend nach der Seite hin, wo das Leibregiment stand, rief er: „Soldaten, jetzt geht es in den Kampf; ihr sollt mich an Eurer Spitze sehen; tut Eure Pflicht; ich schwöre Euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder." Der alte Horn, so erzählt ein Augenzeuge, ward von diesen Worten so ergriffen, daß er Yorck in die Arme stürzte und laut rief: „Er und das Leibregiment und gewiß alle anderen würden dem Beispiel des Generals folgen." Und ein Soldat aus dem Leibregiment rief: „Dat soll ein Wort sein!" — „Ja, das soll ein Wort sein", riefen die anderen. „Ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder." Das waren Yorcks letzte Abschiedsworte.

Frühling war es. An den Obstbäumen prangten die ersten Blüten. Mild schien die Sonne vom blauen Frühlingshimmel hernieder. In den Zweigen zwitscherten erregt die Spatzen, pfiffen die Stare, als wollten auch sie den Abziehenden ihr Lebewohl in recht eindringlicher Weise zu Gehör bringen. An der Brust des Landwehrmannes ruhte schmerzerfüllt die Gattin. Der alte Wehrmann, mit dem Landwehrkreuz an der Mütze, die Flinte unter dem Arme, reicht, seine Bewegung niederkämpfend, mit einem letzten ernsten Blick dem jugendlichen Sohne die Hand, der, kaum den ersten Flaum auf den Lippen, sich als Freiwilliger hat einschreiben lassen. Voll jugendlicher Begeisterung schwenkt jener weißhaarige Alte, dem das Schicksal es nicht mehr vergönnt hat, mit hinauszuziehen in Kampf und Sieg, seinen Hut den Abziehenden zum letzten Scheidegruße. Mit heißen Segenswünschen aber faltet das alte Mütterlein im Hintergrunde die Hand zum stillen Gebete. Sie hat ja auch ihren Sohn dabei. Rings wirbeln die Trommeln im Preußenland. „Hinaus! Hinaus! In den Kampf!" „Nur ein freies Vaterland sieht uns wieder!"